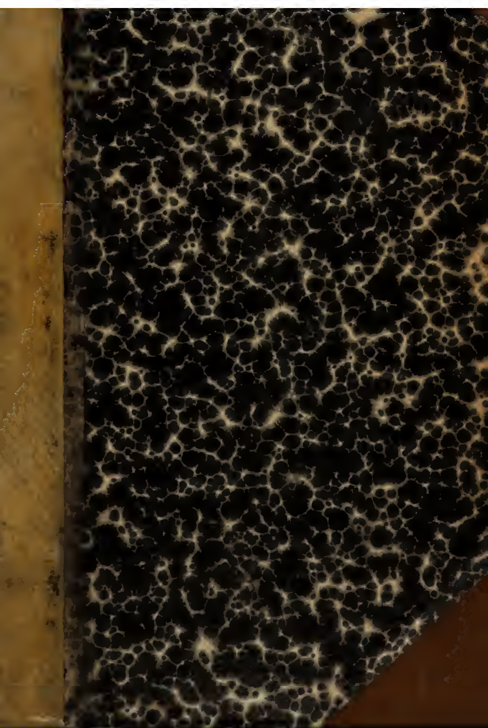
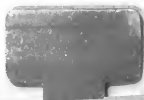




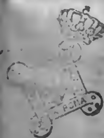


Allgemeine

Cultur-Geschichte

der

Menschheit.



Dritter Band.




BIBLIOTECA VITT. EMANUELE
1
7 -G
14
ROMA

Allgemeine

Cultur-Geschichte

der

Menschheit,

von

Gustav Klemm.

Nach
den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstproducte u. s. w. versehen.



Dritter Band.

Die Hirtenvölker der passiven Menschheit.

Mit 7 Tafeln und verschiedenen in den Text eingedruckten Abbildungen.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1844.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Waldnomaden des Nordens.

Die Hirtenvölker der passiven Menschheit.

Wenn wir die Völkerstämme auf den verschiedenen Stufen der Cultur betrachten, so finden wir unter anderm auch die Erscheinung, daß die Enden der niedern über die Anfänge der höhern hinausragen; eine Erscheinung, welche wir nicht allein in der Gliederung jedes architektonischen Stufenbaues, sondern auch in jedem ähnlich gegliederten Organismus der Pflanzen- wie der Thierwelt bemerken. So finden wir denn auch die Anfänge des Hirtenlebens bei weitem dürftiger und ärmer in den Formen, als die höhern Stufen des Jäger- oder Fischerlebens. Vergleichen wir z. B. die Zustände der Nordamericaner, bevor dieselben durch die Europäer in Auflösung und Zerfall geriethen, mit der Lebensweise der lappländischen Nomaden, so finden wir bei jenen Americanern bereits Formen des öffentlichen Lebens zu einer Höhe entwickelt, die wir bei jenen Nomaden vergebens suchen; dennoch aber hat das Nomadenleben, wenn wir dasselbe in seiner fortschreitenden Entwickelung bei den Mongolen verfolgen, Keime in sich, die zu einer Culturstufe führen, welche jenen Amerikanern unerreichbar blieb, so lange sie im Zustande des Jägerthums verharrten.

Die nächste Frage ist nun aber, wie kamen die Menschen dazu, aus dem Jägerleben in das des Hirtenstandes überzugehen? Wir können nicht annehmen, daß freie, ungebundene Jäger, die nie vorher einen Hirtenstaat gesehen, die mithin auch keine Kenntniß von den Vortheilen und Vorzügen desselben haben konnten, diese Veränderung auf einmal und plötzlich, mit Absicht und Vorbedacht vornehmen. Etwas anderes ist es, wenn in Europa ein Mensch sein bisheriges Gewerbe aufgiebt, weil es ihn nicht mehr nährt und er ein anderes ergreift, weil er Beispiele vor Augen hat, daß dasselbe ihm eine bessere, behaglichere Lage gewähren muß. Es müssen also anderweite Ursachen vorhanden seyn und es lassen sich deren auch in der That nachweisen, da es noch Hirtenvölker giebt, welche theilweise den Jägerstand festhalten. Die Eskimos der Nordostküste von America jagen noch das Rennthier, das die Rennthiertungusen und die Rennthiertschuktschen als Heerdenthier bereits um sich versammelt haben, ohne die Jagd

so gänzlich aufgegeben zu haben, als die Kalmyken und Mongolen. Ja wir finden auf der andern Seite aber auch Rückschritte in den Jäger- oder Fischerstand. So leben am nördlichen Ufer des kaspischen Meeres von der Jemba bis zur Wolga Kalmyken, die der Verlust ihrer Heerden zu Fischern erniedrigte. Der Reichste hat zwei Kühe. Wie Wunderthiere werden Pferde, Kameele und Schafe, wenn Fremde mit solchen Thieren ankommen, betrachtet. Männer und Weiber staunen über die Erzählungen der Greise von dem Leben der Steppenbewohner, von großen Heerden, von unaufhörlichen Wanderungen durch die unermeßliche Steppe. Dennoch verharren sie zufrieden und glücklich in ihren schilfbedeckten Hütten bei den Fischspeisen. Zu Fuß, ihr Gepäck auf dem Rücken schleppend, ziehen sie von einem Lagerplatz zum andern. (Bergmann Streifereien unter den Kalmyken II. 167.)

Wie nun aber dieser Rückschritt aus dem Zustande des Hirten in den des Jägers oder Fischers durch Mangel bedingt wurde, so scheint mir dagegen der Vorschritt aus dem Jägerleben in das Hirtenthum durch Ueberfluß herbeigeführt worden zu seyn. Und es ist wohl denkbar, daß der Jäger, dem die unversiegbare Fülle des Wildes gewiß ist, ausgezeichnet schöne Thiere, die er lebendig gefangen, oder die sich ihm wenig widersetzten, oder auch solche, die eine Zuneigung zu ihm verrathen, in den Bereich seines Aufenthaltes zieht und sie sich zu Gefährten und Dienern macht. Sahen wir doch schon bei den rohesten Jägern den Affen, den Papagey, den Hund als Gefährten des Menschen, fanden wir doch bei den Fischern der Polarzone den Hund, bei den Jägern der Prairien und Pampas das Pferd im Dienste des Menschen. Bedenken wir ferner, daß alle Thiere, wenn nur die nöthige Geduld angewendet wird, Hyäne und Tiger nicht ausgenommen, zähmbar sind und gern in die Abhängigkeit der Menschen treten, wenn ihnen Genüsse angewöhnt werden, die sie sich nicht selbst verschaffen können. Endlich aber finden wir in der That auch mehrere Thierarten, welche von Haus aus heerdenweise zusammen leben und sich dem Menschen gern anschließen: es sind dieß der Esel und das Pferd, das Schaf, das Kameel und das Lama, so wie das Rennthier und das Rind, von denen die meisten der gemäßigten Zone angehören, welche sich überhaupt der Entwickelung des Menschengeschlechts am günstigsten zeigt. Aber auch die Polarzone hat in dem Rennthiere sein Heerdenthier. Adolf Erman ist meines Wissens der erste, der die für uns besonders wichtige Bemerkung machte, daß die Rennthiere überaus lüstern nach dem Harne des Menschen sind. „An den Rennthieren — sagt er S. 697. Thl. I. seiner Reise um die Erde — hatte ich eine auffallende Lüsternheit nach menschlichem Harne schon bei frühern Jurten bemerkt, noch nie aber so entschieden und auffallend als heute; denn nur um diesem Triebe zu genügen, hatten sich schon jetzt einige Thiere der scheuen Heerde freiwillig in

die Nähe des Tschums begeben und sobald man herauskroch um das Wasser zu lassen, eilten sie im Trabe herbei, um es in der Luft mit vorgestreckter Oberlippe aufzufangen; trieb man aber das nächststehende fort, so kamen hernach alle übrigen und leckten eben so begierig den getroffenen Schnee. Es ist also klar, daß nicht die Wärme der Flüssigkeit, sondern mehr deren salzige Beschaffenheit diese Begierde auf ähnliche Weise, wie oft auch bei unsern Ziegenböcken, erregt, aber in einem so außerordentlichen Grade, daß sie die Gewöhnung der Rennthiere an ihre Herren wesentlich und vielleicht einzig befördert. In keinem anderen Falle verlieren sie ihre natürliche Schüchternheit, ja ihren Ekel vor dem Menschen, denn niemals nehmen sie das beste Futter aus der Hand, auch ausgerissene Fichtenbüschel, welche man ihnen auf hohem Schnee vorwirft, beriechen sie nur und wenden sich ab." Dieselbe Erscheinung fand der genannte Reisende bei allen Ostjakischen, Samojedischen und Tungusischen Rennthieren. (Erman R. II. 341.)

So hat denn die Vorsehung dieses nützliche Thier mit einem Triebe ausgestattet, der dasselbe dem Menschen für die Dauer zuführt, wie sie dem Hunde und dem Schweine eine ähnliche Lüsternheit nach den Excrementen des Menschen eingepflanzt hat.

Dem Jäger aber, der gewohnt ist, die Eigenthümlichkeiten der Thiere aufzufassen und zu beurtheilen, kann ein Geschöpf wie das Rennthier, das seine Gesellschaft sucht, nur ein willkommener Gast seyn. Die Haut, das Fleisch, die Sehnen, das Gehörn desselben war ihm bereits als überaus nutzbar bekannt, wenn er dasselbe auf der Jagd erlegt hatte; alsbald lernte er auch die Milch desselben benutzen, und bei seinen Zügen ward es ihm Reit- und Lastthier. Er lernte das Thier zuvörderst s c h o n e n. Damit aber begann der wesentliche, wichtige moralische Einfluß, den das Heerdenthier auf ihn übte. Dieser Einfluß wurde dadurch für die Dauer gesichert, daß, obschon das Thier den Menschen, wenn Mangel an anderweitem Wilde eintrat, nährte, er dennoch keine drückende Sorge für die Erhaltung desselben aufwenden mußte, denn das Rennthier sorgt selbst für seine Nahrung und bedarf keines Stalles. Der Jäger hat Freude am G e n u ß, bei dem Hirten entsteht allgemach die Freude am B e s i t z, er wird also seine Heerde zu mehren suchen, und sparsam mit der Verwendung der einzelnen Theile derselben umgehen.

Das Beispiel ferner der friedlich beisammenlebenden Thiere, die an gewisse Zeiten gebundene Benutzung der Milch, die schonende Behandlung der trächtigen Thiere, kann nicht ohne den wesentlichsten moralischen Einfluß auf den Hirten bleiben und muß mildernd auf seine Denkungsart, Handlungsweise und Sitten einwirken.

Namentlich aber scheint der Gehorsam und die Lenksamkeit, welche die Heerdenthiere gegen ihre Herrn und Pfleger an den Tag legen, von wesentlichem Einfluß auf die Gesinnung der Hirten gegen

ihre Aeltesten und Oberhäupter gewesen zu seyn. Wir finden wenigstens bei allen Hirtenvölkern Oberhäupter, denen unbedingter Gehorsam geleistet wird. Bei den Lappländern, die einzeln und Familienweise zusammen leben, ist der Vater der Herr; bei den Tungusen, mehr aber bei den Mongolen und Kalmyken ist der Stammfürst derjenige, der alles, was das gesammte öffentliche Leben betrifft, anordnet. Er bestimmt den Tag, wo die Horde den alten Lagerplatz verlassen und eine neue Wanderung antreten soll. Jeder gehorcht seinen Befehlen ohne Murren, jeder unterwirft sich den Strafen, die er ausspricht. Ja, jeder erkennt, wenn der Fürst gestorben, den Sohn desselben willig als den Erben seiner Gewalt an.

Bei den Jägern fanden wir allerdings auch Oberhäupter, allein theils war ihre Macht durch den Rath der Aeltesten beschränkt, theils stand ihnen eine Aristokratie entgegen, und Gehorsam konnten sie sich nach Innen nur dann erzwingen, wenn sie die letztere auf ihrer Seite hatten. Strafen zu ertheilen waren sie nie im Stande. Sie waren nur die Repräsentanten des Volkes in den Verhandlungen mit andern Völkern und Anführer im Kriege. Bei den americanischen Jägernationen herrschte ein ewiger Kriegszustand, sie waren stets gerüstet und auf der Hut gegen Menschen und Thiere.

Das Hirtenleben ist auf den Frieden gegründet. Der Krieg ist eine Ausnahme; er ist Nothwehr, wenn kein anderes Mittel übrig ist. Die Hirten verlassen lieber eine Gegend wo ihnen Gefahr droht, als daß sie ihre Heerden den Zufällen des Krieges Preis geben. So haben die Lappen sich zurückgezogen, so die sibirischen Nomaden, so floh eine große Anzahl Kalmyken, als ihnen unter russischer Herrschaft Gefahr zu drohen schien, über die Gränze in das chinesische Reich.

Solcher Frieden aber ist vorzüglich geeignet, die religiösen Ideen zu wecken, solche Verfassung führt gar allgemach und unmerklich zu Ausbildung eines Priesterstandes, der mit der weltlichen Obrigkeit die Herrschaft so lange theilt, bis er sie ganz an sich gebracht hat. Wir werden sehen, wie willig und gern die Nomaden dem Glauben an die Unfehlbarkeit geistlicher Oberherren sich hingeben.

Das Leben des Jägers ist wie ein Gießbach im Gebirge, das des Nomaden gleicht dem breiten, ruhigen Strome der Ebene. Die Seele des Jägers ist entweder in der ungeheuersten Aufregung oder sie träumt und schläft dahin. Der Hirte dagegen, dessen Daseyn gesicherter ist, der in seinen Heerden der Sorge für den nächsten Tag überhoben ist, braucht sich heute nicht übermäßigen Anstrengungen hinzugeben, um morgen gesättigt zu schlafen — seine Arbeiten sind leichter, aber sie wiederholen sich täglich, er ist daher in der Regel mäßiger, heiterer, ruhiger als der Jäger, allein die Energie des Jägers wird ihm nicht zu eigen, eben so wenig als der Ehrgeiz, der Trotz auf eigene Kraft und der kühne Stolz desselben. Der Jäger

raubt, der Hirte stiehlt, die Rache des Jägers ist blutig, die des Hirten heimlich — der Jäger hat die Freiheit des Wildes im Walde, der Hirte ist gezähmt wie seine Heerden und er hat alle schätzbaren Eigenschaften derselben angenommen. Mit der Treue des Hundes ist er seinem Herrn blindlings ergeben und gehorsam, gleich dem Schafe läßt er sich seine Habe ohne Murren vom Herrn abnehmen, und dieser nimmt ihm nie mehr ab, als er weiß, daß jener wieder erzeugen kann. Mäßigung in Allem ist Charakter des Hirtenthums.

Das behaglichere, ruhigere Daseyn der Hirtenvölker hat — so lange nicht äußere Störungen eintreten — eine unendliche Dauer. Und trotz der gewaltsamsten, feindseligen Eingriffe, besteht das mittelasiatische Nomadenthum nachweislich seit mehr als vier Jahrtausenden in denselben Formen. Allein es hat — wo der Einfluß der activen Rasse dasselbe nicht berührt hat, keine höheren geistigen Früchte getragen.

Dennoch aber müssen wir anerkennen, daß in materieller Hinsicht der Zustand der Hirtenvölker in sofern weit über dem der Jäger steht, als er bei weitem empfänglicher für die von Aussen heranströmende Cultur sich gezeigt hat. Die Jägernationen Americas sind unbändig und widerstrebend, wenn ihnen Mittel zu einem gesichertern, behaglicheren Leben dargeboten werden. (s. o. Th. II. S. 196.) Die asiatischen Nomaden dagegen sind aufnehmender und eben durch ihre Regierungsform zur Lenkung und Leitung weit besser vorbereitet. Sie mischen sich eher mit der activen Rasse und eine solche Mischung mag schon sehr früh Statt gefunden haben, in den Gegenden, die dem Sitze derselben, namentlich dem Kaukasus, nahe gelegen sind. Die tatarischen Völkerschaften in der Krim, die Kirgisen, die Mandschuh gewähren denn in der That eine auch bei weitem edlere Erscheinung und sie zeigen dann auch den Uebergang zum Ackerbau und seßhaftern Leben.

Und so betrachten wir das Hirtenleben als eine Mittelstufe der Cultur, als einen Uebergang von der wildesten Freiheit des Jägerthums zu dem geordneten Zustande des Ackerbauers.

Die passiven Hirtenstämme der Polarzone.

Die Hirtenstämme, welche die Urwälder, Gebirgsabhänge und Küsten der Polarzone bewohnen, haben in ihrer Gestalt und Größe Aehnlichkeit mit den von uns zuletzt betrachteten Eskimos*). Wie diese, sind sie klein, kurz und stämmig, Hände und Füße sind fein gebaut; die Hautfarbe ist gelbbraun, namentlich bei den männlichen Individuen, während junge Mädchen oft eine weiße, rothdurchschimmernde Haut haben**). Das Haar ist schwarz, nicht reich, der Bart dünn. Das Gesicht ist rund und mehr breit, mit vorstehenden Backenknochen, breiter, niedriger Stirn, tiefliegenden Augen, kurzer, breiter Nase, großem offenen Munde. Uebrigens sind die gedrungenen Körper überaus kräftig, wenn auch meist mager; dabei haben die Glieder große Beweglichkeit, namentlich sind die Füße zu anhaltendem, schnellen Laufe geschickt. So beschreiben uns schon die älteren Schriftsteller die Lappländer, und die neuern stimmen damit überein**).

Aehnlicher Gestalt sind die Samojeden, Ostiaken, Jukagiren, Jakuten und Tschuktschen, so wie auch die südlicher hausenden Tungusen und Buräten, nur daß letztere mehr mittler Körpergröße sind und einen schlankeren Körperbau haben. Die Gesichtsbildung ist ganz die mongolische; die schiefliegenden, muntern Augen, die kurze, breite Nase, der große Mund mit den dicken Lippen, die zurückliegende, breite, aber niedrige Stirn, die breiten vorstehenden Backenknochen, das schwarze, straffe Haar, das nur bei den Frauen zuweilen ins Braune übergeht, der schwache Bart, der gemeiniglich erst nach dem dreißigsten Lebensjahre, bei vielen aber auch niemals hervorkommt, weisen ihnen eine Stelle unter den passiven Völkerstämmen an***).

---

*) S. Culturgeschichte II. 197 f.

**) S. Scheffer's Lappland. Frf. 1675 S. 31. Dazu die charakteristischen Abbildungen in Brookes Winter in Lappland.

***) Georgi, Reise im Russ. Reich I. 245. von den Tungusen und S. 298 von den Buräten. Es sind wenig brauchbare Abbildungen der mongolischen Physiognomien vorhanden, sie sind meist als Nebensache behandelt. Am besten scheinen mir noch die Geislerschen Zeichnungen zu Pallas Bemerkun-

Bei allen diesen Nomaden sind die Sinne überaus scharf; Geschmack und Gefühl sind durch die Lebensart derselben wohl etwas abgestumpft, das Gesicht und Gehör dagegen haben eine unglaubliche Schärfe; sie erkennen aus einer Entfernung, wo der Europäer nichts vernimmt, die verschiedenartigen Stimmen der Thiere, und sehen in den größten Entfernungen genau die geringsten Gegenstände, wie z. B. die aufsteigenden Ausdünstungen der Quellen u. s. w.*).

Wie alle der Natur nahestehenden Menschen, erfreuen sich diese Nomaden einer dauerhaften Gesundheit; gleich den übrigen Polarvölkern leiden die Lappländer, vornehmlich in spätern Lebensjahren, an den Augen, woran der Aufenthalt in den raucherfüllten Hütten, so wie das Anschauen des hellen Feuers und der Schneeflächen Schuld ist. Seitenstechen, Brust- und Rückenschmerzen, Schwindel finden sich ebenfalls**). Unter den Jakuten fand Erman***) jedoch meist nur bei den Kindern einen Aussatz, der sich vom Kopfe an in genau senkrechter Richtung als zollbreite Wunde krebsartig bis in die Mitte des Leibes verbreitete. Es schien, als ob das Gift nur auf die Stellen wirke, die es beim Herabsenken durch die Schwere erreichte, und daß der Aussatz sich von oben nach unten in Richtungen fortpflanzt, die mit der Mittellinie des menschlichen Körpers parallel sind.

Die geistigen und gemüthlichen Eigenschaften

unserer Nomaden des Nordens gleichen denen der Fischer und Jägervölker in demselben Clima; sie sind munter und aufgeweckt, heiter und sorglos; die nördlichen, wie namentlich die Lappländer werden als furchtsam und scheu geschildert, die bei Erblickung jedes fremden Menschen davonlaufen; sie sind ferner mißtrauisch, hinterlistig und abergläubisch, aber auch jähzornig, namentlich gerathen die alten Frauen leicht in eine Art Wuth, wenn sie jemand heftig anredet, mit dem Finger auf sie zeigt, ihre Reden oder Gebärden verhöhnt, sie unversehens anrührt; sie fallen über ihn her, reißen ihn an den Haaren und schlagen mit einem Feuerbrand oder was ihnen sonst in die Hand fällt, dar-

---

gen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des Russ. Reichs 1793 und 1794. Lpz. 1799. 2 Bde. 4. Dann die Bilder in (Rohberg) Les peuples de la Russie Par 1812. 2 Bde. Fol. Für die Trachten genügt Beschreibung aller Nationen des Russ. Reichs. St. Petersb. 1780. 4 Bde. 4. Dazu Blumenbach's Centuriä Taf. 5 und 14 Kalmyken, 5 ein Jakute, 16 ein Tunguse und 17 ein Buräten-Kind, freilich nur Schädel. Das mehrfach bekannte Portait des Maler Feodor Iwanowitsch (z. B. in Schinz Naturgesch. d. Säugethiere.).

*) Georgi R. I. 247.

**) Scheffer's Lappland S. 349 f.

***) Reise um die Erde II. 317. 321. Hautkrankheiten in Folge der Unreinlichkeit fanden die älteren Berichterstatter auch bei den Lappländern. Scheffer's Lappland S. 45.

auf los. In Geschäften sind sie listig und verschlagen, und ein Lappländer wird im Handel nicht leicht betrogen; den Betrogenen lachen sie dazu noch tüchtig aus, wie sie überhaupt in ihrem geselligen Verkehr zum Spott gar geneigt sind. Vor allem sind sie gewohnt, ihr Volk für das beste, klügste und vortrefflichste unter allen andern anzusehen, doch sind sie nicht allein gegen arme Landsleute mildthätig, sondern auch gastfrei gegen die Fremden, auch nicht so diebisch wie die Eskimos*).

Die Tungusen**) dagegen sind bei weitem munterer; sie sind sorgenfrei, beim Besitz der unentbehrlichsten Bedürfnisse vergnügt, bei völligem Mangel mehrere Tage nicht ängstlich oder traurig. Im Umgange sind sie gesprächig und aufgeweckt, in Rede und That freimüthig und lebhaft. So lange nur noch das geringste da ist, theilen sie auch den kleinsten Bissen der Gesellschaft mit. Dienstfertigkeit kostet ihnen keine Ueberwindung. Argwohn und Mißtrauen ist ihnen fremd, eben so die Lüge, daher sie auch nichts betheuern und nie fluchen; so lassen sie sich das erstemal leicht hintergehen und betrügen. Dieberei ist bei ihnen verachtet. Gegen vorsätzliche Beleidigungen sind sie sehr empfindlich und es erfolgt darauf der Zweikampf.

Die Ostiaken und Samojeden gleichen jedoch mehr den Lappländern, und wir können also die Tungusen als diejenigen in den Wäldern hausenden Hirten bezeichnen, welche am meisten moralisch entwickelt sind.

Die Nahrung

der von uns nun zu betrachtenden Völkerschaften wird im Wesentlichen der Thierwelt entnommen, und sie wird theils durch die Jagd und den Fischfang, theils aber durch die Pflege der Heerdenthiere gewonnen.

Die Jagd findet auf die mannigfaltigste Weise statt, wie bei den Americanern, indem das Wild theils durch Waffen erlegt, theils in Fallen und Schlingen gefangen wird.

Die älteste Jagdwaffe, Pfeil und Bogen, finden wir auch bei den nördlichen Nomaden.

Die Bogen derselben sind aus zweierlei Holz gemacht und an 6 Fuß lang, mit einer Sehne aus gedrehten Därmen oder Riemen. Man nimmt zur Anfertigung des Bogens ein Stück Birkenholz, das aber wohl anderthalb Zoll breit ist und verbindet dasselbe auf der untern, dem Schützen zugewendeten Seite, vermittelst Fischleimes mit einem härteren Nadelholz; die Lappländer nehmen dazu Fichte. Beide

*) Scheffer's Lappland S. 35 f.
**) Georgi's Reise I. 248.

Hölzer werden nun so sorgfältig auf der Außenseite abgeglättet und bei den Lappen mit Birkenbast oder Rinde, bei den Ostiaken mit einem gelblichen Pigmente überzogen, daß man die Zusammenfügung gar nicht bemerken kann*). Der Bogen ist nur wenig gekrümmt, die beiden Enden stehen, vom Schützen abgewendet, nach oben, die innere Seite ist mehr abgerundet, die äußere namentlich zwischen dem Handgriff und den Enden breit, der Theil, welchen die linke Hand beim Abschießen umfaßt und wo der Pfeil aufgelegt wird, rund. An dem einen Ende wird die Sehne fest angeschnürt, das andere Ende des Bogens hat einen nach oben gerichteten Einschnitt, in welchem beim Gebrauche der in einer Schlinge endigende Theil der Sehne eingehängt wird.

Die Pfeile sind sehr mannigfaltig und meist 3—4 Fuß lang**) aus hartem Holze; die Spitze war bei den Lappen theils aus Rennthier- und andern Knochen, theils aus Eisen; die Tungusen, wie die Ostiaken und Buräten haben gegenwärtig nur eiserne Pfeilspitzen. Diese sind meist rautenförmig und nicht mit einer Tille auf den Schaft gesteckt, sondern in denselben eingelassen, und mit Fäden fest umwunden. Die Pfeile der Ostiaken sind mit zweizeiliger und schmaler Befiederung versehen. Berühmte Pfeilfertiger sind die Tungusen und bei diesen beschäftigen sich besondere Schmiede mit Anfertigung der Spitzen, die bald meißelförmig, bald rautenförmig, bald länger und breiter, bald kürzer und schmäler gestaltet sind. Der Schaft wird aus Birkenholz gespalten und um ihn glatt zu machen, schneiden sie in ein Hölzchen, das einen halben Cylinder bildet, eine Kerbe, setzen in denselben das Messer schräge und fahren damit wie mit einem Hobel über den Pfeil. Zur Befiederung verwendet man die Federn der Raubvögel, die etwa 8 Zoll lang und auf der Außenseite bis auf ein Drittheil, bis einen halben Zoll Breite verschnitten und an den gekerbten Schaft mit Fischleim befestigt sind. Zur Erlegung des Rothwildes haben die Tungusen längere Pfeile, die an der Eisenspitze einen durchlöcherten beinernen Knopf haben, der abgeschossen pfeift und schwirrt, wornach das Thier horcht und um so leichter ereilt wird. Die Tungusen tragen die Pfeile, gemeiniglich 30 an der Zahl, in einem handbreiten, mit Rennthierfell zierlich bedeckten Köcher***).

---

*) Scheffer's Lappland. Erman Reise um die Welt. I. 563. 568. Georgi's Reise I. 259.

**) Erman (Reise um die Erde I. 563.) giebt die Länge der Ostiakenpfeile auf 4 Fuß an. Unter den sibirischen Pfeilen meiner Sammlung hat der längste 1 E. 13 Z., der kürzeste 1 E. 9 Z. sächsisches Maas. Die rautenförmigen Spitzen haben $1\frac{3}{4}$ Z. Länge und $\frac{3}{4}$ Z. Breite, s. die Taf. I. zu diesem Bande, wo aus Georgi und nach Originalien meiner Sammlung eine Uebersicht der sibirischen und mongolischen Pfeile zusammengestellt ist.

***) Georgi's Reise I. 259.

Für die Jagd der Zobel, Eichhörnchen und anderer kleinen Thiere, deren Fell man unzerrissen erhalten will, haben die Lappländer, wie die Ostiaken Pfeile ohne scharfe Spitze*).

Die Ostiaken tragen, um den linken Arm gegen das Anschlagen der abschlagenden Bogensehne zu schützen, unter ihrer gewöhnlichen Kleidung an der innern Seite des Unterarms eine starke, gekrümmte Hornplatte, die zwei Zoll von der Handwurzel aufwärts durch einige Riemen befestigt ist**). Eine Sitte, die wir bereits bei den Bewohnern der Urwälder Brasiliens vorgefunden haben. (S. o. Th. I. S. 241.) Mit diesem Bogen schießen die Ostiaken in außerordentliche Entfernung mit großer Sicherheit, und fehlen eben so selten ihr Ziel, als die Schützen der Urwälder Americas und die Bosjesman. Bei einem Schusse auf 160 Fuß Weite wurde der Bogen kaum über halbe Pfeileslänge gespannt. (Erman am angef. O. I. 569.)

Außer diesen Waffen hatten die Lappländer schon im siebzehnten Jahrhundert sowohl die Armbrust, als auch die Flinte von ihren germanischen Nachbarn angenommen. Sie erhielten dieselben im Tauschhandel von den Bothniern und Norwegern***) und weiheten dieselben durch allerlei Segensprüche. Die Flinte, deren sich die Lappländer vornehmlich zur Bärenjagd bedienen, ist noch in der Weise der deutschen Radschloßbüchsen mit geradem, kleinen Kolben geschäftet, den man nur an die Wange, nicht an die Schulter anstämmt. Das Rohr ist stark im Eisen und hat sehr kleines Caliber. Das ganze Gewehr ist etwa funfzig Zoll lang†). Da Flintensteine in den Finnmarken sehr selten sind, wird sehr schonend damit umgegangen, eben so mit dem Schießpulver, von dem der Schütze zwei Sorten, gröberes zum Schuß, feineres zum Zündkraut, jedes in einem besonderen Pulverhorn bei sich hat. Diese Hörner nebst Kugelbeutel, Räumnadel u. s. w. trägt er an einem Gürtel um den Leib. Der Lappländer setzt die Kugel unmittelbar auf das Pulver. In ähnlicher Weise ist auch die Flinte der aldanischen Tungusen; sie hat kaum zwei Fuß Länge, ist stark im Eisen, gezogen, aber nur für Rehposten gebohrt. Die Schäfte haben anstatt der Kolbe nur ein Zoll dickes Bret, dessen breite Seite aber nach der Biegung der Schulter ausgeschnitten wird und an dem obern Ende eine drei Fuß lange und zweizackige hölzernen Gabel, mit der man das Gewehr beim Gebrauche unterstützt. Sie ist an einem Pflocke befestigt und dreht sich um diesen, so daß sie, wenn man die Büchse trägt, zu beiden Seiten des Schaftes über den Rücken zu liegen kommt. (Erman's Reise um die Erde II. 334.)

*) Scheffer's Lappland S. 278. Erman's Reise um die Erde I. 564.
**) Erman's Reise um die Erde I. 639.
***) Scheffer's Lappland S. 278.
†) S. Capell Brooke, Winter in Lappland S. 182 m. Abbildung des ganzen Schießzeuges der Lappländer.

Die Lappländer führen zur Bärenjagd auch den Spieß, von welchem aber, da er von dem gewöhnlichen nicht unterschieden, keine nähere Beschreibung vorliegt. (Scheffer's Lappland S. 279.)

Den **Hund** finden wir auch hier als Jagdgefährten des Menschen. Die Lappländer haben Spürhunde, die stets angebunden gehalten und namentlich im Sommer, wo sie das Wild zu Fuße verfolgen, gebraucht werden. (Scheffer's Lappland S. 258.) Die Tungusen jagen gleichfalls mit Hunden, die von der Größe eines Spitzes, schlank und schmächtig sind, und schwarzes zottiges Haar und fuchsähnliche Schnauzen haben. (Erman R. I. 333.) Ihnen wird von jedem Stück Beute ein bestimmter Antheil abgegeben. (Erman R. I. 351.)

Die größeren Thiere werden mit den Geschossen oder mit Messer und Spieß erlegt. Die gefahrvollste Jagd ist die des **Bären**, die bei den Lappländern mit mancherlei abergläubigen Gebräuchen verknüpft ist. Im Herbst suchen die Jäger das Winterlager des Bären zu erforschen; wer diese Entdeckung macht, bildet den Führer und er geht bei seinen Verwandten und Freunden umher und ladet sie zur bevorstehenden Jagd ein; diese Einladung findet jedoch erst im März oder April statt, wenn tiefer Schnee gefallen, damit sie die Schneeschuhe gut gebrauchen können. Darauf wird die Zaubertrommel um den muthmaslichen Erfolg der Unternehmung befragt; dann erst ziehen sie in einer gewissen Ordnung nach dem Walde, der Führer voran. Dieser führt keine andere Waffe als einen Prügel, woran vorn ein Messingring befestigt ist. Auf diesen folgt der Trommelschläger, der, welcher den ersten Streich führt, der Koch, der Zertheiler, der Wasserträger, der Feuermacher u. s. w. Der Bär wird sodann in seiner Höhle durch die Hunde aufgejagt und mit Spießen und Flintenkugeln erlegt. Nun wird ein Lied angestimmt, worin sie sich beim Bären bedanken wegen seiner Anherkunft und daß er sie nicht beschädigt und die Spieße und Prügel ihnen nicht zerbrochen habe. Dann wird der Bär aus seiner Höhle gezogen und mit Ruthen geschlagen, auf einen Schlitten gelegt und durch ein Rennthier zu der Hütte gebracht, wo er gekocht werden soll, während abermals ein Lied gesungen wird, darin sie Gott danken, daß er das Wild zu ihrem Nutzen geschaffen und ihnen Muth und Kräfte verliehen, das grausame, starke Thier zu tödten. Das Rennthier aber, das den Bären gezogen, darf ein ganzes Jahr hindurch keinen Weiberschlitten ziehen. Das Bärenfell wird nahe an der Höhle in einer besonders erbauten Hütte abgezogen. Kommen sie nun an den Ort, wo der Bär verzehrt werden soll und wo die Weiber sich bereits versammelt haben, so wird ein anderes Lied angestimmt, worin sie die Weiber bitten Erlenrinde zu zerkauen und ihnen ins Angesicht zuspucken. Die Männer kriechen durch ein Loch der Rückseite in die Hütte und die Weiber spucken den rothen Erlensaft den Männern ins Gesicht, indem

sie mit dem rechten Auge durch einen Messingring zielen. Darauf danken die Weiber durch einen Gesang ihren Männern für die Beute, und nun wird von dem mitgebrachten Vorrathe gegessen. Der Bär bleibt indessen in einer andern Hütte liegen, wo er zerlegt und gekocht, und von den Männern allein verzehrt wird, denn diese dürfen drei Tage lang keinen Umgang mit ihren Weibern haben. Die Haut gehört dem, welcher das Lager des Bären entdeckt hat. Das Fleisch und Fett wird in Kesseln gekocht und das oben auf schwimmende Fett in Holzgefäße gesammelt, an denen so viel Messingplatten angehängt werden, als sie Bären erlegt haben. Während des Kochens sitzt der Anführer obenan, dann folgen die Uebrigen in derselben Ordnung wie beim Auszug. Das Gekochte wird vom Führer getheilt und auch den Weibern ein Stück vom Vordertheil geschenkt und durch zwei Männer denselben überbracht, welche also dazu singen: Hier kommen Männer aus Schweden, Polen, England, Frankreich. Die Weiber antworten, daß ihre Ankunft sie freue und daß sie ihre Beine mit rothwollenen Bändern umwinden wollen. Nach dem Gastmahle werden alle Knochen zusammen gesucht und unzerschlagen vergraben. Der Führer, dem die Haut des Bären zu Theil wird, hängt dieselbe an einen Klotz, und die Weiber schießen nun mit verbundenen Augen mit Pfeilen darnach. Sie singen dazu: Wir schießen jetzt mit Pfeilen auf den, der da aus Schweden, Polen, England und Frankreich kommen ist. Die, welche zuerst trifft, wird besonders gelobt, da man glaubt, ihr Mann werde den nächsten Bären fangen. Sie muß dann auf etliche Stücke Tuch so viel zinnerne Kreuze nähen, als Bären erlegt wurden. Die Männer, welche bei der Bärenjagd gewesen, tragen diese Tuchstückchen drei Tage, ebenso wird dem Rennthier, welches den Bären aus dem Walde gezogen, ein solches Tuch an den Hals gehängt. Nach Ablauf der drei Tage greift jeder der Jagdgenossen die Kette an, an welcher der Kessel über dem Feuer hängt, springt dreimal um das Feuer und rennt durch die Thüre der Hütte hinaus; die Weiber aber singen: Du wirst eine Schaufel Asche auf die Beine kriegen. So werden die Männer gereinigt, ehe sie wieder zu den Weibern kommen. Die Lappländer zieren übrigens den vordersten Theil der Mütze mit so viel zinnernen Faden aus, als sie Bären erlegt haben. (Scheffer's Lappland S. 268 bis 275.)

Außer solchen gemeinsamen Bärenjagden geht aber auch der Lappländer oftmals blos mit seinem Gewehre bewaffnet und diesem vertrauend auf den Bären los und trifft ihn sicher. Nicht minder glückliche Bärenjäger sind die Ostiaken, die ihn, wie die Samojeden den weißen Bär, oft nur mit einem Messer erlegen, das sie auf eine Stange aufstecken. (Erman I. 634.)

Wölfe und wilde Rennthiere, die weit feister sind als die zahmen, werden von den Lappen mit der Kugel oder mit dem Pfeile

erlegt. Man lockt während der Brunstzeit die Hirsche dadurch, daß man Rennthierkühe auf den Wechseln an die Bäume bindet. Wenn hoher Schnee liegt, daß man die Schneeschuhe anwenden kann, werden diese Thiere auch in offener Jagd verfolgt. (Scheffer's Lappland S. 261 ff.)

Als besonders glückliche Jäger werden die Samojeden gerühmt, die sich während der Jagd vollständig mit dem Wilde gemein machen, wie dasselbe auf Händen und Füßen gehen, und durch Stimme und Kleidung ihm nachahmen. (Erman R. I. 654. Vergl. damit die Jagd der Nordamericaner im 2. Thl. der C. G. S. 20.) Einen Theil ihrer Jagdlist haben sie dem Eisbär abgelernt, der, wenn er den Seehunden in den Flüssen nachstellt, gegen die Löcher in der Eisdecke einen Wall aus Schnee bildet und sich dahinter versteckend auf seine Beute lauert. Hinter eben solchen Wällen warten sie den Seehund ab und verdecken, wenn er heraus aufs Eis gekrochen, das Loch mit einem Brete und versperren ihm so den Rückzug. (Erman R. II. 654.)

Außer der offnen Jagd stellen die Lappländer wie die sibirischen Hirten den größeren wie den kleinern Thieren, deren Pelz oder Fleisch für sie von Wichtigkeit ist, durch Gruben und Fallen auf das mannigfaltigste nach. Wolf und Fuchs werden von den Lappländern meist in Gruben gefangen oder auch durch vergiftetes Aas getödtet. (Scheffer's Lappland 260.) Bei den Ostiaken und bei den Jakuten fand Erman (Reise um die Erde I. 583 und II. 235) eine überaus sinnreich eingerichtete Falle zum Fang der Hermeline, die der selbstschießende Bogen genannt wird, wie denn auch die Lappen und Ostiaken dergleichen Selbstschüsse gegen größeres Wild anwenden. Die wilden Rennthiere werden von ihnen auf folgende Art gefangen. Ihren gezähmten Rennthieren binden sie einen Riemen zwischen die Oberenden ihrer Hörner und entlassen sie dann vereinzelt in der Nähe einer wilden Heerde. Diese greifen die Fremdlinge an und während des Kampfes verwickeln sie ihre Hörner in die vorbereiteten Riemen und werden dann von den zahmen bis zur Ankunft ihrer Herren zurückgehalten. (Erman R. I. 653.)

Die Jagd der Vögel geschieht auf ähnliche Art, indem sie theils mit Pfeil und Bogen oder Pulver und Blei erlegt, theils aber in Schlingen gefangen werden. Für die Schneehühner machen die Lappländer aus Birkensträuchern einen Zaun mit vielen kleinen Pforten, in welche sie die von Garn zubereiteten Schlingen aufstellen, worin sich die Hühner fangen. (Scheffer's Lappland S. 276.)

Für den Fang der Turpane (Seeente) fand Sarytschew (I. 48.) bei den Tungusen um Ochotsk eine sinnreiche, an die Maskenjagd der Americaner erinnernde Einrichtung. Sie fertigen aus Holz ein Ententweibchen und binden es an das Vorderende einer langen Stange, deren äußerste Spitze mit einem scharfen Eisen beschlagen ist. So

ausgerüstet und diese Stange über die Oberfläche des Wassers weit vor sich hinhaltend fahren sie auf ihren kleinen Kähnen zu einem Männchenhaufen, welche, sobald sie die Puppe gewahr werden, auf das vermeinte Weibchen sorglos zueilen, und so von den Tungusen mit gedachter Eisenspitze ohne alle Mühe aufgestochen werden. In Seen und in stillem Flußgewässer fängt man die Enten mit Schlingen. Man zieht nähmlich im See oder im Flusse an mehreren Orten eine Umzäunung von Strauchruthen, zwischen der man hin und wieder eine Oeffnung läßt, in welche man die Schlingen einhängt. Da die Enten keinen andern Ausweg finden, werden sie in den Schlingen gefangen. Außerdem hat man auch eine ähnliche Vorrichtung, nämlich einen Holzrahmen mit dazwischen angebrachten Schlingen und Köder von Caviar; man versenkt das Ganze auf den Grund eines nicht tiefen Wassers, und fängt so die auf den Köder hinabstoßenden Enten in den Schlingen. Die Seeenten werden demnächst auch im Juli und August, wo sie in Unzahl an der Flußmündung liegen, umzingelt und an die seichten Stellen des Ufers getrieben und gefangen oder erschlagen. Der Jäger reiht sie mit einer großen Nadel von Eisen oder Knochen auf einen langen Riemen.

Der unendliche Reichthum der nordischen Flüsse an Fischen, welche zu bestimmten Jahreszeiten in zahllosen Schaaren aus der See stromauf steigen*), veranlaßt die Nomaden zu einer überaus ergiebigen Jagd im Großen, wozu sie theils Netze, theils Reussen anwenden, theils aber auch Wehre anlegen. Die Ostiaken am Obi hauen im Winter dreiseitige Löcher in das Eis des Flusses, parallel mit einander und in Abständen von 15 bis 20 Fuß, und lassen dadurch die 10 Fuß langen, 5 bis 6 Fuß breiten kegelförmigen Fischkörbe bei horizontaler Lage ihrer Längenaxe ins Wasser hinab. Die breite Eingangsseite der Fangkörbe, so wie auch die breite Seite des ins Eis gehauenen Loches sind stromabwärts gewendet, der aufsteigenden Bewegung der Fische entgegen. Der Fang ist überaus reich. Im Sommer wird der Fluß oft der ganzen Breite nach mit einem Gitterwerke abgesperrt. (Erman R. I. 641.)**)

Die Lappländer fischen demnächst auch mit der Angel, die sie aus Holz machen. Sie nehmen dazu einen Wachholderzwiesel, spitzen und schärfen die eine Seite desselben, die mit Köder versehen wird, und befestigen die andere an einen kleinen Strick, den sie an einen Stock befestigen, der sodann ins Wasser gesteckt wird. Sie pflanzen zu gleicher Zeit mehrere solcher Stöcke in den Fluß. Im Sommer

*) Scheffer's Lappland S. 397. Erman's Reise um die Erde I. 686. Im Tabolsk Gouvernement liefert der Obi jährlich mindestens 113 Millionen Pfund Fische zum Verbrauch.

**) Es würde uns zu weit führen, wollten wir in das allerdings sehr interessante Detail eingehen, welches uns Pallas Reise durch Rußland (III. 84.) über Fischerei der Ostiaken mittheilt.

wird gemeiniglich mit dem Zuggarne gefischt, das sie zwischen zwei Kähne nehmen. Sie umfahren nun eine Stelle, und schließen so die Fische ein. Die Hechte werden mit der Fischgabel, die mehrere eiserne Zacken hat, gestochen, wenn sie bei Sonnenschein aus dem Grunde in die Höhe gehen. Im Winter wird auch mit Netzen, die man unter dem Eise an Stöcken fortzieht, gefischt. (Scheffer's Lappland 309.)

Das so gewonnene Fleisch wird nun entweder gekocht oder auch an der Luft oder im Rauche getrocknet und gefroren genossen. Den wesentlichen Stoff zur Nahrung wie auch zur Kleidung gewährt jedoch

die Viehzucht.

Bei den bisher von uns betrachteten Culturstufen fanden wir den Affen, den Hund, das Pferd als Genossen des Menschen, man benutzt die Kraft, wie das Fleisch und Fell der Thiere. Allein die Benutzung der Milch der Thiere treffen wir hier zum ersten Male, und diese Benutzung bringt das Thier in ein ganz anderes Verhältniß zu seinem Herrn.

Das Rennthier, dessen natürliche Zuneigung zum Menschen wir bereits erwähnt haben, ist das Heerdenthier des Nordens. Es gewöhnt sich — wie wir oben sahen — leicht an den Menschen, und da es sich seine Nahrung selbst aus dem Schnee herausscharrt und die Kälte erträgt, daher also weder Vorräthe von Nahrungsmitteln, noch einen besonderen Stall bedarf, ist es ganz geeignet, aus dem vernichtenden Jäger einen pflegenden und benutzenden Hirten zu machen. Das Rennthier aber gewährt demselben nicht allein mannichfache Nahrung in seiner Milch, seinem Blute und Fleische, sondern es bietet auch in seinen Sehnen und seinem Felle Stoff zur Wohnung und Kleidung, in seinen Knochen und Gehörn ein treffliches Material zu allerlei Geräthen dar, und dient mit seiner Kraft als Last- und Zugthier*). Die Tungusen rechnen auf zehn Renn-

*) Bei den Jakuten fand Erman (R. um die Erde II. 244.) auch Rinderheerden, die ihrem Besitzer aber sehr große Mühe verursachen. Sie müssen oft mehrere Tagereisen weit, um Heu für den Winter zu sammeln; oft holen sie auch Weiden- und Birkenreiser von den Inseln der Lena, die dann vom März bis zum Mai den Rindern zur Nahrung dienen. Die Jakuten haben die Sage, daß sie einst ihre Heerden auf Schiffen von der Quelle der Lena bis hierher gebracht haben. Der genannte Reisende hält jedoch diese Thiere für die gezähmten Ueberreste eines wilden Stammes dieser Thiere, der in einer früheren Periode der Erdbildung diese Gegend vorzugsweise bewohnte, wofür allerdings die in der Lena und an den umliegenden Seen häufig vorkommenden Schädel wilder Ochsen, so wie die in Amerika unter gleicher Breite vorkommenden ungezähmten Individuen zu sprechen scheinen. Diese Rinder dienen übrigens als Zugthiere; man zieht einen Ring durch den Nasenknorpel derselben, und lenkt und leitet sie so. Sie traben munter und ausdauernd.

thierkühe einen Stier. Die Kühe werden täglich zweimal gemolken, und eine giebt täglich nicht über 1½ Maas. Die Kälber saugen, bis sie bei eintretendem Frost von selbst davon abstehen. Im nächstfolgenden Sommer werden die Stierkälber castrirt, indem sie ihnen die Hoden mit den Zähnen zerquetschen (eine ökonomische Maasregel, die wir hier zum ersten Male antreffen). So werden die Thiere größer und bekommen stärkere Häute. Die gezähmten Renuthiere sind fast alle weiß. Die weißen werden zu Reiten, nur wenige Ochsen zum Ziehen abgerichtet. Ein Mann, der 50 Rennthiere hat, ist wohlhabend, andere besitzen bis 300. (Georgi's R. I. 258.) Ein Lappländer, der 1000 Rennthiere hat, gilt als reicher Mann, doch haben einige 1500—2000. (Brooke W. in Lappl. 46.)

So wenig Mühe den Polarnomaden die Zucht des Rennthiers macht, eben so wenig verwenden sie auf die Pflanzen, die sie zur Nahrung und Würze, wie Rinden, Beeren, Wurzeln und Kräuter benutzen. Dazu kommt, daß das Clima zur Pflege der Pflanzen weder einladet, noch dieselbe unterstützen würde.

Die Bereitung der Nahrungsmittel

ist nächst der Erwerbung derselben auch bei den Nomaden der Polarzone eine der wesentlichsten Beschäftigungen — wie ihnen denn auch der colossale Appetit eigen ist, den wir auf den bisher betrachteten Culturstufen fanden*). Die Tungusen und Jakuten z. B. essen jederzeit, wenn Nahrungsmittel vorhanden sind. Cochrane (Fußreise S. 155.) gab einem Kinde, das etwa fünf Jahr alt war und den von einem Lichte herabträufelnden Talg mit den Fingern zusammenscharrte, nach und nach drei unreine Talglichter, ein paar Pfund saure, gefrorne Butter und ein großes Stück gelbe Seife, was es mit großer Gier alsbald verschlang. Die Tungusen essen ein geschlachtetes Rennthier stets ganz auf, selbst den Koth in den Gedärmen, den sie mit Blut und Fett mischend zu einer Art Grütze bereiten. (Sarytscheff I. 37.) Ein Jakute aß, nach dem Zeugniß seiner Genossen, in 24 Stunden ein Hinterviertel eines großen Ochsen oder ein halb Pud Fett, wozu er eben so viel zerflossene Butter trank. Sarytscheff**) ließ, um den Appetit dieses Menschen zu erproben, einen dicken Brei von Roggenmehl kochen und mit drei Pfund Butter vermischen, dieß darauf zusammen wiegen; es betrug 28 Pfund. Der Fresser hatte zwar schon gefrühstückt; indessen setzte er sich und verzehrte Alles, ohne nur von der Stelle zu rücken. Sein Bauch

*) S. o. Th. I. S. 243. 339 u. Th. II. S. 13. 255.

**) Reise in Sibirien I. S. 129. Cochrane (Fußreise S. 156) versicherte, daß ein Jakute oder Tunguse 40 Pfund Fleisch zu sich nehme und daß 3 Mann ein Rennthier auf einen Sitz essen. Den Ekel kennen sie nicht.

und die Weichen unterhalb dem Rücken schwollen zwar so an, daß er einem festausgestopften Sacke glich, allein er litt davon weder Unbequemlichkeit noch Schaden, und er wäre am folgenden Tage im Stande gewesen, aufs Neue ein solches Mahl zu bestehen.

Die hauptsächlichste Nahrung der Polarvölker besteht in Fleischkost, die sie im wesentlichen durch Feuer genießbar machen. Rohes Fleisch wird nur selten verzehrt, wie z. B. bei den Samojeden*).

Das Feuer aber wird von allen polarischen Nomaden mittels Stahl und Schwamm, und nicht durch Reibung trockener Hölzer hervorgebracht. So finden wir bei den Lappen, Buräten, Jakuten u. a. schon Stahl und Schwamm. Die Buräten, berühmt als treffliche Schmiede, fertigen auch Feuerstähle, die den besten Europäischen vorgezogen werden. Es sind 4—6 Zoll lange Platten, an welchen eine Tasche aus rothem Leder zur Aufbewahrung des Schwammes genäht und mit silbernen und eisernen Blechen sehr geschmackvoll besetzt ist. (Erman Reise um die Erde II. 104.) Die Jakuten bereiten dazu einen Feuerschwamm aus den dünnen Halmen einer Grasart, welche sehr trockene Standorte lieben soll. Diese werden getrocknet und in Mörsern gestampft. Dadurch erhält man die Spiralgefäße des Grases von dem übrigen getrennt und in der Gestalt von zähen, wolligen und gegen $\frac{1}{8}$ Linie dicken Fäden. Von diesen werden endlich kleinere Portionen mit Holzasche innig durchgerieben und dadurch äußerst entzündlich gemacht. Er glimmt langsam mit angenehmen Geruch. (Erman II. 309.) Die Tungusen machen aus dem getrockneten, zwischen den Händen zu Wolle geriebenen Filago leontopodium einen guten Zunder. (Georgi I. 231.) Das Feuerzeug wird am Gürtel getragen. Jeder Tunguse z. B. hat so den Feuerstahl und zwei verschiedene Behälter bei sich, in dem Zündschwamm und Schwefel sehr zweckmäßig gegen die Nässe geschützt sind. Die Tasche für den Schwamm wird an einem dünnen Riemen befestigt, über welchen auch der aus behaarten Fellen genähete Deckel dieses Behälters gleitet, dieser ist aber auf jenem Riemen nur so weit verschiebbar, daß der kostbare Vorrath stets völlig bedeckt bleibt, während man davon sehr kleine Stücke hervorzieht. Der Schwefel ist dagegen eingeschmelzt in ein cylindrisches hölzernes Gefäß von $1\frac{1}{2}$ Zoll Höhe und Durchmesser, an dessen Seitenfläche sich ein dünner Stiel befindet, um es beim Gebrauche daran zu halten. Man entzündet dann den ersten Holzspan, indem man ihn zugleich mit dem glimmenden Schwamm auf die Oberfläche des Schwefels legt, über welchen auf der Reise auch noch ein wasserdichter, enger Lederüberzug gebunden wird. (Erman II. 356 f.)

Das Fleisch wird theils mit, theils ohne Feuer bereitet. Die Lappen hängen dasselbe im Winter an die Luft, wodurch es aus-

*) Erman R. I. 695. 706.

trocknet und vor der Fäulniß bewahrt wird, und dieses genießen sie dann im Frühling. (Scheffer S. 244.) Auf solche Weise wird es auch in Jakutzk bereitet. Man hängt im Herbste große Scheiben Rindfleisch an eigens dazu gemachte hölzerne Gestelle reihenweise auf, welche sodann den ganzen Winter über an luftigen Orten der vereinten Wirkung der Sonne und des Frostes überlassen werden. Mit Anfang des Frühjahres sind sie zum Gebrauche fertig, und heißen nun gewelktes oder gedörrtes Fleisch. Man ist aber dann kaum noch im Stande, den Ursprung dieses Produktes zu errathen, denn das Ganze ist nun vollkommen trocken, die fetteren Stellen haben ein schneeweißes und wachsartiges Ansehen, und das eigentliche Fleisch bildet eine harte und zellige Masse, welche auf dem Schnitte blank wird wie Leim. Es werden zum jedesmaligen Gebrauche höchst dünne Streifen von diesen Scheiben abgeschnitten und diese sind von so vortrefflichem Geschmacke, daß Frost und Luft als vollkommener Ersatz des Kochens anerkannt werden müssen. (Erman II. 265.)

Eine andere Art der Fleischbereitung ohne Feuer finden wir bei den Lappen sowohl wie bei den Tungusen. Anfangs Septembers, wenn der Fisch am größten ist, wird er aus dem Flusse genommen, und man wirft ihn dann in dafür zubereitete Erdgruben, wo er sauert, fault und endlich ganz voneinander fließt. Eine andere Art Fische läßt man zusammenfrieren, legt sie auf Haufen, und verwahrt sie so für den Winter; andere trocknet man an der Sonne, nachdem man zuvor von der Mittelgräte die Fettigkeit abgesondert hat. (Sarytscheff I. 46.)

Das Feuer wird theils durch den Rauch, theils durch die Flamme zur Bereitung der Speisen gebraucht. Die Fische, wie das Fleisch werden bei den Tungusen und Lappen geräuchert, um sie aufzubewahren, eine Sitte, welche das Clima schon hervorrufen mußte.

Das frische Fleisch wird bei den Jakuten in derselben Weise verzehrt, die wir schon in den Urwäldern Brasiliens fanden. Jeder schnitzt sich — wenn frisches Fleisch vorhanden — einige dünne Holzstäbe, und spießt darauf eine ganze Reihe kleiner Fleischstücken. Dann werden die Stäbe dicht an dem Feuer in geneigter Lage über demselben befestigt und die Schnitte auf ihnen sehr zweckmäßig geröstet. (Erman R. I. 353.) Die Lappländer braten in ähnlicher Weise die Zunge der Rennthiere am Feuer. (Scheffer S. 245.)

Die meisten Speisen werden jedoch bei allen Polarnomaden im Kessel am Feuer gekocht, wozu sie sich meist eiserner Kessel bedienen. So wird das Rennthier bei den Lappen und Tungusen, das Argali bei den Jakuten (Erman I. 353), ferner bei den Samojeden die Hunde, Bären, Hermeline, alle Arten Vögel und Fische bereitet. Meist wird das Fleisch nur im Wasser ohne Zusatz von Salz, zuweilen aber mit Wurzeln gekocht. (Georgi I. 257.) Uebrigens essen die Tungusen, wie alle ihre Genossen, alles Fleisch, ausgenommen

das der Schlangen, Eidechsen, Frösche, Insekten und Würmer. Verwesetes Fleisch und das gefallener Thiere wird keineswegs verschmäht, ja die Tungusen genießen sogar den Mutterkuchen entbundener Frauen, gebraten oder gekocht, als besondere Leckerei (Georgi I. 257).

Das Blut der Thiere wird gern genossen. Die Tungusen füllen die umgekehrten Gedärme mit Blut und kochen sie; gewöhnlich aber zerhacken sie das Eingeweide und gießen beim Kochen das Blut darüber (Georgi I. 257). Zu diesen Fleischgerichten essen die Lappen wie auch die asiatischen Nomaden an Statt des Brotes ein Mehl, was aus zerstoßenen, getrockneten Fischen bereitet wird (Scheffer S. 247. Sarytschew, I. 46. Erman I. 695).

Rohes Fett, Rennthierknochenmark und Gehirn wird gemeiniglich roh gegessen, letzteres aber als ein besonders leckeres Gericht betrachtet (Scheffer S. 245. Erman's R. I. 706 II. 353).

In gleicher Weise gelten die Augen der Thiere als ein schätzbarer Leckerbissen (Erman II. 353). Die Eier der Vögel werden von allen fleißig gesucht und gern genossen.

Nächst dem Fleische bildet die Milch einen wesentlichen Theil der Nahrung dieser Nomaden, die theils roh als Getränk, theils auf verschiedenartige Weise bereitet, als feste Speise genossen wird. Die einfachste Art der Milchbereitung findet sich bei den Lappen. Sie gießen die Milch der Rennthiere, die sie spät im Herbste melken, in große Gefäße, und lassen sie wie ein Stück Eis gefrieren oder gerinnen, verwahren sie so und theilen sie dann wie Käse (Scheffer S. 249). Solche Milch dient dann gewissermaßen als Münze. Im rohen Zustande ist die Rennthiermilch äußerst fett, wohlschmeckend und nahrhaft, und man kann nicht viel auf einmal davon genießen. Die Lappländer gehen überaus sparsam damit um, da sie dieselbe gern für den Winter aufbewahren. Daraus wird ein harter, weißer Käse von schlechtem, unangenehmen Geschmacke, den nur ein Lappländer genießen kann. Man stellt, um denselben zu bereiten, die Milch in einen großen eisernen Topf, thut Laib aus dem Rennthiermagen hinzu, und der Käse gestaltet sich, der sodann in kleine Mulden geschlagen wird. Der Käse ist ein platter Kuchen, etwas mehr als einen halben Zoll dick, daher denn die harte Rinde den größten Theil davon ausmacht. Die Lappländer lieben diesen Käse sehr, und genießen denselben sowohl roh als geröstet, wo er dem Fremden auch besser mundet. So wie er ans Feuer gebracht wird, dringt trotz seiner Härte und Trockenheit ein reines Oel reichlich aus demselben heraus, welches als ein Heilmittel gegen erfrorene Glieder angewendet wird, wenn das Reiben mit Schnee keine Wirkung gethan hat. (Brooke Winter in Lappland, S. 48 f.)*)

*) In ähnlicher Weise machen auch die Buräten Käse, den sie von der

Butter wird von den Lappländern nur selten aus Rennthiermilch gemacht, da sie den Käse verzehren (Brooke 50), auch in ihrem Fett einen anderweiten, minder kostspieligen Ersatz haben. Sie lassen die Milch in einem Kessel wie Butter gerinnen, rühren sie mit einem Stöckchen fleißig um, bis sie fest wird wie Talg, dem sie auch in der Farbe gleich kommt. Sie erhält einen Zusatz von ein wenig Salz (Scheffer 252).

Diejenigen Polarnomaden, die wie die Jakuten Rinder besitzen, liefern Butter in reichlicherem Maße. Erman (R. II. 328.) fand die Jakuten-Butter als eine fette Substanz von angenehm säuerlichem Geschmacke; in den Stücken, die man gefroren vorsetzte, unterschied der genannte Reisende einen dichten, der europäischen Butter durchaus ähnlichen Theil, von einem andern, der mehr körnig erstarrt war, und schon von der Wärme des Zimmers zu schmelzen anfing. Diese Butter wird während des Winters von den Jakuten ganz ohne Brod in großen Stücken gegessen, und sie hat, geschmolzen, berauschende Kräfte, wenn sie unmäßig getrunken wird. Im Winter bewahrt man sie in Gefäßen aus Birkenrinde unter der Erde auf.

Gleich den Americanern benutzen auch die Polarnomaden die mancherlei Pflanzen, welche der Boden darbietet, zur Nahrung. Die Lappen bereiten sich namentlich aus dem Innern der Fichtenrinde eine Art Gewürz. Sie pflegen die hohen Fichten, zumal an dem Theile, der nahe an der Erde steht, abzuschälen, dann die innere Rinde zu nehmen, in dünne Häutchen, wie Papier zu theilen und wohl zu reinigen. Darauf werden diese an die Sonne gelegt, getrocknet und in kleine Stückchen zerrissen, welche in großen, aus Baumrinde gemachten Gefäßen unter die Erde begraben und mit Sand bedeckt werden. So lassen sie jene Gefäße einen ganzen Tag, und machen endlich ein großes Feuer darüber an; so werden die in der Erde befindlichen Rinden gekocht, und bekommen eine rothe Farbe und einen süßen angenehmen Geschmack (Scheffer S. 248)*). Gleich den Eskimos (S. o. Th. II. 26.) nehmen die Lappen auch Fichtenharz als Gewürz, das sie zu Anfang des Sommers von den Gipfeln der Bäume sammeln (Scheffer S. 247). Die Tungusen aber haben im Sommer stets Lärchengummi wider den Durst im Munde (Georgi I. 258). Die Angelica wird ebenfalls benutzt. Sie schälen vom Stengel, ehe er Samen trägt, die Rinde ab und rösten sich das Mark auf Kohlen; oder sie kochen den Stengel einen ganzen Tag in Molken, und verwahren ihn so für den Winter, nachdem

---

Milch ausscheiden und theils trocknen, theils in Fässer schlagen, die sie in der Erde nahe an den Flußufern vergraben, so daß das Gefäß zum Theil im Wasser steht; der Käse erhält sich dadurch frisch (Georgi I. 303).

*) Auch die Buräten kennen den saftigen Jahrwuchs der pinus silvestris L. als ein durststillendes Mittel.

er ganz roth und ganz bitter geworden (Scheffer S. 251). In ähnlicher Weise wird auch der große Sauerampfer benutzt. Die Pflanzen, welche die Tungusen als Nahrungsmittel benutzen, sind folgende nach Georgi (R. in Sibirien I. 200 ff.):

Campanula liliifolia L. Die dem Pastinak in Geschmack und Ansehn ähnlichen Wurzeln werden von den Tungusen gegraben oder auch aus den Mäuselöchern genommen. Sie heißen Ikſi.

Allium altaicum Pall; ein gewürzhafter Lauch, der bei den Tungusen wie bei den Russen sehr beliebt ist.

Lilium martagon L. und L. pomponium, eine wohlschmeckende, immer angenehme und als Wintervorrath aufbewahrte Wurzel.

Vaccinium vitis idaea L. (Preiselbeere) wird von Tungusen und Buräten als Wintervorrath gesammelt und wider den Hunger gegessen.

Polygonum bistorta L. und viviparum L. Die Wurzel wird gespeißt und der Abguß davon als Thee genossen. Sie wird besonders gegraben oder aus den Mäuselöchern gesucht.

Saxifraga cranifolia L. Die Blätter werden allgemein als Thee benutzt.

Hedysarum alpinum. Die Tungusen graben die Wurzel und suchen sie aus den Mäuselöchern, zur beliebten Speise.

Trifolium lupinaster L. Eine gewöhnliche, wohlschmeckende Speise der Tungusen, die sie haufenweise und gereinigt bei den Steppenmäusen antreffen, die sonst aber mühsam zu suchen ist.

Carduus tuberosus L., deren Wurzeln die Buräten häufig essen.

Poterium Sanguisorba L. Die Wurzeln, die man den Mäusen gewöhnlich abnimmt.

In gleicher Weise benutzen auch die Lappen alle nur eßbaren Beeren und Früchte, welche der Boden ihnen darreicht. Alle Tungusischen Gerichte sind für den Europäer ekelhaft, theils an sich selbst, theils durch die Zubereitung. Das ekelhafteste von allen ist der gebratene Mutterkuchen entbundener Tungusinnen, den sie Silama, so wie wenn er gekocht worden, Oedechal nennen, und sehr lecker finden, daher die Mütter ihn selbst versuchen. Alles wird in einem Kessel gekocht, ohne daß man die Ueberbleibsel früherer Speisen auswäscht. Ist freilich zu Fremdes darin, so waschen sie ihn mit einem Pelzlappen, der hundertmal vorher und bisweilen in der Wiege gebraucht ist, aus. Was sie bei sich oder den Ihrigen an Läusen finden, wird in den Mund gebracht; fremde werden nicht genossen, sondern weggeworfen, nie aber zerdrückt, obschon ins Feuer geworfen. „Eine noch ärgere Schweinerei ist — sagt der Berichterstatter Georgi I. 287 — daß Väter und Mütter den Kindern den Rotz mit einem Tempo mit dem Munde aus der Nase ziehen und ihn hinunterschlucken.“

Das gewöhnliche Getränk der Polarnationen ist das Wasser der Quellen oder das aus Schnee geschmolzene Wasser. Bei den Lappen hängt stets ein großer Kessel mit Wasser über dem Feuer der Hütte, woraus jeder mit einem großen Löffel schöpft, soviel ihm beliebt; das Wasser wird im Winter meist warm getrunken; zum Ersatz des Bieres trinken sie Wasser, das sie in einem Gefäße aus Baumrinde aufsetzen. Außerdem trinken sie auch die Molken, die vom Käse übrig bleiben, so wie die Brühe, worin Fisch und Fleisch gekocht werden (Scheffer S. 252). Ebenso ist es auch bei den asiatischen Polarnomaden, die ebenfalls das Schneewasser*) gebrauchen, außerdem aber von den Chinesen die Bereitung des Thees gelernt haben. Hierzu gebrauchen sie manche der eben angeführten Pflanzenstoffe, dann aber auch Rosenblätter und Cedernzapfen. Im Frühjahr benutzen die Waldtungusen auch den Saft der Birken (Georgi R. I. 257).

Berauschende Getränke lieben die Polarnomaden zwar sehr, namentlich den europäischen Branntwein (Scheffer S. 253. Brooke), allein es scheint sich bei ihnen kein einheimisches gegohrnes Getränk zu finden. Denn der Pferdewein der Jakuten und Steppentungusen ist jedenfalls den südlicher wohnenden Nomaden entlehnt, bei denen Pferde- und Rinderzucht gefunden wird.

Manche Nordsibirier, namentlich die Jukagiren, Tungusen, Ostiaken und Jakuten lieben besonders den Fliegenschwamm (agaricus muscari L.), sie essen einen bis vier Schwämme und benutzen den Harn derer, die davon genossen haben, als berauschendes Getränk. Die Wirkung ist ein Zittern der Nerven und im Alter Dummheit. Gleich dem südamerikanischen Cocakauern (s. Th. II. S. 34) bewirkt der Genuß eine Erregung der Fantasie, sie singen auf dem Rücken liegend schöne Lieder, sind im Gefühle des Reichthums, der Dicke, träumen von Liebe und die Schamanen versetzen sich durch den Trunk dieses Harns oft in den Zustand der Seher (s. Besch. der Nation. S. R. II. S. 329).

Eigenthümlich und allgemein seit alter Zeit ist dagegen der Tabak bei den Polarnationen. Von den Lappen bemerkt schon Scheffer, der im Jahre 1673 sein Lappland herausgab, daß sie den Tabak in Norwegen kaufen und denselben besonders an ihren Festtagen, Gastereien und Hochzeiten gebrauchen, „und empfinden diese Leute, so kein Brod und Salz in ihrem Lande haben, insonderheit Belieben an dem Rauche dieses Indianischen Gewächses, und können dessen weniger als wie aller andern Dinge entbehren, so gewiß zu verwundern ist (Scheffer S. 253).

Die Tungusen und Jakuten lieben gleichermaßen den Tabak, und tragen die kleinen den chinesischen nachgebildeten Pfeifchen stets

*) Die Samojeden. Erman R. I. 695.

am Gürtel. Sie mengen zuvor den Tabak mit sehr feinen und stets frisch geschnittenen Spänen von Tannenholz, und leeren die Pfeife in drei langen Zügen, bei welchen der Rauch zuerst gänzlich verschluckt, nach einiger Zeit aber theilweise in großen Wolken durch die Nase wieder ausgestoßen wurde (Erman R. II. 335). Die Pfeifenköpfe sind Kugelschalen aus chinesischer Bronze von einem halben Zoll Durchmesser und enden unten in einem hohlen und sehr dünnen Cylinder, welcher in dem hölzernen Pfeifenrohr befestigt ist. Dieses besteht aus zwei mit der platten Seite aufeinander gelegten Stäben, in deren jedem eine Hälfte des Canales eingeschnitten ist. Sie werden dann der Länge nach mit einem dünnen Riemen umwickelt und luftdicht zusammengebunden. Die ganze Einrichtung gewährt den unschätzbaren Vortheil, daß man das Tabaksöl, welches sich in dem Rohre absetzt, sammeln, es mit Holzspähnen mengen und noch einmal verrauchen kann (Erman R. II. 242).

Bei den Ostiaken ist das Rauchen weniger im Gebrauch als der Schnupftabak. Die Männer tragen den Tabak in der Brusttasche, welche das Oberkleid bildet, in einem Gefäß, das einem europäischen Pulverhorne ähnlich ist. Aus der engen Oeffnung dieses Hornes schütten sie das kostbare Pulver höchst vorsichtig auf den Nagel des rechten Daumen, und verfahren dabei genau so wie die Chinesen, von denen sie die Sitte angenommen haben, wie schon der mongolische Name Schar beweißt, der hier wie bei den meisten ostsibirischen Völkern den Tabak bezeichnet. Die Anwohner der See haben Tabakpfeifen aus Mamuthknochen, die Chansa genannt werden (Erman R. I. 634). Die Ostiaken geben ihren Todten Pfeife und Tabak mit ins Grab (Erman I. 677), woraus sich ersehen läßt, welche Wichtigkeit sie dem Dinge beilegen. Auch die Samoieden zeigten sich als leidenschaftliche Liebhaber des Tabaks (Erman I. 698).

Die Kleidung

der nomadischen Polarvölker hat die größte Aehnlichkeit mit der ihrer Verwandten in Grönland und an der Nordostküste von Asien. Sie ist im wesentlichen aus Pelzwerk und Fellen bereitet; doch finden wir auch andere Stoffe, die ihnen ihr größerer Verkehr mit den Fremden zubringt.

Wie unter den Eskimos und Grönländern, herrscht auch bei den europäischen und asiatischen Nomaden, eine merkwürdige Uebereinstimmung in der Tracht.

Die ausführlichste Nachricht über die Kleidung der Ostiaken, welche wir A. Erman (Reise um die Erde I. 615 ff.) verdanken, möge uns als Grundlage bei Betrachtung der verschiedenen Trachten der Polarnomaden dienen.

Bei Männern und Weibern sind die fünf wesentlichen Stücke des Anzuges durchaus gleich. Das erste sind die Hosen aus gegerbtem Rennthierfell, die auf bloßem Leibe getragen werden, um die Hüften eng angeschnürt sind und bis auf die Kniee reichen. Darauf folgen die Strümpfe (Ostiakisch: Tschiji) aus höchst biegsamen und weichen Fellen der jüngsten Rennthierkälber (Peschki), deren Haar gegen die Haut des Bekleideten gekehrt und durch sorgsame und kunstreiche Abscheuerung an allen Stellen von gleichmäßiger Länge gehalten ist. Sie reichen eine Hand breit über das Knie, und werden dort mittels dünner Riemen an das Beinkleid befestigt. Darüber zieht man eben so lange Stiefel (Ostiakisch: Puimi) von dem ungleich stärkeren Felle alter Rennthiere. Die Haare derselben sind ebensowohl auf dem Schafte, als auf der Sohle nach außen gekehrt, auf letzterer aber stets mit den Spitzen gegen die Zehen des Menschen gerichtet, damit sie beim abwärts gehen auf glattem Eise oder hartem Schnee durch Friction einen starken Widerstand verursachen. Der Untertheil des Stiefels ist sehr weit und geräumig, der Schaft aber zu engerem Anschließen aus zwei Stücken zusammengenäht, von welchen das breitere die Wade und mehr als die Hälfte des Beines umgiebt, während der schmälere vorne platt auf dem Schienbeine ruht. Demnach bedarf es ganz besonderer Sorgfalt, um die Fußbekleidung vollständig zu befestigen; zunächst dienen dazu zwei dünne Riemen, welche von dem Schafte nach oben zu dem Gurte des Beinkleides reichen, außerdem aber zwei Bänder, welche dicht über der Wade an dem Hintertheile des Stiefels in das Fell genäht sind, und nach vorne um das Schienbein zusammengeschnürt werden. Dazu bedient man sich stets rothwollener Bänder, welche von den Russen gekauft werden, die übrigens bei hartem Froste weit mehr zusammengezogen werden können, als die steifen Riemen.

Auf die nackte Brust wird sodann das erste Oberkleid oder die Maljza (Maljza) gezogen, deren Form sich an allen übrigen ostiakischen Oberkleidern, so wie an denen der meisten nordsibirischen Nationen wiederfindet, und die mit der französischen Blouse verglichen werden kann. Die Maljza wird meist aus dem Felle der noch nicht ganz ausgewachsenen Rennthiere (Neplúi) gefertigt, rundum gleich einem Sacke geschlossen, mit Aermeln und mit einer am Halse anschließenden Oeffnung zum Hindurchstecken des Kopfes versehen. Die weiche Behaarung ist nach innen gerichtet. An jedem Aermel ist ein Fausthandschuh befestigt, dessen Behaarung aber stets nach Außen gekehrt ist. Der Handschuh wird stets aus dem härtesten und unbiegsamsten Theile des Rennthierfelles, aus den Pfoten eines ausgewachsenen Thieres genäht, weil bei der Rennthierfahrt, beim Fischfang und auf der Jagd meist schwere und harte Gegenstände gehandhabt werden. Um nun bei feineren Arbeiten die einzelnen Finger von einander, nicht aber blos den Daumen von der übrigen Hand trennen

zu können, läuft über die ganze Unterfläche des Fausthandschuhs ein enger Querschlitz, aus welchem man die Finger nach unten hervorsteckt, während sie von oben her, durch den darauf ruhenden Handschuh noch geschützt bleiben.

Ueber die Malljza zieht man ein zweites Oberkleid, den Park, der in vielen Fällen den Anzug vollendet. Wird aber ein längerer Aufenthalt im Freien nothwendig, so wird der Gus angelegt; bei strenger Kälte wird die Malljza mit dem Park bedeckt, und der Gus als letztes Schutzmittel über beide angelegt. Alle drei Oberkleider haben gleichen Schnitt, die beiden letzten Park und Gus unterscheiden sich aber von der Malljza dadurch, daß sie die Haarseite nach Außen haben, und daß an beiden eine Kopfbedeckung befestigt ist. An die Halsöffnung dieser Kleider ist eine eng anschließende Kappe angefügt, die das ganze Hinterhaupt mit dem Nacken bedeckt und aus einer ovalen Oeffnung das Gesicht nur bis zu den Schläfen, bis zum Vordertheile der Backenknochen und bis zur Spitze des Kinnes hervorragen läßt. Der Park wird stets aus Nepluckі genäht, und trägt als hohe Zierde auf dem Obertheile seiner Kappe die gespitzten Ohren des jungen Rennthiers; außerdem fehlt nie an dem Saume dieses Kleides eine Verbrämung aus dem Felle junger, langhaariger Hunde, die von Zughunden abstammen und von den Weibern gepflegt werden.

Der Gus besteht stets aus dem langhaarigen Felle eines alten, und im Winterkleide befindlichen Rennthiers von weißer Farbe und ist immer leichter als der Park.

Den ganzen Anzug vollendet der Gürtel, der aus einem zollbreiten Riemen besteht, der bei den Ostiaken stets mit metallnen Zierrathen besetzt ist; jetzt wird der Gürtel mit Oehr und Haken versehen, die sie von den Russen gegen bedeutende Preise erwerben. Dieser Gürtel dient nächstdem auch dazu, unter der Malljza die einzig übliche Tasche zwischen der Haut und dem Ausbug des Kleides zu bilden, worin freilich nur ganz kleine 2—3 Zoll dicke Gegenstände aufbewahrt werden können. Der Ein- und Ausgang dazu wird durch den Querschlitz im Handschuh bewerkstelligt. Hier wird nun namentlich die Tabaksbüchse aufbewahrt.

Dem ähnlich ist die Tracht der Samojeden, nur daß ihre Pelze auf der Brust eine Oeffnung haben. Bei den Ostiaken ist die Kleidung der Frauen von der männlichen gar nicht unterschieden. Die Samojedinnen aber tragen einen kurzen Pelzrock aus vielfarbigen Fellen von Hunden, Wölfen und Vielfraßen zusammengenäht und oft noch mit europäischen Zeugstreifen besetzt. Vom Hintertheile dieses Kleides hängt ein Vielfraßschwanz herab. Sie tragen ferner eine Reisehut aus ähnlichem Pelzwerk, der über Ohren und Nacken herabfällt (Erman R. I. 700).

Abweichender ist die Kleidung der Tungusen, die im Winter aus Pelz, im Sommer aus sämischem Leder, zum Theil auch aus Fischhaut besteht. Vorn am Gürtel hängen Fransen von ledernen Riemen eine Spanne lang. Am Gürtel werden die Strümpfe, das Messer, Feuerzeug und Tabaksgeräthe befestigt. Die Hosen reichen bis an die Mitte des Schenkels, wo sie von den Strümpfen überfaßt werden. Halbstiefeln sind von der rauhen Beinhaut der Rennthiere oder Elenne, und haben geräucherte Sohlen. Der Rock ist ziemlich nach europäischer Art, hat enge Aermel, sitzt fest um den Leib und reicht kaum bis an die Kniee. Da er vorn nicht recht zusammenreicht, wird er mit einem Brustlatz, der oben eine Hand und unten eine Spanne breit ist, und die Länge des Rockes hat, bedeckt. An den sämischledernen Sommerröcken sind oft zwei Theile des Schooßes oder auch der ganze Schooß von rothem, blauem oder anderem bunten Tuche. Die Winterröcke sind von schneeweißen Rennthierfellen, haben aber denselben Schnitt. Der Hals wird immer bloß getragen. Die Nähte, so wie die Falten, Ränder und Säume sind durchaus ausgenäht oder mit Corallen besetzt. Alle Ränder werden abwechselnd mit weißen, rothen, auch schwarzen, an 6 Zoll langen Haaren besetzt. Auf den Hüften sitzen wohl zwei Spannen lange Haarbüschel, so daß im Luftzuge alles flaggt und sich bewegt. Im Sommer und im Staate gehen sie barhaupt*). Im Winter tragen sie Mützen aus der rauhen Haut der Rehköpfe, mit aufgerichteten Ohren und Hörnlein. Ebenso ist die weibliche Tracht, nur daß die Kleider etwas weniger knapp anliegen, auch noch reicher verziert sind (Georgi R. I. 254—256). Eben so ist auch im Wesentlichen die Tracht der Buräten (Georgi I. 301).

Die Kleidung der Jakuten ist dieselbe, und besteht im Winter aus Rennthierfellen, bei ärmeren aus Pferde- und Rinderhaut, die Haare nach außen gekehrt. Der Rock hat, wie der Tungusische, Schöße, weil er beim Reiten getragen wird, und ist rings an den Säumen mit schwarzem Pelzwerke besetzt und auf dem Rücken mit Zierrathen aus demselben Stoffe kunstvoll gestickt. Das Frauenkleid unterscheidet sich nur durch größere Länge von dem der Männer. In gelinder Jahreszeit oder bei längerem Aufenthalt im Hause, trägt man Kleider von demselbem Schnitte, aber aus biegsamen, hellgelb gefärbtem Leder oder aus Tuch. Besonders trefflich sind die wasserdichten Stiefel der Jakuten, von ihnen Eterbes genannt, von den Russen in Torbasa verstümmelt. Sie schließen überall eng an das Bein, und bedecken es von unten bis weit über das Kniegelenke, sind aber dennoch durch vollständige Biegsamkeit für Fußgänger eben so bequem, wie für Reiter. Zu diesem Ende und um sie durchaus wasserdicht zu

*) S. Taf. 2. die 1. Figur, ein Tunguse in Sommertracht nach Sarytscheff.

machen, schneidet man die Torbasen stets aus dichtem Pferdeleder, welches zuerst mit saurer Milch getränkt und geräuchert, dann aber mit Fett und feinem Ruß aus den Caminen gerieben wird. Auch die Sohle besteht aus derselben Art von Leder und ist im Innern des Stiefels an den Schaft genäht; sie endet gegen die Zehen in einer aufwärts gebogenen Spitze. Unten an den Schaft der Torbasen werden zwei lange Riemen genäht, und beim Gebrauche fest um das Bein geschlungen, zuerst am Knöchel und dann, nachdem man sie hinten längs der Wade aufwärts gezogen, noch einmal unter dem Knie, wo man ihre Enden verbindet. Zum Schutz gegen die Kälte führen die Jakuten eine breite und schlangenförmige Halsbinde, Moitruch, aus schwarzen Eichhornschwänzen, Handschuhe aus Fuchspelz, Utelek, und eine bunttuchne Mütze, Bergesa, welche die Stirn und einen Theil des Gesichts mit einem Besatz von Vielfraßfellen bedeckt. Einige jakutische Mädchen tragen noch eine Art von ledernen Kissen über den Hosen und unter dem Rock auf dem Hintern*), vermuthlich zu Erleichterung des Reitens auf den Ochsen (Erman R. II. 275—277).

Die Kleidung der Lappen ist im Ganzen und im Wesentlichen übereinstimmend mit der bisher beschriebenen, indem auch bei ihnen ursprünglich das Hemde fehlt, die Hosen dicht anschließen und ein Rock Brust und Leib bedeckt. Die Winterkleidung ist aus Rennthierfell, die für den Sommer bestimmte aus Tuch. Im Sommer reichen die Hosen enganschließend übers Knie bis unten auf die Füße, aus ungefärbtem groben Wollenzeuge, nur die Wohlhabenden tragen buntes und besseres Tuch; schwarzes Tuch trägt Niemand. An den Füßen tragen sie Schuhe, die sie mit einer Art langen Grases füttern, das sie zu diesem Zwecke durch Kochen erweichen. Strümpfe führen sie nicht. Der Rock ist stets von Rennthierfell, das für den Sommer enthaart ist, in Winter aber trägt man das Haar nach außen. Der Rock heißt Mudd; die besten sind aus den Häuten der wilden Rennthierkälber gefertigt, die zum erstenmal die Haare abgeworfen. Im Winter tragen sie über die rauchen Rennthierhosen Stiefel aus feinen Fellen, die rauche Seite nach außen gerichtet und mit Riemen um die Knöchel geschnürt, so wie Handschuhe, die beide mit Heu ausgestopft werden. Der Kopf wird im Winter mit einer Kappe bedeckt, die nur das Gesicht frei läßt, am Halse und auf der Brust aber eng anschließt. Im Sommer tragen die Lappen Mützen von der Form der Zuckerhüte, aus rothem Tuch mit Pelz besetzt, in der Art, wie wir sie bei den südrussischen Steppennomaden wiederfinden werden. Man näht diese Mützen aus vier dreieckigen Stücken zusam-

*) Die Boa, die vor wenig Jahren so allgemein auch von deutschen Damen getragen wurde, dürfte wohl ursprünglich über Rußland aus Sibirien zu uns gekommen sein.

men und die Nähte werden mit gelbem Tuche besetzt und auf dem Gipfel eine bunte Troddel befestigt. Der Rand ist mit Pelz besetzt*). Die Lappen fertigen auch Mützen aus Lachsfellen, ja aus den Vogelpelzen, woran sie den Schnabel lassen. Den Hals schützen sie durch eine Binde aus Bärenfell, woran vorn die Tatzen mit den Klauen auf die Brust herniederhangen (Brooke 387). Ein Gürtel, der gleich dem der Sibirer mit Metall verziert ist und woran Messer, Feuerstahl u. s. w. hängen, ist den Lappen eben so unentbehrlich, als den Sibiriern. Die Ornamente des Gürtels bestehen meist in kupfernen Knöpfen, die aufgenäht sind, und einer Menge von Messingkettchen und Ringen, die rings umher hängen. Am Gürtel wird auch die Tasche getragen, die aus behaartem Rennthierleder gemacht und etwas breiter als lang ist. Sie ist außen noch mit einem andern behaarten Leder bedeckt, das so groß wie die Tasche und unten mit drei Knöpfen befestigt ist. Darüber deckt man ein rothes oder sonst buntes Tuch, dessen Verzierung in zinnernen Fäden besteht. In der Tasche wird der Feuerstein verwahrt, so wie Stahl und Schwefel, ein Stück Tabak und andere Kleinigkeiten. Daneben hängt ein Lederbeutel, birnenförmig, worin das Geld und andere Kostbarkeiten stecken; ferner ein Nadelfutter; dieses besteht aus einem dreiseitigen Stückchen Tuch, dessen obere Spitze abgeschnitten und auf beiden Seitn mit Leder bezogen ist, und worein die Nadeln gesteckt werden. Dieses wird in einen Beutel von gleicher Größe und Gestalt, aus buntem Tuche, gesteckt, der oben zugezogen und an den Gürtel gehängt wird.

Die Kleidung der Frauen ist bei den Lappen von der männlichen, wenigstens im Sommer, wesentlich verschieden, denn im Winter tragen beide Geschlechter Hosen und sonst enganliegende Kleider. Die Frauen tragen im Sommer weite, faltige Röcke aus dem gemeinen groben Tuche (Waldmar), das die Wohlhabenden mit rothem englischen Tuche vertauschen; um den Leib wird ein drei Finger breiter Ledergürtel getragen, der mit ganzen zinnernen oder silbernen, fingerlangen Platten besetzt ist, auf welche allerlei Blumen, Vögel und dergleichen ausgestochen sind. Diese Platten bedecken das Leder des Gürtels meist ganz und gar. Daran hängen mehrere Messingkettchen, deren eins das Messer mit der Scheide, das andere einen Beutel, das dritte die Nadelbüchse trägt, und woran noch ein Haufen messingener Ringe hängt, die oft an zwanzig Pfund wiegen, und ein stetes Klimpern verursachen, das ihnen überaus angenehm ist. Das Alles wird vorn auf dem Bauche getragen. Der Kopf wird mit einer niedrigen Mütze bedeckt, die unten eng anschließt, sich oben aber erweitert, die Farbe derselben ist gemeiniglich roth. Wohlhabende Frauen binden an Festtagen ein weißes Tuch um den Kopf. Nächstdem tragen sie im Sommer

*) S. Knud Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Kopenh. 1767 4. S. 70 und die Abbild. Taf. II. V. VI. VII.

Strümpfe und Schuhe. Die Wintertracht der Frauen unterscheidet sich von der männlichen nur durch größere Länge des Rockes (Scheffer S. 236 ff.).

Außerdem gehören noch zum Anzuge der Polarnomaden zwei Geräthe, die wir bereits bei den Jägern und Fischern derselben Zone kennen gelernt haben, die Schneeschuhe (s. o. Th. II. S. 247) und die Schneebrillen (s. o. Th. II. S. 246). Die ersteren bleiben sich überall gleich, letztere sind bei den Jakuten und Tungusen etwas anders und bestehen in einem sehr zierlich geflochtenen und engmaschigten Netze aus schwarzen Pferdehaaren, das gegen sechs Zoll lang und breit genug ist, um die Augenlieder eben zu bedecken. Es ist mit einem ellyptisch gestalteten Rand auf einen dünnen Lederstreifen so genäht, daß die Seite, welche man gegen das Gesicht kehrt, ein wenig concav wird. Man befestigt es dann mit Oesen aus dünnen Riemen um die Ohren, so daß es völlig das Aussehen einer europäischen Brille erhält. Ohne eine solche Brille geht Niemand auf die Reise und sie wird neben dem anderen Kleingeräth am Gürtel getragen, doch nicht eher benutzt, als wenn bei völlig klarem Himmel die Sonne eine gewisse Höhe erreicht hat (Erman II. 329). Alte Frauen tragen sie zuweilen im Hause zum Schutze gegen das Caminfeuer. Neben diesen kommen auch bei den Tungusen jene Brillen vor, welche wir bei den Eskimos gefunden haben, und die Erman (II. 363) aus getriebenem Silberbleche sah. Gleichen Zweck haben wohl auch die Schleier, welche Erman (I. 540) bei den Ostiakinnen fand, die den Kopf mit einem Tuche überhängen.

Der Schmuck

der Polarnomaden ist bei weitem weniger mannichfaltig, als bei den bereits betrachteten Völkerschaften Americas und der Polarzone. Er ist, da der Körper fast ganz bedeckt ist, auch weniger unmittelbar auf demselben, als an der Kleidung angebracht. Die Bemalung der nackten Indianer muß zum Theil die Kleidung ersetzen. Diese Bemalung kennen die Polarnomaden gar nicht. Dagegen finden wir aber die Tatowirung wenigstens bei den Asiaten. Die Ostiakinnen tatowiren die Hände. Erman (R. I. 639) bemerkte bei denselben, daß über die einzelnen Glieder jedes Fingers einige parallele Reihen blauer Puncte der Quere nach gezogen waren. Minder sorgfältig war die gleichfalls blaue Punctirung an verschiedenen Stellen des Körpers der Männer bei derselben Nation. Sie werden durch Einreibung mit Kohlenpulver hervorgebracht. Bei den Tungusen näht sich etwa der zehnte Theil der Nation, namentlich die, welche in den Wäldern umherziehen, blaue Figuren ins Gesicht, die sie Guldir nennen. Sie bestehen in einer oder zwei einfachen oder gezähnten, bogenförmigen Linien auf jeder Wange, und wenn es recht vollständig ist,

auch auf der Stirn und auf dem Kinn. Sechs- bis achtjährigen Kindern beiderlei Geschlechts näht man einen mit Speichel benetzten und an einem Kessel mit Ruß geschwärzten Faden von Zwirn oder Sehne durch die Haut, und schwärzt ihn bei jedem dritten Stiche. Die Linien erscheinen recht blau und verwachsen nimmer (Georgi I. 254) *).

Der Kopfschmuck ist, da die Polarnomaden einen großen Theil des Jahres mit verhülltem Haupte einhergehen, bei ihnen ebenfalls minder üblich. Die ostiakischen Männer jedoch sammeln ihre langen pechschwarzen Haare in einen Zopf — wie die Chinesen — durchflechten denselben mit breiten Bändern, und versehen ihn an den Enden mit Glasperlen (Erman I. 576).

Die Samojedinnen tragen gleichfalls lange Haarzöpfe, die unter den Mützen und Hüten hervorragen. Sie sind mit klingendem Metalle verziert, ja eine Samojedin hatte in ähnlicher Weise, wie es jenes Eskimomädchen (s. o. Th. II. S. 253) am Halse trug, ein verrostetes Flintenschloß in ihren Zopf geflochten, neben vielen Ringen aus Eisen und Messing (Erman I. 701). In einer Hütte der Jakuten bemerkte Erman Mädchen, die in einer kunstreichen Schachtel aus Birkenrinde kupferne und bleierne Knöpfe, Glasperlen und alte messingene Springfedern bewahrten. Letztere wurden in gleiche Stücke zerschnitten und abwechselnd mit den Perlen und Knöpfen auf Fäden gezogen in so sinnreicher Ordnung, daß mit den geringen Mitteln ein sehr zierliches Zopfband zu Stande kam (Erman II. 335).

Fingerringe fand Georgi (I. 256) bei den Tungusen und Erman bei den Ostiakinnen (Erman I. 639).

Die übrigen Zierrathen hängen mit der Kleidung zusammen, wie wir denn bei den Tungusen bereits die angenähten Riemen und Haarbüschel bemerkt haben. Viele Tungusinnen tragen breite Halsbänder, die auf die Brust herabhängen und mit Corallen genäht sind (Georgi I. 356). Etwas Aehnliches findet sich bei den Lappländerinnen, die auf der Brust einen Schmuck tragen, der wenigstens seinem Namen nach germanischen Ursprungs sein könnte, er heißt **kracka** (schwedisch **kraga**, deutsch Kragen) und besteht aus rothem oder anders gefärbtem Tuche, das den Hals eine Hand breit einschließt, und nach der Brust, sie bedeckend, spitz zuläuft. Am Halse, besonders aber auf der Brust, ist er mit silbernen oder auch kupfernen und zinnernen Buckeln besetzt, die zierlich ausgestochen sind. An diesen Buckeln oder Knöpfen hängen kleine Plättchen aus Metall oder

---

*) Dem widerspricht Erman (R. II. 36) nach dem Berichte russischer Augenzeugen, welche behaupten, diese Tatowirung sei durch senkrechte Einstiche bewerkstelligt und bemerkten, daß die Tungusen nur ganz dicke, grobe Nadeln, die nur für Rennthiersehnenzwirn brauchbar, besitzen, womit also eine Hautnähung gar nicht Statt finden könne.

auch metallene Ringe (Scheffer S. 238). Dieser Halsschmuck findet sich denn auch in den Gräbern der alten Finnen, die man bei Ascheraden an der Düna entdeckt hat, so wie auf den Pelzen der Sibirier.

Die Reinlichkeit wird zwar auch hier, wie bei den Eskimos, durch das Klima nicht eben befördert, doch finden sich die ersten Anfänge derselben bei den Ostiaken. Die Servietten, Handtücher und Schnupftücher werden bei denselben durch Lerchenholz ersetzt, das man in sehr dünne, lange Spähne trennt, die geschabt werden und an einem Ende noch zusammenhängen. Einige solcher Büschel tragen die Weiber gewöhnlich am Leibgürtel ihrer Kleidung zum augenblicklichen Gebrauche. Mit solchen Büscheln wird auch das Kochgeschirr gereinigt (Erman I. 635).

Die Tungusen haben zu dem Zwecke, sich die Augen von den kleinen Fliegen zu reinigen, die goldglänzende Federhaut einiger Enten. Das Instrument heißt Hularin. Sie führen außerdem noch einen besonderen Fliegenwedel (Arpoch), einen Büschel Haare, der an einem Lederriemen befestigt und im Sommer über die Achsel gehängt wird (Georgi I. 256).

Die Wohnung

der Polarnomaden hat die größte Aehnlichkeit mit der der wandernden Jäger und Fischer; sie ist tragbar wie diese, und besteht auch zumeist aus Leder und Fellen.

Das Zelt der Ostiaken hat große Aehnlichkeit mit dem der Eskimos; wenn es aufgestellt werden soll, wählt man zuvörderst zwei Stangen, welche an ihren Oberenden mit einem biegsamen Riemen verbunden sind. Diese werden zuerst in den Boden gesteckt und an diese die übrigen Zeltstangen angelehnt, so daß ein kegelförmiges Gerüste mit 15 Fuß breiter Basis entsteht; man läßt nur an einer Seite zwischen den Stangen eine zwei Fuß breite Lücke, welche als Eingang dient. Zunächst auf diesen Stangen ruht eine Lage von Fellen, welche die Haarseite nach Innen kehren. Die äußerste Decke hat die Haarseite nach Außen. Zu diesem Zwecke sind lange und bereits doppelt gelegte Streifen von Rennthierfellen für immer zusammengenäht, und diese werden sehr geschickt um das Gerüste gewickelt. Dabei sind zwei Personen thätig, welche zuerst mittels zweier langen Stangen die beiden entgegengesetzten Zipfel des aufzulegenden Streifens unterstützen und ihn dadurch bis nahe an die Spitze des Zeltkegels heben; dann geht der eine mit seiner Stange nach vorwärts, das Gerüste umkreisend, bis das Fell in spiralförmig abwärts geneigter Lage platt auf dem Gerüste ruht. So werden nach einander die Streifen wie Dachziegel mit übergreifenden Rändern auf einander gelegt, und ohne Bänder oder Riemen erhalten sie sich dann durch ihre eigene Schwere, welche überhaupt dem ganzen Gebäude Halt und

Festigkeit giebt. Der Eingang wird durch das Unterende eines solchen Fellstreifens gebildet. In einer Höhe von vier Fuß über dem Boden werden noch zwei horizontale Querstangen an zwei der Zeltstangen gebunden, und diese müssen den Kochkessel tragen. Ein Mann hatte unterdessen mit einer hölzernen Schaufel von außen her den unteren Zeltrand mit einem fußhohen Schneewalle beworfen, und als es im Inneren heftig rauchte, machte er an der Windseite eine Oeffnung in diese Bedeckung; außerdem waren auch hier zum Abzuge des Rauches die oberen Enden der Stangen unbedeckt geblieben. Für den Eigenthümer des Zeltes ward ein Ruthengeflecht auf den Boden gelegt, für die übrigen Gäste die Renuthierfelle und Kleider unmittelbar auf den Schnee. Mittlerweile ist das Feuer entzündet und das Zelt durchwärmt, und nun halten, etwa eine halbe Stunde nach der Ankunft, alle Zeltgenossen ihren fröhlichen Einzug. Alle vertheilen sich am Umfange des Zeltes mit dem Rücken gegen die Wand, mit den Füßen gegen das Feuer; die Männer entkleiden den Oberleib, und bedecken nur den Rücken mit dem Pelze, die nackte Brust dem Feuer zuwendend. Dann wird aus Schnee das Wasser und alsbald auch die Speise bereitet (Erman I. 693 ff. u. 637).

Solcher Zelte bedienen sich auch die Tungusen (Erman II. 367), wenn sie auf der Reise begriffen sind. Das Gepäck wird dann vor dem Zelte aufgestapelt, die Quersäcke mit den Lebensmitteln, die Rennthiersättel, Kochgeschirre und Jagdgeräthe.

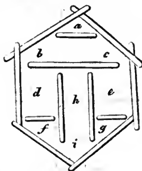
Die Lappländer haben für vorübergehenden, ganz kurzen Aufenthalt ebenfalls Zelte; die Berglappen richten dann vier Balken auf, daran werden drei Stangen und dazwischen Latten angelegt. Ueber dieses Gerüste kommt eine Decke von grobem, wollenen Tuche, worüber die Wohlhabenden noch einen leinenen Ueberzug legen. Wie in den Sommerzelten der Grönländer und den ostiakischen Rennthierzelten ist der Eingang von der Seite, und dieser und die Spitze des Kegels, kann ebenfalls geöffnet werden (Scheffer S. 219. Leem's Lappl. Taf. 22. 23). Diese Zelte sind jedoch meist klein.

Eine andere Art ebenfalls tragbarer Zelte haben die Tungusen und Jakuten. Wie das Lederzelt, besteht das Gerüste aus vielen, gegen 20 Fuß langen Stangen, welche aber mit **Birkenrinde** gedeckt werden. Die Weiber schälen die Rinde gleich unter dem weißen Baste vom Baume ab, ohne dadurch dessen ferneren Wuchs zu stören. Diese Rindentafeln sind von der Größe eines Bogens Papier. Sie werden in Wasser gekocht und dadurch weicher, biegsamer und lederartiger. Dann werden sie mit gespaltenen, zarten Cedern- und Fichtenwurzeln zusammengenäht, auch am Rande besäumt und Riemen von Fischhaut daran gesetzt. Eine Birkendecke ist 3 Ellen lang und $1\frac{1}{2}$ Elle breit. Mittels der Riemen werden sie an den Stangen befestigt, auf der Reise aber zusammengerollt (Georgi I. 250). Die Jakuten fügen ihre Rindentafeln mit Seilen aus Pferdehaar zusammen, sticken sie

auch längs der Nähte überaus zierlich (Erman II. 305. s. auch Scheffer 221). Die Hütten sind übrigens rund und kegelförmig (Sarytscheff I. 24).

Außer diesen Sommerzelten haben die Tungusen noch andere, welche mit Tuch oder mit Schilf- und Korbmatten bedeckt sind. Wohlhabende Waldtungusen bauen sich hier und da kleine Hütten im Walde, in welchen sie während des Sommers das Wintergeräthe, und während des Winters die entbehrlichen Sommersachen zurücklassen (Georgi I. 251).

Die Winterhütten werden auch von den meisten Nomaden der Polarzone, gleich den Jägerstämmen, als festere Hütten errichtet, welche auch an den Flüssen oder Seen, wo sie erbaut, für künftigen Gebrauch stehen bleiben, wenn sie im Sommer fortziehen und dieselben verlassen. Es wird dazu ein gehöriger Grund mit acht Ecken, eine Elle hoch gelegt. Dann werden gemeiniglich acht dünne Balken oder Stangen aufgerichtet, die theils mit Birkenrinde, theils auch mit Bretern belegt sind, oft aber auch mit Rasen noch überdeckt werden. Das Ganze ist 5 bis 6 Ellen hoch und backofenförmig nach oben zu gewölbt. Zu dieser Hütte führen, wie zu den Sommerzelten der Grönländer, zwei Thüren. Die vordere ist die größere, für Jedermann bestimmte; durch die hintere aber, die etwas kleiner ist, darf kein Frauenzimmer gehen; durch dieselbe werden alle Eßwaaren, besonders die Jagdbeute, zur Feuerstätte gebracht. Das Innere der Hütte ist nun folgender Gestalt eingetheilt:



a ist die kleine Thüre, Posse genannt.

b und c, Lops genannt, der Aufenthaltsort der Männer, wo sie auch ihr Jagdgeräthe und andere Sachen aufbewahren.

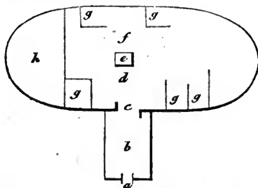
d und e, Lolde, die eine Abtheilung enthält die Schlafstätte des Hausherrn und seiner Frau, die andere ist für die Knechte.

f und g, Kotta, ist der Aufenthaltsort der Weiber, wo sie ihr Wochenbett abhalten.

i, Dx, der allgemeine Eingang.
h ist die Feuerstätte.

Auf den drei in der Mitte liegenden Klötzern a, b und h werden die Speisen zerhauen. Scheidewände giebt es in solchen Hütten gar nicht, sondern die Gränzen sind lediglich durch Holzklötzer angedeutet. Das Feuer brennt in der Mitte frei zwischen Steinen, und wird Nachts vor Schlafengehen noch besonders mit Steinen umgeben. Der ganze Boden der Hütte ist mit Birkenlaub bestreut, auf das Laub legen sie Rennthierfelle, worauf sie sitzen und schlafen (Schefer 223 ff.).

Eine ähnliche, doch weiter ausgebildete Einrichtung zeigte die Gamme eines Uferlappen in Komagfiord, welche Brooke (Winter in Lappland S. 316) beschreibt. Diese Gammen sahen aus der Ferne wie aufgeworfene Erdhaufen, und um dieselben sah man Einfriedigungen für das Vieh und das aufgehäufte Winterfutter nebst den übrigen zur Lüftung aufgehängten Dingen. Die Hütten nennt der Lappländer Guatti, und sie halten die Kälte trefflich ab. Die Höhe beträgt etwa 5 Fuß, der Umriß ist gemeiniglich kreis- oder auch eirund, und die Hütte hat das Ansehen eines abgerundeten Hügels und ist auf einem Holzgerüste aus Birkenzweigen und Rasen zusammengesetzt. Die Thüre wird, fast in der Weise wie die Winterhütten der Grönländer, durch einen besonderen Gang vor dem unmittelbaren Eindringen der Luft geschirmt.



a ist der Eingang zu dem Gange b, 3 Fuß hoch, 6 Fuß breit und 12 Fuß lang, der zu der eigentlichen Thüre c führt, durch welche man ins Innere der Hütte d treten mag.
e ist die Feuerstätte, welche in einigen großen Steinen besteht, die auf dem Boden liegen und das Feuer abgränzen.

Ueber f befindet sich eine Oeffnung im Dache, um den Rauch aus-

zulassen, die aber auch mit einer Klappe verdeckt werden kann, wenn man die Wärme beisammenhalten will, und die des Nachts stets geschlossen wird.

g g g giebt verschiedene Verschläge an, welche durch aufrechtstehende Holzstämme gebildet werden, die demnächst auch die Last des Daches unterstützen helfen. In diesen befinden sich die Schlafstellen für die verschiedenen Mitglieder der Familie, welche mit Schaf- und Rennthierfellen als Betten versehen sind.

Das ganze Gebäude hatte bei der Rauchöffnung 6 Fuß Höhe, 15 Fuß Breite und an 30 Fuß Länge.

Außer diesen Wohnhütten haben die Lappen zur Aufbewahrung ihrer Vorräthe besondere Nebengebäude, welche Nalla genannt werden. Sie schneiden deshalb eine Tanne vier bis fünf Ellen über der Erde ab, schälen die Rinde davon ab und machen den stehengebliebenen Stamm durch einen Anstrich von Fett schlüpfrig, so daß die Bären nicht hinaufklettern können. Oben darauf werden übers Kreuz zwei Balken befestigt, auf denen ein aus Bretern gemachtes Häuschen sich befindet, das mit Birkenrinde gedeckt ist. Hierin werden die Speisen verwahrt (Scheffer 222).

Außerdem haben die Lappen noch besondere aus Stangen aufgerichtete Gerüste, unter denen sie die Kleider zum Lüften aufhängen, und worauf sie ihr Geräthe bewahren (Abbild. bei Leem Taf. 18 u. 21).

Die Winterhütten der sibirischen Nomaden sind aus Balken, von Würfelgestalt, und in eine Vertiefung des Erdreiches eingelassen, so daß sie bei hohem Schnee kaum über die Oberfläche des Bodens hervorragen. Wenn die Jakuten eine Hütte errichten wollen, so rammen sie neun Pfosten auf einem viereckigen Platze ein; auf die drei mittleren, welche höher sind als die übrigen, kommen eben so viel Balken zu liegen, und die vier Eckpfosten werden gleichfalls durch zwei Balken verbunden; dann werden starke Planken in schräger Richtung von der Erde nach den wagerechten Balken gelegt und an diesen befestigt, desgleichen bringt man vom oberen Theile des Gerüstes nach den Seitenpfosten Breter an, welche über die anderen hinausragen und ein nicht sehr abschüssiges Dach bilden. Dann werden die Pfosten mit einer Mischung von Gras, Lehm und Mist beworfen. Die Wände werden aus demselben Stoffe aufgeführt und während des Winters mit einem Gehäge umgeben. Der Schnee überlagert die Jurte und hält sie warm. Die Licht- und Luftlöcher werden mit Fenstern aus dickem Eis versehen, das zuweilen jedoch auch durch Fischblase, Oelpapier und Marienglas ersetzt wird. Die Eisfenster geben genugsames Licht, und beschlagen auch, wie die Glasfenster, wenn die Kälte heftig wird. An drei Seiten des inneren Raumes sind Kammern gebildet, in denen, nach der Stärke der Familie, zwei bis drei Per-

sonen schlafen; sie sind 3—4 Fuß breit und 10 Fuß lang. Mitten in der Jurte ist der Feuerheerd und der Rauchfang, welcher aus senkrechten, inwendig verkleideten Stäben hergestellt ist (Cochrane, Fußreise S. 370 f.).

Diesen Rauchfang haben die Ostiaken dem Eingange gegenüber, ziemlich nahe an der Holzwand, angebracht. Der Heerd ist aus Lehm geschlagen und fast vier Fuß breit, die Holzwand ist durch eine fußdicke Lehmmauer geschützt, daran mündet eine 3 Fuß breite Röhre, die sich, bis zu 1½ Fuß Durchmesser verjüngend, bis über das Dach in senkrechter Richtung erhebt. Der Rauchfang besteht aus Stäben, die durch Ruthen mit einander verflochten und mit Lehm überklebt sind. Um der Röhre Dicke zu geben, sind kürzere Holzstücke horizontal hineingesteckt. Diese Feueressen sind übrigens, wie der Name derselben, Tschubal, andeutet, tatarischen Ursprunges (Erman I. 558).

Die innere Einrichtung dieser Jurten ist sehr einfach, und besteht außer dem hier eben aufbewahrten Geräthe namentlich in fußhohen Schemeln, worauf die Müssigen der eben so hohen Feuerstätte gegenüber sitzen. Rings um die Wand läuft eine Erhöhung, wo Frau und Kinder sich aufhalten. So fand Erman (I. 558) die Jurten der Ostiaken, die, wie die der Jakuten, längs der Wände abgetheilte Schlafstellen haben (Erman II. 241). Die Jurten werden bei der Ankunft eines Gastes mit Stroh gefegt, wimmeln aber oft von Ungeziefer (Cochrane S. 370).

Die Werkzeuge und Gefäße,

die wir bis jetzt angetroffen, waren theils aus Stein, theils aus Holz, Rinden, Leder, Horn oder Knochen. Jetzt begegneten uns zum ersten Male Werkzeuge und Geräthe aus Metall, die nicht aus der Fremde eingeführt sind.

Die Jagdwaffen der Polarnomaden lernten wir bereits kennen; erwähnten auch öfter des Messers, das jeder bei sich am Gürtel in lederner Scheide trägt. Die Lappländer erhalten ihre Messer von den germanischen Nachbarn; in Sibirien aber verstehen seit uralter Zeit die Jakuten das Eisen zu graben, zu gießen und zu schmieden, wie denn auch die Tungusen als tüchtige Schmiede gerühmt werden. Es scheint jedoch, daß diese Künste des Schmelzens und Schmiedens nicht im Lande selbst entstanden, sondern schon in uralter Zeit von eingewanderten fremden Stämmen eingeführt worden seien, wie denn die alten Gruben und Schmelzhütten am Ural Tschudische, d. h. fremdartige, genannt werden; sie waren übrigens mehr auf Ausbringung des Kupfers gerichtet, dessen Bearbeitung überhaupt und überall dem Eisen vorausgegangen zu seyn scheint (s. Erman R. I. 40. 340 u. 502). Jetzt richtet sich die Schmiedekunst der Polarnomaden vornehmlich auf das Eisen, das man in kleinen, tiegelartigen

Vertiefungen, die man in dem aus geschlagenem Lehm gefertigten Heerde der Jurten macht, schmilzt. Jeder Jakute versteht es noch jetzt, sein großes Messer aus Stahl zu fertigen, der zwar biegsam, aber auch so hart ist, daß man Kupfer und Messing damit schneiden kann. Den hölzernen Griff der Messer versehen sie stets, nach uralter Sitte, mit zinnernen Zierrathen, zu denen sie das Material aus den Bergen von Nertschinsk-empfingen, noch ehe die Russen von den dortigen Erzgängen wußten. Sie schneiden Zeichnungen in das Holz, und vergießen die tieferen Theile derselben mit Zinn. An dem oberen Ende des Griffes ist ein dicker Zinnknopf gelassen, der mit dem Meisel bearbeitet wird. Die Scheide ist aus Birkenrinde geschnitten, mit Leder überzogen und mit Blechstreifen beschlagen, in welche allerlei geradlinige Verzierungen geschnitten sind (Erman II. 279).

Der Tungusische Schmied liefert Pfeilspitzen, Feuerstähle, Beschläge und Götzenbilder. Er kann alle seine Werkzeuge, die Blasebälge ausgenommen, in einem Kästchen bequem mit sich herumtragen. Sein Ambos wiegt etwa vier Pfund; er wird in einen Klotz gesetzt. Den Ambos, so wie Zange, Hammer, Feile und Meisel, nebst dem Eisen und Stahl, erhalten die Tungusen von den Russen. Der Schmied setzt, wenn er arbeiten will, einige Steine als Esse an einander. Die Bälge, die die Einrichtung der unserigen haben, und aus Seehundleder gemacht sind, haben anderthalb Fuß Länge, und blasen durch einen durchbohrten Lehmkloß. Kohlen werden von dem Kochheerde genommen, auch führt der Schmied gewöhnlich ein Beutelchen voll mit sich. Bei der Arbeit sitzt er an der Erde (Georgi I. 260).

Die Tungusen fertigen ferner Schneidezeug für ihre Lederarbeiten. Es besteht dies in einer flach gebogenen, an dem concaven Rande gezähnten, an dem anderen in Holz gefaßten Eisenplatte, an deren Enden sich hölzerne Handhaben befinden und ein zollbreiter Eisenring, der an den Kanten schneidend geschliffen und mit Riemen auf einem hölzernen Stiele befestigt ist. Letzterer dient zum Enthaaren und Schlichten der Renthierfelle, das andere Werkzeug, um sie dünner zu schaben (Erman II. 368). Ein anderes für die Lederbereitung bestimmtes Werkzeug hatte die Gestalt eines Richtscheites, dessen einer Arm zwei Fuß, der andere durch einen hölzernen Stiel verlängerte aber fünf Fuß maß. Das Eisen war parallel mit den Kanten durch zwei Reihen kurzer Silberstreifen und dazwischen einer Reihe kupferner Kreuze verziert, doch offenbar in den nertschinsker oder nordchinesischen Gebirgen angefertigt (Erman II. 367).

Die Tungusen führen ferner kleine Kessel, worin Alles gekocht wird, so wie das Beil, ohne welches sie nie ausgehen. Es wird von den Russen gekauft. Zum Ausheben der Wurzeln führen sie kleine Spaten, die sehr schmal und am unteren Ende mit Eisen belegt sind (Georgi I. 251).

Die nomadischen Schmiede fertigen demnächst die kupfernen, eisernen und zinnernen Verzierungen der Gürtel. Die Kunst, derartige Zierrathen aus Blei oder Zinn zu gießen, verstehen auch die Lappländer. Sie graben zu dem Ende in Knochen allerlei Blumen, Thiere, Ringe und andere Figuren, und gießen diese dann aus. Sie gießen auch die Kugeln für ihre Jagdbüchsen (Scheffer S. 291).

Die Lappländer haben ferner eine besondere Geschicklichkeit, aus Zinn feinen Drath zu fertigen. Sie nehmen dazu ein Horn, in welchem mehrere weitere und engere Löcher angebracht sind. Das Zinn wird erst durch die weiteren, dann durch die engeren Oeffnungen und zwar mit den Zähnen gezogen. Soll der Faden platt und breit werden, so wird in das Loch ein Knöchlein gesteckt und der Drath abermals dadurch gezerrt. Damit nun der so gezogene Drath sich nicht verwirre, wird er während des Ziehens sofort um Kopf, Hals oder Fuß gewunden. Der so bereitete Drath wird sodann über Fäden gewunden, die aus den Sehnadern der Rennthiere gedreht werden, dadurch aber ein fester, biegsamer Faden gewonnen, mit welchem sie ihre Gürtel, Binden, Kleider, Schuhe und Handschuhe ausnähen oder sticken. Es ist dieß ein Geschäft der Weiber (Scheffer S. 297).

Wir lernten schon oben, bei Gelegenheit der Kleidung, die Geschicklichkeit in Bereitung des Leders kennen, welche den Polarnomaden eigen ist, und die auch die nördlichen Americaner und die Eskimostämme besitzen. Aus dem gegerbten Leder werden nicht allein die Kleider und Zeltdecken, sondern auch mancherlei Gefäße gefertigt. So namentlich die cylindrischen Säcke, in welchen die mancherlei kleinen Geräthe und die Vorräthe an Lebensmitteln aufbewahrt werden (Erman II. 339). Zu erwähnen ist hier noch die Art, wie die Tungusen ihre Stiefeln gegen Nässe schützen, eine Arbeit, die ebenfalls den Frauen obliegt. Die Arbeiterin nimmt dazu warmes Fischfett in den Mund, und sprützt es durch die Zähne auf das Leder, reibt auch dann mit ausgebreiteten Händen die stinkende Flüssigkeit tüchtig in den Stoff ein (Erman II 343).

Die Stelle des Zwirns vertreten bei den Polarnomaden durchgängig die Flechsen der Rennthiere, die man in Fäden von beliebiger Dicke zertheilt. Zum Nähen wird der Faden am Ende benetzt und klebrig gemacht. Die Tungusinnen verrichten dieses Geschäft, indem sie die zu verbindenden Fäden mit der platten Hand auf dem rechten Knie wirbeln, und es ist daher das Zeichen einer arbeitsamen Frau, daß ihre Lederhosen an dieser Stelle ganz blank und mit Leim überzogen sind (Erman II. 334). Die Lappländerinnen machen diesen Rennthierzwirn besonders sorgfältig, die Sehnen werden geklopft und mit Fischfett erweicht und geschmeidig gemacht. Die Fäden sind indeß nicht über drei Ellen lang (Scheffer S. 295 ff.).

Die Anfänge des Spinnens und Webens in Wolle finden wir nur bei den Lappländerinnen. Sie nehmen dazu Hasenhaare, die schön weiß sind, die sie mit einer Spuhle und einem Kamme dergestalt zu Bändern, Mützen und Handschuhen weben, daß sie wie gestrickt aussehen (Scheffer S. 297).

Das Färben verstehen die Tungusen vortrefflich, und sie wenden dazu irdene wie Pflanzenstoffe an. Zum Rothfärben der Haare für Kleiderfranzen kochen sie frische oder getrocknete Wurzeln von asperula tinctoria mit gleicher Masse Lärchenschwamm eine Stunde lang; dann legen sie weiße Pferde- oder Ziegenhaare hinein, und lassen sie so lange sieden, bis sie roth genug sind. Eine gelbrothe Farbe geben sie den Haaren, wenn sie dieselben in einem Absud von einer Hand voll innerer, getrockneter Erlenrinde und einer Hand voll Asche so lange sieden lassen, bis die Farbe gefällt. Man schabt diese Rinde von den jungen Stämmen und Zweigen der grauen Erle immer, nur nicht im Frühjahre, wo die Rinde zu saftreich ist, ab. Beim Kochen legt man zwei Messer mit in die Brühe und zwar kreuzweis. Warum, konnte Georgi nicht erfahren. Mit derselben Farbe wird Leder und Pelzwerk bestrichen. Die blauen oder rothen Streifen an ihrem Pelzwerke werden durch Erdfarben hergestellt, die mit Fischleim oder Lärchenbaumgummi angerieben sind (Georgi R. I. 262 f.).

Größere Gefäße werden theils aus Wurzeln geflochten, theils aus Rinde oder Holz geschnitzt. Die Lappländer werden als geschickte Korbflechter vorzugsweise gerühmt. Sie nehmen dazu Baumwurzeln, welche sie klopfen, erweichen und in lange Fäden zertheilen. Sie nehmen Reifen von dem Durchmesser des herzustellenden Korbes, diese binden sie einen über den andern so dicht zusammen, daß sie nöthigenfalls das Wasser halten. Die meisten ihrer Körbe sind rund und mit einem Deckel versehen; andere sind nach Art unserer Handkörbe mit einem großen halbrunden Handgriffe versehen, so daß man sie an den Arm hängen kann. Viele sind viereckig und lang. Diese Körbe wurden im 17. Jahrhunderte wegen ihrer Dauerhaftigkeit selbst nach Schweden ausgeführt (Scheffer S. 290).

Die Löffel schnitzen die Lappen aus Horn, die sie mit ihren Messern zierlich ausstechen und dann mit schwarzer Farbe ausstreichen; am Stiele werden kleine Ringe und Bleche angebracht.

Aus Knochen fertigen sie ferner kleine Schnupftabaksdosen, die sie zierlich und nett ausschnitzen, wie sie denn aus Knochen auch allerlei niedliche Figuren und Ornamente schnitzen, womit die Holzgeräthe verziert werden (Scheffer S. 290).

Aus Birkenrinde werden Messerscheiden, Zeltdecken und die Kästen gefertigt, worin man die Kleider aufbewahrt, so wie auch die Gefäße für den Wintervorrath der Milch.

Die seltsamsten Gefäße, und dem Norden eben so eigenthümlich, wie die Schneehütten und Eisschlitten der Eskimo, sind die Mörser

der Jakuten, worin sie die untere Fichten- und Lärchenrinde zerstoßen, die im Winter ihr tägliches Brod ersetzt. Die Mörser bestehen aus einem Stabgerippe, welches in der Weise der Jurtenwände mit Kuhmist bekleidet und fest gefroren ist (Erman II. 277). So muß denn hier im Norden der Frost verrichten, was im Süden die Sonnengluth oder das Feuer bewerkstelligen muß.

Die Fahrzeuge

für Reisen zu Wasser und zu Lande haben nicht minder Eigenthümliches, als die übrigen Geräthschaften der Polarnomaden. Erstere kommen nur bei denen vor, die außer der Rennthierzucht auch noch den Fischfang betreiben, wie die Lappen, die im Sommer an den Seestrand herabkommen.

Diese Lappen bauen ihre Kähne aus Fichten- und Tannenholz, das sie in den Wäldern zuvor in dünne Breter spalten. Diese Breter werden nicht etwa mit Nägeln befestigt, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes zusammengenäht. Dazu gebraucht man theils die zarten Wurzeln der Bäume, theils aber die zusammengedrehten und getrockneten Sehnadern der Rennthiere. Die Fugen werden mit Moos verstopft. An den Seiten werden zwei oder vier Riemen mit Holzpflöcken befestigt, und daran leitet man bei der Flußfahrt den Kahn, deren oft ein Mann zwei regiert (Scheffer S. 286 f.). Wir werden die weitere Ausbildung dieser Bauart der Fahrzeuge in einem ganz entgegengesetzten Clima, in der Südsee, später wiederfinden.

Nicht minder eigenthümlich sind die Reiseschlitten der Lappländer, die gewissermaßen ein Mittelding zwischen einem Kahne und einem Landfahrzeuge bilden. Der Gestalt nach gleichen sie einem mittendurchschnittenen Boote, dessen Vordertheil spitzig in die Höhe gebogen ist, während der Hintertheil breit und platt ist und aus einem schlichten Brete besteht. Der Schlitten besteht aus vielen langen, schmalen Bretern, die auf einer oder mehreren Rippen mit hölzernen Nägeln befestigt sind. Der Boden ist eine Hand breit, die übrigen Bretter aber sind etwas schmäler. Kufen oder Fahrhölzer haben diese Schlitten eben so wenig, als eine Deichsel; der Boden selbst schleift auf der Schneefläche hin, und der Strick, woran das Rennthier zieht, ist durch ein Loch am spitzigen Ende eingezogen (Scheffer S. 287). Diese Schlitten heißen Bulke, sind an 7 Fuß lang, 16 Zoll breit, 8 Zoll tief an den Seiten, die Rückwand ist 16 Zoll hoch. Vorn hat die Oberseite ein ovales Halbdeck aus Seekalbfell. In diesen Schlitten wird der Reisende eingeschnürt, Der Lappländer fährt lieber im offenen Schlitten (Kjöre achian), wo er schnell aufspringen kann. Die dritte Art ist der Packschlitten. (Raid achian) der viel größer als der vorige, 8—9 Fuß lang und

verhältnißmäßig breit ist. Die hineingepackten Sachen werden mit Rennthierfellen bedeckt.

Vor jeden Schlitten wird nur ein Rennthier gespannt, bei dem Transport größerer Ladungen fährt ein Lappländer voran, und die nachfolgenden Einspänner werden, einer hinter dem andern, an den vorderen angehängt. Ein Lappländer leitet so gewöhnlich fünf Packschlitten.

Das Geschirr der Rennthiere besteht aus einem Halfter von Rennthierfell, das rund um den Hals geht; unten befinden sich zwei Lederkissen von eirunder Form, die zwischen den Vorderbeinen des Thieres hängen, und woran der Zugriemen angeschlungen ist, der aus starkem Leder besteht und zwischen den Beinen des Thieres hindurch geht. Am Schlitten wird er jetzt durch ein kleines Querholz in einem eisernen Ringe festgehalten. Rund um den Leib des Thieres ist ein breiter Bauchgurt von buntem Tuche, welcher den Zugriemen verhindert, zwischen den Beinen des Thieres herabzuhängen und dieselben zu umschlingen. Um den Hals des Thieres geht eine breite, weite Tuchbinde, woran die Glocke hängt, deren Klang die Reisegesellschaft zusammenhält. Das Kopfgestell des Zügels ist nur um den Kopf des Thieres geschlungen, und besteht aus Seekalbfell, die Schleife ist am linken Ohre, wo der Zaum anfängt, der aus einem einzigen Stücke Seekalbfell gemacht ist. Alles ist einfach, aber tüchtig; wäre der Zugriemen außerhalb der Beine der Thiere, so würde man in den Wäldern leicht am Gesträuche hängen bleiben.

Sobald der Lappländer sich in seinen Schlitten gesetzt hat, läuft auch das Thier aus Leibeskräften. Der Zügel wird in der rechten Hand gehalten und zuweilen auch um das Handgelenke geschlungen. Mit dem Zügel wird das Thier zum Schnelllaufe angetrieben. Soll das Thier stehen, so wird der Zügel links scharf angezogen und das Thier dadurch gewendet. Eine besondere Schwierigkeit besteht in der Bewahrung des Gleichgewichts, da der Schlitten, wenn er ruhig steht, sofort auf die Seite fällt. Capell Brooke, dem wir diese Notizen verdanken (Winter in Lappland s. 390 ff.) reisete in solchem Schlitten von Alten über das Gebirge nach Tornea. Er bemerkt, daß das Rennthier durchaus nicht ein sanftes, gelehriges Geschöpf ist; es ist unbändig, aber dem Lappländer namentlich deshalb von Werth, weil dasselbe sehr leicht einen einmal betretenen Pfad wiedererkennt. Wenn das Rennthier wild wird, dreht es sich um, und unternimmt einen Angriff auf den im Schlitten sitzenden Lenker, ein Auftritt, der nicht eben selten ist. Das Umwerfen des Schlittens wiederholt sich bei dem ungeübten Reisenden sehr oft, hat aber, da derselbe überaus dicht verhüllt ist, keine üblen Folgen. Der genannte Reisende machte auf dem erwähnten Wege ziemlich alle Fälle durch, die Jemand auf

solch einer Fahrt begegnen können, und stellt sie auf einigen seiner Tafeln bildlich dar*).

Die sibirischen Nomaden haben den auch bei den Eskimos gebräuchlichen Kufenschlitten, der theils mit Rennthieren, theils mit Hunden bespannt wird. Bedürfen die Ostiaken der Rennthiere zu einer Schlittenfahrt, so begeben sich einige Männer in den Wald, wo sie weiden und treiben sie mit Geschrei nach dem Orte, wo sie angespannt werden sollen. Die Thiere rennen im gestreckten Galloppe heran, und bleiben dann ruhig in der Nähe der Menschen. Darauf entwickelt man einen langen Riemen, hält ihn von Hand zu Hand drei Fuß über dem Boden, und umgeht so die Heerde in anfangs weitem, nachher aber immer enger geschlossenem Kreise, bis daß alle Thiere zu gedrängtem Haufen versammelt sind. Dann treten einige Männer in das Innere des Kreises, greifen die zum Anspannen bestimmten Rennthiere bei den Hörnern, und binden sie mit diesen an den Riemen, bis daß von den auserwählten eine Reihe gebildet ist. Einigen hängt man einen Baumzweig an den Hals, bis die Schlitten herbeigeholt sind. A. Erman, der dieses berichtet, macht dabei auf die große Unterwürfigkeit der Thiere aufmerksam, die trotz ihrer 4 Fuß langen Geweihe gar keinen Versuch zum Widerstande machen, und sich geduldig das Maul aufmachen und die Füße aufheben ließen, auch keinen Versuch zur Flucht machten. Bei der Zäumung findet folgendes Verfahren Statt. Zuerst wird jedem anzuspannenden Rennthiere ein Ledergurt, dicht über den Vorderbeinen, um den Leib festgebunden, von wo aus — wie bei den Lappländern — ein Zugriemen zwischen den Beinen nach dem Schlitten geht. Zu weitern Reisen wird hier aber jeder Schlitten mit vier, sonst auch nur mit zwei Rennthieren bespannt, welche stets neben einander gestellt sind. Dann gehen alle vier Zugstränge, ohne sich zu kreuzen, durch ein dicht vor dem Schlitten befindliches, viermal durchlöchertes Bretchen, und werden nach dem Durchgange durch dasselbe, mittels knöcherner oder lederner Ringe über eine Schnur gezogen, welche, die Vorderenden der beiden Schlittenläufte verbindend, den Zug gleichmäßiger vertheilt und namentlich bei Wendungen den Einfluß discontinuirlicher Aenderungen in der Richtung des Zuges verhindert. Dem linksstehenden Rennthiere wird gleich einem Stirnbande vor dem Geweih ein halbmondförmiger Knochen angelegt, in welchem man die beiden Enden desselben mittels zweier dünner Riemen verbindet, und zwar zuerst mittelst des einen hinter den Hörnern herum, sodann aber noch durch den andern über den Kehlkopf des Thieres geführten. Mit dem linken Ende dieses festen Stirnbandes ist nun durch eine starke, aber biegsame Oese aus Riemen ein kleinerer und ähnlich gestalteter Knochen bleibend und für immer verbunden. Nach Anlegung die-

*) Vergl. die Abbildungen bei **Knud Leem**, Taf. 53—60.

fes zweigliederigen Zaumes, bleibt also das kleinere und zuletzt genannte Stück desselben beweglich, und kommt so zu liegen, daß es dicht über dem obern Winkel des linken Auges auf dem einwärts geneigten Rande des Jochbeines ruht. Eine einzige Leine geht nun von dem Unterende dieses beweglichen Knochens längs der linken Flanke des Thieres dem Lenker zur Hand, nachdem man sie zuvor noch, um ihr, auch wenn man sie anzieht, eine unveränderte Lage zu sichern, unter einem knöchernen Vorsprunge hindurch geführt hat, welcher an der linken Seite des Bauchgurtes aufgenäht ist. Die Lenkung des gezäumten Thieres erfolgt nun so, daß ein einmaliges Anziehen und anhaltendes Verkürzen der Leine, es links umzuwenden, veranlaßt, während lebhaft ruckweises Ziehen und Nachlassen ein ebenso streng befolgtes Zeichen für rechts gerichtete Wendung angiebt. Von den übrigen drei Rennthieren des Viergespannes ist keines gezäumt, noch mit dem Leinenthiere in irgend anderer Verbindung, als durch den gemeinsamen Anknüpfungspunkt der Zugstränge am Schlitten, dennoch folgen sie aber augenblicklich der von dem letzteren angenommenen Richtung, sowohl nach rechts, als nach links, eine Handlung, welche A. Erman mit Recht theils dem Nachahmungstriebe, theils der Gewohnheit der Rennthiere, sich nicht zu vereinzeln, sondern heerdenweise beisammen zu bleiben, zuschreibt. In der Rechten trägt noch jeder ostiakische Fuhrmann eine 12 Fuß lange Stange, deren Vorderende mit einem abgerundeten Hornknopfe versehen ist, und welche ihm zunächst dazu dient, ein jedes der Rennthiere durch sanfte Stöße zwischen die Hinterkeulen zu schnellerem Laufe anzutreiben, sodann aber auch um den ungezäumten Thieren bei den Wendungen solche Nachhülfe zu ertheilen, indem er bald ihre rechte, bald ihre linke Flanke mit dem Vordertheile der Stange schlägt. Das Unterende derselben ist dicker und gleich einer Lanze zugeschärft, gewöhnlich auch mit Eisen beschlagen und dient oft dazu, die Wölfe, die sich der Heerde nahen, zu verjagen (Erman I. 627—634).

Gleiches Verfahren findet denn auch bei den Samojeden und Tungusen Statt. Man treibt die Rennthiere zusammen, und umstellt sie auch mit einer Leine in einem engeren Kreis; der scheuen und entflohenen Thiere bemächtigt man sich jedoch mit einer Fangleine. Nachdem der Riemen in kreisförmigen Windungen zusammengerollt ist, hält der Mann, welcher ihn gebrauchen will, die beiden Enden und die nächstgelegenen Windungen desselben zugleich in der Hand. Er schwingt ihn über dem Kopfe, bis man das Rennthier gegen ihn in die gewünschte Stellung getrieben hat, läßt aber dann die Windungen des Knauls sich durch Fliehkraft ausdehnen und beim Fluge durch die Luft nur einen einzigen großen Bogen bilden. Der Wurf wird mit so scharfem Augenmaße ausgeführt, daß das Vorderende der Schlinge fast jedesmal vor der Brust des Rennthieres hinabfällt. Dieses wird aber selbst im vollsten Laufe sogleich gehalten,

sobald man die Enden des Wurfriemens anzieht, und endlich ebenfalls mit einem Zaume versehen. Die Zäumung und Lenkung hat bei den Tungusen im Allgemeinen wohl dieselbe Einrichtung, wie bei den Ostiaken und Samojeden (Erman II. 343 ff.).

Die Schlitten werden demnächst auch durch Hunde gezogen, wie bei den jagenden und fischenden Polarvölkern, und die dafür bestimmten Schlitten sind $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, eben so breit und 3 Fuß lang, und ganz einfach gebaut. Auf den hölzernen, 3—4 Zoll breiten Läuften steht zu Anfang und Ende ein senkrechtes Joch, und über dessen obere horizontale Querbrücken sind parallel mit den Läuften, einige Breter gedeckt; darauf ruht nun der Fahrende zusammengekauert, den Oberleib meist nach vorne gebeugt und auf die Ellenbogen gestützt, die Füße seitwärts und nach hinten gekehrt und auf einen der Läufte gestemmt. Die Zugstränge bindet man an ein bogenförmiges Holz, welches die Läufte vereinigt. Mit sichtbarer Abneigung, aber dennoch mit augenblicklichem Gehorsam nahen die freien Hunde auf den Ruf ihres Herrn. Man greift dann einen, und umgiebt ihm beide vom Boden erhobene Hinterbeine mit einem aus Pelzwerk kreisrund zusammengenähten Gurt, welcher dann gewaltsam aufwärts gestreift wird, über den Schwanz hinweg, bis daß sein Obertheil auf das Ende des Rückgrats, das übrige des Pelzringes dicht vor dem Becken und den Keulen des Hundes zu liegen kommt, und sich eng an diese Theile anschließt. Am Untertheile des Gurtes ist eine Oese befestigt. Darauf wird mit dem zweiten Hunde ebenso verfahren und an die Oese eines jeden Gurtes das Ende eines 2 Fuß langen Zugstranges gebunden, dessen anderes Ende aber rückwärts zwischen den Hinterbeinen hindurch geführt und an das bogenförmige Verbindungsstück der Schlittenläufte befestigt. Die Stränge liegen nahe horizontal, und es üben also die ostiakischen Hunde ihre Zugkraft mit den von den Hinterkeulen bedeckten Stellen ihres Körpers. Einmal angespannt, erwarten die Hunde den Augenblick der Abfahrt mit unruhigem Geheul und auf den Lenker gerichteten Blicken. Durch den Zuruf Puir, Puir wird der Anlauf bewirkt. Anfangs wechseln Sprung und eiliger Trab, und die Ziehenden heulen dabei fort, wozu die umstehenden Hunde einstimmen, bis der Schlitten in stäte und eilige Bewegung gesetzt ist. Dann traben sie gleichmäßig, und befolgen pünktlich das bekannte Commando. Till, till heißt rechts, hut till links umlenken, zas bedeutet augenblicklichen Stillstand (Erman I. 564 f.).

Die Hunde der Tungusen werden gleichfalls paarweise angespannt, aber an einen gemeinsamen Zugstrang, der am Schlitten befestigt ist. Die rechts gehenden ziehen mit der linken Vorderschulter, und die zur Linken, mit der rechten, mittels eines breiten Gurtes, den man einem jeden von ihnen schräg um die Brust und über den Rücken legt, und dann durch einen dünnen Riemen an jenem ge-

meinsamen Ringe befestigt. Die Lenkung geschieht nur durch Zuruf des Fahrenden und durch Zeichen mit dem Oschtol oder Scepter der Hundenomaden. Beide Arten von Befehlen werden von dem freigehenden Leithunde und dann auch von allen Ziehenden mit bewundernswerthem Eifer befolgt. Zum Linkswenden ruft man hogge, worauf sogleich die linke Hälfte des Gespanns, fast im rechten Winkel links abschwenkt, wobei sie vor Eifer heulen. Der Ruf hott, hott, mit dem Rasseln des Oschtol begleitet, giebt die gerade Richtung an. Zum Rechtswenden rufen die Tungusen na, na. Der Stillstand wird durch den Ruf teu bewirkt, indem man zugleich die Mitte des Oschtol fest gegen das Vorderende des Schlittens drückt und mit seiner Spitze den Schnee wie mit einer Pflugschar durchschneidet (Erman II. 411 ff.).

Dieß ist die gewöhnlichste Art des Fortkommens im Winter, wenn der Schnee liegt. Im Sommer muß das Rennthier zur Fortschaffung der Lasten dienen.

Die Lappländer belegen das Rennthier zu diesem Zwecke vor allen Dingen mit einer Art Sattel, der aus zwei zusammengefügten, dünnen Tannenbretern besteht, welche man rund gebogen hat. Sie ruhen auf dem Rückgratt und werden unter dem Bauche mit bastenem Seile zusammengebunden, daß sie fest anliegen. Darauf werden nun hölzerne Koffer gelegt, welche fast die Gestalt einer Pauke haben. Sie sind aus gebogenen dünnen Tannenbretern gefertigt. Die offene Unterseite wird mit aus Lederriemen oder Bändern geflochtenem Netze bespannt und oben mit Birkenrinde oder Fellen bedeckt. Diese Koffer werden mit Riemen an den Sattel geschnürt. Hier haben ebenfalls die Kinder mit der Wiege ihren Platz. Ziehen sie nun fort, so eröffnet der Hausvater die Reihe, der sein Rennthier an einem, um dessen Hals gelegten, Stricke führt. Dann folgt die Hausfrau und die übrigen Personen der Familie; zuletzt der, welcher die Zaubertrommel führt (s. Scheffers Lappland S. 217). Auf solche Weise bringt der Lappländer, der seinen Sommeraufenthalt verläßt, sein Zelt, seine Käse und andere Eßwaarenvorräthe, sein Hausgeräthe, seine kleinen Kinder fort. Er selbst folgt mit der freigehenden Heerde zu Fuße nach, denn zum Reiten benutzt er die Thiere nicht. Gilt es nun ein Wasser zu durchschneiden, so miethet er sich Böte von den germanischen Ansiedlern oder den am Ufer vom Fischfange lebenden Lappen. In die Kähne stellt er die jungen Kälber, und hinter denselben werden die Thiere, welche schwach sind und Hülfe bei der Ueberfahrt bedürfen, gezogen. Die übrige Heerde geht nun, gelockt durch diesen Anblick vor sich und dem Geschrei der hinter ihr kommenden Lappen und dem Gebell ihrer Hunde ins Wasser. Kein Vierfüßler schwimmt so leicht, als das Rennthier, dessen Kopf und Schultern über den Wasserspiegel sich erheben, und das so oft zwei Meilen sich fortbewegt. Zu Lande reiset der Lappländer täg-

lich selten mehr als 6—7 englische Meilen, macht auch öfter auf 2—3 Tage Rast, bis er dann endlich den Ort erreicht, wo er überwintern will (Brooke Cap. IV. wozu eine Tafel, welche die auf der Reise begriffenen Lappländer darstellt).

Die Tungusen benutzen das Rennthier zum Lasttragen, wie zum Reiten, und versehen sie deshalb mit einem Zaume, der dem oben beschriebenen der Ostiaken ziemlich ähnlich ist. Man bindet dem Thiere einen Lederriemen dergestalt um den Kopf, daß er oberhalb oder unterhalb des Auges fest anliegt. Die freien Enden führt man über den Kehlkopf, und verbindet sie hinter den Geweihen. An diesen Kappzaum wird ein anderer Riemen gebunden, der an der rechten Seite des Halses als Zügel herab hängt, und in der Hand geführt wird. Das Rechtsumlenken geschieht durch einmalige Anziehung des Zügels, die Linkslenkung wird durch mehrmaliges und ruckweises Wechseln von Verkürzung und Nachlassung desselben Zügels bewerkstelligt. Nach erfolgter Zäumung werden die Last- wie die Rennthiere mit Sätteln belegt, die stets auf den vordern Schulterblättern ganz dicht am Halse ruhen. Der Packsattel besteht aus zweien, etwa 1½ Fuß langen, cylinderischen Polstern von geglättetem Leder, welche parallel unter einander und in einem Abstande von ¾ Fuß durch zwei convexe hölzerne Joche verbunden sind. Das Rennthier wird, wenn man ihn auflegt, nur von jenen Polstern berührt, und sein erhabener Widerrist befindet sich zwischen den genannten Jochen und noch etwas tiefer als dieselben. Sind dann Kasten von 2—3 Fuß Länge und 2—1½ Fuß Tiefe zu tragen, so legt man zunächst über jede Seite des Thieres eine Strohmatte oder ein Kissen, um den Druck auf die Weichen und Schultermuskeln zu mindern. Die beiden Kissen sind durch kurze Riemen, welche auf dem Packsattel ruhen, verbunden. Jeder Ballen oder Kasten muß zuvor mit einem langen Riemen umschnürt und aus einem Theile dieses Riemens muß eine Oese über der obern Seite des umschnürten Stückes gebildet worden seyn. Man steckt dann endlich einen Stab durch die beiden Oesen jedes zusammengehörigen Ballenpaares, und legt diesen und mit ihm die ganze Last auf die Joche des Sattels. Die Tungusen haben zum Transport ihrer eigenen Sachen jedoch nur kleine cylindrische Säcke aus geglättetem Leder, und zwischen diesen kommen dann auch, die an den Packsätteln angebrachten Zierrathen vollständig zum Vorschein. Die Vorderseiten ihrer Holzjoche sind stets mit Schnitzwerken versehen und gewöhnlich auch mit Metallblechen benagelt; die Enden der weißledernen Polster aber mit russischen Glasperlen umwickelt und mit buntem Leder gestickt. Eben solche Verzierungen befinden sich auch an dem Zaume, neben dem rechten Ohre des Rennthieres, da, wo man die beiden Enden des Hauptriemens zusammenbindet.

Die tungusischen Reitsättel bestehen nur in einem etwa zolldick gepolsterten Kissen, welches ebenso wie der Packsattel auf die vordern Schulterblätter des Rennthieres gelegt wird. Es ist vorn, wo der Reiter zu sitzen kommt, merklich breiter, als der Rücken des Thieres, und ragt daher dort von beiden Seiten über denselben hervor; am hintern Ende hingegen sehr schmal und etwas aufwärts gebogen. Zur Befestigung dieses Sattels dient ein einziger Gurt, welcher nicht so wie bei uns über die Mitte des Sitzkissens, sondern über das schmale Hinterende desselben geführt und dicht hinter den Vorderbeinen des Rennthieres unter dem Bauche zusammengebunden wird. A. Erman (R. II. 343 ff.), dem wir diese Schilderung verdanken, fährt nun in seinem Berichte folgendermaßen fort. „Man gab mir dann, so wie den übrigen Reitern, einen fünf Fuß langen Stock, und hieß uns mit Hülfe desselben ein ausgewachsenes männliches Rennthier besteigen, dessen Rücken, wie immer bei den Tungusischen, nicht unter vier Fuß hoch war. Ich versuchte es Anfangs auf die am einfachsten scheinende Weise, d. h. wie man sich ohne Steigbügel auf ein Pferd schwingt, aber die Tungusen waren darüber äußerst erschreckt und schrieen mit kläglicher Stimme: „Du zerbrichst unseren Rennthieren den Rücken," auch ist diese Besorgniß völlig begründet; denn so wie man den Rückgrat des Thieres nur einige Zoll weit hinter dem Sattel berührt, so biegt es sich in den Knieen, wie unter einer unerträglichen Last. Auf die vordern Schultern, die allein zum Tragen geschickt sind, kann man sich aber eben so wenig stützen, so lange man noch unten auf dem Erdboden steht, denn jeder Seitendruck, den man dabei nicht vermeiden könnte, reißt das Sattelkissen aus dem Gurte. Es bleibt daher zur Besteigung des Rennthieres nur das Mittel, dessen sich die Tungusen bedienen, und so unbequem uns dieses auch anfangs erschien, so hatten wir doch schon nach einigen Tagen die dazu nöthige Uebung erlangt. Der Reiter hält nämlich das Rennthier am Zügel und stellt sich, das Gesicht nach vorn gewendet, an die rechte Seite desselben, an Statt an die linke, wie wir es bei den Pferden gewöhnt sind; er hebt dann seinen linken Fuß bis auf das Sattelkissen, ohne dieses mit den Händen zu berühren, und kommt endlich zum Sitzen, indem er sich mit dem rechten Fuße und mit dem Stocke, den er in der rechten Hand hält, vom Erdboden abstößt. In diesem Sprunge sind die Mädchen und Frauen ebenso geübt, wie die Männer, und ich erinnere mich nur einmal, eine Tungusin gesehen zu haben, welche sich während ihres Aufsteigens ihre rechte Schulter unterstützen ließ. Meinem Cosaken war das Reiten auf Rennthieren eben so neu, wie mir selbst, und beim Anfange der heutigen Reise hätten wir beide verzweifeln können, es jemals zu erlernen. Wir fielen in der ersten Viertelstunde wohl sechsmal vom Sattel, befanden uns aber sofort ungleich besser, als wir bemerkt hatten, der Reiter dürfe durchaus

nicht versuchen, sich an den Körper des Rennthieres anzuschließen. Er muß sich vielmehr nur sitzend, oder richtiger, schwebend erhalten, daß er seinem Körper beständig und auf erforderte Weise eine wiegende Bewegung ertheilt. Der Tungusische Sattel ist nämlich an der Vorderseite so breit, daß man das Rennthier nur eben mit den Fußsohlen erreichen kann, versucht man aber gar, um sich doch irgendwo zu halten, gegen das Sitzkissen zu drücken, so fällt man mit diesem zugleich, denn es wird absichtlich mit dem Sattelgurte nur lose befestigt und nach beiden Seiten verschiebbar gelassen. Geübtere Rennthierreiter haben daher die Gewohnheit, bei jedem Schritte und abwechselnd zur Rechten und Linken, mit den Hacken leise gegen die Schultern des Thieres zu schlagen. Diese Bewegung geschieht hier nicht etwa bloß zum Antreiben, sondern ist das sicherste Mittel zur Erhaltung des Gleichgewichts, und enthält fast das ganze Geheimniß der tungusischen Reitkunst. Wir fanden daher, sobald wir sie nachahmten, auf ebenem Wege alle Schwierigkeiten überwunden. Zugleich gewöhnt man sich dann auch, unwillkürlich den Stock, den man zum Aufsteigen gebraucht hat, beim Reiten als ein Gegengewicht anzuwenden, würde aber nur um so sicherer fallen, wenn man sich etwa, so wie wir in den ersten kritischen Augenblicken, mit demselben auf den Boden stützen wollte." Er fährt dann fort: „Wir kamen bald wieder an die Bjelaja. Der Schnee lag äußerst hoch auf dem Flusse, und unter demselben war das Eis an vielen Stellen so dünn, daß die Rennthiere einbrachen. Sie kletterten dann aus diesen Löchern sehr steil in die Höhe, und gaben uns Neulingen recht eindringlich die zweite der unerläßlichen Lehren. Man muß nämlich bei solchen Gelegenheiten mehr als je ganz l o s e auf dem Sattel sitzen, denn will man sich wieder mit den Knieen halten, so verschiebt sich das Kissen auf dem geneigten Rückgrat ein wenig nach hinten. Jedes Rennthier biegt aber die hintern Sprunggelenke, und läßt den Reiter zur Erde gleiten, sobald er es auch nur im mindesten auf den Rücken, anstatt auf die Schultern gedrückt hat. Im schwierigen Terrain spornt der erste Reiter dann schneller und gleichmäßiger mit den Hacken; er stützt das untere Ende des Sprungstabes, gleich einer Lanze, auf das rechte Knie, indem er den Zaum fest anzieht. Sein Rennthier hebt dann den Kopf mit stolzer Anmuth, und streckt sich bei jedem Schritte noch mehr als gewöhnlich, indem es den kurzen Schwanz senkrecht aufrichtet und taktmäßig abwechselnd nach beiden Seiten bewegt. Dann folgen ihm aber die beladenen Thiere mit gleichförmigstem Gange, indem ein jedes genau die Fußtapfen des vordern betritt." So weit Erman (R. II. 349), womit Sarytschef (R. I. 33) vollkommen übereinstimmt.

In ähnlicher Weise wird bei den J a k u t e n das R i n d benutzt; bei diesen sind alle Schlitten mit Ochsen bespannt, die ihre Lenker tragen. Männer und Frauen reiten auf den Ochsen, die überaus

munter traben. Jeder Ochse hat einen Ring durch den Nasenknorpel, an welchem der Zügel befestiget ist (Erman II. 244).

Das Rennthier erfreut sich übrigens einer sehr sorgfältigen und aufmerksamen Behandlung von Seiten seiner Herrschaft. Die Ostiaken achten namentlich darauf, ob das vor den Schitten gespannte Rennthier angegriffen sey. Bei schneller Bewegung achten sie, wenn die Flanken derselben schneller zu schlagen beginnen, und halten dann sogleich an, um sie verschnaufen zu lassen; so binden sie auch alsbald den Kehlriemen auf, wenn die Thiere nach schnellem Laufe röcheln (Erman I. 715).

Desto schlechter werden die Hunde gehalten. Sobald einer der Hunde durch die zufällig geöffnete Thüre in eine ostiakische Hütte kommt, wird der Herr zornig, und durch alle Anwesenden wird dann der Hund, wie ein Raubthier, mit Schlägen und Stößen hinausgetrieben. Die Frauen schreien ängstlich auf, sobald ein Hund in die Hütte kommt (Erman I. 585).

Dieses sind denn die aus dem Wanderleben hervorgegangenen Transportmittel, zu denen noch eine Art Reff oder Tragbret kommt, was man zur Fortschaffung kleiner Lasten auf kurze Strecken anwendet.

Das freie Wanderleben geht diesen Stämmen über Alles, und der Auszug im Frühjahre von dem Orte, wo der Winter sie festgehalten, ist ein wahres Fest. „Mögest du ansäßig werden, wie die Russen," ist ein sehr charakteristischer Fluch der Tungusen, und sie meinen, eine Wohnung faule, wenn sie zu lange an einem Orte steht (Erman II. 340).

Ehestand und Familienleben.

Wie bei den Wilden des Waldes und der Steppen, wie bei den Jägern Americas und der Polarzone, ist auch bei den Nomaden des Nordens das Weib der dienende, beherrschte Theil der Familie. Auch hier findet sich weder jene begeisterte Liebe, welche den Jüngling zur Jungfrau zieht, noch jene Freundschaft, welche die Blüthe der Ehe ist, und bis ans Grab die Gatten zu treuer, gemeinsamer Ertragung aller Leiden und Freuden vereinigt.

Der Lappe, welcher sich ein Weib nehmen will, sucht sich ein Mädchen, welches viele Rennthiere besitzt. Denn der Vater schenkt seinem neugebornen Kinde einige Rennthiere, deren Frucht nicht den Eltern, sondern dem Kinde gehört. Ein Mädchen nun, das viele Rennthiere besitzt, findet auch bald einen Freier, sie mag nun übrigens häßlich oder schön, ehrlich oder unehrlich seyn. Die Brautschau geschieht meist in den öffentlichen Zusammenkünften, bei Jahrmärkten, an Zinstagen. Hat ein junger Mann seine Wahl getroffen, so begiebt er sich mit seinem Vater oder auch noch einem Manne,

den er als Freund seiner künftigen Schwiegereltern kennt, und der für ihn das Wort führen soll, zur Hütte seiner Auserkohrnen. So bald sie dort angekommen, werden sie alle hereingenöthigt; sie treten in die Hütte, nur der Freier muß außerhalb derselben bleiben und Holz spalten oder eine andere grobe Arbeit vornehmen, denn, wollte auch er mit eintreten, würde er Alles verderben und sich als einen groben und unverschämten Menschen kundgeben. Der Vater des Freiers steht indessen mit einer Flasche Franzbranntwein an der Thüre, und schenkt fleißig herum, dann aber eröffnet er die Absicht, die ihn hergeführt, und bittet den Brautvater um seine Tochter für seinen Sohn, wobei er demselben die besten und herrlichsten Titel giebt, die er nur auffinden kann. Er nennt ihn unter Kniebeugungen den ehrwürdigen Vater, den gütigsten und höchsten Vater. Unterdessen haben die Eltern die Braut in den Wald zu den Rennthieren oder in eine andere Hütte gesendet, damit sie von keinem Gaste gesehen werde. Darauf wird auch der Bräutigam in die Hütte genöthigt und eine Mahlzeit gehalten, nach deren Beendigung der Freier zu seinem Schlitten geht und sich in seine besten wollenen Kleider hüllt, um die endlich herbeigekommene Braut zu begrüßen. Der Gruß besteht darin, daß er seinen Mund auf ihren Mund, seine Nase auf ihre Nase drückt. Nach diesem Gruße reicht er dem Mädchen einige Leckerbissen, eine Rennthierzunge, Biberfleisch und dergleichen, die aber anzunehmen, sie in Gegenwart der andern sich weigert. Er ruft sie also heraus vor die Hütte; zeigt sie sich nun zur Annahme geneigt, so fragt er sie, ob sie ihn wolle neben ihr in der Hütte schlafen lassen. Antwortet sie ja, so ist der Handel richtig, und er giebt ihr die erwähnten Geschenke. Sagt sie nein, so wirft er alles von sich. Nun bedarf es aber noch der Einwilligung der Eltern, die ihre Antwort zuweilen ein bis drei Jahre aufschieben, und die er nur durch Geschenke, namentlich durch Franzbranntwein, den er bei seinen Besuchen mitbringt, beschleunigen kann.

Der Bräutigam besucht mittlerweile seine Braut, und verkürzt sich die lange Weile mit allerlei Liedern, die nach Belieben und ohne festgesetzte Weise gesungen werden. Ich theile aus Scheffer (S. 319) ein solches in der Uebersetzung mit:

„Kulvasatz, mein kleines Rennthier, wir müssen eilen und unsere Reise ferner fortsetzen; der Morast ist größ, und ich kann nicht mehr singen. Der See Kaige ist mir nicht verdrießlich. Gehab Dich wohl, Du See Kailwi. Ich bekomme vielerlei Gedanken, wenn ich über den See Kaige reise. Mein Rennthierchen, laß uns behende und geschwinde seyn, so werden wir den Weg bald hinter uns legen und dahin gelangen, wo ich meine Liebste werde antreffen. Kulvasatz, mein Rennthierchen, schau doch zu, ob sie sich nicht badet."

Ein anderes Lied lautet also:

„O Sonne, bestrahle mit Deinem hellen Lichte den See Otra; wenn ich oben von den hohen Gipfeln der Fichten den See Otra ansichtig werden könnte, wollte ich hinauf steigen, um zu schauen, unter welchen Blumen meine Liebste sich aufhält, ich wollte alle Gesträuche, die neulich dagestanden, ausreuten, ich wollte alle Zweige, diese grünenden Zweige, herunterhauen. Es mangeln mir aber Flügel und Füße, gute Gänsefüße, die mich dahin bringen könnten. Du hast genug auf mich gewartet, so viel Tage, so viel gute Tage, mit deinen allerschönsten Augen, mit deinem lieblichsten Herzen; wenn du auch weit davon fliehen möchtest, würde ich dich doch eilends erhaschen. Was kann wohl stärker und fester sein, als die zusammengewundenen Sehnadern und eiserne Ketten, welche fest binden. Also bindet die Liebe meinen Kopf und ändert meine Gedanken. Der Kinder Wille, des Windes Wille, der Jugend Gedanken, sind langwährende Gedanken. Wenn ich mich nach allen diesen richten sollte, nach allen, würde ich von dem Wege, von dem rechten Wege abirren. Noch einen Rath weiß ich, den ich annehmen will, und hoffe alsdann, einen rechten Weg zu treffen."

So oft nun der Freier seine Braut besucht, muß er den Eltern ein Geschenk an Brauntwein und Tabak oder irgend etwas anderem mitbringen. Haben die Eltern Ursache, die Verbindung aufzuheben, so werden die Unkosten von ihnen dem Abgewiesenen wiedererstattet, im Fall sie ihm nicht schon früher ihre Abneigung erklärt, und er dennoch bei seinem Vorsatze geblieben.

Endlich wird der Tag der Hochzeit bestimmt. Tages vorher kommen alle Verwandte und Freunde des Bräutigams wie der Braut, zur Hütte der Brauteltern, wo der Bräutigam die bereits verabredeten Hochzeitsgeschenke an die Eltern und Freunde der Braut abliefert. Diese bestehen gemeiniglich in folgenden Stücken: für den Vater in einem silbernen Becher, einem großen Kessel aus Kupfer oder Messing, so wie einem Bette. Die Mutter erhält einen silbernen Gürtel, ein Ehrenkleid und einen Halskragen, der ganz mit silbernen Buckeln bedeckt ist. Die Brüder, Schwestern und nächsten Blutsverwandten bekommen silberne Knöpfe, silberne Löffel und dergleichen anderes Silberzeug. Diese Geschenke werden in Gegenwart aller Verwandten und Hochzeitgäste abgeliefert. Den darauf folgenden Tag findet die Hochzeit selbst Statt. Braut und Bräutigam sind mit ihren besten Kleidern angethan, der Bräutigam trägt einen mit Silber beschlagenen Gürtel, die Braut löset das Band auf, womit ihre Haare geflochten sind, und schenkt es einer Jungfrau aus ihrer nächsten Verwandschaft. Um das bloße Haar windet sie einen Gürtel, dessen Enden auf dem Rücken hinabhängen, oder sie befestigt einen leinenen Schleier um den Kopf. Ehedem gaben die Eltern das Brautpaar selbst zusammen, indem der Vater mit dem Stahle Feuer aus einem Kieselsteine schlug. Jetzt werden die Lappländer in der Kirche getraut, wohin sie, wenn

die Hütte, weit entfernt davon ist und Schnee liegt, in ihren Schlitten fahren. Den Zug eröffnet der Vorgänger, dem der Bräutigam mit den übrigen Männern folgt. Den Haufen der Weiber führen etliche Jungfrauen, denen die Braut zwischen einem Manne und einer Frau folgt, worauf sich die übrigen Weiber anschließen. In derselben Ordnung treten sie auch in die Kirche; der Anstand erfordert es, daß die Braut verdrossen und unzufrieden aussehen muß. Auf die Frage des Priesters, ob sie gegenwärtigen Bräutigam nehmen wolle, muß sie schweigen, bis ihre Verwandten sie auffordern zu reden. Dann spricht sie leise, kaum hörbar, ihr Ja aus.

Nun folgt das Hochzeitmal in der Hütte der Eltern, wozu jeder der Geladenen seine Speise Tags vorher schon mitgebracht hat. Ein Mann übernimmt die Bereitung derselben. Bei Tische sitzen zuerst Braut und Bräutigam neben einander, dann folgen die Eltern und übrigen Verwandten. Der Koch ist zugleich Vertheiler und Vorleger. Braut und Bräutigam werden zuerst versorgt. Die Knaben und Mädchen, die im Innern nicht Raum haben, klettern auf das Dach der Hütte, und lassen durch das Rauchloch Schnüre herab, an welchen eine Angel festgemacht ist, und woran ihr Antheil angehängt und von ihnen in die Höhe gezogen wird. Nach Beendigung der Mahlzeit danken sie Gott, und nun wird Franzbrantwein gekauft und getrunken.

Nach der Hochzeit muß der junge Ehemann mit seiner Frau noch ein ganzes Jahr in der Hütte seiner Schwiegereltern verbleiben und seinem Schwiegervater zu Diensten seyn. Erst dann kann er seine besondere Haushaltung anfangen, und erst dann erhält das neue Ehepaar die Rennthiere, die der Vater seiner Tochter in der Jugend geschenkt hat. Er giebt ihr nun auch noch mancherlei anderen Hausrath mit, als Silber, Kupfer, Messing, ein Zelt, Bettgewand, wohl auch noch einige andere Rennthiere. Alle, welche der Bräutigam beschenkt hat, sind jetzt gehalten, ihm nach Maßgabe seiner Geschenke ein oder zwei Rennthiere zu verehren. Die Lappländer heirathen kein Weib, das ihnen zu nahe verwandt ist, nehmen auch selten mehr als ein Weib; Ehescheidung und Trennung der Ehe sind überaus seltene und stets verächtliche Erscheinungen bei den Lappen (Scheffer L. S. 314 bis 333). Vergleichen wir damit die Nachrichten, die wir oben (Th. II. S. 204) von den unter ähnlichen climatischen Verhältnissen lebenden Jägern und Fischern der Polarzone finden, so ergiebt sich allerdings ein überaus erfreulicher, moralischer Fortschritt, der freilich mehr eine Frucht des germanischen und christlichen Einflusses zu seyn scheint, und sich nicht frei und selbstständig aus dem inneren Volksleben entwickelt haben mag *).

*) Promiscuos concubitus in hac olim gente haud illicitos fuisse, maritum cum alienis uxoribus, has cum alienis maritis, viros cum ger-

Denn bei den Tungusen ist es allerdings ganz anders. Diese heirathen so viele Weiber, als sie bezahlen oder ernähren können. Einige Pferde- oder Steppentungusen sollen bis fünf haben; drei besitzen sehr viele, und selbst die Fischtungusen haben oft deren zwei, obschon die meisten nur eine ernähren können. Arme Tungusen entrichten für ihre Braut dem Vater den Tribut auf ein bis drei Jahre. Die Braut schenkt dem Bräutigam eine ganze Kleidung von so gutem Leder oder Pelzwerke, wie sie nur gerben kann, und möglichst schöner Nähterei, aber alles mit eigener Hand gefertigt. Ein Rennthiertunguse zahlt für seine Braut 1 bis 20 Rennthiere, ein Pferdetunguse von 5 bis 200 Stück Vieh. Die Wittwen sind wohlfeiler. Um den Brautpreis zu ersparen, vertauschen die Aeltern die Kinder gern gegen einander, der Sohn des einen nimmt die Tochter des andern und umgekehrt, da durch den Brautpreis oft das halbe Ver-

---

manis uxerum suarum sororibus, has cum leviris, quin etiam meminisse horret, germanes invicem incesto concubitu se polluisse, satis superque notum est; ut nihil dicam de nefanda illa et foeda potestate conjugihus invicem pro more gentis concessa et usurpata, qua corpora sua modo huic mede illi prout lihitum contra fidem conjugalem prostitnere haud erubuere. Jessens tr. de Finnor. Lapporumque religiene S. 72 bei Kn. Leem.

Wheter it be from natural censtitutien er any effect ef climate the passiens ef de Laplander flow in a cool and regular ceurse unaffected hy those ebullitions and transports, which operate upon other nations. Love, which in hotter climes kindles at a theught and blazing fiercely consumes itself in its own flames appears to have its pinions frezen by the snews of the frigid zone and to lie terpid beneath the chilling embrace of an almost perpetual winter. It may indeed be a subject ef doubt, whether this passion properly so called is even knewn among the Laplanders; if it really exist, the whele tenour of their life shows, that it is enly in the shape ef a lingering spark, just sufficient to answer the purposes of nature, whatever may be the cause, they may he considered as possessing in a great degree the virtue ef continence. On this peint the different persons, of whem I asked for information agreed in opinien. Mr. Drejer, the minister teld me, that in the whele of his parish there bad been but ene instance of an illegitimate child, during the many years he bad had the care ef it, which had been nearly twenty; and that illicit interconrse between the sexes was almost unknown in Finmark, furnissing a striking lessen to civilized natiens. It has been asserted, that the Laplanders pay little regard to the conjngal tie, and that they are even in the habit of offering their wives to strangers. This, from the acceunts I received hoth from the merchants and clergy, I helieve to he perfectly incorrect; on the centrary, adultery is unknown ameng them; nor was I able, during the whole of my stay, to discover even by hearsay a single instance, in which it had occurred. As far as my own ebservation enabled me to jndge, I am inclined te think, instead of proffering their wives, they are more inclined to be jealous ef the gaze of strangers; and in this opinion I have been cenfirmed by others. — A. Capel Brooke a winter in Lapland. 1827. S. 157 f.

mögen aufgeht. Arme heirathen sobald als möglich, so daß man Ehemänner von fünfzehn Jahren und Weiber von zwölf Jahren antrifft. Reiche verhandeln oft schon achtjährige Kinder, die bei den Brauteltern bleiben und zusammen schlafen. Nach dem ersten Kinde werden sie dann ausgestattet. Wie bei den Lappländern, ist es auch bei den Tungusen gewöhnlich, daß der Bräutigam ein halbes Jahr oder bis zum ersten Kindbette in der Jurte der Brauteltern bleibt, worauf das junge Ehepaar erst zur Familie des Bräutigams zieht, von ersteren mit einer neuen, mit allem Hausrathe versehenen, Jurte beschenkt. Eltern und Freunde begleiten das junge Paar, und werden mit einem Pferde oder Rennthiere bewirthet. Bei Armen geht der Vater des Bräutigams ein Paar Tage vorher auf die Jagd, und sucht Beute zu machen. Was er bringt, selbst ein Wolf wird mit Vergnügen verzehrt. Ist der Jäger leer ausgegangen, so erbietet er sich, den fettesten Hund zu schlachten, was meist aus Höflichkeit abgelehnt wird. Sind nicht einmal getrocknete Fische vorhanden, so geht die Begleitung ohne Gastmahl aus einander, was auch nicht übel genommen wird (Georgi R. I. 264).

Die nordischen Tungusen leben in fester Ehe mit mehreren Frauen, die sie liebevoll und gut behandeln, aber nicht selten eine derselben für eine bestimmte Zeit einem der russischen Promuischleniks überlassen, die im Sommer auf den Tundern jagen, und welche ihnen dafür einen Antheil an den erbeuteten Fellen zugestehen (Erman R. II. 37).

Die Jakuten hatten in alter Zeit ebenfalls Vielweiberei, und die nördlichsten, den russischen Ansiedelungen entlegeneren haben sie noch jetzt. Auch sie erkaufen sich die Bräute von den Eltern, und man zahlt für ein Mädchen 200 bis 300 Rubel in Rindern. Da es kaum möglich sein würde, diesen Preis auf ein Mal zu erlegen, so verlobt man die Kinder schon im zwölften Jahre, von wo an der Bräutigam seine Braut besuchen, jedoch nicht eher heimführen darf, als bis der Koluim (Brautpreis) vollständig abgezahlt ist. Die Brauteltern verehren dann einige freiwillige Geschenke in die neue Wirthschaft. Bei der Festsetzung des Brautpreises erscheinen die Freiwerber oder Freiwerberinnen als Zeugen (Erman R. II. 234).

Die nordischen Nomaden sind nicht sehr fruchtbar; die Lappländer, wie die Tungusen, haben selten mehr als drei bis vier Kinder (Scheffer 334. Georgi I. 266). Die Geburten gehen in der Regel leicht von Statten, und es bedarf keiner fremden Beihülfe, doch finden wir bei den Tungusen Hebammen (Georgi I. 265). Frühere Reisende versichern, daß die Lappländer es gern gesehen, wenn Fremde bei ihren Frauen geschlafen, und daß sie solche Gäste beschenkten (Scheffer 334) *).

*) Die Koräken und Teleuten sehen es gern, wenn ihre Weiber und Töchter von Fremden geliebt werden, und überlassen sie ihnen mit Freuden

Sobald eine Lappländerin bemerkt, daß sie in anderen Umständen ist, sucht sie zuvörderst zu erforschen, von welchem Geschlechte ihr Kind seyn werde, und was demselben dereinst bevorstehe. Sie betrachten deshalb den Mond, steht über demselben ein Stern, werden sie einen Knaben, steht ein Stern darunter, ein Mädchen gebähren. Geht ein Stern zunächst vor dem Monde her, so wird das Kind zunehmen und gesund seyn. Folgt aber der Stern hinter dem Monde, so wird das Kind kränklich seyn und bald nach der Geburt sterben (Scheffer S. 335).

Der Platz der Wöchnerin ist bei den Lappländern links von der Hauptthüre, wo Niemand weiter hinkommt, denn es gilt, wie auch bei den Tungusen, die Wöchnerin für unrein. Sobald die Geburt vorüber, nimmt die Lappländerin einen Trunk Wallfischthran oder Fett zu sich, dann wird das Kind erst mit Schnee oder kaltem Wasser gewaschen und ganz eingetaucht. Die christlichen Lappen benetzen dabei jedoch den Kopf des Kindes nicht. Vierzehn Tage nach der Geburt bringen sie die Kinder zur Kirche, um sie christlich taufen zu lassen.

Die heidnischen Tungusen benennen ihre Kinder nach den Personen, die zuerst nach der Geburt in das Zelt treten, es sey denn, daß der Vater ihnen vorher schon einen Lieblingsnamen gegeben habe. Die Frauen behalten ihren Namen zeitlebens (Georgi I. 266). Die Lappländer ändern die Namen ihrer Kinder gern ab, und legen ihnen die der verstorbenen Freunde bei, um deren Gedächtniß zu erhalten. Wird aber das Kind krank, so nennen sie es wieder bei dem Namen, welchen es in der Taufe empfangen, namentlich bei den Knaben (Scheffer S. 340).

Die Lappländerinnen, wie die Tungusinnen, nähren ihre Kinder so lange an der Brust, bis ein neues Kind im Anzuge ist, gerade so wie wir bei den wilden Jägervölkern sahen. Man findet Kinder von drei bis vier Jahren an der Mutter Brust. Nur wenn die Mutter erkrankt, wird das Kind mit Rennthiermilch aufgezogen, die man demselben in einem Löffel darreicht. Auch giebt man schon den Wochenkindern ein Stückchen Rennthierfleisch in den Mund, damit es den Saft heraussaugen möge.

Die Kinder werden bei den Lappländern in W i e g e n aufbewahrt, welche aus einem Holzklotze ausgehöhlt werden, wie etwa ein Trog. Diese überzieht man mit Leder, und da, wo der Kopf des Kindes zu liegen kommt, wird ein Dach oder Schirm aus Leder angebracht. Statt der Windeln wird weiches Moos eingelegt, an den Seiten und von oben wird das Kind mit weichen Rennthierfellen bedeckt. Das

---

als Beischläferinnen. Die Schöne überreicht zum Zeichen ihrer Ergebenheit dem Gaste ein Schälchen ihres eigenen Wassers, womit er sich den Mund ausspühlen muß (Beschr. der Nationen des R. R. S. 349 u. 353).

Moos wird im Sommer gesammelt und getrocknet und oft erneut. Das Ganze wird mit Riemen verschnürt. Die Wiege wird an einen vom Dache der Hütte herabhängenden Riemen angebunden, so daß sie frei hängt und das Kind leicht geschaukelt werden kann. Man hängt ferner an die Wiege einige Messingringe, an deren Geklapper sich das Kind ergötzt, wie auch einige Denkzeichen; ist das Kind ein Knabe, so sind dieß zierlich aus Rennthierhorn gemachte Bogen, Pfeile und Spieße, die zuweilen auch aus Zinn gegossen werden. An die Wiege der Mädchen bindet man Flügel, Füße oder Schnabel der weißen Schneehühner, damit die Kleinen diesen Vögeln in Behendigkeit und Reinlichkeit nachstreben sollen. Die Wiegen der Tungusen sind von Birkenrinde, und machen, gleich einem Lehnstuhle, einen stumpfen Winkel. Der Rand ist fast eine Spanne hoch, und beide Enden runden sich; die Breite beträgt eine gute Spanne. Sie sind meist mit Leder überzogen und gerundet, damit man das Kind einschnüren kann. Damit sich der Kopf des Kindes nicht drücke, ist an der Lehne ein Loch eingeschnitten und ein nachgebendes Leder davor gespannt. Hinter der Lehne, die so groß wie der Liegekasten ist, befindet sich ein Bügel aus einer Thierrippe, woran Rennthierklauen hängen, deren Geklapper dem Kinde Unterhaltung gewährt. Auch werden blecherne Götzenbilder daran befestigt. Die Wiege wird mit zerriebenem Holze anstatt der Windeln gefüllt. Die Mutter trägt auf Reisen die Wiege an einem Bande über der Achsel; im Winter wird sie in der Hütte, im Sommer an einem Baumzweige aufgehängt (Georgi I. 253).

Die Knaben werden von frühester Jugend an im Schießen mit Pfeil und Bogen unterrichtet und geübt, und man reicht ihnen nicht eher ihre Speise, als bis sie ein bestimmtes Ziel getroffen. Man befestigt deshalb ein Stück Birkenrinde an eine lange Stange. Sie erhalten wohl auch zur Belohnung einen weißen Gürtel und einen neuen Bogen. Sie werden dadurch die sicheren Bogenschützen, die auf weite Entfernung einen Pfennig oder eine kleine Nadel zu treffen vermögen (Scheffer 346).

Eine andere Uebung der Kinder besteht darin, daß sie sich wechselweise im Laufen Schlingen um den Hals zu werfen suchen *). Die Mädchen gehen der Mutter zur Hand, und lernen bei Zeiten die Fertigkeiten, die ihnen künftig nöthig sind; sie lernen Stiefel, Schuhe, Handschuhe, Rennthierzeug anfertigen.

Für die Zukunft der Mädchen sorgt der Vater, wie erwähnt, dadurch, daß er ihm bei der Geburt einige Rennthierweibchen schenkt, deren Kälber für das Kind aufgezogen werden. Diejenige Person, Vater, Mutter oder ein sonstiger Verwandter, die den ersten Zahn

*) Ch. F. Lessing, Reise durch Norwegen nach den Loffoden, durch Lappland und Schweden. Berl. 1831. 8. S. 122.

im Munde des Kindes gewahr wird, muß demselben gleichfalls eine Rennthierkuh schenken, welche Pannikeis, Renuthier des Zahns, genannt wird. Die von dem Thiere stammenden Kälber werden dem Kinde erzogen. Wird eines der dem Kinde gehörenden Rennthiere geschlachtet, so wird dasselbe durch Silber, Kupfer oder Kleidungsstücke vergütet. Sterben einem Kinde die Eltern, so nehmen die nächsten Verwandten sich desselben an (Scheffer S. 347 f.).

Die Erziehung ist übrigens so hart wie die ganze Lebensart, und daher werden die Lappländer im Allgemeinen wenig und selten von Krankheiten angefochten. Das gemeinste Uebel ist Augenentzündung und Blindheit im Alter, wogegen sie keine Mittel haben. Gegen Gliederreißen haben sie ein Mittel, das wir weit entfernt von Lappland im östlichen Asien wiederfinden werden. Sie nehmen ein erbsengroßes Stückchen von dem an der Südseite der Birke wachsenden feinen Schwamme, legen dasselbe auf die schmerzhafte Stelle, zünden es mit einer kleinen Birkenruthe an, und lassen es ausbrennen. Dieß wird zwei bis drei Mal wiederholt, und bringt eine Wunde hervor, die sich oft sechs Wochen lang erhält und von selbst wieder zuheilen muß. Sie nennen dieses, bei den Japanern Mora genannte, Heilmittel Toule (Scheffer S. 351. Brooke tr. in Lapland S. 168).

Anderweite offene Wunden werden mit Baumharzpflaster geheilt. Erfrorene Glieder bestreicht man mit dem Oele, das aus dem Rennthierkäse fließt, wenn man ein glühendes Eisen in denselben stößt; Andere schneiden ihn in dünne Scheiben, und legen diese erwärmt auf. Wider den Husten trinken sie mit Milch gekochten Käse noch warm. So erreichen die Lappen ein hohes Alter, bis 100 Jahre, und man sieht noch rüstige und thätige Greise von 70—90 Jahren, die nur selten graues Haar haben.

Erkrankt ein Lappe, so erforschen zuerst die Anverwandten mit der Zaubertrommel, ob er wohl genesen werde. Hat man die Gewißheit, daß der Kranke sterben müsse, so denkt man zuvörderst an die Todtenmahlzeit, und man läßt oft den Kranken einsam dahinsterben. Den Todten fürchten die Lappen, und verlassen denselben. Arme Leute wickeln die Leiche nur in ein wollenes oder leinenes Tuch, wohlhabendere kleiden sie vollkommen an, und legen sie in einen Sarg, was ein Mann verrichtet, der von den Verwandten einen Messingring erhält, den er an seinen rechten Arm festbindet, um sich gegen den Einfluß der Geister des Verstorbenen zu schützen, und den er nicht eher ablegt, als bis die Leiche unter die Erde gebracht ist. Der Sarg besteht in einem ausgehölten Holzklotze. Finden sie im öden Gebirge keinen Stamm, so packen sie die Leiche auf einen Schlitten, und fahren dieselbe in den Wald, wo sie in und mit dem Schlitten verscharrt wird. Ist die Erde zu hart gefroren, so wird der Todtenschlitten von allen Seiten mit Holzstücken umlegt oder auch in eine Höhle geschoben, deren Eingang mit Steinen versetzt wird. Wer-

den sie aber von den Geistern des Verstorbenen geplagt, so vergraben sie die Leiche unter dem Feuerheerde der Hütte. Die heidnischen Lappen geben dem Todten Stahl und Stein mit ins Grab, damit er sich Licht anschlagen könne, um einen guten Weg zum Himmel zu finden. Eben deshalb erhält er auch eine Art und Bogen und Pfeile. Die Trauernden gehen in ihren schlechtesten Kleidern.

Drei Tage nach dem Begräbnisse kommt die Verwandtschaft zusammen, um das Todtenmahl zu halten. Das Rennthier, welches den Todtenschlitten gefahren hat, wird geschlachtet und verzehrt, die Knochen desselben werden sorgfältigst gesammelt und mit einem aus Holz geschnitzten Menschenbilde — dem Portrait des Verstorbenen — in eine Kiste gelegt, welche vergraben wird. Dieß ist der Schluß der Leichenfeier, zu der auch ein Trunk Brantwein gehört. Wohlhabende Leute halten in den nächsten Jahren ein Gedächtnißmahl, wobei die Rennthierknochen wie bei der wirklichen Leichenfeier vergraben werden. Weiber und Kinder werden sehr lange betrauert, diese Trauer wird jedoch keinesweges durch äußere Zeichen an den Tag gelegt (Scheffer S. 353 ff.).

Die christlichen Lappen begraben ihre Todten in der Nähe der Kirche, und bewahren die Leichen, wenn der Frost die Ausgrabung einer Grube verhindert, in der in der Nähe der Kirche errichteten Hütte auf (Brooke Winter in L. S. 479 m. Abb.).

Mit diesen Erscheinungen stimmt nun im Wesentlichen das überein, was wir bei den sibirischen Nomaden antreffen. Die Tungusen halten den Tod für das größte Uebel, und suchen sich mit Hülfe der Schamanen dessen zu erwehren. Stirbt der Kranke, so wird er in einen Kasten gelegt und zwar in der Kleidung, in welcher er gestorben ist. Man fügt Tabakspfeife, Feuerzeug, Messer, einen Kessel mit Wasser und Bogen und Pfeil bei; bei den Frauen bleiben die Waffen weg. Die meisten werden da, wo sie sterben, nicht tief in die Erde verscharrt, wenn sie nicht etwa ausdrücklich einen Baum bezeichnet haben, unter welchem sie zu ruhen wünschen. Die Leiche muß auf dem Rücken liegen, den Kopf nach Westen gewendet. Auf dem Grabe werden Steine oder auch Gesträuch aufgehäuft. Die Freunde begleiten den Todten zu seinem Grabe. Schamanen lassen sich nicht in die Erde begraben, weil hier der Teufel wohnt. Sie wollen in freier Luft verwesen, und man stellt ihre Särge auf die bloße Erde, und deckt sie mit Steinen zu. Andere Schamanen lassen sich gleich den Nordamericanern auf kleine Gerüste stellen, die durch aufgeworfene Zweige vor den Raubthieren beschützt werden. Hat er seinen Rock und seine Trommel keinem anderen vermacht, so werden sie am Grabe aufgehangen. Reiche Steppentungusen begraben entweder mit dem Verstorbenen dessen Lieblingspferd oder sie lassen dasselbe durch einen Schamanen opfern, wo es dann verzehrt und nur die Haut bei dem Grabe aufgehangen wird. Das Begräbniß selbst

findet in aller Stille Statt. Nach einiger Zeit aber feiert ein Freund nach dem anderen das Andenken des Verstorbenen mit einen Gastmahle, wie es nun eben das Jagdglück verstattet. Die Gräber der Freunde und Verwandten werden oft besucht und die Todten oft gefüttert, d. h. Thee, Milch, Brantwein, Fisch- oder Fleischbrühe auf die Gräber gegossen (Georgi I. 266 f. dazu Erman R. II. 365).

Die Ostiaken und Samojeden geben dem Todten einen Schlitten mit Rennthieren, ein Feuerzeug, zuweilen auch Pfeife und Tabak mit. Dann wird noch zu Ehren des Verstorbenen ein grobes, hölzernes Abbild desselben angefertigt, welches in der Jurte aufgestellt wird, dessen Pflege vornehmlich den Weibern anvertraut ist. Bei jeder Mahlzeit bringen sie dem Bilde ein Speiseopfer, und war der Verstorbene ihr Ehemann, so müssen sie es, wie früher den Lebenden, häufig umarmen und ihm auch noch vollständigere Beweise ehelicher Liebe geben (Erman R. I. 679). Die großen Bilder in den Hütten der Bewohner des Nutka-Sundes (s. o. Th. II. S. 357), so wie die kleinen Bilder, welche die Lappländer den abgenagten Rennthierknochen beigeben, scheinen in gewissem Zusammenhange zu stehen, namentlich scheint aber das kleine Bild der Lappländer ein verkümmerter Nachkomme der großen Bilder zu sein. Wahrscheinlich hat hier die Nähe der christlichen Missionäre bewirkt, daß man die Bilder nicht mehr offen aufstellte und sie daher verkleinert den Ueberresten des Todtenmahles beilegte. Aehnliche Sitte werden wir auch auf den höheren Stufen der Cultur finden, da sie zu tief in der menschlichen Natur begründet ist und in dem Wunsche wurzelt, wenigstens die Erinnerung an den verstorbenen Verwandten oder Freund zu erhalten, dessen Leben, ja dessen Körper zu erhalten nicht möglich war.

Das gesellige Leben

der Nomaden der Polarzone verdankt seine Gestalt zum großen Theile dem Umstande, daß auch ihnen träge Ruhe der höchste Genuß, Arbeit und Anstrengung aber ein, wenn auch unvermeidliches, Uebel scheinen. Diese Neigung zur Ruhe und zum Müssiggange wird namentlich durch den langen Winter, der sie an das Heerdfeuer und die Schlafstätte bannt, und zum Theil sogar zur Unthätigkeit nöthigt, wesentlich genährt. Sie verkürzen sich dann, gleich den im Winterschlafe ruhenden Nagethieren, die Zeit mit dem Schlafe, dessen ja auch der Mensch überall im Winter mehr bedarf, als im Sommer. Anderntheils aber wird die übrige Zeit durch gesellige Unterhaltung ausgefüllt. Die Lappen machen sich dann gegenseitige Besuche, gehen aus einer Hütte in die andere, und pflegen ein lebhafte Unterhaltung. Sie schwatzen dann von den Begebenheiten und Ereignissen des gewöhnlichen Lebens. Gleich den Grönländern und den medisanten

Kaffees und Thees der europäischen Weiber macht es ihnen ein besonderes Vergnügen, daß sie ihre ausländischen Bekannten und deren Eigenthümlichkeiten besprechen, bespotten und mit possirlichen Spottnamen belegen *).

Die ankommenden Freunde werden dadurch begrüßt, daß einer den Arm an den Leib des anderen legt und zugleich das Wort puurist ausspricht. Der wohlhabende Wirth setzt seinem Gaste ein möglichst gutes Mahl vor. Dann aber nehmen sie, wenn das Wetter sie in der Hütte festhält, gern ein Spiel vor, und sie haben von den Nachbarn sowohl die Karten, als auch die Würfel angenommen. Die Würfel der Lappländer haben jedoch nur ein Zeichen, nämlich nur ein X auf einer der sechs Seiten. Derjenige nun, bei dem, wenn er zwei Würfel geworfen, das X obenauf zu liegen kommt, ist der Gewinnende. Als Gewinnst setzt man Eichhornfelle, Bleikugeln, wobei es sich denn zugetragen hat, daß ein Mann alle seine Bleikugeln in blinder Gier nach dem Gewinn verspielt, seine Jagd einstellen und aus Mangel an Jagdbeute hungern muß.

Die Karten bekommen die Lappländer von den Norwegern, und gebrauchen sie auch in derselben Weise wie diese (Scheffer S. 313).

Nicht minder beliebt ist das Kartenspiel bei den Jakuten und Tungusen. Sie führen russische Karten und haben die russischen Namen beibehalten. Sie spielten bald zu zweien, bald zu dreien, mit großem Eifer, aber ohne Einsatz, als Erman (R. II. 336) dieses Spiel in einem Tungusenzelte beobachtete.

Die Spiele, welche im Freien vorgenommen werden, haben große Verwandtschaft mit den von uns bereits betrachteten. Bei den Lappländern finden wir solche, die theils nur den Männern und Jünglingen zukommen, theils Männern und Weibern gemeinsam sind.

Männer und Jünglinge haben folgendes Spiel. Sie ziehen in den Schnee einen langen Strich und einige Schritte hinter dem Schnee stecken sie ein Zeichen. Dann laufen sie von da an einer nach dem andern zu dem Ziele, und thun, wenn sie daselbst angelangt, einen weiten Sprung von dem Striche aus; — wer nun am weitesten gesprungen, ist der Sieger.

Ferner üben sie auch den Sprung in die Höhe. Es stellen sich zwei Männer auf, die einen Stock oder einen Strick mit den Händen bald höher, bald niedriger halten, oft in Mannshöhe. Nun bemüht sich einer nach dem andern, über den Stock zu springen.

Das dritte Spiel ist das mit Bogen und Pfeil; das Ziel ist

*) Den anwesenden Fremden, namentlich seinen germanischen Nachbar, fürchtet der Lappländer, und betrachtet denselben als ein höheres, ihm überlegenes Wesen mit scheuer Ehrfurcht. Doch ist es nicht schwer, die Furcht in Vertrauen zu verwandeln, wenn man ihm Geschenke giebt und eine wohlwollende Gesinnung zeigt. Brooke.

sehr klein, die Entfernung aber ziemlich ansehnlich. Gewöhnlich begnügt sich der Sieger mit der Ehre, zuweilen giebt es jedoch auch Einsatz und Gewinn, der meist in Fellen besteht (dazu Georgi I. 288).

Die Lappländer haben ferner das Ringerspiel, wozu sie sich in zwei Haufen theilen, die in langer Reihe sich gegenüber stehen. Ein jeder ergreift seinen Feind bei dem Gürtel, und versucht ihn zur Erde zu werfen; keiner darf dabei jedoch List und Betrug, wie etwa ein Bein stellen, sonst würde er als gottloser, des Spieles unwürdiger Mensch gelten.

Endlich kommt auch bei den Lappländern das Ballspiel vor, ziemlich in derselben Weise, wie wir es in Nordamerika fanden (s. o. Th. II. S. 108). In Lappland vereinigen sich dazu Männer, Weiber, Knaben und Mädchen. Sie theilen sich dabei in zwei Partheien, und es schlägt eine Person nach der anderen den Ball mit dem Stocke in die Luft, bis er von der anderen Parthei mit der Hand aufgefangen worden, worauf diese den Ball so lange auswirft, bis er jenseits gefangen worden. Bisweilen wird das Ballspiel auch so geübt, daß man in den gefrornen Schnee zwei Striche macht, deren jeder einer Parthei gehört, die nun den ihrigen zu vertheidigen sucht. Zum Anfange treten nun alle Personen in den Raum zwischen den beiden Strichen, und hier wird der Ball ausgeworfen. Nun bemühen sich allesammt den Ball mit Prügeln und Stöcken fortzustoßen, und zwar jede Parthei nach dem ihr entgegenstehenden Strich. Diejenige hat gewonnen, welche den Ball über den Strich ihrer Gegner hinausgetrieben und somit den Platz derselben eingenommen hat (Scheffer S. 310. 313.).

Endlich finden wir auch den Tanz unter den Nomaden der Polarzone, namentlich in Asien. Die Fischtungusen bilden, Männer und Frauen untermischt, einen Ring, indem sie sich gegenseitig an den Händen fassen, und springen im Takte umher. Als Musik ist das aus den beiden Worten Ochor und Juchur bestehende Lied zu betrachten (Sarytschew I. 56.). Die tungusischen Tänze beschreibt Erman (R. II. 389.) folgendermaßen: „Wir gingen vor die Thüre auf einen freien Platz zwischen Pappeln. Dann reichten sich acht Männer die Hände, bildeten einen Kreis und bewegten sich auf demselben, theils von der Linken zur Rechten, theils in entgegengesetzter Richtung. Sie gingen zuerst schrittweise, dann springend und zuletzt auf den Fersen hockend, und stießen dabei sehr schnell und wie außer Athem folgende zweisilbige und sämmtlich mit einem Hauchlaute anfangende Worte aus:

Chodja, Hurja, Hanga, Honka, Hundi, Hido
Hoka, Héredu, Hunda, Huri, Koki.

Ein jedes derselben wird einige Male hinter einander wiederholt und zwar so, daß jedes neue Wort das Zeichen einer neuen Gangart abgiebt. Die Tänze der Frauen wurden uns darauf von den zwei Be-

wohnerinnen der Jurten und von einigen Männern, die Weiberrollen annahmen, gezeigt, sie bemerkten aber ausdrücklich, daß dieses bei wirklicher Ausführung der Tänze niemals geschehe. Sie bildeten ebenfalls einen Kreis, jedoch so, daß sie ihre Arme wechselseitig auf die Schultern ihrer Nachbarinnen legen, dabei aber die Köpfe senken und sich bemühen, sie in der Mitte des Kreises gänzlich zu verbergen. Dann bewegen sie sich auf ähnliche Weise wie die Männer, jedoch immer schrittweise, und rufen dabei abwechselnd das Wort: Nurgen und einen unarticulirten, höchst seltsamen Ton, welcher eben so wie das Pfeifen von Mäusen oder von jüngeren Schweinen klingt.

Die Tungusen im Jeniseiskischen Gouvernement haben einen ähnlichen Tanz, wo mehrere Paare einen Kreis bilden und umherschreitend in langsamen Tacte die Worte: Jachor, Jachor, Hodrja, Hodrja gleichzeitig aussprechen und beständig wiederholen. Dann hocken alle Paare auf den Fersen, gehen in dieser sitzenden Stellung wie früher im Kreise herum, und richten ihre Schritte nach der Quantität der gleichzeitig recitirten Silben: chi-u, chi-u. Die Russen meldeten, daß diese Tänze, obgleich sie einen sehr ernsten und gesetzten Charakter zu haben scheinen, dennoch zu gewissen Zeiten eine sehr zügellose Wendung nehmen. Die Versammlung wirft dann auf das Wort: serkin-oculé (exuite braccas) die Kleider ab, und überläßt sich den ärgsten Ausschweifungen (Erman II. 36.).

Das öffentliche Leben

bietet bei den Nomaden des Nordens im Allgemeinen dieselben Erscheinungen dar, wie bei den Fischern und Jägern der Polarzone.

Die gegenseitige Gewährung und Bewahrung des Eigenthums findet sich auch hier vor, wie wir den Besitz überhaupt als den Anfang alles gesellschaftlichen Wesens fanden. Ehrlichkeit im gegenseitigen Verkehr unter Landsleuten findet sich auch, Hausdiebstahl kommt nicht vor, ebensowenig Raub. Was man täglich gebraucht, bleibt offen oder auch in Säcke und Körbe gepackt liegen. Die Lappländer zeichnen sich trotz dem durch eine gewisse Habsucht aus, die sich vornehmlich auf Silbergeld erstreckt. Besitzt jemand eine namhafte Summe, so legt er sie in eine hölzere Kiste, setzt diese in einen kupfernen Kessel, den er mit einem Brete zudeckt, gräbt das Ganze in die Erde, und bedeckt alles mit Rasen und Moos, damit Niemand diesen Ort, den man Roggai nennt, bemerken möge. Das ganze Geschäft wird so heimlich vorgenommen, daß nicht einmal Weib und Kind etwas davon erfährt; sterben sie nun plötzlich, so geht der ganze Schatz der Familie verloren (Scheffer S. 361.). Die uralte Sitte hat sich bis in unsere Zeiten erhalten, wie denn Lessing (Reise d. Norwegen S. 117.) mit dem Lappen Lars reisete, der unter einem Steine fünfzig norwegische Speciesthaler verborgen hatte.

Das übrige Vermögen, welches ein Lappländer hinterläßt, wird gehörig getheilt. Ausgeschlossen von der Erbschaft bleiben die Rennthiere, welche dem Kinde beim ersten Zahne und später von den Eltern geschenkt werden nebst den Nachkommen derselben. Der Bruder bekommt zwei, die Schwester ein Drittheil, dieß ist eine aus dem schwedischen Landrecht eingeführte Bestimmung. Die liegenden Gründe, Ländereien, Seen, Berge, Fischwässer werden nicht unter die Kinder getheilt, sondern bleiben **der Familie** als gemeinschaftliches Eigenthum.

Dieses Familienverhältniß ist denn auch, wie bei den Eskimos, die Grundlage des öffentlichen Lebens; der älteste ist der Lenker und Leiter des Ganzen. Eine allgemeinere Vereinigung mehrerer unter sich nicht schon durch Verwandtschaft verbundener Familien zu einem Ganzen scheint niemals Statt gefunden zu haben. Die Armseligkeit des Lapplandes erregte nie die Begier der Nachbarn, sich in den völligen Besitz des Landes zu setzen, der friedfertige Sinn der vereinzelt umherziehenden Rennthierpfleger nie die Besorgniß derselben, und so hatten die Lappen keine äußerliche Veranlassung, sich zu größeren Massen zusammenzuthun. Unter einander leben sie friedfertig und stille dahin; und da gewaltsame Verbrechen ganz und gar nicht im Charakter dieser Leute liegen, so gab es auch keine innere Nothwendigkeit zur Entstehung gewaltbegabter Oberherren. Lappländische Könige hat es nie gegeben, ebensowenig findet man andersgenannte Machthaber; und hat es deren gegeben, so wird auch ihre Gewalt aufgehört haben, sobald ihre Thätigkeit vorüber war, die auch nur etwa eine eingeschränkte, vorübergehende seyn konnte*).

Die jetzige Verfassung der Lappländer ist die eines eroberten Volkes. Seit dem 13. Jahrhundert haben die Norweger und Schweden sie unter ihren Schutz genommen, wozu später im Westen die Russen kamen; die Lappen zahlen für diese Ehre einen Tribut, der ursprünglich in Fellen, seit dem 17. Jahrhundert aber auch in Geld besteht. Man hatte zu diesem Zwecke die Gewässer, Wälder und Triften, die sie benutzen, geschätzt; jährlich kommen die königl. Beamten, um den Tribut zu erheben; bei dieser Gelegenheit wird auch Gericht gehalten, und es werden, natürlich gegen besondere Bezahlung auch die Streitigkeiten geschlichtet, die etwa vorkommen.

Auch die Samojeden und Ostiaken, die unter ähnlichen Verhältnissen leben, haben jetzt keine eigentliche aus dem Schooße des Volkes hervorgegangene Oberherren, Richter, Pfleger der Gesetze u. s. w., obschon deren früher vorhanden waren. Die Verhältnisse sind so einfach, daß Störungen des Friedens im Innern der Familie nicht min-

*) S. Scheffer S. 167. Dagegen Högström, wovon mir nur der Auszug in der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande XX. Band. S. 574 zugänglich war.

der selten sind, als gegenseitige Beleidigungen unter den Familien. Die Samojeden sagen selbst, es komme unter ihnen kein Verbrechen vor, da es einem jeden sehr leicht falle, sich das Nothwendige zu verschaffen, und es nicht gut sey, sich dasjenige zuzueignen, was einem Andern gehöre. Was den Todschlag anbetrifft, so begreifen sie nicht, wie ein Mensch sich könne einfallen lassen, einen seines Gleichen zu tödten. In Bezug auf die Frauen denken sie, es könne diejenige, welche sie für sehr wenige Kosten zu kaufen die Gelegenheit haben, ihre natürlichen Begierden eben so gut stillen, als eine andere, die sie vielleicht mehr nach ihrer Neigung finden möchten, welche sie aber nicht anders als durch Gewalt besitzen könnten*). Nicht anders ist es bei den Ostiaken, deren Ehrlichkeit von den Russen belobt und bewundert wird. Diebstahl ist unerhört, und wenn bisweilen in den Jurten reisenden Kaufleuten das Brot von der Narte verschwunden, so hat man stets die Zughunde für schuldig befunden. Ein gegebenes Versprechen wird heilig gehalten, selbst nach dem Tode des Versprechenden; der Sohn bezahlt freiwillig die Schulden des Vaters, und selbst nach mehreren Generationen erfüllen die Erben alte Verpflichtungen, wenn sich genügende Beweise vorfinden. Demnächst kennen die Ostiaken auch eine Art von Eid, den auch die Russen in ihren Kreisgerichten zulassen. Man bringt dann einen Bärenkopf in die Gerichtstube, und der Ostiake ruft dieses allwissende Thier zum Zeugen an, daß er die Wahrheit rede. Der Schwörende macht die Gebärde des Auffressens, und fordert vom Bären, daß er ihn ebenso zerreißen möge, wenn er wider die Wahrheit rede (Erman I. 621.). Die Arinzen achten den Eid für etwas Fürchterliches. Wer da schwört, stellt sich zwischen ein Reh oder einen Hund, und beißt zum Beweise seiner Unschuld in den Kopf eines Bären. Er muß aber dann flüchtig werden, wie das vom Hunde verfolgte Reh (s. Beschr. aller Nationen des russischen Reichs. Petersb. 1780. S. 297 f.).

Dieselbe Familienverfassung finden wir auch bei den **Tungusen** wieder, die über das nordwestliche Sibirien ziemlich ausgebreitet sind. Sie wohnen am unteren Jenisei, an beiden Tunguskaflüssen bis zur Lena, um den nördlichen Theil des Baikal, in Daurien, am Amur, am tungusischen Meere, am penschischen Meerbusen unter und neben Jakuten, Buräten und anderen mongolischen Völkerschaften. Sie wohnten ehedem weiter nach Westen.

Die Tungusen theilen sich in **Stämme** oder **Geschlechter**, unter denen das schwächste, Schumuken, 5, das stärkste, Ulard, 436 Männer zählt. Unter russischer Hoheit standen im Jahre 1766 über neunzig Geschlechter. Jeder Stamm, den sie Tagaun nennen, leitete

*) S. Mémoire sur les Samojedes et les Lappons. Königsb. 1762. im Auszuge in der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Th. XIX. S. 499.

sich von einem berühmten Vater her, und sah sich deshalb als eine blutsverwandte Familie an. Um ein hochberühmter Tunguse zu werden, bedurfte es nicht allein der Tapferkeit oder kriegerischer Tugenden; es genügte dazu oft nur vorzügliche Größe, besondere Leibesstärke, Glück auf der Jagd, Reichthum an Vieh, vor allem aber Reichthum an Söhnen. Einige wenige Stammväter waren auch durch vorzügliche Verschlagenheit zu ihrem Ansehen gelangt. Jeder Stamm wird von einem ältesten, Daruga, wie vom Hausvater die Familie, geleitet. Der Daruga wurde aus den Familien gewählt, und es bedurfte dazu nicht etwa eines besonderen Alters, wohl aber eines würdigen, gesetzten Betragens und Reichthumes, um sich das dazu nöthige Vertrauen zu erwerben. Mehrere Stämme hatten einige Saissans und einen Taischa. Die Würde des Taischa glich der eines russischen Kniäsen, und die der Saissans der der Beisitzer. Taischen und Saissane wählte man aus edlen Familien, d. h. solchen, deren Stammväter sich durch kriegerischen Muth und durch ungewöhnliche Leibesstärke ausgezeichnet hatten. Sie sind der Adel und heißen Oterikan. Das Ansehen eines Fürsten war durch die Zahl und Tüchtigkeit seiner Mannschaft, durch eignen Reichthum und Klugheit bedingt. Manchem fielen mehrere Stämme zu, mancher behielt nur wenige Mann beisammen.

Seitdem nun die Tungusen unter russischen Scepter stehen, haben sie wohl noch die nationelle Eintheilung in Stämme, auch Saissane und Taischen, die sie selbst wählen, allein sie müssen letztere von der Gouvernementscanzlei bestätigen lassen. Der Adel besteht noch, wird aber, wenn die Individuen sehr arm sind, bei der Wahl übergangen. Beim Adel kam übrigens nur der Vater, die Mutter aber nie in Betracht. Die Regierung erkennt die Stammeintheilung nicht an, sondern hat das Volk nach den Districten gegliedert, welche sich auf die Erhebung der Abgaben beziehen. Der Einnehmer dieser Abgaben ist zugleich Richter, wenn die Streitigkeiten für die Darugas und Saissanen zu schwierig sind, oder auch Russen und andere fremde Völker angehen. Die Tributeinnehmer können bei den Gouvernements leicht belangt werden, und so leben die Tungusen nach ihren eigenen Sitten ungestört dahin. Einige wenige und schwache Stämme, die zum telembinskischen Ostrog in Daurien geschlagen sind, thun anstatt des Tributs Kosakendienste, und werden mit Nutzen an der mongolischen Gränze gebraucht (s. Georgis Reise I. 242).

Bei Lappländern und Samojeden fanden wir das einfache Familienleben und die einzelnen Haushaltungen in solcher Getrenntheit, daß einer feindseligen Berührung bei dem überhaupt friedfertigen Sinne des ganzen Volksstammes leicht ausgewichen werden konnte. Bei den Tungusen finden wir die Familien schon in Stämmen beisammen, und es verhält sich daher ihr öffentliches Leben zu dem der Polarnomaden, wie das der Nordamericaner zu dem der Polarjäger und Fischer.

Bei diesen ist der Hausvater die oberste Behörde, bei diesen ist der Aelteste des Stammes der, welchem die letzte Entscheidung zusteht, wenn die Hausväter nicht einig werden können.

So wie die Familie die Grundlage des Stammes bildet, so ist auch das Erbe die der übrigen Verhältnisse. Stirbt der Vater, so erben dessen Söhne seinen Nachlaß und die Verpflichtung, die Mutter zu ernähren. Sind keine Söhne vorhanden, so erben die nächsten Verwandten Vermögen, Frauen und Töchter. Die Frau tritt dann zu dem Erbnehmer in das Verhältniß einer Tochter, daher sie auch von ihm verheirathet werden kann, worüber sie jedoch befragt werden muß, und wozu ihre Einwilligung erforderlich ist. Die Eltern der Wittwe dürfen ihre Tochter ohne Einwilligung der Erben nicht zu sich nehmen. Um die Familienverhältnisse nicht zu verwirren und die Erbangelegenheiten nicht zu verwickeln, hat man darauf gehalten, daß allzunahe Verwandte sich nicht ehelich verbinden dürfen. Junge Leute, deren Eltern oder Großväter Geschwister waren, dürfen sich nicht heirathen.

Der Mann ist der Herr der Frau; und wird dadurch der Herr derselben, daß er sie ihrem vorigen Herrn und Besitzer, ihrem Vater, abkauft. Wenn daher ein Mann die unverheirathete Tochter eines Andern verführt, so steht es dem Vater derselben frei, den Verführer zu zwingen, sie zu heirathen, und so viel von den Gütern desselben in Anspruch zu nehmen, als er nur will, und durch Prügel und andere Gewaltmaßregeln seinen Willen durchzusetzen. Es nehmen sich wohl auch die anderen Verwandten oder die Brüder des Mädchens der Sache an, und jagen dem Verführer einen Pfeil durch den Leib.

Wenn ein Mann, der eine unverheirathete Tochter hat, die Frau eines Anderen verführt, so muß er dem beleidigten Ehemanne seine eigene Tochter überlassen und ihm noch dazu Vieh und andere Habseligkeiten abgeben, wogegen er die Verführte an sich nehmen und zu seiner zweiten Frau machen kann. Ein solcher Handel heißt Danira.

Läuft die Frau von dem Manne, so müssen ihre Eltern, wenn der Mann sie nicht wieder annehmen will, den Brautpreis zurückgeben. Dagegen darf eine Ehe sofort gelößt werden, wenn ein Gatte am anderen körperliche Gebrechen, Muttermäler, zu starken Haarwuchs an gewissen Theilen und dergl. entdeckt, weil dieses alles Einflüsse und Wirkungen böser Geister sind. Doch müssen solche und andere Ehescheidungen stets mit Vorwissen der Aeltesten vorgenommen werden, sonst erfolgt Bestrafung von Seiten dieser.

In streitigen Fällen und zur Erforschung der Wahrheit wird der Eid angewendet (Abakatschan), dessen man dreierlei Arten hat. Der geringste Eid ist, wenn der Beschuldigte gegen die Sonne mit einem Messer treten, gegen sie fechten und ausrufen muß: Bin ich schuldig, so lasse die Sonne die Krankheit wie dieses Messer in meinen Eingeweiden wüthen. Schwerer ist der Eid, wenn der Beklagte auf ge-

wisse Berge, z. B. am Baikal auf Schamanenklippen steigen und laut ausrufen muß: Bin ich schuldig, so will ich sterben oder Kinder und Vieh verlieren oder immer ein unglücklicher Jäger seyn, welche Formel ihm nun eben zuerkannt worden ist. Der schwerste Eid aber ist, wenn bei einem Feuer ein Hund geschlachtet wird, den die Aeltesten entweder aufspießen, verbrennen oder auch fortwerfen, den Beklagten aber etwas von dem Blute trinken lassen, wobei er sagen muß: So gewiß ich dieses Blut trinke, rede ich die Wahrheit; lüge ich, so will ich umkommen, verdorren oder verbrennen wie dieser Hund. Wenn der Krone der Eid geleistet werden soll, so berührt der Tunguse eine Kanone, Flinte oder einen Degen, und küsset sie nachher.

Demnächst finden wir auch den Zweikampf, der ehedem im Wechseln der Pfeile (Kuschigera) bestand, und mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogen wurde. Man setzte den Ort und die Entfernung fest, und ein Dritter gab das Zeichen zum Anfang. Seitdem die Russen dort herrschen, kommt dieser Zweikampf selten vor, und wird dann ganz im Geheim vollzogen. Für den Mord im Zweikampfe wird Niemand bestraft, da die Schuld auf beiden Theilen gleich schwer lastet. Ein Tunguse wird auch keinen bei der Regierung wegen eines im Zweikampfe verübten Mordes anklagen, weil die Beklagten außer den Schlägen auch noch verschickt werden.

Einen gewöhnlichen Mörder bestraft man mit Prügeln, und er wird verurtheilt, die Hinterbliebenen des Ermordeten zu ernähren. Todtschlag beschimpft übrigens keinen Menschen, er giebt ihm vielmehr den Ruf der Tapferkeit.

Der Hausvater bestraft die Frau durch Prügel, wobei sich freilich zuweilen auch das Blatt wendet. Schlägt der Mann die Frau zu Schanden, so wird er hart bestraft. Anderweite Schlägereien werden durch die Aeltesten mit Prügeln bestraft, die mit kleinen Stäbchen auf den entblößten Rücken abgegeben werden. Diebe müssen das Gestohlene ersetzen und bekommen Prügel, sind auch übrigens für ihre ganze Lebenszeit verachtete und beschimpfte Leute (Georgis Reise I. 272 — 274).

So finden wir denn hier ein Ansehen der Oberhäupter, das sich nur aus dem vermehrten und beständigen Besitze entwickeln konnte. Bei den Americanern wird der Oberste für einen bestimmten, aber vorübergehenden Fall, für den Feldzug gewählt, sein Ansehen und sein wesentlicher Einfluß hört auf, sobald der Krieg beendigt ist; im Frieden sind alle Hausväter sich gleich, wenn sie sich nicht zu einem besonderen Bunde vereinigen, der dann als solcher ein Ansehen über die denselben nicht Angehörigen ausübt. Der Grund dieser Erscheinungen liegt in der Lebensart der Völker. Die Jäger leben im Kriegszustande mit den Thieren, wie mit den ihnen nicht verbündeten Volksstämmen. Die Hirten dagegen stehen in freundschaftlichem Verhältnisse zu den Thieren, die sich ihnen anschließen wollen, und sie wer-

den nur dann zur Waffe greifen, wenn es die Vertheidigung gilt, oder wenn sie ihnen nicht hinreichenden Lebensunterhalt gewähren, während der Jäger stets der angreifende Theil ist. Der Jäger kann durch Kampf nur gewinnen, der Hirt ist dabei stets dem Verluste blos gestellt. Daher die friedfertige Natur aller Hirtenvölker, die nur durch äußeren Zwang zum Kriege gebracht werden können. Daher der Gehorsam derselben gegen Oberhäupter, die sich selbst gesetzt oder die sie von ihren Eltern ererbt haben. Daher die Anfänge von Gesetzen, die alle beobachten, von Strafen, die, wenn die Obern sie dem Gesetze gemäs anordnen, erduldet werden. Der Jäger, den eine Strafe bedroht, würde ohne weiteres entweichen, denn seine Waffen kann er mit sich nehmen und sich also sein Leben sichern; der Hirt aber ist an seine Heerde gebunden, an seinen Besitz, den ihm seine darauf gewandte Mühe nur um so theurer macht.

Wir sahen die Americaner in zahllose Völkerstämme zersplittert, deren jeder fast seine eigene Sprache hat. Die Nomaden Asiens haben in Sitte, wie in Sprache bei weitem mehr Gleichmäßigkeit, und wenn den Jägerstämmen daran liegt, daß ihren Nachbarn ihre Sprache fremd und unverständlich bleibe, so ist es dem Nomaden erwünscht, wenn der Nachbar ihn versteht, da er doch stets darnach streben muß, in freundlichem Verhältnisse zu ihm zu bleiben. Eben so wie der Frieden nach Außen und die Ordnung nach Innen die Familien der Nomaden zu Stämmen erweitert hat, ebenso streben diese Stämme darnach, in einem freilich weniger engen, friedlichen Bunde zu leben, und so erklärt sich die Erscheinung, daß Kriege unter den Nomaden der passiven Menschheit so überaus selten sind, und wenn sie vorkommen, immer nur von äußeren Einflüssen angeregt vorkommen.

So kommt es denn, daß wir über das **Kriegswesen** der Polarnomaden keine Nachrichten finden, und daß im Falle eines weniger allgemeinen Angriffs diese Stämme ihre Jagdwaffen zur Abwehr und Vertheidigung anwenden, bei größerer und anhaltender Gefahr aber ausweichen, und nach unbewohnten und unbenutzten Stellen hinziehen*). Wir finden ferner, daß diese Nomaden, wenn fremde Stämme zwischen ihnen eingedrungen, mit diesen bald ein freundliches Verhältniß herzustellen suchen; wir bemerken dabei, daß aus diesem Zustande und aus dem Bestreben das Erworbene zu bewahren, sich leicht ein seßhaftes Leben entwickeln kann, wenn von Außen beschränkende Verhältnisse, von Innen zunehmender Reichthum eintritt. Es bildet sich dann ein Zustand, wie wir denselben z. B. in Finnland antreffen,

*) Als im letzten Kriege Hammerfest von zwei englischen Briggs angegriffen wurde, gaben die Lappländer, welche die Kanone bedienen sollten, einen deutlichen Beweis ihrer friedfertigen Gesinnung. Der erste Schuß, der abgefeuert wurde, versetzte sie in einen panischen Schrecken; beim zweiten Schuß verließen sie sogleich ihre Posten, und als der dritte abgefeuert wurde, waren sie schon alle davon gelaufen (Brook: Lappland S. 289).

ein auf Viehzucht gegründeter, durch Jagd und Fischfang unterstützter Wiesen- und Ackerbau, der an feste Wohnungen gebunden ist, die inmitten eines weitläuftigen Gebietes gelegen sind. Das Clima ist für das Rennthier zu mild, für das Rind zu rauh, und nur die Ziege und das Pferd werden in größerer Anzahl gehalten, der aus der Fremde eingeführte Getraidebau hat die eigentliche Viehzucht bereits in den Hintergrund gedrängt, und so ist die Winterhütte zur festen, immerwährenden Wohnung geworden, da das Besitzthum der Bewohner derselben in unbeweglicheren Vorräthen und Habseligkeiten besteht. Die Hütte ist der Sitz der Familie, die eben so entfernt von der anderen ist, wie bei den wandernden Lappländern, sie ist die „Heimat" *). Ehedem waren diese Familien selbstständig und unabhängig von einander, dann erlagen sie, wie die Lappländer und asiatischen Nomaden, ihren germanischen und slavischen Nachbarn.

Die Religion

der Polarnomaden hat leider nicht so fleißige und sorgfältige Beobachter, wie die der Grönländer und Kamtschadalen in Cranz und Steller, und die darüber vorhandenen Nachrichten sind sehr bruchstückartiger Beschaffenheit, da den Beobachtern die zu solchem Geschäfte nothwendige Unbefangenheit abging.

Beginnen wir jedoch mit den Lappländern, wo uns eine Abhandlung des Justizrath Erich Johann Jessens (de Finorum Lapporumque norwegicorum religione pagana, in Knud Leems Comm. de Lapponibus Finmarchiae, Kopenh. 1767. 4.) bei weitem die reichsten Nachrichten darbietet **).

Die Lappländer sind, wie die Grönländer zum Bewußtseyn ihrer selbst gekommen, und fühlen sich im Besitze einer Seele, die nach ihrer Ansicht jedoch von der Seele der Thiere keineswegs verschieden ist. Die Schamanen versichern, das Wesen des Menschen bestehe in dreien Dingen, dem Leben, dem Geiste und der Seele. Unter Seele verstehen sie das thierische Leben und das Blut; der Geist sei der Odem, der durch die Lungen aus- und eingehe, das Leben aber seyen die Glieder und die inneren und äußeren zur Bewegung dienenden Theile.

Die Seele denken sie sich als ein unsterbliches Wesen, welches nach dem Tode die Geschäfte dieses Lebens fortsetzen werde. Diejenigen, die sich des Diebstahls, der Lüge und der Zänkerei entfernt

*) Ganz Finland enthielt im Jahre 1804 26 Städte und 28,735 Heimaten, worein die Gesammtbevölkerung von 1,346,139 Einwohnern vertheilt war.

**) Vergl. damit Schefffers Lappland S. 63, wo die Nachrichten der älteren Schriftsteller zusammengebracht sind.

gehalten, werden nach dem Tode einen neuen Körper bekommen, und im künftigen Leben bei den höheren Geistern leben. Solchergestalt werden aber auch die Rennthiere, Bären und Vögel in einem künftigen Leben wieder erscheinen. Dort werden nun die Neugeborenen mit Uebung der Zauberkunst, mit der Jagd und im Umgange mit Weibern, mit Gastmählern, Tänzen, Brantweinzechen, Tabakrauchen ihre Beschäftigung finden, und die Freuden dieses Lebens in erhöhtem Maßstabe genießen. Deßhalb geben sie auch den Todten Axt und Feuerzeug, Bogen und Pfeil mit in das Grab. Den Leichen der Weiber gab man Nadel und Scheere bei. Wenn sie am Grabe eines Freundes vorbeigehen, so scharren sie ein Stückchen Tabak oder sonst etwas, das der darin Ruhende bei Lebzeiten vorzüglich gern hatte, dahinein. Das geschieht oft noch, wenn er schon drei Jahre im Grabe gelegen hat, in der Hoffnung, daß es ihm in jener Welt zum Nutzen gereichen werde. Die Lappen glauben ferner, daß die Seelen erst in den Jahme-Aimo kämen, ehe sie in den eigentlichen Himmel, Radien-Aimo, gelangten.

Die Lappländer glauben nämlich an einen Himmel, in welchem die Götter Baiwe und Ailekes oder Ailekes Olmak wohnen. Ueber dem Himmel aber haben die obersten Götter, die Wäroldischen, namentlich Radien Atzhie und Radien Kiedde ihren Sitz, wogegen unter dem Himmel, also in der Luft, andere Gottheiten sich aufhielten, unter denen sich Maderatja auszeichnet, der dem eigentlichen Himmel, dem Sitze der Sonne, zunächst steht, auch wohl im höchsten Himmel verweilt. Einige dieser Untergötter, wie Maderacka und Horagalles, halten sich in der mittleren Luftgegend auf; die übrigen, wie Sarakka, Uks- oder Juks-Aka, in der unteren, und zwar deßhalb, damit sie, wenn die Menschen Hülfe bedürfend sie anrufen, desto eher bei der Hand seyn können. Es giebt ferner auch unterirdische Götter, von denen einige, wie Saiwo und Saiwo-Olmak, tief unter der Erdoberfläche sitzen, die anderen aber, wie Rutu, Fudno, Mubben, Paha-Engel und Jabmechiis, in den Eingeweiden der Erde ihren Aufenthalt haben.

Radien Atzhie ist der oberste aller Götter, welcher über alle übrigen Götter und Geister, über Himmel und Erde und die ganze Welt die allerhöchste Gewalt übt, was denn auch sein Name Radien, Gewalt, und Atzhie, Quell, andeutet; von ihm haben alle übrigen Götter ihre Macht. Ihm darf kein anderer Name beigelegt werden.

Sein einziger Sohn ist Radien-Kidde, auch Rarara-Kied genannt; er arbeitet für den Vater, der selbst nichts schafft und erzeugt, sondern alle Gewalt der Erschaffung seinem Sohne übertragen hat. Diese beiden Gottheiten verehrten die Lappländer vor allen übrigen, da sie dieselben beherrschten und befehligten, Radien-Kidde seinem Vater allein unterthan war.

Die mittleren Gottheiten waren zuerst Baiwe oder die Sonne mit ihren Aiekes-Olmak, welches Götter sind, denen an bestimmten Tagen Feste gefeiert wurden; so Buorres oder Sodno-Beiwe-Ailek oder der Gott des Sonntags, der zu den Zaubereien oder Jagden besonders geeignet war, der Gott des Sonnabends oder Lava-Ailek, die Göttinn des Freitags, Fried-Ailek, die ebenfalls zur Zauberei für geeignet gehalten wurde.

Die Luftgeister waren Maderatja, der in der obersten Gegend der Luft, dem Himmel zunächst, seinen Sitz hatte, der mit der Sonne oder dem Baiwe von Radien-Kidde die Macht erhalten, die Wesen ins Leben zu rufen und ihnen Leben und Bewegung mitzutheilen. Seine Gemahlin ist Maderakka, welche mitten in der Luft ihren Sitz hatte. Dabei erzählen die Zauberer: als Radien-Kiedde von dem Herrn aller Götter, Radien Atzhie, die Kraft erhalten, Seelen zu schaffen, habe er die von ihm geschaffene Seele dem Maderatja mit dem Befehle übergeben, sie seiner Gattin Maderakka zu überbringen; er nahm die Seele in seinen gebrochenen und offenstehenden Wagen, fuhr mit ihr so rund um die Sonne, und brachte sie der Maderakka, welche die ihr übergebene Seele sogleich mit einem von ihr gebildeten Körper umgab. Sollte das so geschaffene Wesen ein Mann werden, so ließ Maderakka dasselbe an den Uks- oder Jukks-Akkam, der auch Stauke-Edne oder Stilko-Edne, der Schmerz der Gebährenden, genannt wurde, übersenden; sollte es jedoch ein Weib werden, so übergab sie dasselbe der Sarakka. Maderakka schloß darauf das Wesen in ihren Leib ein, und bewahrte es daselbst, bis es eine bestimmte Gestalt angenommen, worauf sie es dem Weibe zutrug, welche es gebähren sollte. Dieses ganze Geschäft geht aber so schnell und glücklich von Statten, daß die bösen Geister, wie Fudno, Ruku, Paha-Engel oder Mubben-Olmai, weder durch List noch durch Gewalt demselben ein Hinderniß in den Weg zu legen, im Stande sind.

Wie nun die Lappländer isolirt und in geringer Gemeinschaft mit einander leben, und jede Familie ihre Eigenthümlichkeit ausbilden kann, so findet auch in Bezug auf ihren Glauben eine große Mannigfaltigkeit der Ansicht Statt, und so erzählen andere, daß Radien-Atzhie und Radien-Kidde eine und dieselbe Gottheit seyen, nämlich Jbmel, d. h. Gott, dessen Gemahlin Sergue-Edne genannt werde, welcher er die Macht übertragen, das Leben der Menschen zu erschaffen, die aber dann die Seele der Maderakka übergebe, um sie mit einem Körper zu bekleiden. Radien-Atzhie schuf ferner mit Hülfe des Radien-Kidde und der Sergue-Edne die Rennthiere und andere Geschöpfe, welche ebenfalls durch die Körper der Akken, wie der Maderakka, Uksakka und Sarakka hindurchgehen mußten. Daher wurde denn auch die Sarakka vorzugsweise geehrt.

Eine andere seit uralter Zeit bei den Lappländern verehrte Gottheit war Horagalles, den man auch Horangalles, Horanorios,

Horesgudsk und Atzhiegadze nannte. Er ist der Diener des allmächtigen Vaters, welcher auch Torden heißt, und in der Mitte der Luftgegend sitzt, weil er hier die in den weiten und nackten Gebirgen umherschweifenden Rennthiere mit seinen zornigen und mächtigen Blitzen erreichen kann. Sein Amt war es, sich den Feinden des lappländischen Volkes zu widersetzen, sie zu bestrafen und Rache an ihnen zu üben.

Uks- oder Juksakka war eine Göttin, welche den Gebrauch von Bogen und Pfeil gelehrt hatte, und nach ihr war der Theil der Hütte, wo diese und andere Jagdgeräthe ihre bestimmte Stätte hatten, Uks oder Juks benannt; ihr opferten die Lappen täglich ein wenig Speise und Trank. Sarakka oder Saragakka war gewissermaßen die Venus der Lappländer, und ihr Sitz war beim Heerde des Hauses, wo ihr auch namentlich Getränke geopfert wurden; sie ward unter allen Göttinen am meisten geehrt, und ihre Huld wurde vornehmlich zu allen Geschäften gesucht; zu ihr wendete man sich in Bedrängnissen und vor allen wurde sie von den Gebährenden geehrt.

Die unterirdischen Götter waren Saiwo-Olmak, Saiwo-Nieida, Laidde, Guelle und Sarwa, die in dem Saiwo oder den Bergen und in dem Lande der Todten wohnten. Diese Wesen waren den Menschen ganz ähnlich, nur ihr Loos glücklicher und ihr Körper kräftiger und besser; sie verstanden die Zauberkunst weit vollkommener, daher denn auch die Lappländer darnach strebten, ihre Gunst zu erwerben. Manche rühmten sich der Bekanntschaft mit den Saiwo-Olmak und versicherten, daß sie den Trinkgelagen und Tänzen derselben beigewohnt, mit ihnen Zauberei getrieben und bei ihnen ihre Gatten und Verwandten angetroffen und sich mit ihnen unterhalten hätten. Ja, sie wären viele Wochen bei ihnen geblieben, und hätten Tabak mit ihnen geraucht und Brantwein mit ihnen getrunken, dabei aber viele heilsame Rathschläge und Ermahnungen vernommen, wodurch sie in der Zauberkunst große Fortschritte gemacht hätten. Auch seyen diese Berggeister so artig gewesen, sie bei ihrer Abreise zu begleiten und bis zu ihren Zelten zu bringen. So rühmte sich mancher Lappländer, 10 bis 14 Saiwo zu Freunden zu haben.

Die Bewohner der Saiwo werden Männer genannt, und wohnen zu vieren bis fünfen mit ihren Saiwo-Neida oder Frauen und Kindern beisammen. Die welche keine Kinder und Frauen besitzen, wohnen einzeln. Der Umgang mit diesem Saiwo-Olmak ist nun die Grundlage der Zauberei, welche bei den Lappländern in so hohem Werthe stand, und die ihnen auch bei ihren Nachbarn ein großes Ansehen verschaffte. In dem Saiwo erwarben sich die Zauberer durch Unterricht der Olmak ihre Kenntniß, und dort fanden sich auch die zur Zauberei nothwendigen Thiere und Geräthe, welche weit vorzüglicher waren, als die des gewöhnlichen Lebens. Der Zauberer hatte nun in dem ihm zugänglichen Saiwo dreierlei Thiere, einen Vogel,

Saiwo-Lodde, einen Fisch oder eine Schlange, Saiwo-Guelle oder Guarms, und ein Rennthier, Saiwo-Sarwa, welche zusammengenommen Noaides-Wuoige auf Lappländisch genannt wurden.

Die Vögel woren verschiedener Größe, Schwalben, Sperlinge, Schneehühner, Adler, Schwäne, Auerhähne, Habichte, einige waren schwarz, andere weiß, andere mit schwarzem Rücken und weißem Bauche, einige röthlich, braun, grün, geschäckt. Diese Vögel mußten ihren Herren immer zu Diensten seyn, mußten ihnen auf der Reise den Weg zeigen, das Jagdgeräth herbeischaffen, Botschaft tragen, die Rennthiere hüthen, in häuslichen Geschäften Beistand leisten, diese hießen Saiwo-Lodde. Diejenigen aber, welche dem Nächsten Schaden thun mußten, nannte man Wuornis-Lodde. Der Vogel hatte außerdem die Verpflichtung, seinen Herrn auf den Rücken zu nehmen und in kurzer Zeit dahin zu tragen, wohin dieser wollte, und wäre die Entfernung auch noch so bedeutend.

Die Fische und Schlangen waren ebenfalls von verschiedener Größe. Aus der Beschaffenheit der Schlangen konnte man ersehen, ob der sie besitzende Zauberer mehr oder minder geschickt in seiner Kunst war. Die Schlange hatte oft 9 Fuß Länge. Sie diente theils dazu, den Anderen Schaden zuzufügen, theils aber zu der Reise nach Jabme-Aimo. Der Rennthierstier Saiwo-Sgrwa zeigte ebenfalls an, ob sein Besitzer ein großer Zauberer sey. Denn die Noaiden oder Zauberer sandten ihn zum Wettkampfe, wobei er zuletzt handelnd eintrat, und es sich oft um Leib und Glieder handelte.

Je mehr Saiwo nun ein Lappländer besaß, desto mehr Achtung genoß er unter den Seinigen. Ein Saiwo aber konnte sowohl durch Kauf wie durch Erbschaft auf einen anderen Besitzer übergehen, daher kam es denn oft, daß Eltern noch bei ihren Lebzeiten ihre Saiwo an die Kinder vertheilten, und die besseren ihren Lieblingen zutheilten. Die Saiwo wurden auch als Heirathsgut gegeben. Starb nun ein Vater, bevor er die Saiwo vertheilt hatte, so suchten sich die Erben der hinterlassenen Saiwo durch ein gewisses Opfer zu versichern und dasselbe dadurch zu erwerben.

Den Saiwo, so wie den übrigen Göttern brachte man nach Verhältniß des Dienstes, den sie geleistet, gewisse Opfer, welche die Zaubertrommel näher angab, Rennthiere, Fische, Vögel, Hasen, Biber, Marder, Füchse, Schweine, Ziegen und andere Thiere.

Da nun die Lappen die Saiwo-Olmak für vernunftbegabte Wesen hielten, schlossen sie auch gewisse Bündnisse mit denselben, wodurch ausgemacht wurde, daß sie für jeden Dienst, den sie dem Lappen geleistet, sich ein Thier aus seiner Heerde aussuchen dürfen; sie gewähren dafür dem Lappländer Schutz und Glück in seinen Geschäften, beim Fischfang und bei der Jagd, erhalten sein Leben, rächen ihn an seinen Feinden, lehren ihn die verborgenen Dinge kennen, der Lappländer ist ihnen aber daher auch ganz und gar ergeben.

Die Lappländer glaubten ferner, daß man in den von den Olmaks bewohnten Saiwo auch Kirchen finde, etwa wie die norwegischen, und daß die Olmaks das glückseligste Leben führten. Ihr sehnlichster Wunsch war daher, auch dorthin zu gelangen, wozu Opfer und Zauberei dienten. Sie hatten vielfache Erzählungen von den Kirchen der Akka in dem Saiwo und von dem Jabme-Aimo, woher der Zhiaze-Saiwo oder das aus einem Saiwo fließende Wasser stamme, welches man für so heilig und kostbar hielt, daß man auf alle Weise dasselbe zu erlangen strebte, weil man es für ein Mittel und eine Bürgschaft hielt, einst an diesen herrlichen Ort zu gelangen.

Aimo nannte man die heiligen und angenehmen Orte, wohin nach dem Tode die Lappländer kommen. Sie wurden mit vielen Ehrenbenennungen belegt, Saiwo-Aimo, Jabme-Aimo oder Sarakka-Aimo, beziehen sich aber alle auf einen und denselben Ort. Die Benennungen Rut-Aimo, Mubben-Aimo, Fudnos-Aimo und Zhjaeppes-Aimo oder die Aimo der genannten bösen Geister sind es, worin sich christlicher Einfluß kund thut, indem hier die Lehre von Teufel und Hölle nachgebildet erscheint. Aus derselben Quelle fließt auch das Radien-Aimo, Heimath des Radien oder obersten Gottes. In der gesammten Lehre von den Aimos möchte ich eine Nachbildung der germanischen Edda-Lehre und ihrer verschiedenen Heime (Muspelheim, Niflheim, Jotunheim) wiedererkennen, zumal da die Zauberer wenig Uebereinstimmung in ihren Lehren beobachten und ihre armselige Umgebung mit fremden Erzeugnissen ausschmücken.

Jabme-Aimo war der Ort, wohin die Zauberer der Lappen nur reisten, theils um einen Jabmek oder bereits verstorbenen Anverwandten zu rufen, daß er den Rennthieren Schutz und Schirm gewähre, theils aber um einen der in Jabme-Aimo verweilenden Schutzgötter zu beschwören, einen Kranken, der auf den Tod darniederlag, noch nicht in den Jabme-Aimo abzurufen, sondern ihn noch länger am Leben und unter den Menschen zu lassen.

Sollte eine Reise dahin angetreten werden, so erschien der Noaaid, der sie unternehmen wollte, mit allen den Männern und Frauen, die er zusammenbringen konnte. Darauf ergriff er seine Zaubertrommel, und juoigte und myrede mit allen seinen Kräften, wobei ihm die anwesenden Männer und Frauen tapfer halfen. Nachdem diese heftigen Bewegungen einige Zeit gewährt hatten, gerieth der Noaaid wie außer sich, stemmte seine Trommel auf die Kniee, und sprang mit bewunderungswürdiger Behendigkeit und seltsamen Gebärden hin und wieder, bis er, einem Sterbenden gleich und, wie es schien, aller Sinne beraubt, zusammensank. So lag er eine Stunde da, bis er von einem anderen Noaaiden, der selbst diese Reise unternommen hatte, aufgeweckt wurde. Diejenigen Noaaiden, welche solche Reisen ausgeführt haben, versichern einstimmig, daß ihnen die Schlange Saiwo-Guelle, durch das Juoigen aufgeschreckt,

erschienen, sie auf ihren Rücken gehoben und ins Jabme-Aimo getragen hätte.

Wenn die Einwohner des Jabme-Aimo den Verstorbenen, den der Noaaid mit sich zurücknehmen will, zu entlassen sich weigern, oder wenn sie verlangen, daß der Kranke, für dessen Genesung er bittet, ohne Weigerung zu ihnen herabsteigen soll, so droht dem Zauberer Lebensgefahr von Seiten der im Jabme-Aimo verweilenden Verwandten desselben. Wenn ihm indessen Gefahr droht, so wird er von seinem Guelle mannhaft beschirmt, indem er dem Jabmek dergestalt zu Leibe geht, daß er entweder den Forderungen des Zauberers nachkommen, oder daß er ihm Erlaubniß geben muß, hinwegzugehen und den Verlangten mit sich zu nehmen.

Haben die Jabmek dem Kranken das Leben bestimmt, so beginnt er bald zu genesen, doch mit der Pflicht, daß das versprochene Opfer richtig demjenigen Jabmek dargebracht werde, welcher die Herabkunft des Kranken verlangt hatte; wenn der Jabmek aber sich unerbittlich zeigt, so muß der Kranke sterben, er mag auch noch so reichliche Opfer versprechen. Den Erfolg der Reise, mag sie nun gut oder übel abgelaufen seyn, muß der Noaaid offen darlegen. Die Lappländer aber können die treue und unermüdliche Sorgfalt nicht genug rühmen, welche die aus dem Jabme-Aimo heraufgerufenen Geister bei Beschirmung der Rennthierheerden zeigen, wenn nur das zur Belohnung versprochene Opfer richtig dargebracht worden ist.

Ueber Zustand und Beschaffenheit des Jabme-Aimo gehen unter den Lappländern ziemlich dieselben Sagen, wie vom Saiwo, so daß es fast scheint, als seyen Jabme-Aimo und Saiwo nur verschiedene Bezeichnungen eines und desselben Ortes, an welchen die Lappländer nach dem Tode gelangen, welche sich des Meineids, des Diebstahls und der Bosheit enthalten haben. Verbrecher dieser Art kommen in den Gerre-Mubben-Aimo, der vom Saiwo freilich sehr verschieden ist.

Unter den religiösen Handlungen und Gebräuchen ist die erste die Taufe, welche Laugo, Bad, genannt wird. Sobald die Lappländerin ihrer Entbindung entgegensieht, und in diesem Zustande der Sarakka zu besonderem Schutze übergeben ist, wird sie von dem Jabmek durch Träume benachrichtigt, welchen Namen sie dem zu gebährenden Kinde geben soll, und zwar gemeiniglich von demselben Jabmek, der in des Kindes Leibe wieder aufstehen und wieder geboren werden soll. Solche Träume werden Niógest genannt; erhält nun eine Schwangere keine derartigen Rathschläge durch den Traum, so ermahnt sie die Verwandten des Kindes, daß sie durch die Zaubertrommel, die Axt oder den Gürtel, oder auch durch einen Noaaid erforschen mögen, welch einen Namen das Kind erhalten solle. Ein Kind, das von den heidnischen Lappen zu einem christlichen Priester gebracht wurde, um in christlicher Taufe einen bei den Norwegen

gebräuchlichen Namen, wie Hans, Peter, Niels zu erhalten, wurde dann zu Hause durch die heidnische Taufe Laugo sofort wieder gereinigt und erklärt, daß es von nun an weiter keine Gemeinschaft mit Priester und Kirche haben sollte. Die heidnische Taufe nannte man Same-Nahma-Taufe, wobei es seinen Same-Namen, oder den von dem Jabmek bezeichneten Namen erhielt. Es waren meist rein lappländische Namen, welche die Vorfahren schon geführt hatten, wie Gnaild-Gierta, Johan-Viol, Nisen-Latte, Kari-Aiken, Jon-Ailits, Beret-Aili u. s. w. Blieb das Kind gesund, so behielt es diesen Namen; so wie aber das Kind erkrankte, wurde es alsbald umgetauft und ihm ein neuer Name, Udde- oder Adde-Nahma, oder Saiwo-Nahma, beigelegt. Bei jeder Krankheit wurde dieß wiederholt, so daß man Beispiele von erwachsenen Lappländern hat, welche viermal umgetauft worden waren.

Wer Noaaid werden, oder als solcher den Saiwo besuchen wollte, mußte sich einer Taufe unterziehen, was Adde-Nahma-Jhjadzet oder Noaaide-Jhjadzet und Saiwo-Jhjadzet genannt ward. Er mußte nun die Jabmek und die Götter des Saiwo, in deren Namen er getauft war, mit besonderem Dienste verehren.

Bei allen diesen Taufen wurde der Dienst von Frauen versehen: bei der Same-Nahma-Taufe durfte jedoch niemals eine Frau, die bei einer christlichen Taufe Zeugenstelle vertreten hatte, anwesend seyn. Die Taufe wurde meist durch eine verheirathete Frau, wohl auch durch die Mutter des Kindes verrichtet. Diese gab dem Kinde einen Messingring oder irgend ein anderes Messingstück zum Zeichen, daß der Täufling nun vom Christenthume frei war. Sie bereitete auch das warme Taufwasser, in welches man zwei Birkenzweige warf, deren einer seine natürliche Gestalt hatte, der andere aber in einen Ring zusammengedreht war. Nachdem alles so vorbereitet war, redete die Taufende (Laugo-Edne, Tauf-Mutter) den Täufling also an: „bleibe so fruchtbar, gesund und stark, als diese Birke, welcher diese Zweiglein abgeschnitten sind.“ Dann warf sie den Messingring oder, wenn die Eltern wohlhabend sind, einen silbernen Gürtel oder Brustschmuck ins Taufwasser und sprach: „den Nahma-Skiello (den Ring oder Gürtel) werfe ich ins Wasser, worin du gewaschen werden sollst, und gleich wie dieß Metall klingt und glänzt, sollst auch du glänzen und berühmt seyn.“ Dann sprach eine Beauftragte das Kind so an: „Ich lege dir durch dieß Bad einen neuen Namen bei, N. N. Das Wasser, dessen wir dich theilhaftig machen, ist viel besser, denn das, womit der Priester in der Kirche dich getauft hat. Dich, Jabmekas N., nenne und rufe ich; du wirst wieder aufstehen und neue Glieder empfangend ins alte Leben und zu alter Thätigkeit zurückkehren. Du aber, o Kind, mögest dasselbe Glück genießen, welches der Jabmekas, dessen Namen du empfangen hast, während er auf Erden lebte, gehabt hat, und fortan blühen.“ Während die-

ser Worte besprengte die Laugo-Edne den Kopf des Kindes dreimal mit Wasser, und schloß die Feierlichkeit, nachdem sie das Kind am ganzen Leibe gewaschen, mit den Worten: „Nun bist du der Adde-Nabma-Taufe theilhaftig, da der Name des Jabmekas dir auferlegt worden. Die Zeit wird es lehren, wie wohl und glücklich dir dieses Bad bekommt."

Hierauf nahm man das Metallstück (Skiello) wieder aus dem Wasser, und band es dem Kinde, war es ein Knabe, an den Arm, einem Mädchen aber auf die Brust. Solch ein Nabmo-Skiello wurde von den Lappländern in hohem Werthe gehalten, als Amulet und Entsühnungszeichen, das man heilig aufheben müßte. Die erwachsenen Männer hingen dasselbe an ihre Trommel, und rechneten es zu den übrigen Zaubergeräthschaften. Manchmal wurde zur Erwärmung des Taufwassers ein kupferner Kessel angewendet, wo man dann den in das Wasser zu werfenden Messingring entbehren konnte, da der Kessel aus demselben Metalle gemacht ist. Dabei muß jedoch beachtet werden, daß der Kessel gehörig gereinigt und möglichst glänzend geputzt war. Der Kessel gehörte von nun an dem Kinde als wohlerworbenes Besitzthum.

Da nun nach Krankheiten eine Umtaufung Statt fand, so hatte mancher Lappe gar viele Namen. Ein siebenzigjähriger Mann, dessen Adde-Nabma Diesse war, hatte folgenden Saiwo-Nabma: Brantzen-Saiwo, Hermans-Dilk-Saiwo und Brantzen-Jokken-Saiwo von seiner Mutter, Jörman-Saiwo, Jouma-Saiwo, Därkan-Saiwo und Mälkan-Saiwo von seinem Großvater, Kiokkelen-Saiwo und Sotsalla-Saiwo von seinem Oheim, Aimetal-Saiwo von seinen Vettern, Huvelle-Holken-Saiwo von seiner Großmutter Schwester, und Mutzviel-Saiwo von seiner Muhme geerbt. Ein junger Mensch von sechszehn Jahren, Waila, hatte sechs Saiwo geerbt; ein sechzigjähriger Mann hatte drei Adde-Nabma, Nate, Leuft und Gorwe, und fünf Saiwo-Nabma, Melko-, Gaptelstieme-Meitkel-, Deve-Gaptelstieme-, Seik- und Krose-jaure-Saiwo; andere, die niemals erkrankt waren, hatten keinen Adde-Nabma, andere hatten die Saiwo-Namen nicht geerbt, sondern erworben durch Zauberei (s. Jessens S. 40. lappländ. Namenverzeichnisse).

Als das Christenthum zu den Lappländern gebracht wurde, kamen sie zu der Ansicht, daß der Christengott allerdings sehr mächtig seyn, und daß man ihm also neben den vaterländischen Gottheiten eine Verehrung zollen müsse, um seinen Zorn nicht auf sich zu laden. Sie schlugen daher einen Mittelweg ein. Hatte sich ein Lappländer vorgenommen, zum heiligen Abendmahle zu gehen, so war seine erste Sorge, seine vaterländischen Götter sich huldreich und gnädig zu erhalten. Das geschah durch ein feierliches Glaubensbekenntniß, das er entweder zu Hause, ehe er zur Kirche ging, oder auf dem Wege dahin am ersten See, den er vorbeigehen mußte, ablegte, und für

welchen Zweck er einige Stückchen Brot, Fleisch und Käse mit sich führte. Er bat sodann mit gebeugten Knieen die Sarakka, Saiwo, Horagalles, Ailekes-Olmak, Radien, Leib-Olmai, wie auch die bösen Geister Zhjäpper-Olmai und Fudnó um Vergebung aller seiner Sünden. Vor Allem bat er aber inbrünstig, daß sie es ihm nicht übel deuten mögen, daß er jetzt zu dem christlichen Priester und zum Abendmahle gehe, er beschwor auch feierlich, daß dieses nur geschehe, damit er frei und sicher in dieser Gegend leben könne. Darauf weihte er die Stückchen Brot, Fleisch und Käse, die er mit sich führte, feierlich der Sarakka und sprach dabei: „Dat lá Sarakka Biergo, Saiwo Laibe, Horagalles Biergo, d. h. das ist die Speise der Sarakka, das Brot des Saiwo, die Speise des Horagalles. Er trank nun aus dem nächsten Quell Wasser und sagte: „Da lá Sarakka, Buor, Saiwo Zhjadze, Horagalles Zhjadze," d. h. das ist das Blut der Sarakka, Wasser des Saiwo, Wasser des Horagalles. Einige nahmen an Statt des Wassers Bier oder Brantwein. Einige begingen diese Feierlichkeit mit Speise und Trank zugleich, andere nur mit Trank am Tage vor dem christlichen Abendmahle, andere am Tage darnach. Wenn sie aus der Kirche gingen, pflegten sie zu sagen: nun möge die Gottheit siegen, welche die mächtigste ist, entweder Christ-Ibmel (Christengott) oder Sarakka, Saiwo, Horagalles und die anderen; wir sind bereit, jedem Theile zu dienen, wie sichs gebührt. Einige Lappländer haben bekannt, daß sie, nachdem sie in die Kirche gekommen, wozu sie stets erst die Trommel, die Art und den Gürtel gefragt, und so sich Erlaubniß dazu verschafft hatten, die Sarakka, Saiwo und andere ihrer Götter mit gebeugten Knieen angebetet. Andere haben gestanden, daß sie allerdings neben den vaterländischen Göttern auch den Christ-Ibmel angerufen, daß sie aber beim Genusse des heiligen Abendmahls nicht an Jesus Christus gedacht, sondern der Sarakka, Saiwo, Horagalles, Radien und ihrer anderen Gottheiten Leib und Blut schweigend und ehrerbietig im Sinne gehabt, und ihre Namen dabei angerufen hätten.

Die Schwangeren opferten Sarakka-Gare, den heilsamen Becher der Sarakka, und ihren Brei, und tranken Saiwo Zhjadze (Wasser), Noaaide-Gare und Jabmeke-Zhjadze, aus Wasser und Asche; andere gedachten bei jedem Bissen und jedem Schlucke ihrer Götter; die meisten richteten zu bestimmter Zeit, Morgens und Abends, Gebete an dieselben.

Die Opfer der Lappländer waren mannichfaltiger Art. Das gewöhnlichste Opferfest der Lappen war gegen den Ausgang des Herbstes, nachdem das für den Wintervorrath bestimmte Vieh schon geschlachtet war. Die übrigen Opfer waren an keine bestimmte Zeit gebunden, sondern wurden nach Anleitung der Weihsager aus der Zaubertrommel angestellt, wenn es eben nothwendig war, und die

Götter dieselben forderten. Die Opfergebräuche waren fest bestimmt, und wurden gewissenhaft von den Lappen erfüllt.

Kein Opfer konnte durch die Frauen verrichtet, sondern mußte stets von den Noaaiden, den Schamanen, dargebracht werden. Der Noaaid hieß daher Blutmann, weil er das Blut des geschlachteten Thieres gehörig zu behandeln verstand. Den Frauen war blos gestattet, bei den feierlichen Zauberversammlungen der Noaaiden zugegen zu seyn und die Antiphonien und Symphonien mit kreischender Stimme abzusingen.

Die Noaaiden oder Blutmänner schlachteten das Opferthier, zertheilten dasselbe und trennten Augen, Ohren, Herz, Lungen und schnitten von jedem Theile ein kleines Stück ab, namentlich mußten die Geschlechtstheile von den männlichen Thieren gesondert werden. Nachdem nun die übrigen Theile auf dem Opferplatze gekocht und von den eingeladenen Gästen in gewöhnlicher Weise verzehrt worden waren, wurden die sämmtlichen Knochen nebst den abgesonderten Theilen sorgfältig gesammelt, in eine aus Birkenrinde gefertigte Kiste in der natürlichen Ordnung zusammengelegt und so als Opfer in die Erde eingegraben. Ein solches Grabopfer hieß auf lappländisch Damengare.

Die Lappländer hatten auch Götterbilder, und zwar derjenigen Gottheit, welche sie vor allen übrigen vorzugsweise verehrten. Man nahm dazu einen Birkenstamm, eine Elle dick und zwei Ellen hoch, den man so bearbeitete, daß er einige Aehnlichkeit mit den auf den Zaubertrommeln abgebildeten Göttern hatte. Dieses Götterbild hieß lappländisch Wärro-Muora, und wurde über der eingegrabenen Opferkiste aufgestellt. Die Kiste aber war mit den Namen des Gottes bezeichnet, dem sie dargebracht war, damit ein jeder Gott wisse, welche Kiste ihm gehöre, und damit nicht etwa eine andere Gottheit dieselbe aus Irrthum an sich nehmen möge. Das Götterbild wurde mit dem Blute des geopferten Thieres bestrichen. Die Augen desselben wurden mit Fett gesalbt, und das Ganze mit mehreren Charakteren und Kreuzen, besonders auf der Brust, bemalt.

An der Seite des Götterbildes wurde eine andere Gestalt, Kiedde-Muor genannt, aufgestellt, die aus zwei Birkenzweigen bestand, welche sich auf beiden Seiten des Gottes erhoben, und oben über demselben zusammengeschlungen waren. Die Bilder der Sonne und des Mondes waren an der Seite mit Holz besetzt, das als ein Bogen über sie hinwegragte, und woran mehrere Spitzen oder Zacken geschnitzt waren, die ebenfalls mit Blut gesalbt werden mußten. Ueber dem Damengare des Horagalles sah man ein Standbild, welches den Hammer, womit der Gott die Giftmischer und andere Verbrecher schreckte, vorstellte. Wenn dem Bilde des Rutu geopfert wurde, wurden Tannenzweige aufgerichtet und mit dem Opferblute bestrichen.

Dem Saiwo errichtete man an Statt der Zweige Steine, die gleichfalls mit Blut und Fett gesalbt wurden.

Die Wärro-Muora oder Götterbilder mußten so gemacht werden, daß die Wurzel der Bäume den Kopf, der Stamm den Leib darstellte. Die Bilder der Sarakka, Saiwo, Jabmeke und anderer alten vaterländischen Götter wurden bei Opfern dergestalt aufgerichtet, daß der Kopf, Mad genannt, aufwärts stand. Wurde dagegen dem Radien-Atzhie oder Radien-Kiedde geopfert, so kehrte man den Kopf der Statue nach unten, so daß Leib und Füße in die Höhe standen.

Dem Horagalles durfte kein verschnittenes oder weibliches Thier, der Sarakka dagegen kein männliches, mit Ausnahme des Hahnes, geopfert werden. Sonne und Mond erhielten keine männlichen Opferthiere, besonders aber mußte man sich hüten, ihnen schwarze Thiere zu opfern.

Von dem Opfer der Sarakka durften nur Frauenzimmer essen; die Männer waren in dem Grade davon ausgeschlossen, daß sie nicht einmal die nach Hause gesandten Ueberbleibsel genießen durften; dagegen war den Frauen verboten, das Opferfleisch der Baiwe, Horagalles, Saiwo, Leib-Olmai und der Jabmeken zu kosten. Beim Opfermahle durften die Männer nur den vorderen Theil des Thieres genießen, der hintere ward denen in die Hütte geschickt, welche das Opferthier auf ihre Kosten geliefert hatten. Beiden Geschlechtern gemeinsam war die Opfermahlzeit des Radien-Atzhie, des Radien-Kiedde, des Aileke und der Jungfrau Maria. Letztere kam jedoch nur auf sehr wenigen Zaubertrommeln vor, und scheint daher auch nur von sehr wenigen verehrt worden zu seyn.

Baiwe oder die Sonne wurde mit weißen Opferthieren und mit Lein verehrt. Neben seinem Wärro-Muora wurde als Kielde-Muor ein Spinnrocken aufgestellt, um den wiederkehrenden Lauf und die Strahlen der Sonne anzudeuten, wie denn auch die alten heidnischen Norweger sangen:

Lova, lova Lin:
Gud ladt Sola skin *).

Bei den Opfern beobachtete man folgende Gebräuche. Nachdem der Noaaide durch die Trommel und seine Ueberspannung erforscht hatte, welcher Gottheit ein Opfer gebracht werden, und bestimmt war, wer dasselbe darbringen müsse, wurde der Noaaide, dem die Vollziehung der Feierlichkeit zukam, bei Zeiten dazu eingeladen. Mittlerweile hatte man das zu opfernde Thier von der Heerde abgesondert und durch ein ins rechte Ohr gedrücktes Zeichen bestimmt. Man durfte ein Thier, das nicht ganz vollkommen und gesund war, nicht opfern. Der Noaaid bereitete sich sodann durch Fasten und Abwaschung des ganzen Körpers zu der feierlichen Handlung vor.

*) Lobt den Lein, Gott läßt die Sonne scheinen.

An dem zum Opfer bestimmten Tage begab sich mit der ersten Dämmerung der Noaaid oder Blutmann mit dem Lappen, der das Opferthier gab, und den geladenen Gästen nach dem Opferplatze. Der Blutmann trug seine beßten Kleider, er trug eine Messingkette auf der rechten Seite, von der linken Schulter hing nach der rechten ein messingener Gürtel. Wurde das Thier dem Saiwo-Nieid oder einer der Akken geopfert, so trug er außer dem zum Opfern gewöhnlichen weißen Rocke noch ein besonderes leinenes Kleid.

So wie man an dem Opferplatze anlangte, so durchbohrte der Priester das Thier so schnell mit dem Opfermesser, daß es sofort todt zusammenstürzte; das Fell wurde nun mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit abgezogen, das Innere ausgeweidet, und nach Anzahl der Glieder in verschiedene Theile zertrennt, welche darauf in den Kessel geworfen wurden.

Nachdem nun das Fleisch eine halbe Stunde auf dem Feuerheerde gesotten hatte, nahm man die den Göttern gehörigen Theile hinweg, und ließ das übrige, den Gästen Bestimmte, noch vollends gar kochen. Mittlerweile war der Blutmann nebst den Gästen auf die Kniee gefallen, um die Mahlzeit zu segnen, und die Gottheit wurde nun unter Seufzen und Stöhnen angerufen, diese heilige Handlung gnädig anzusehen, und der Noth, in der man sich befinde, ein glückliches Ende zu geben. Der mit der Feier Beauftragte sprach hierauf die Worte: Dat lå Sarakka Biergo, das ist der Sarakka (oder einer anderen Gottheit) Speise, was ihm die anderen alle nachsprechen mußten. Nun verzehrte man freudig den vorderen Theil des Opferthieres, theilte die Knochen, um das Mark auszusaugen, trank zur Ehre der Götter, und sank nach beendigter Mahlzeit auf die Kniee, um die Götter zu bitten, das Opfer gnädig anzusehen. Endlich wurden die gesonderten Theile nebst den Knochen in der Kiste begraben. Man glaubte, das Opferthier werde von den Göttern wieder belebt und in den Saiwo versetzt.

Die Schamanen oder Noaaiden waren die Opferpriester, wie sie auch die Wahrsager und Lehrer des Volkes waren. Sie allein durften das Opfer verrichten, und die Uebrigen mußten ihnen gehorsam seyn. Wenn ein junger Lappländer eine besondere Lust oder Geschicklichkeit zu diesem Amte zeigte, so wurde er von dem Tonto, oder dem Geiste, unmittelbar dazu berufen und bezeichnet. Einigen erschien der Tonto in einer anderen Person als Saiwo-Gadze, anderen im Schlafe nach dem Rausche, anderen, wenn sie allein im Felde gingen. Nachdem der Schüler so erwählt worden war, übernahm der Saiwo-Gadze selbst dessen Ausbildung und Unterricht; er unterhielt sich fleißig mit ihm, gab ihm Rathschläge in seiner Kunst und deren Uebung, und belehrte ihn theils in den Feldern, theils in der Einsamkeit, zum Theil unter der Leitung anderer im Saiwo sich aufhaltenden Noaaiden, die ihn mit Hülfe des Tonto dorthin führten.

Nachdem der Schüler so vorbereitet worden war, fanden folgende Einweihungsfeierlichkeiten Statt. Es kamen die älteren Noaaiden feierlich zusammen; einer der Gesellschaft setzte sich nahe bei der Zeltthüre an den Boden, und verschlang seine Beine mit denen des Candidaten. Nun begann derselbe sein Juoigen mit der Trommel. Indessen drangen durch die Füße der Noaaiden die Saiwo oder Moraide Godze ins Zelt ein, und der Candidat allein fühlte ihre Anwesenheit. Sobald die Noaaiden dieß merkten, wurde der Lehrling zum Noaaiden erklärt, und von allen dafür anerkannt. Nun begannen die Noaaiden-Godze, d. h. die Gefährten der Noaaiden, häufiger aus dem Saiwo zu dem jungen Meister zu kommen und sich mit ihm fleißiger zu unterhalten, und er konnte sich aus ihnen so viele Gehülfen auswählen, als er nur wollte. Diese Geister erschienen dem Noaaiden meist unter der Gestalt eines lappländischen Jünglings, dann aber auch als Greise oder als Frauen, doch hielt man nicht alle für mächtig, sondern nur diejenigen, welche härter als ein Stein anzufühlen waren, obschon sie allesammt dienstbare Geister und Wächter (Tonto) waren. Nächst diesen Geistern boten dem Noaaiden auch die **Zaubervögel**, Wuoko oder Wåros-Lodde genannt, ihre Dienste freiwillig an. Sie flogen auf seinen Wink herbei, und wenn sie sich bei ihm an den Boden setzten, schüttelten sie aus ihren Federn viele giftige, den Läusen nicht unähnliche Insecten, Zauberfliegen genannt, welche Menschen und Vieh bezauberten, und ihnen Schaden brachten. Der Noaaide sammelte diese Thierchen sorgfältigst, griff sie jedoch nie mit der bloßen Hand an, und bewahrte sie zu künftigem Gebrauche in einer Schachtel auf. Waren diese Thierchen aus der Schachtel entschlüpft, und brauchte der Noaaid dieselben, bevor der Vogel deren herbeischaffen konnte, so borgte er sich welche bei einem anderen Zauberer, die er ihm aber gehörig wiedererstatten mußte. Indessen brauchte der Noaaid nicht immer gleich wieder Zauberfliegen vom Wuoko sich geben zu lassen, denn er konnte von seinen geistigen Dienern einen Zauberstab erhalten; dieser hatte die Gestalt einer Art, und war sehr stark vergiftet; sobald er einen Menschen oder ein Thier damit berührte, fiel es sofort in eine Krankheit, aus welcher es nur durch den Zauberer erlöset werden konnte. Außerdem hatte der Zauberer noch seine Noaaide-Guarms und Guelle, mit denen er die Reise nach Jabme-Aimo antrat.

Er besaß ferner eine Noaaiden-Dirre, die auf der Zaubertrommel in folgender Gestalt zu sehen sind: ⨯ womit er den Geistern, und ✂ womit er den lebenden Noaaiden Widerstand leisten konnte. Es waren also sehr werthvolle Geräthe. Das gesammte Zaubergeräthe nebst den helfenden geistigen Wesen wurde unter den Namen Noaaiden-Dielles, Zauberschatten, und Noaaiden-Wuoigen, Zaubergeister, zusammengefaßt. Es hatte übrigens ein jeder dieser Geister seinen bestimmten Namen von dem Zauberer erhalten.

Einige Noaaiden hatten das Glück, dem mächtigsten der Geister, dem Tonto, zu begegnen. Er erschien solchen Zauberern, welche in ihrer Kunst vorzugsweise geübt und erfahren waren, in den Einöden und auf wilden Wegen in entsetzlicher, furchtbarer Gestalt, und bot dem Noaaiden den Kampf an, und ließ sich nach harter Gegenwehr nicht allein besiegen, sondern auch tödten, wobei dem Sieger das Gold und Silber, was jener an sich hatte, zufiel.

Zu dem vorzüglichsten Geschäfte der Noaaiden gehörte das Weissagen und die gesammte Zauberkunst, daher denn auch alle übrigen Lappländer von ihnen abhängig, und ihnen in allen Dingen blindlings gehorsam waren. Ihre Gesetze waren die Erzählungen und Aussprüche der Meister. Unter den Noaaiden gab es jedoch wieder solche, die durch besondere Kunst ausgezeichnet und mit besonderer Macht begabt waren. Was einem geübten Meister mit Hülfe seiner Zaubermittel leicht von Statten ging, das fiel manchem jungen Anfänger sehr schwer. Ein geübter Meister war Herr über die Geister, welche die Krankheiten senden, und so war er auch der beste Arzt, der sehr gut bezahlt wurde, denn ein lappländischer Zauberer arbeitete eben so wenig umsonst, wie seine Collegen in Nordamerica, und er verdiente sich reichlichen Lohn.

Für sein Geschäft bereitete sich der Zauberer durch eintägiges Fasten vor. Zu besonders wichtigen Geschäften vereinigten sich mehrere Noaaiden, die dann gemeinsam in einem Zelte mit der Trommel juoigten und mureten. Manchmal mußte die Ceremonie wiederholt werden, besonders wenn man wissen wollte, welche Gottheit eigentlich durch ein Opfer zu versöhnen sey, oder welche Art von Opfer sie verlange. Konnte die Sache mit einem Opfer nicht abgemacht werden, so mußte man eine Reise nach Jabme-Aimo veranstalten, wozu derjenige Noaaid ausgesucht wurde, der den größten Ruf und die besten Zaubergeräthe besaß. Freilich war ihre Arbeit oft vergebens. Ein Noaaid war gemeiniglich bis in sein funfzigstes Lebensjahr thätig, später war nicht mehr viel von ihm zu erwarten, denn ein Mann, der seine Zähne verloren hatte, war dabei nicht zu gebrauchen.

Besondere Sorgfalt verwendeten die Lappländer auf die Auswahl der Tage, an denen sie etwas vornehmen wollten. Bei den finmärkischen Lappen war der Donnerstag vorzüglich heilig, der bei den östlichen Lappen minder gefeiert war. Der Sonntag war der eigentliche Feiertag, welcher aber für die Jagd überaus glücklich war, am Freitage und Sonnabende durfte kein Holz gefällt werden. Das Hauptfest war aber das Juulfest, das mit unserem Weihnachten zusammenfällt. Sobald der Juulmond anfing, durften die Weiber nicht in Linnen arbeiten, und die Männer durften kein geräuschvolles Geschäft vornehmen. So wie der Mond erschien, wurde das Rauchloch der Hütte geöffnet, so

daß der Mond hereinscheinen konnte. Wenn Jemand die Spindel oder ein geräuschvolles Geschäft vorgenommen hatte, mußte dieser Frevel sofort durch ein Opfer gesühnt werden. Am Weihnachtsheiligenabende wurden die Zelte mit Kreuzen bezeichnet, und die Kinder bekamen drei Schläge, einen für den Ibmel, den zweiten für den Vater und den dritten für die Mutter. In derselben Nacht kamen die Noaaiden zusammen, um ihre Schüler zu erheben, wie denn in derselben Nacht die Saiwo-Olmai die Zelte der Lappländer zu besuchen pflegten. Früh am Christtage warf man Stahl, Messing und Kiesel in die Brunnen, um das Wasser von dem durch die Zauberer eingelassenen Urin zu reinigen. Dazu wurde auf das Wohl des Juul-Königs, der Sarakka und Uks Brantwein getrunken.

Dieß ist die Religion der norwegischen Lappländer; die der schwedischen Lappen ist im Wesentlichen allerdings dieselbe, und nur die Namen sind unterschieden*). Sie haben drei vornehme oder größere Götter, worunter Tiermes oder der Donnergott der erste ist. Er heißt auch Aijeke oder Großvater, und in seiner Gewalt beruhen der Menschen Leben, Tod, Gesundheit und Krankheit; er hat die Herrschaft über die schädlichen Geister, welche in Höhlen, Gebäuden und Seen wohnen, die er von Zeit zu Zeit bestraft und mit seinen Blitzen erschlägt; er hat dazu einen Bogen, womit er die Geister schießt, und das ist der Regenbogen, Aijeke Dauge, Bogen des Großvaters. Er hat ferner, gleich dem germanischen Thor, einen Hammer, Aijeke weischera, womit er die Geister zermalmt.

Der zweite Gott ist Storjunkare, das norwegische Wort, Junkare, bedeutet Befehlshaber oder Landvoigt, oder Stourre passe, großer Heiliger. Dieser Gott genießt noch mehr Ehrenbezeigungen, als Tiermes, und gilt als der Statthalter des Aijeke. Er steht demnach in demselben Verhältnisse zu Radien-Atzhie, wie Radien-Kiedde. Storjunkare gewährt den Menschen sehr vieles Gute, wie er denn als der Statthalter Aijekes über alle Thiere, Bären, Wölfe, Füchse, Fischottern, Rennthiere, Fische und Vögel gebietet, und gestattet, daß sie von den Menschen gefangen werden. Die Fischotterjäger und Vogelsteller sehen den Storjunkare öfters in Gestalt eines langen und ansehnlichen Mannes in schwarzer Kleidung, etwa wie die Edelleute des 16. und 17. Jahrhunderts trugen, eine Büchse in der Hand, aber mit Vogelfüßen **). So oft er sich am Ufer oder an den

*) Hier sind die Nachrichten Scheffers zu Grunde gelegt. Lappl. S. 106.

**) So glauben die altaischen Tataren und Teleuten, daß der Höchste sich nicht allein den Menschen im Traume darstelle, sondern daß er auch leiblich erscheine; sein Ansehen gleicht einem alten, bärtigen Manne, seine Kleidung der Uniform eines Dragoneroffiziers; er hat einen prachtvollen Hofstaat und viele Pferde. Wenn er ausreitet, verursacht das Dröhnen der Hufe seiner Rosse den Donner, die Funken der Hufeisen den Blitz (Beschr. der Nationen des russ. Reichs. S. 379).

Schiffen sehen läßt, so oft hat er ihren Fischfang gefördert, auch öfter Vögel für sie aus der Luft herabgeschossen und den Anwesenden geschenkt. Storjunkare hat auf mehreren Bergen seine Wohnung; als einstmals ein königlicher Amtmann bei diesen Bergen vorüberreiste, hielt der Lappländer, der ihm den Weg zeigen sollte, still, steckte den Handgriff seiner Axt in den Schnee, und kehrte die Axt rund herum; auf Befragen antwortete er, daß er dieß dem zu Ehren thue, der auf jenem Berge seine Wohnung habe. In den norwegischen Lappmarken kennt man den Namen Storjunkare nicht.

Die dritte Gottheit ist Baiwe oder die Sonne, die Urheberin alles dessen, was gezeugt und geboren wird, welche ihre Rennthiere erwärmt, und deren Jungen Wachsthum und Zunahme gewährt. Mit der Wiederkehr der Sonne erlangen sie auch den Tag wieder.

Die Götter werden im allgemeinen Seita genannt, und, wie auch bei den norwegischen Lappen, an bestimmten Orten verehrt, indem sie ihnen Bilder aufrichten und verschiedene Opfer darbringen.

Die Opferstätte des Tiermes oder Thor ist gemeiniglich hinter der Hütte einen Pfeilschuß weit angelegt. Sie errichten aus Bretern einen großen Tisch auf mehreren an 3 Ellen hohen Pfählen, und stellen das Götterbild darauf. Der Tisch ist mit Birken- und Fichtenzweigen umgeben, und von der Hütte aus führt ein von beiden Seiten ebenfalls mit Zweigen abgesteckter Weg. Andere errichten die Altäre an Seen und Teichen, und sehen vorzüglich darauf, daß der Ort schön grün und lustig sey. Im Winter bestreuen sie den Platz mit kleingeschnittenen Fichtenzweigen, die, wenn sie vertrocknet sind, durch andere ersetzt werden. Der Tiermes und die Baiwe werden auf einem und demselben Platze verehrt.

Jede Familie hat ihren besonderen heiligen Berg, und hier wird oft in einer unzugänglichen Höhle dem Storjunkare ein Bild errichtet, was auch an den Seen und Flüssen geschieht, wo sich Storjunkare gezeigt, und wodurch er sein Wohlgefallen an der Gegend offenbart hat. Der Opferplatz ist abgegränzt, damit sich jeder vor dessen Entheiligung hüten kann. Im dem Lula-Gebiet waren über dreißig solcher heiligen Stätten auf Bergen, Inseln, an Teichen, an einem Wasserfalle, die meisten auf den Bergen und an den Seen. Von den Opferplätzen sind alle Weiber ausgeschlossen; würden sie es dennoch wagen, den Ort zu betreten, so würde die Gottheit ihnen alles Unglück über den Hals schicken, ja sie sogar tödten.

Die Götterbilder der schwedischen Lappen sind eben so beschaffen, wie die der norwegischen, nämlich aus Birkenholz geschnitzt, wobei der Kopf durch die Wurzel, der Leib durch den Stamm gebildet wird. Das Bild des Thor wird dadurch ausgezeichnet, daß dessen rechte Seite mit einem Hammer versehen wird, in das Haupt aber stecken sie ein Stück Stahl oder einen Nagel und ein Stück Kieselstein, womit Thor Feuer anschlagen kann. An manchen Thorbildern

fehlt Hammer und Feuerzeug. Noch jetzt glauben die norwegischen Lappen an Thor, wie denn der Lappe Lars im Jahre 1830 den Reisenden Lessing, fragte, ob er an Thor glaube (Lessings Reise in den Loffoden S. 117). Vierzehn Tage vor dem Michaelisfeste wird dem Gotte ein neues Bild gemacht, und dasselbe mit einem Opfer eingeweiht.

Storjunkare's Bild ist aus Stein, und gleicht einem Vogel, Thiere oder Menschen, dazu suchen sie sich eigenthümlich gestaltete Steine an den Flußufern auf, und glauben, daß sie durch die Götter selbst so gebildet worden wären; sie nennen sie Kiedkie Jubmal, steinerner Gott. An der Stelle, wo sich der Fluß aus dem Tornaträsk ergießt, stehen mitten auf einem Eilande im Wasserfall Darra, mehrere steinerne Seite in menschlicher Gestalt und in gewisser Ordnung aufgerichtet. Der erste ist so hoch, wie ein langer Mann, dann kommen vier andere, etwas kürzere neben ihm, und sind allesammt gebildet, als trügen sie Hüte. Finden sie irgendwo aufragende Steine, so schaffen sie noch andere herbei, und nennen den ersten Storjunkare, der zweite ist sein Weib Akke, der dritte sein Sohn oder seine Tochter, die übrigen sind seine Diener und Mägde. Die Bilder des Storjunkare werden auf den bloßen Boden oder Felsen gestellt und gleichfalls mit Reisern umgeben.

Die Opfer der schwedischen Lappländer hatten ebenfalls viel Gemeinsames mit denen der norwegischen. Zuvörderst suchte man durch die Trommel zu erforschen, welcher Gottheit ein Opfer gefällig sey. Einer der Männer schlägt die Trommel, und die übrigen Männer wie Weiber singen dazu: Maide siál kak tun stourra passe seide, d. h. was magst du großer Gott, wirst du das Opfer, das ich dir bringe, annehmen? Sie nennen auch den Berg, wo sie das Thier schlachten wollen. Nimmt Storjunkare das Opfer an, so steht der Ring auf der Trommel an der Stelle, wo Storjunkares Bildniß gemalt ist, unbeweglich fest. Gefällt dem Storjunkare das Opfer nicht, so wird es dem Tiermes geboten, indem sie singen: Maide aiikk Jetti, maiide werro, d. h. du aber, o Vater Gott, begehrst du mein Opfer anzunehmen? Bleibt der Ring auf seinem Bilde stehen, so wird das Thier alsbald geschlachtet. Um den Willen der Götter zu erforschen, wird dem Thiere, das hinter der Hütte steht, wohin kein Weib kommen darf, ein Haar aus dem untern Theile des Halses ausgerissen und an einem Ringe der Trommel befestigt.

Dem Storjunkare werden auch fremde, in Lappland nicht heimische Thiere geopfert, wie Katzen, Hunde, Schafe, Hühner, die man aus Norwegen herbeiholt, um sie im Herbste, wo diese Opfer gehalten werden zu opfern. Thor und Baiwe erhalten Rennthiere, ersterer nur Männchen. Sobald die Gottheit das Opfer genehmigt hat, durchsticht man dem Thiere die Seite bis in's Herz mit einem scharfen Messer, und sammelt das Blut, womit das Götterbild bestrichen wird.

Hinter dem Tiermesbilde werden die Geweihe des Rennthiers aufgestellt, so wie die vorzüglichsten Hauptknochen und die Füße. Vor demselben steht eine Schachtel aus Birkenrinde, in welche man von jedem Glied ein besonderes Stückchen Fleisch legt, und worüber etwas Fett gegossen wird.

Die dem Storjunkare geopferten Rennthiere werden mit einem durch das rechte Ohr gezogenen Faden bezeichnet, dann hinter der Hütte angebunden und wie sonst üblich, abgestochen. Der Opfernde nimmt nachher die Geweihe, Kopfknochen, Füße und Klauen und trägt alles zu dem Storjunkare auf den Berg. So wie er sich dem heiligen Steine nahet, entblößet er ehrfurchtsvoll sein Haupt, neigt sich, beugt die Kniee, und beschmiert den Stein mit Fett und Blut. Hinter dem Steine werden die Geweihe aufgestellt, an das rechte Geweih wird das männliche Glied des Rennthieres gebunden, an das linke ein rother mit Zinn überzogener Faden, woran ein kleines Stückchen Silber befestigt ist. Man fand ehedem um solche steinerne Gottesbilder ganze Zäune von Rennthiergeweihen, eines über das andere gestellt, woher denn solch ein Platz Tiorfwigardi, hörnerumgebener Ort, genannt wurde. Diese Opferplätze werden ebenfalls wie die des Thor im Winter mit frischen Fichtenreisern, im Sommer aber mit Birkenzweigen und Gras bestreut. Dabei wird die Gesinnung des Gottes dadurch erforscht, daß sie den Stein aufheben; ist er dabei leicht, so hoffen sie auf die Gnade des Gottes, ist er schwer, so meinen sie, Storjunkare sey erzürnt, und müsse zur Versöhnung ein Opfer haben.

Die Rennthiere, welche der Baiwe oder der Sonne geopfert werden, müssen weiblichen Geschlechts seyn, und ihnen wird ein weißer Faden durch das rechte Ohr gezogen; dann wird ein Ring aus Weidenzweigen geflochten, auf ein Gerüste hinter die Hütte gestellt und daran die Fleischstücke aufgehangen. Die Opferthiere müssen jung und ohne Hörner seyn, die Knochen werden im Kreise auf den bildlosen Opfertisch ausgelegt.

Außer diesen drei Hauptgöttern haben die Lappen noch mehrere kleinere, namentlich die Geister der Verstorbenen und das Juulheer, und auch diesen werden bestimmte Opfer gebracht, obschon man ihnen keine Bilder aufrichtet. Ein Thier, das sie den Seelen opfern, wird mit einem schwarzen Faden im rechten Ohre gezeichnet, oder es wird ihm auch ein solcher um die Hörner gebunden. Das Opferfleisch wird ebenfalls verzehrt, und nur einige Stücke vom Herzen und der Lunge in drei kleinen Theilen auf drei Stöcke gesteckt, die mit Opferblut bestrichen sind, und sodann in ein Kästchen, das die Gestalt eines lappländischen Schlittens hat, gelegt und begraben werden, wie einst der Todte begraben wurde. Die Seelen werden gemeiniglich bei einem Baume verehrt, der in Pfeilschußweite hinter der Hütte steht.

Bei diesen, wie bei allen andern Opfern werden die Knochen des Thieres in einen Kasten gesammelt und begraben.

Das Juulheer, das dem deutschen wilden Jäger entspricht, wird den Tag vor dem Weihnachtfeste durch ein Opfer verehrt, wozu sie sich durch eintägiges Fasten vorbereiten. Sie enthalten sich aller Fleischkost, und von jeder der übrigen Speisen heben sie etwas auf und verwahren es fleißig. Eben so wird es am Feste selbst gehalten, wo sie herrlich leben. Darauf wird ein Kästchen aus Birkenrinde in Gestalt eines mit Rudern und Segeln ausgerüsteten Schiffes gefertigt, und dasselbe mit den aufbewahrten Speiseüberbleibseln und Fleisch angefüllt und hinter der Hütte an einem Baume, der in Pfeilschußweite davon entfernt ist, aufgehängt. Dieß ist für das in Wäldern und auf Bergen jetzt umherschweifende Juulheer oder Juulvolk.

Ehedem war bei den Tornealappen eine Art Nationalgott. Mitten in der Tornamark stand ein Gott, Namens Wirku Acha, nämlich ein abgehauener Baumstamm, auf welchem oben ein menschliches Antlitz ausgeschnitzt ist. Alle umliegende Lappländer beteten dieses Götzenbild an, bis ihn die Tornaschen Birkaler, welche mit den Lappen Handel trieben, zerstörten. Obschon diese das Bild umgekehrt und weit von seiner eigentlichen Stelle entfernt hatten, so fand man es in kurzer Zeit doch wieder auf dem alten Fleck. Zur Zeit des Johann Tornäus (Anfangs des 17. Jahrh.) war es schon ganz verfault.

Die schwedischen Lappländer waren nicht minder abergläubig, als die norwegischen, wenn es die Auswahl glücklicher und unglücklicher Tage, so wie die Auslegung gewisser Vorbedeutungen galt. An den Tagen Clemens (23. Nov.) Marcus (25. Apr.) und Katharina (25. Nov.) schoß kein Lappländer ein Wild, weil er fürchtete, er werde seinen Bogen zerbrechen und für das ganze Jahr das Glück von sich weisen. Am ersten Weihnachtstage verlassen sie nur ungern ihre Hütte, weil die Geister in der Luft herumfliegen, und ihnen schaden können, wenn sie dieselben noch nicht mit Opfern versöhnt haben.

Wenn sie morgens die Hütte verlassen, achten sie sorgfältig darauf, was für ein Thier ihnen begegnet.

Wie denn im Wesentlichen der Glaube und die Religionsgebräuche der Lappen dieselben in Norwegen, wie in Schweden waren, so war auch ihre **Zauberei** dieselbe. Die Zauberei wurde theils gelehrt, theils vererbt. Bei beiden war die **Zaubertrommel**, Kannus, Quobdas, auf lappländisch Runnebomme, oder Laptrum in den germanischen Sprachen eines der vorzüglichsten Werkzeuge; diese Zaubertrommeln wurden aus Fichten-, Tannen- oder Birkenholz gefertigt; der Baum, wovon das Holz stammte, mußte an einem besonderen Orte gewachsen seyn und sich schnurgerade nach dem Laufe der Sonne, nicht wider denselben gekehrt haben, weil dieß ein Zeichen war, daß der Baum der Sonne und den himmlischen Göttern angenehm gewesen. Der Stamm wird dann gespalten und zu einer eirunden, flachen Schach-

tel ausgehölt, über welche dann das Fell gespannt wird. Dieses Instrument sollte also vielmehr Pauke heißen. Dieses ist die erste Art des Kannus; die andere Art besteht in einem Reifen, der durch ein hölzernes Kreuz zusammengehalten und ebenfalls mit einem Felle überspannt ist.

Die dritte Tafel stellt die Verschiedenheit vor Augen. Der unter I. abgebildete Kannus befindet sich im hiesigen königl. historischen Museum (Türkenzelt 65). Die Länge ist 21¼ Zoll sächs. Die größte Breite 16½ Zoll, die Höhe 5¼ Zoll. Die Schachtel, deren wohlausgeschnitzte und durchbrochene Rückseite unsere Tafel zeigt, ist von leichtem Birkenholze, das Fell, besonders fein, greift auf allen Seiten über, und war mit Sehnen befestigt, die durch die in den Seitenwänden angebrachten Löcher gezogen waren, jetzt aber durch anderweite Fäden ersetzt werden mußten; unter Nr. 2 ist die Seitenansicht dargestellt. Eine andere Zauberpauke meiner eigenen Sammlung ist aus dickerem Holze gemacht; sie ist nur 9¼ Zoll lang und 8. Zoll breit (s. Taf. III. Nr. 3.) bei 4 Zoll Höhe, das über den Rand greifende Fell ist durch kleine Holzpflöcke an den Rand befestigt. Leider sind die Figuren des Fells gänzlich unkenntlich geworden. Sie glich in ihrer Gestalt den bei Scheffer S. 142 dargestellten Pauken. Von der zweiten Art sind die übrigen zwei Zaubertrommeln meiner Sammlung, deren eine sich bei Scheffer nach der vordern (S. 144) wie auch von der Rückseite (S. 153) dargestellt findet. Sie ist 28 Zoll lang, 18 Zoll breit und 4 Zoll hoch. Das Fell greift über den Rahmen, ist an vier Stellen mit derben Riemen angeschnürt, außerdem aber durch tüchtige Pflöcke an den Seiten festgehalten. Leider hat die Zeit die Zeichnungen des Felles etwas abgestumpft, doch sind sie deutlich genug, um die Identität derselben mit Scheffers Abbildung zu beweisen.

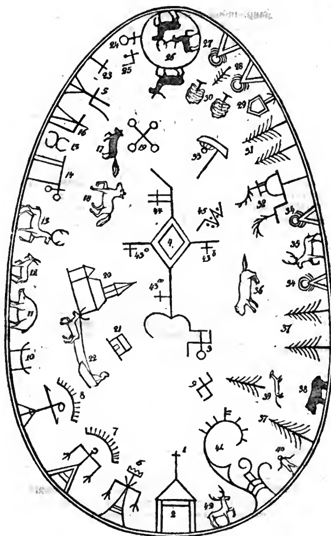
Die zweite meiner Zaubertrommeln stellt Fig. 4. der III. Tafel von der Rückseite dar. Sie ist 17¾ Zoll lang, 11¼ Zoll breit und 2¾ Zoll hoch. Der Reif ist aus Birkenholz, dessen beide Enden an der einen Seite übereinander greifen, und durch schmale Riemen zusammengehalten werden. Der Längendurchmesser ist durch eine 1½ Zoll breite, hölzerne Schiene gestützt, die in der Mitte durch einen aus Sehnen zusammengedrehten Strick mit den Seitenwänden verbunden ist. Von diesem Stricke hängen rechts wie links mehrere jener aus Rennthiersehnen gedrehten und mit Zinndrath übersponnenen Fäden herab, die wir schon oben kennen lernten, an welchen messingene Kettchen, Kettchenglieder, zusammengedrehter Messingdrath, zwei messingene und auf der Oberseite gepreßte, einer 8 ähnliche Gewinde, wie meiselförmige, hakenförmige Messingornamente befestigt sind. Am obern Theile des Randes, wo denselben die Schiene berührt, sind neun, 11 Zoll lange, übersponnene Fäden befestigt, an welchen ähnliche Zierden hängen, unter denen sich auch ein Drath von Gestalt einer 9 befindet; unter vier nicht übersponnenen Rennthiersehnen trägt die ei-

einen 4¾ Zoll langen, oben durchbohrten Knochen, neben welchen zwei kürzere, überspounene Fäden hängen. Das Fell ist an den Rand nicht durch Pflöcke befestigt, sondern durch die Löcher mit Rennthiersehnen angenäht. Um den hölzernen Rand laufen einige eingedrückte parallele Linien als die einzige Verzierung.'

Dieß ist die äußere Beschaffenheit der nordischen Zaubertrommeln. Das Interessanteste aber ist die Zeichnung, welche mit rother, aus Erlenrinde bereiteter Farbe auf das Fell getragen ist. Die Zeichnung ist nun je nach den Bedürfnissen und Eigenschaften ihres Besitzers verschieden. Die meisten enthalten Darstellungen der himmlischen Götter, der Geister, der Sonne, der Sterne, der Thiere, wie Rennthiere, Bären, Wölfe, Fischottern, Füchse, der Seen, Wälder und Menschen.

Eine der vollständigsten Trommeln befindet sich bei der ihrem wesentlichen Inhalte nach von mir mitgetheilten Abhandlung des Erich Johann Jessens über die Religion der Lappländer, und ich theile daher die verkleinerte Copie auf nebenstehender Tafel mit. Leider entbehrt die Jessensche Zeichnung die charakteristische Treue.

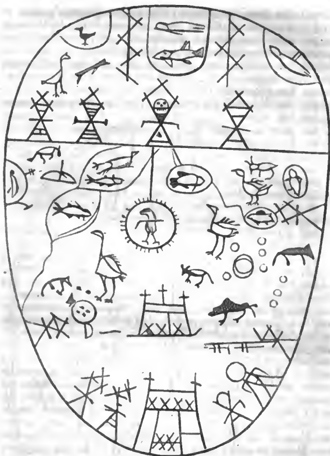
1) Radien Atzhie, in Gestalt eines einfachen Kreuzes.
2) Radien Kiedde, in Gestalt eines auf zwei Säulen ruhenden Gebäudes.
3) Maderatja, als gekrümmt liegender Mann.
4) Baiwe, die Sonne mit ihren vier Zügeln, auf welchen in Gestalt dreier Kreuze die Aileke sitzen.
5) Maderakka.
6) Ibmel-Ailes-Wuoign, der heilige Geist Gottes.
7) Ibmel-Barne, Gottes Sohn.
8) Ibmel-Atzhie, Gott Vater.
9) Horagalles, als doppelter Hammer.
10) Der Noaaide, der sich anschickt, nach Jabme-Aimo zu reisen.
11) 12) 13) Opferthiere, Schwein, Ziege, Rennthier.
14) Jabme Aimo.
15) Noaaiden-Dirri, welches der Noaaide den in Jabme-Aimo verweilenden, verstorbenen Noaaiden entgegenstellt. Die an meiner Zaubertrommel angehängten Messingdräthe von derselben Gestalt sind vielleicht ein solches Noaaiden-Dirri.
16) Der böse Geist Rutu.
17) Kumpi, der Wolf, der Hund des bösen Geistes.
18) Sturik, das Roß, welches dem Rutu geopfert werden muß, worauf er um so schneller enteilen soll.
19) Noaaiden-Dirri, was lebenden Noaaiden entgegen gestellt wird.
20) Bomandi, die Kirche eines Norwegers.
21) Bomandi, das Haus eines Norwegers.
22) Ein Lappe, der in seinem Schlitten ins Dorf oder auf einen Berg fährt.
23) Sarakka.



24) Uks- oder Juks-Akka.
25) Eines Lappländers Akka oder Gattin, die bei den Rennthieren beschäftigt ist.

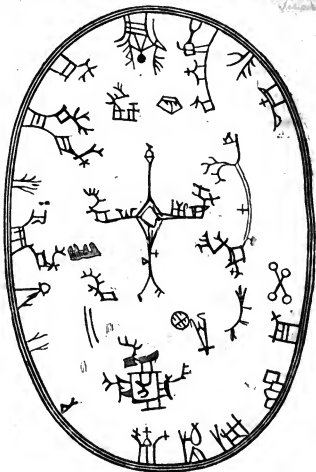
26) Der Zaun, in welchem die Rennthiere gemolken werden.
27) Das Zelt der Lappen.
28) Knalle, das Zelt der Sarakka.
29) Das Vorrathhaus des Lappländers.
30) Die mit Gras und Birken bewachsenen Hügel, wo die Rennthiere weiden.
31) Der Fichtenwald.
32) Der Berg, wo der Lappländer mit den Rennthieren verweilt.
33) Ein Kahn.
34) Zelte der auf dem Berge wohnenden Lappen.
35) Die Rennthiere derselben.
36) Majek, der Biber.
37) Der dichte Wald, die Gegend der Bären.
38) Guouzhia, der Bär oder der Hund Gottes.
39) Nätte, Marder.
40) Leib-Almak, die Gottheiten, welche die Jagd schirmen.
41) Saiwo, die heiligen Berge der Lappen.
42) Saiwo-Sarwa, das Rennthier, welches der Lappländer im Kampfe den andern entgegensetzt.
43) Ailekes-Olmak, die Festtage, deren jeder sein Kreuz hat.
44) Mubben-Olmak, die zum Schaden stets bereiten, bösen Geister.
45) Guelle oder Guarms, Fisch, Aal oder Schlange, mit dessen Hülfe der Noaaide die Reise in den Jabmek-Aimo macht.

Auf der Trommel des königl. histor. Museums zu Dresden sehen wir in der untern Abtheilung den Radien-Atzhie und Radien-Kiedde, zu deren Linken sich die drei Ibmel, Vater, Sohn und Geist befinden. In der Mitte des Ganzen ist Baiwe, die Sonne, ein strahlenumgebener Ring, in dessen Mitte eine freilich sehr undeutlich hervortretende Menschengestalt sich zu befinden scheint. Sie ist durch einen Strich mit der Linie verbunden, welche ein besonderes Gebiet abzugränzen scheint, was vielleicht Lappland ist; in diesem Gebiete sehen wir zuvörderst eine Gestalt, die sich durch einen besonders angemalten Kopf auszeichnet, und deren Haupt durch zwei Instrumente geschützt ist, die ich für Noaaiden-Dirri halte, so wie durch zwei Fische, welche seine Guarms oder Schutzthiere sind. Seine Füße dagegen stehen auf Wegen, welche aus der irdischen Welt in die höhere führen. Namentlich tritt der linke Fuß auf Wege, die uns noch deutlicher zeigen, wie dieser Zauberer dorthin gelangen kann; wir sehen nämlich zwei Fische und zwei Vögel bei einem Manne, dem zur linken ein Wolf steht, der, wie wir (Nr. 17) sahen, der Hund des bösen Geistes Rutu ist, den man also für den Rutu selbst halten könnte. Der rechte Fuß des Noaaiden ist ebenfalls mit einem Wege in Verbindung, der aber nach den zur Seite des Radien-Atzhie stehenden drei guten Geistern führt. Der mit einem menschlichen Gesichte ausgezeichnete, durch Wegestriche mit Baiwe, den guten Geistern und Rutu verbundene Mann



dürfte demnächst als ein durch solche Verbindungen mächtiger Noaaide anzusehen seyn, der zu seiner Seite auf derselben Linie mit ihm drei andere Personen hat, welche vielleicht seine Schutzgeister oder seine Schüler und Schützlinge darstellen. Mir scheint er die Hauptperson und deren Verbindung mit der Zauberwelt darzustellen. Ich kann dieser meiner Erklärung jedoch deshalb kein großes Gewicht beilegen, weil bei Anfertigung der Zaubertrommel-Bilder nur das individuelle Bedürfniß, nicht aber eine feste Regel obgewaltet zu haben

scheint. Es würde also blos der Besitzer und Verfertiger eines solchen Instrumentes im Stande seyn, eine authentische Erklärung der darauf befindlichen Zeichnungen zu geben. Wir bemerken übrigens noch eine Menge Thiere in dem größeren Raume, wie Füchse, ein Schwein, eine Ziege, dann aber auch einen auf ein Eichhorn oder Marder gerichteten Pfeil. Die auf der rechten Seite befindlichen 8 kleinen Ringe halte ich für die Sterne, vielleicht das Sternbild des Bären, den größern Doppelring aber für den Mond.



Die nebenstehende Tafel zeigt die mittlere Zaubertrommel meiner Sammlung, deren Aeußeres ich schon oben beschrieben. In der Mitte der Zeichnung sehen wir offenbar Baiwe, die Sonne, unter derselben wie an der Jessenschen (Nr. 31) das Rennthiergehäge, links davon Hütten, Wald, ein Zelt und die Berge, nebst einem Biber und einem freistehenden Rennthiere, Saiwo-Sarwa (oben Nr. 42). Rechts unten von der Sonne steht ein Mann mit der Zaubertrommel, also der Besitzer, welcher dem Wolfe des Rutu muthig entgegentritt, auch ein Noaaiden-Dirri hinter demselben in Bereitschaft hat, das ganz dem (Nr. 29) der Jessenschen Trommel gleicht. Zwischen diesem und der Sonne sehen wir einen Lappen auf dem Rennthiere, doch ist das Uebrige zu sehr verwischt. Den obersten Platz nimmt Radien-Atzhie oder Tiermes ein; er steht auf einem Gerüste, das zu beiden Seiten mit Zweigen bedeckt ist; in der Nähe der Rennthiere, zu seiner linken, ist ein Mann auf dem Wege, seinem Sohne Radien-Kuddie eine Ziege zu opfern*).

Auf dieser meiner Trommel sind die Rennthiere das am meisten vorkommende Vieh; sie gehörte daher wahrscheinlich den Berglappen an, während die vorhergehende Trommel den an den Gewässern lebenden Lappländern zugetheilt seyn mochte.

Wie sich nun auf unseren norwegischen Trommeln der Radien-Atzhie, so findet sich auf den schwedischen vorzüglich der Tiermes mit dem Hammer und der Storjunker, nebst den übrigen Gottheiten und der christlichen Dreieinigkeit. Ich verweise deshalb auf die sechs von Joh. Scheffer in Abbildung mitgetheilten Zaubertrommeln und die in den nordiska Fornlemningar von Liljegren und Brunnius (Stockh. 1823 Th. I. Nr. 47) mitgetheilte und erläuterte Zeichnung. Im Allgemeinen schildert Sam. Rheen (bei Scheffer S. 139) diese Zeichnungen folgender Gestalt. „Mitten über die Trommel ziehen sie etliche Zwerchstriche, auf welche sie ihre Götter stellen, so sie vor anderen ehren, als den Thor, den Fürsten der andern, nebst seinen Dienern, wie auch Storjunkare mit seinen Aufwärtern. Diese malen sie im obersten Felde. Hernach wird noch ein Strich gemacht, von dem ersten gleich weit abgelegen, doch nur bis auf die halbe Trommel, wo sich Christi und der Apostel Bilder befinden. Was sonst über diese Bilder gemalt ist, soll die Vögel, die Sterne und den Mond bedeu-

*) Der besondern Güte des Herrn Hofrath Bibliothekar L. Bechstein verdanke ich die Durchzeichnung einer Zaubertrommel, welche die Sammlung des Meiningischen Alterthumsvereins bewahrt. Sie ist in der Größe und Zeichnung der meinen vorzüglich ähnlich, indem in der Mitte dasselbe Viereck, an den Seiten Horagalles, das Rennthiergehäge und dem entgegengesetzt Tiermes befindlich. Unter den darauf dargestellten Thieren bemerkt man auch Raben, Füchse und Schweine. Auch in der äußeren Gestalt ist sie der meinigen sehr ähnlich und reichlich mit Messing behangen.

ten. Unter diesen Linien, recht mitten auf der Trommel wird die Sonne gebildet, als der mittelste unter den Planeten; unter der Sonne malen sie einige irdische Sachen, als Bäre, Wölfe, Rennthiere, Fischottern, Füchse, Schlangen, wie auch Seen, Flüsse und dergl. — Joh. Tornäus sagt: die Figuren der Trommeln sind abgetheilt in gewisse Felder oder Ländereien, deren sie drei haben. Das erste Feld bedeutet Nordland und andere Theile von Schweden, und wird nach der südlichen Seite auf die Trommel gemalt, und mit einem Striche von den übrigen Feldern geschieden. Hier sind auch die zunächst gelegenen Städte, wohin sie jährlich des Handels wegen ziehen, dargestellt. Auf den Trommeln, die zu Tornea oder Kiemi gemacht sind, ist die Stadt Tornea mit der Kirche, dem Prediger, dem Amtmann und mit wem sie sonst noch zu thun haben; dann der Weg, der von Tornea zu ihnen führt, wenn der Prediger oder Amtmann kommt. An der nördlichen Seite ist Norwegen und was sonst darin enthalten ist. In der Mitte aber ist Lappland, welches den größten Raum einnimmt. Da sieht man auch die Thiere des Landes, die Heerden der wilden Rennthiere, Bären, Füchse, Wölfe; sie malen zahme Rennthiere, und die Stellen, wo sie wieder gefunden werden könnten, sowie Antworten auf die Fragen, ob die jungen Rennthierkälber gedeihen werden, ob der Fischfang mit dem Netze wohl von Statten gehen werde, ob die Schwangere eine leichte Niederkunft haben, ob der Kranke seine Gesundheit wieder erhalten werde, oder ob der oder jener sterben müsse (Scheffer S. 141).

Zum Gebrauche dieser Trommeln gehören noch zwei Stücke, der Zeiger und der Hammer. Der Zeiger besteht in einem großen ehernen Ring, an welchem andere, kleinere hängen; Joh. Scheffer besaß einen solchen Zeiger aus Kupfer von der Größe eines Reichsthalers mit einem viereckigen Loche in der Mitte, worin anstatt der Ringe kleine eherne Kettchen hingen, die in die Runde zusammen gehen. Ein anderer Zeiger bestand aus einem Messingringe, woran an kleinen Kettchen eine kleine runde Kupferplatte hing. Er sah ferner einen Zeiger aus Knochen in Gestalt des griechischen Δ, woran die Ringe gehängt waren. Zuweilen bedient man sich dazu auch einfacher metallener Ringe oder Kettchen aus Eisen, Messing, Silber. Der Zeiger heißt auf lappländisch Arza, und wird dadurch in Bewegung gesetzt, daß man mit dem Hammer auf das Trommelfell schlägt. Der Hammer ist aus Rennthierhorn so gemacht, daß die zwei vordersten Zacken zum Schlägel benutzt werden. Der Hammer, den ich besitze, ist $6\frac{3}{4}$ Zoll lang, $3\frac{1}{2}$ Zoll breit, und einen halben Zoll dick; der Schlägel ist niedlich durchbrochen, mit Strichen und Punkten zierlich gravirt. Die Lappen hielten ihre Trommeln sehr hoch, und wickelten sie mit Zeiger und Hammer stets in Lammfell sorgsam ein, und verwahrten sie immer auf das Beßte. Kein mannbares Frauenzimmer darf die Trommel anrühren. Wird die Trommel von einem

Orte zum andern gebracht, so wird dieselbe zuletzt nach dem übrigen Hausrathe und allen andern Personen von dem Familienvater getragen oder auf einem ganz andern Wege nach dem Orte ihrer Bestimmung gebracht, gewöhnlich auf einem Wege, der von niemand anderem betreten wird. Denn wenn Jemand anderes, namentlich ein Weib, auf demselben Wege nachgehen wollte, würden sie in Gefahr der Gesundheit, wo nicht gar des Lebens gerathen, und innerhalb dreier Tage sterben. Sollte nun aber eine Frau nothgedrungen denselben Weg reisen müssen, so ist sie genöthigt, einen messingenen Ring an die Trommel zu schenken, wenn sie der Gefahr entgehen will (Scheffer S. 148 ff.).

Der Gebrauch der Trommel ist gar mannichfaltig und zunächst vierfach: 1) um zu erfahren, was an entfernten Orten vorgeht, 2) um den Ausgang eines Geschäfts, einer Krankheit und dergl. zu erforschen, 3) um eine Krankheit zu vertreiben, 4) um zu wissen, ob die Gottheiten ein Opfer und was für Thiere sie dazu haben wollen. Soll der Zauber vorgenommen werden, so muß vor allen Dingen das Trommelfell wohl ausgedehnt werden, indem man dasselbe ans Feuer hält. Dann wird sie mit dem Hammer nicht blos auf einen Fleck, sondern rund herum geschlagen, anfangs ganz leise, dann immer stärker, bis sich der Weiser ordentlich zu bewegen beginnt. Die Zauberceremonie wird von den dabei Thätigen knieend geübt. Nachdem sie den Gesang vollendet, fällt der Trommelschläger wie betäubt zu Boden; seine Gehülfen fahren im Gesange fort, und wehren ihm die Fliegen ab, gestatten auch sonst Niemanden, ihn zu berühren, weil er sonst gar nicht wieder erwachen würde. Wenn es gilt, entfernte Zustände zu erforschen, liegt der Zauberer oft 24 Stunden, jedoch niemals länger. Bei seiner Rückkehr aus der Ferne bringt er manchmal beweisende Zeugnisse, ein Messer, einen Schuh, Ring, oder sonst einen dem Fragenden bekannten Gegenstand mit. Gilt es, den Ausgang eines Geschäftes, den Verlauf einer Jagd und dergl. zu erforschen, so werden mehrere Ringe auf die Trommel gelegt, die, wenn sie sich beim Gesange nach dem Laufe der Sonne nach rechts wenden, glücklichen Erfolg verkünden; der Lauf nach links aber bedeutet das Gegentheil, weil die Sonne Grund und Ursache alles Wachsthums und Gedeihens ist. So erfahren sie auch, welche Thiere erlegt werden, und welcher Weg einzuschlagen ist. Bei Erforschung der Krankheiten, ihrer Ursachen und der zur Beförderung der Heilung nothwendigen Opfer muß der Zauberer zuvörderst einen messingenen und einen silbernen Ring erhalten, die beide an seinen rechten Arm gesteckt werden und ihm als Lohn verbleiben. Der Zauberer hängt sie sodann zu den andern Ringen und benutzt sie bei künftigen Arbeiten.

Diese Zauberei mit der Trommel war sehr angesehen, und hatte bei den Lappen, wie bei ihren germanischen Nachbarn den allgemein-

sten Glauben gefunden; sie hatte bei weitem nicht den Widerspruch zu erleiden, welchen die Aussprüche und Arbeiten der Somnambulen in höheren Culturzuständen unterworfen sind, und man führt eine namhafte Anzahl Geschichten auf, welche als Beweise für diesen Glauben dienten. Joh. Scheffer erzählt dem Petrus Claudi folgende Geschichte nach. Es hielt sich zu Bergen ein deutscher Kaufmannsdiener, Joh. Delling, auf. Zu diesem kam Jacob Smaosvend nebst einem Finnlappen, und der Deutsche ersuchte diesen, ihm anzuzeigen, was denn eben jetzt sein Herr in Deutschland mache. Der Lappländer begann alsbald seine Zaubergesänge, und fiel dann wie ein Todter zu Boden. Darauf erhob er sich wieder, und erstattete dem Kaufmannsdiener einen Bericht, der in einem Buche aufgezeichnet wurde, und sich späterhin als vollkommen richtig bewährte. Auch Johannes Tornäus versichert, daß ihm ein lappländischer Zauberer den ganzen Verlauf seiner Reise nach Lappland richtig angezeigt habe (Joh. Scheffer S. 150). Die Zauberer waren sehr gefürchtet und ihre Arbeit sehr gesucht, bis das vordringende Christenthum ein Ziel setzte, so daß gegenwärtig die Zaubertrommel nur noch als große Seltenheit in schwedischen, dänischen, deutschen und englischen Museen gefunden wird. Die Missionäre, welche die dänische Regierung nach der norwegischen Lappmark gesendet, hatten schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts siebenzig Zaubertrommeln eingesendet, welche im königl. Waisenhaus-Archive zu Kopenhagen aufbewahrt wurden, und daselbst mit dem Gebäude im Jahre 1728 verbrannten (s. Jessens Abh. S. 10). Schon Peter Högström, dessen Werk über das schwedische Lappland 1748 ins Deutsche übersetzt wurde, sah keine Zaubertrommel daselbst, eben so wenig Artur Capell-Brooke (Winter in Lappland S. 160), der doch noch die Ueberreste der alten Opferplätze antraf.

Eine andere Zauberei der Lappländer bezog sich auf Wind und Wetter, und war activer Natur. Diese Kunst war vornehmlich den norwegischen Lappländern eigenthümlich. Sie fertigten Stricke, in denen drei Knoten angebracht waren, und verkauften dieselben an die Schiffer. Brauchte derselbe nun einen sanften Wind, so durfte er nur den ersten Knoten aufknüpfen; wird der zweite Knoten gelöset, so wird der Wind schon kräftiger und zum gelinden Sturm; wird aber der dritte gelöset, so erfolgt heftiger Sturm, der die höchste Noth und Schiffbruch bringt. Außerdem waren sie aber auch im Stande, ein Schiff mitten im Laufe zu hemmen, so daß kein Wind im Stande war, dasselbe vom Flecke zu bringen, und nur das Blut einer Jungfrau, was ans Schiff gestrichen wird, dasselbe wieder flott machen konnte (s. Scheffer S. 162).

Wir lernten schon oben die Zauberfliegen kennen, welche die Zauberer sich erwarben, und die sie zum Schaden ihrer Nachbarn anwendeten. Peter Claudi (bei Scheffer S. 164) erzählt, daß einst ein norwegischer Bärenjäger in eine Höhle gerathen, wo er neben einem

grobgeschnitzten Götterbilde die Zaubertasche eines Lappen fand, die voll von blauen kriechenden Fliegen war; er versichert ferner, daß ein Finne nicht leben könne, wenn er nicht täglich eine Fliege (Gan) aussenden dürfe. Findet er keinen Menschen, dem er Schaden über den Hals schicken kann, so läßt er solchen über den Wind aus, daß er nach Belieben über Menschen und Thiere wüthe. Bisweilen sendet er einen Gan in die nächsten Gebirge, damit er dort die Felsen spalte. Doch kann man mit dem Gan Keinem schaden, wenn man den Namen seines Vaters nicht weiß. Die Lappen hatten auch noch ein anderes Zauberwerkzeug, den Tyre; es ist dieß ein kleiner runder Ball, so groß wie eine Wallnuß, von zarter Thier- oder Pflanzenwolle zusammengerollt, gelb, grün und aschfarben gesprenkelt. Dieser Tyre lebt und bewegt sich, und sein Besitzer kann denselben seinem Feinde über den Hals schicken oder durch denselben Schlangen, Kröten und Mäuse bewegen, zu einem Feinde zu gehen und denselben zu plagen. Der Tyre ist über die Maßen schnell wie der Wind und der abgeschossene Pfeil; wenn ein Fremder und Unschuldiger ihm begegnet, so hat dieser dasselbe Unglück als der, welchem es der Tyre bringen soll. Joh. Scheffer besaß einen solchen Tyre (s. S. 165 f.).

Dieß ist die Religion der Lappländer und der Finnen, unstreitig die ausgebildetste unter den schamanischen.

Die Religion der Tungusen hat im Wesentlichen dieselben Grundzüge, so wie dieselbe Willkührlichkeit. Wir folgen Georgis*) Berichte.

Der große Gott des Himmels heißt Boa, und es stehen unter ihm wie unter den Radien-Atzhie oder Tiermes alle übrigen Gottheiten; er wohnt über den Wolken, und hat alle Geschäfte unter die verschiedenen Untergottheiten vertheilt. Er weiß zwar Alles, bekümmert sich aber nicht um die Einzelheiten. Er ist wohlthätig, und straft eben so wenig als der oberste Gott der Südamericaner. Wenn die Menschen sich an ihn wenden, so lenkt er die Gottheiten zu ihrem Besten. Da man ihn nicht sehen kann, kann man auch kein Bild von ihm machen. Einige Schamanen rühmen sich seiner Einflüsse, und nennen einen Götzen in Schamanengestalt Boa.

Die Untergottheiten sind theils guter, theils boshafter Art. Die guten sind theils Weltkörper, theils Naturerscheinungen, theils menschenähnliche Wesen. Keine ihrer Gottheiten ist aber ein vergötterter Mensch. Vermälte Götter, Göttinnen, Götterkinder haben sie nicht.

Die Sonne, Delatscha oder Tirgani, ist die vornehmste Untergottheit, die von einigen mit Boa verwechselt wird. Da sie sichtbar und in ihren Wirkungen erkennbar ist, steht sie auch in al-

*) Bemerkungen auf einer Reise im russischen Reiche Th. I. S. 275 ff. aus mündlichen Nachrichten der mittheilenden Schamanen.

len Gebeten voran. Zur Betheuerung sagen sie: Delatschei tschei — die Sonne strafe mich. Sie wird abgebildet als ein längliches Menschenantlitz, aus Holz geschnitzt, oder aus Blech getrieben.

Bega ist der Mond und Doloin die Nacht, seine Begleiterin. Von ihm kommen die Träume; er liebt die Kinder, und nimmt sie oft den Eltern. Er wird als ein Halbkreis abgebildet.

Ositka, sind die Sterne, deren jeder Mensch einen als Schirmgeist hat, und der auf seine Schicksale vorzüglichen Einfluß übt. Man trägt sie in Gestalt der Blechringe.

Ungja die Wolken, Niotka Regen, Bonaran Hagel, Tamnascha Nebel, Okschaden Sturm und Wind sind nebst dem Gewitter und Regenbogen Gottheiten, deren Wirkungen sowohl dankbar erkannt, als auch gefürchtet werden. Man bildet sie nicht ab.

Dunda ist die Erde, eine gütige Gottheit, die dem Menschen alles gewährt. Sie und das Wasser müssen leiden, daß in ihrem Bauche die bösen Geister wohnen. Sie wird als ein kleiner viereckiger Rost aus Blech dargestellt.

Tao, das Feuer, wird nicht abgebildet; es ist von den übrigen Gottheiten so sehr geliebt, daß, wenn man das Feuer füttert, sie es erfahren, als wenn man ihnen selbst etwas Gutes erzeige.

Dianda ist der Gott des Wassers, den man der Fische wegen verehrt, die er spendet, übrigens aber schrecklich ist. Er wird an den Schamanenkleidern als ein Kahn gebildet.

Ajugedala ist die Gottheit der Berge.

Ogon-Molgora, auch Mo, nennte man die Gottheit der Waldung, und Aragin und Anjuren die Gottheit der Jagd und des Wildes.

Tala ist die Gottheit der Gesundheit; Reisegötter sind Noabulikan, Jalowi, Ajabidan, Jgen Abalda; Sokjowo ist die Gottheit der Rennthiere, und wird an den Schamanenkleidern als ein Rennthier aus Blech abgebildet. Boldageri schafft den Wurzeln und Blumen Gedeihen; Helsan und Noabulikan beschirmen das weibliche Geschlecht, machen fruchtbar und unfruchtbar, beschützen Schwangere, erleichtern die Geburt, und schirmen die Keuschheit der Dirnen. Mundi, Ajugin und Mikni sind Schutzgötter der Kinder. Gulmula giebt Glück zu häuslichen Verrichtungen in den Jurten. Soloma, Arbajun, Tschiriktär, Kujuk, Jolowi, Asilai, Gulula, Ajugedala, Jgenabulda und Juminuk wurden dem reisenden Georgi ebenfalls als Gottheiten genannt, ohne daß er erfahren konnte, worin ihre Verrichtungen bestehen.

Die bösen Götter nennt man Buni; sie haben den Auftrag, die Bösen zu bestrafen, worin sie freilich oft zu weit gehen, weil sie eine Wollust im Strafen empfinden; man muß sie also besänftigen, oder sich an gute Geister wenden. Ganz guten Leuten, deren es aber nur wenige giebt, können die Bunis nichts anhaben. Mit den Scha-

manen leben sie in großer Vertraulichkeit, und jeder hat einige derselben zu Freunden, von denen er zwar viel leiden muß, aber auch viel erfahren, vieles Böse abwenden und Gutes ausüben kann. Ihre Zahl ist ungeheuer, sie wohnen im Wasser und in der Erde. Die Schamanen verwechseln die Bunis oft mit guten Gottheiten, indem sie von ersteren vieles Gute, von letzteren aber menscheufeindliche und harte Handlungen berichten; sie verwechseln selbst die Namen. Ueber das Leben der Menschen haben sie keine Macht, eine Versicherung, der jedoch andere widersprechen.

Garan ist der vornehmste Wasserbuni; er regt die Gewässer auf, stößt Kähne um, treibt die Fische vom Ufer, aber auch an dasselbe*).

Kongdarokdi und Darokdi ist der erste Buni der Erde, der Alles weiß, was auf derselben vorgeht; Schuro kann die Diebe verrathen. Atschintitei wird durch seinen Einfluß, als Mücken und Ungeziefer, den Menschen und Thieren beschwerlich; tüchtige Schamanen können ihm indessen gebieten, die Menschen selbst auf längeren Reisen nicht zu belästigen.

Das Leben nach dem Tode halten sie für eine Fortsetzung des gegenwärtigen, daher sie den Todten auch Waffen und Geräthe mitgeben. Von der Zukunft fürchten sie nichts Böses, da sie glauben, daß jeder Mensch hier so gut sey, als er nur seyn könne, und daß die Gottheiten ihn aus Unwillen zwar tödten, aber auch durch seinen Tod versöhnt würden. Eine milde Gesinnung, die ich vorzüglich als Frucht des thierpflegenden, sanften Lebens erkennen mag.

Nur die Bunis stellen den Todten noch in der Erde nach, allein Boa, der große Gott, nimmt sie in seinen besonderen Schutz.

Alle Schamanen, männliche wie auch weibliche, kommen nach dem Tode in näheren Umgang mit den Göttern, und da sie von den Ereignissen auf der Erde Kenntnisse behalten, ist ihnen aufgetragen, Vorbitten einzulegen, wie es den Heiligen zukommt. Bei jedem Götzendienste und bei den Opfern wird deshalb eine Menge verstorbener Schamanen angerufen. Vorzüglich heilige Schamanen sind: Makatil, Kalamana, Ulbawatscha, Bottokon, und die Schamaninnen: Torgolik, Kokuk, Abdik, Goldik und andere.

Die Götzenbilder heißen Schowoki; sie werden von den Schamanen gefertigt und geweiht. Man macht sie aus Holz, Eisen oder Kupferblech, einige aus Stein, andere aus Zinn, und bildet sie als Menschen- oder Thiergesichter, Thiere, Vögel, Fische und andere

*) Am Turkabad haben die Tungusen und Buräten an den Brunnen kleine Cedern als Opferbäume (Malakik) gelehnt; an diesen hängen sie als Opfer seidne und baumwollne Tücher und Fetzen, werfen auch Geld ins Wasser, das dann die Russen herausfischen. Die Buräten kommen mit ihren Familien und Vieh (Georgi I. 141).

Körper. Die hölzernen haben immer Gesichter von tungusischer Bildung, die Augen sind aus Korallen oder Blei, die Arme fehlen meist, die Füße sind sehr ungeschickt; sie sind bald nackt, bald wie Schamanen gekleidet und bis 1½ Fuß lang. Die Gesichter sind zuweilen auch mit Kupferblech bedeckt*).

Die Sonne wird als längliches Menschengesicht in Holz oder Blech gebildet, wobei die fremdartige Bildung der Nase und des Kinnes zu bemerken**).

Die blechernen Götzen werden Hanen genannt, und sind überaus mannichfaltige Menschen- und Thiergestalten und Sonnenbilder. Die menschlichen Figuren sind nur 8 Zoll lang, und bestehen aus einem länglichen Eisenblech, das unten getheilt die Füße, oben als Querschiene die Arme darstellt***). Augen und Mund sind durch Puncte angedeutet, ohngefähr wie auf den ältesten italischen Idolen†).

Gleich den Lappländern heben auch die Tungusen im Gebirge seltsam gebildete Steine auf, und betrachten solchen Fund als eine außerordentliche Schickung. Die Schamanen suchen in solchen Steinen die Aehnlichkeit mit einem Menschengesichte heraus, benähen sie mit Leder, und lassen nur das Gesicht sichtbar bleiben. Sie beglücken ihre Besitzer ganz vorzüglich.

Unter den Hanen oder Blechgötzen befinden sich auch Löwen, Bären, Schwäne, Fische, Enten, Gänse, weil diese Thiere den Göttern sehr angenehm sind, und sie auch in deren Gestalt zuweilen erscheinen. Sie sind gemeiniglich fingerlang und ziemlich roh, und gleichen sehr den altitalischen ex voto-Bildern aus Bronze††).

Die Hanen werden fast nur an die Schamanenkleider gehangen und für diesen Zweck verfertigt. Krankheiten und häusliche Vorfälle veranlassen die Anfertigung von anderen, die sich so sammeln, daß manche Jurte deren zehn und mehrere hat. Die Pferdetungusen hängen die Götzen in die Jurte, der Thüre zur linken; die Waldtungusen stellen sie unter freiem Himmel, unter drei oben zusammengebundenen, unten aber ausgesperrten Stäben, welche oben mit einer ledernen Kappe bedeckt werden, auf. Dieses Gestelle heißt Schonan und steht, wie der Opfertisch der Lappen, einige Schritte hinter der Jurte. Wer sie abnehmen wollte, sie fallen ließ, und dabei lachte, würde immer

*) S. Taf. IV. Fig. 2.
**) S. Taf. IV. Fig. 3.
***) S. Taf. IV. Fig. 4.
†) Der einzige wesentliche Unterschied zwischen den tungusischen und italischen blechernen Idolen ist der, daß letztere gegossen sind, wie in der vaticanischen und der florentinischen Sammlung sich nachweisen läßt, während die tungusischen geschmiedet werden, und die die Arme darstellende Querschiene aufgenietet ist. Auch die Thierbilder der Tungusen sind zusammengesetzt, indem Geweihe und Füße durch Löcher am Körper befestigt sind.
††) S. Taf. IV. Fig. 6. ein Rennthier, Fig. 5. einen Schwan.

einen Pfeil aus der Jurte wagen. Spricht man aber ernsthaft mit den Leuten, so kann man sie der Reihe nach besehen und sich nach ihrer Bedeutung erkundigen.

Die Fertiger der Idole, wie die Pfleger des gesammten religiösen Wesens sind die Schamanen, die zu ihrem Amte einen übernatürlichen Beruf haben. Ein Kind, das mit Krämpfen behaftet ist, oder welchem Blut aus Nase und Mund fließt, wird von einem alten Schamanenmanne oder Schamanenweibe für berufen zur Zauberkunst erklärt und fortan Hudildon genannt. Wenn es das zweite Lebensjahr überschritten hat, nimmt es ein alter Schamane zu sich, und weihet es durch allerlei Ceremonien ein; von nun an heißt es Jukedjeren, und wird von dem Alten in allem, was er selbst kann, unterwiesen.

Die Schamanen zeichnen sich durch eine besondere Tracht aus; der Rock, Schamaſt, ist lang und weit von Semischleder; an den Aermeln sitzen vorn Handschuhe, längs dem Arme liegen eiserne Bleche gleich Schienen, wie Bärenlizen oder auch anders geformt. Vorn und um den Hals ist ein breiter Kragen, der ganz mit Blechgötzen bedeckt ist; diese bedecken auch den Brustlatz (Grubtun); quer über den Rücken gehen drei bis fünf eiserne Schienen, an denen an Ringen über fünfzig Hanen oder menschliche und thierische Gestalten aus Blech hängen. Das ganze Geschmeide heißt Arkalan. Die Strümpfe sind eben so wie die Aermel bepanzert. Bisweilen hängen auf dem Rücken von Leder oder Wollenzeug ausgestopfte, umwickelte Schlangen mit Corallenaugen. Die Haube heißt Kuru, und deren Rand ist gleichfalls mit Blechgötzen besetzt. Statt des Knopfes dient eine Figur, die eine Spinne von ungemeiner Größe oder einen Scorpion vorstellt, und die Ataki genannt wird. Rundum hängen vom Rande der Mütze ausgestopfte Schlangen von Kitalk, Kulisch genannt, so dick herab, daß der Zauberer vor ihnen kaum sehen kann.

Als Zaubergeräth dient auch hier die Trommel, die aber nur aus Birken- oder Weidenholz gemacht werden darf. Sie ist eiförmig, drei Fuß lang, halb so breit, und der Rand weniger als eine Spanne hoch, auch wie die lappländische nur auf einer Seite mit Fell bespannt. Das Fell ist bemalt, bald wie ein Stern, bald auch mit Vögeln, Thieren und Schlangen. Auf der Rückseite befindet sich eine Handhabe, und neben ihr ein Paar eiserne Stäbe*), an welchem Blechgötzen hängen, die beim Trommeln aneinander schlagen und klappern. Die Trommel wird mit einem Stocke (Gisch) geschlagen, der mit Hasenfell überzogen, übrigens platt und am Ende mit zwei eisernen Spitzen versehen ist, welche Schwäne vorstellen sollen. Außer der Trommel führen einige einen Stab (Tamintscherän), andere Pfeile.

*) Sie ist also etwa wie mein auf Taf. III. Fig. 4. abgebildeter lappländischer Kannus.

Die Arbeit der Schamanen besteht zuvörderst in der Versöhnung beleidigter Gottheiten, der guten wie der bösen. Dieß geschieht durch Gebet und Opfer. Man wendet damit Unglück von sich ab, macht sich die Götter im Voraus zu Freunden, oder dankt ihnen für genossenes Glück.

Um Jemand von der Krankheit zu befreien, wird ein Vogel oder ein großes Thier geschlachtet und Leber und Blut hingestellt. Aus der Beschaffenheit derselben ersieht der Schamane die Ursache und das Wesen der Krankheit, welche meist den Jakutzkischen Zauberern zugeschrieben wird, auf welche die Tungusen ohnehin erbittert sind. Der Schamane sagt sodann, wodurch die Götter versöhnt werden können, durch einen neuen aus Holz geschnitzten Götzen, oder durch das Opfer eines Thieres, Pferd, Rennthier, Schaf, Hase, rothen Jlling, Schwan, Entenarten, Fische. Reißende Thiere und Raubvögel können nicht geopfert werden, wohl deßhalb, weil ihr Fleisch keine angenehme Speise darbietet.

Das Opfer findet des Abends in einer Jurte Statt; die Opfernden setzen sich um das helle Feuer, bei welchem der Schamane selbst steht. Bei Anlegung der Schamanenkleidung überläuft ihn ein Schauder; er schließt dann die Augen, rührt die Trommel mit dem Stocke, und singt leise. Beides wird stärker, bis er lärmend und schreiend aufsteht. Nach einer Weile singt er ohne Trommel, wobei die Gemeinde mit einstimmt. Der Schamane springt dabei, daß sein Geschmeide klingelt. Wenn er mit den Händen ins Feuer geschlagen, nimmt er den Kopf des Kranken in die Hände, saugt ihm an der Stirne, spritzt ihm Speichel ins Gesicht, und streicht den leidenden Theil beständig. Dabei murmelt er Worte, die den andern unverständlich sind, und wovon er sagt, daß er sie vorher selbst nicht wisse. Endlich hängt er den Götzen zu den vorigen in das Gestelle. Wenn Vieh geopfert wird, so wird es unter den Ceremonien des Schamanen durch einen Schnitt in die Brust und durch Abreißung der großen Hohlader getödtet, und etwas von der Leber nebst einigem Fette mit ins Feuer geworfen, das Fleisch wird gegessen und das Fell entweder verbraucht oder — gleich den Bisonhäuten der Americaner — im Walde aufgehangen. Bisweilen werden die Schienbeine der geopferten Thiere, wie bei den Lappen, in einem Dagani genannten Beutelchen mit zu den Götzen gehangen.

Bisweilen befiehlt der Schamane oder die Schamanin, daß ein Doi, Tschiptipkan, Lagoptin oder Boje errichtet werde. Doi ist ein über eine Klafter hohes Kreuz, dessen Obertheil mit Lärchenreißig umwickelt wird, woran man einen vorher getödteten Schwan, eine Ente oder auch nur eine Möve mit ausgespannten Flügeln und vorgestrecktem Kopfe befestigt hat. Sind Hasen, Wiesel oder andere Thiere zu haben, so hängt man ihre Felle als ein Opfer um den Vogel. Nachdem die Aufhängung besorgt ist, hält der Schamane den

Dienst ab, wie er bereits beschrieben. Dieses Opfer aber erinnert sehr an die nordamericanischen Göttergerüste und die dabei verrichteten Opfer.

Ein Lagoptin ist eine einfache Stange, an welcher ein kleines Thierchen, ein Vogel oder Fisch als Opfer aufgehangen wird.

Ein Tschiptipkan gleicht einer Ehrenpforte, indem man drei Bäumchen in einer Linie in die Erde steckt, und die Spitzen so aneinander beugt, daß zwei Pforten oder Bogen entstehen, an welche man unter schamanischen Feierlichkeiten kleine Thiere, Wasser- oder Landvögel aufhängt. Das Fleisch der Thiere und Vögel wird bei diesen und allen andern Opfern verzehrt, und eine solche religiöse Mahlzeit wird Jöppin genannt. Die Bogen, welche die Lappländer dem Baiwe errichten, scheinen einerlei Bedeutung mit diesem Opfer zu haben.

Ein Boje ist ein Kreuz wie ein Doi, aber ganz niedrig, das so mit Lärchen- oder Cedernreißig umwunden wird, daß der Obertheil einem Menschenkopfe, die Querbalken menschlichen Armen, das Ganze aber den Vogelscheuchen ähnlich wird, welche die deutschen Bauern in den Feldern errichten. Bei der Boje wird nichts aufgehangen; bei der Errichtung findet jedoch dieselbe Feierlichkeit wie bei den übrigen Statt. Alle diese Gerüste stehen so lange, bis der Wind sie umreißt, wo dann an ihrer Stelle keine neuen errichtet werden.

Wenn die Fischerei nicht recht einschlagen will, so macht der Schamane einen Buni aus Holz, in Gestalt eines Menschen oder Bären oder wie es ihm sonst die Götter befohlen haben, opfert unter den gewöhnlichen Gebräuchen, und wirft ihn sodann ins Wasser. Die Gottheit verlangt oft ein Bild, dessen Gestalt sie selbst angiebt.

Auf den Gipfeln gefährlicher Berge wird oft ein Baum als Opfergestell benutzt, der Nalakit genannt wird. Die Opfer bestehen in Pferdemähnenhaaren, Läppchen und Fellen kleiner Thiere. Nicht minder werfen die Reisenden ähnliche Opfer in die Flüsse, und haben dabei die Gebetformel: Boja, du magugerop, Gott, gieb gute Reise, die sie unter Verbeugungen gegen die Sonne aussprechen. Die mehr Wissenden rufen auch die Gottheiten der Berge und Flüsse namentlich an, und machen längere Gebete. Ohne diese Vorsicht fürchten sie in den Gebirgen durch Sturm und Staub verfolgt zu werden, in den Flüssen aber zu ertrinken.

Die Jagdopfer nennt man Ischaritschi und Tschantschie. Der Jäger hängt von allen erlegten Thieren die Schädel unter Stoßgebeten und Neigungen gegen die Sonne auf die Bäume. Sind sie bei Jagd oder Fischfang glücklich gewesen, so wird den Göttern des Abends ein Dankopfer dargebracht; man zündet ein Feuer an, gießt unter Verneigungen und kurzen Dankgebeten gegen die Götter überhaupt etwas Blut und Fett ins Feuer, und streicht auch allen

Götzenbildern Fett und Blut um den Mund, so daß diese endlich ganz schmierig werden.

Wie bei den Lappen finden wir auch bei den Tungusen den Göttern geweihte Thiere, die aber nicht wie bei jenen geopfert werden. Ein solches Thier wird durch den Schamanen mit einem in der Mähne oder am Ohre angebrachten rothen Läppchen bezeichnet und Hongun genannt; die Ceremonie heißt Hongunarup. Sie weihen, wenn die Kälte, Raubthiere oder andere Unfälle die Anzahl vermindert, die Heerde oft auf sechs und mehrere Monate, ja auf Jahre den Göttern. Innerhalb dieser Zeit dürfen sie kein Stück Vieh schlachten, verschenken oder verkaufen; den Gebrauch der Milch haben sie jedoch frei.

Der Gesang, den der Schamane bei den Opfern anstimmt, ist so geordnet, daß er erst den Namen der Gottheit ausspricht, und dann sein Anliegen kurz nennt. Bei jeder Gottheit, so wie bei jedem Namen eines verstorbenen Schamanen wird so verfahren. So singt z. B. bei einem Krankenopfer der Schamane mit aller Kraft: Tirgani, anguradau gluchel! Tirgani, gieb Gesundheit. Hegea, erhör' uns! Letzteres, Hegea, singt die Gemeinde mit. Vega, anguradau gluchel! worauf die andern das Hegea mit ihm singen. So ruft der Schamane alle gute und böse Gottheiten in der Ordnung an, wie sie ihm in den Mund kommen, und jeder bekommt ein Hegea von der Gemeinde, welches bei den oberen Gottheiten zwei- auch dreimal hintereinander wiederholt wird. Abwechselnd sagt die Gemeinde auch: Allakao, hilf uns! Werden die verstorbenen Schamanen angerufen, so antwortet die Gemeinde bisweilen: bitte; bisweilen: hilf, wie es eben der Schamane vorsagt. Bei Anrufung der bösen Geister oder der Buni antwortet die Gemeinde: ho, höre, welches oft zwei- oder mehrmals wiederholt wird. Bei Anrufung der Gottheiten wird keine Rangordnung beobachtet, sondern der Schamane nennt sie, wie sie ihm einfallen, z. B. Boa, Delatscha, Vega, Burin, Allakao — Göttern die Ehre, hilf uns; Hutta gluchel, gieb Kinder; Anguradau gluchel, gieb Gesundheit; Kotra gluchel, gieb guten Fang; Jukul bogunschnan, beschere gute Jagd; Goronidaa gluchel, gieb langes Leben; Boa gallitiwra, Gott, laß mich nicht zerreißen und dergl.

Bei den Geschäften der Schamanen mit den Bunis ist der Lärmen größer, und die Gebärden gleichen dann denen eines Besessenen. Sie stellen sich ganz unsinnig, springen über und in das Feuer, zerfließen fast in Schweiß und brüllen laut. Nebenbei rauchen sie einige Pfeifen Tabak. Vor der Ceremonie lassen sie sich die Frage wiederholen, und nehmen etwas von dem Fragenden, was er am Leibe getragen, und das sie dann bei der ganzen Handlung in der Hand behalten. Die Antwort wird in Abtheilungen gegeben, zwischen einer jeden machen sie ihre Sprünge von Neuem. Die Antworten sind nicht geradezu, aber trotz der Verhüllung verständlich

und meist treffend. So oft ich, sagt Georgi (l. c. I. 285), ihren Götzendienst sah, frug ich etwas. Einige sagten nachher, daß ich schon vorher wüßte, was ich früge, und waren mir recht böse; von dem, was das Künftige betraf, ist nie das Gegentheil erfolgt, weil man viele Antworten nehmen kann, wie man will. Zum Beispiel ihrer Orakelsprüche sey die Frage: ob ich nach Kiachta kommen würde? und die Antwort in mehreren Abtheilungen: ist dein Schiffseil länger geworden, wird die Reise gut seyn. Der Tuch kommt von Bargusin geflogen. An der Selenga wirst du einen Bergrücken sehen, den grüße, denn hinter ihm wirst du gefrorene Früchte essen. Im Winter wirst du einen Weg reisen, der dir gefallen wird, u. s. w. Gleich den Lappländern haben die Tungusen mehrere ihrer Zauberthiere, wie Schlangen, Spinnen, Käfer, Bären, die ihnen Antworten von den Bunis zutragen..

Einige Tungusen, besonders Schamanen, wahrsagen aus den ins Feuer geworfenen Schulterblättern der Schafe, und die darin entstehenden schwarzen Linien sind ihnen bald verständliche Schriftzüge, bald Landkarten. Manche verstehen es, aus dem Zittern eines auf den Finger gehangenen Bogens die Zukunft ganz sicher zu erkennen. Andere deuten Träume, wehren den Beschwerden der Mücken u. dgl.

Wie den Lappländern die Rückkehr der Sonne, so ist den Tungusen das Wiederaufsprießen des Grases und der ersten Milch Anlaß zu einem Feste, das sie Ajeb ningi nennen, wobei Vieh und die erste Milch geopfert wird. Ein anderes beständiges Fest haben sie nicht.

Wie die Lappländer, haben auch die Tungusen eine Ehrfurcht vor der Religion ihrer christlichen Nachbarn. Alle Heiligenbilder griechischer Christen nennen sie Nikalaj, und haben zu denselben so großes Vertrauen, daß sie bisweilen einen Zobel, Hermelin, Grauwerk u. dergl. an die Bilder schenken, wofür sie sich Wachskerzen geben lassen, wie man sie vor den Bildern brennt. Diese Kerzen zünden sie nun vor ihren eigenen Götterbildern an, und erwarten eine gute Jagd. Und, so wie die Lappländer Christus und die Jungfrau Maria auf ihren Zaubertrommeln unter den Göttern mit aufführen, so nennen auch die tungusischen Schamanen den heiligen Nikolaus in der Reihe ihrer Gottheiten. Einige Tungusen haben sich auch taufen lassen.

Die alte heidnische Religion der Buräten war dieselbe, wie die der Tungusen. Wie nun die Lappländer und Tungusen ihren ursprünglichen Glauben durch christliche Ideen vermehrten, so haben die Buräten manches von ihren Lamaischen Nachbarn angenommen, wie sie denn schon ihre oberste Gottheit Oktorgon-Burchan oder Tingiri-Burchan nennen. Sonne, Mond und Erde sind die nächsten Götter. Die bösen Götter haben einen Oberherrn, Namens Okodil, und sind weit mehr gefürchtet, als die Tungusischen, daher sie auch bei allen Ceremonien feierlich verflucht werden; sie stehen also in

offenem Widerstreit mit denselben Von Engeln und Schutzgeistern wissen sie nichts, allein sie halten verstorbene Schamanen und Schamaninnen für Heilige; wir fanden, daß Lappen wie Tungusen großen Schamanen einen gewissen Einfluß nach dem Tode zuschreiben; die Lamareligion oder der Buddhismus giebt den verstorbenen Priestern, die sich im Leben durch heiligen Wandel auszeichneten, den Rang von Sunkaben oder selbst von Burchanen. Vielleicht haben die Buräten diesen Satz von den buddhistischen Nachbarn angenommen, oder sind von selbst zu solchem Fortschritte gelangt. Zu dem Ansehen der buddhistischen Lamen haben es jedoch die burätischen Schamanen noch nicht gebracht, sie sind noch nicht in jenen gewaltigen Verein zusammengeschmolzen, der ihnen nicht allein die Gewalt über die Lebenden und die Gegenwart, sondern auch über Verstorbene und die Zukunft verschafft. Der oberste oder Oktorgon Burchan ist ein allgütiges Wesen, welches dem Okodil und seinen Dienern keine Gewalt über seine Menschenseelen gestattet; er nimmt vielmehr die Verstorbenen zu sich auf. Eben so haben auch die Laien bei den Buräten Einsichten in das Religionswesen, und die Priester und Zauberer haben nicht alle Kenntniß davon an sich gerissen.

Die Götzenbilder werden **Ongons** genannt. Sie sind aus nacktem oder bekleidetem Holze, aus Filz, Blech oder Lämmerfellen; oft aber auch, gleich den buddhististen Bildern, nur auf Zeug gemalt. Sie werden sämmtlich von den Schamanen gefertigt und willkürlich benannt. Der allgemeinste Götze, der auch in der ärmsten Jurte nicht fehlt, ist eine Spanne lang, aus einem **birkenen** Bretchen gemacht, das drei Zoll breit ist. Oben ist ein Menschenkopf mit Augen von Blei oder Corallen. Arme und Beine sind durch Stummel angedeutet. Er steht meist in einem eiförmigen, drei Querfinger breiten Birkenringe, der den Rand einer Zaubertrommel vorstellen soll, bisweilen nur in einer Schachtel. Bald ist er in der Kleidung eines Buräten, bald ist das Gesicht überpolstert, bald das Ganze nackt *).

Die Filz- oder Woilekgötzen sind entweder flach und bloß ausgeschnitten, oder auch als Puppen ausgestopft, beide haben Glas- oder Bleiaugen. Am häufigsten sind die **Rogit**, gemalte Lappengötzen, die der Schamane auf einen kleinen Lappen, eine Spanne ins Gevierte, mit rother Kreide zeichnet. Es sind drei menschliche Figuren, seltner nur eine, mit Corallen- oder Hagelkornaugen. Oft ist an den Kopf eines jeden Götzen ein kleiner Busch Habichtfedern befestigt.

Der **Lämmergötze**, Imegiltschin, ist die mit den Pfoten versehene Haut eines schwarzen Lammes, in der statt des Schafkopfes ein gepolstertes oder nacktes Bretlein, welches einen Menschenkopf

*) S. Taf. IV. Fig. 1.

bedeutet und Corallenaugen hat, angebracht ist. Bisweilen ist der Bauch ausgestopft, bisweilen hat man nur das bloße Fell.

Alle Götzen hangen in einem Bündel in den Jurten an der Westseite, also beim Eingange zur Linken, die Filz- und Lammgötzen oft an Schnüren um den Hals, oder auch mit Schnüren, die durch die Köpfe gezogen sind. Die Lappengötzen werden in kleine Beutel aus Filz gesteckt und so aufgehangen. Sie sind immer dick mit Ruß bedeckt.

Bei den Ongons hängen gewöhnlich noch einige ihnen gewidmete Gegenstände; z. B. Haarschnüre aus den Mähnen geweihter Pferde, Ueberbleibsel verbrannter Schienbeine von geopferten Schafen, Rehhufen, Wiesel- und Hasenfelle, und besonders ein Irjeket, ein Stück starkes Leder, das in lauter Riemen geschnitten ist, welche oben noch zusammenhängen, und eine Spanne ins Gevierte groß ist. An die Lammgötzen werden kleine Blechgötzen von menschlicher Gestalt, einen Finger lang, gehangen. Im Sommer wird oft der ganze Götzenbündel an eine kleine Säule vor der Jurte, den Opferpfählen zur Rechten, aufgehangen. Geht des Morgens ein Burät zum ersten Male aus der Jurte, tritt er eine Reise an, oder kommt er zu Hause, so bückt er sich gegen die Götzen; eben so begrüßt er auch die Sonne, wenn er aus der Hütte tritt. Kein Frauenzimmer darf an der Westseite des Feuers, wo eben die Götzen hängen, in die Jurte treten oder dort herausgehen. Gleich den Lappen, halten sie das weibliche Geschlecht für unrein, dergestalt, daß sie sich nicht auf einen Ort setzen, wo ein Frauenzimmer gesessen, oder auf den Sattel, worauf sie geritten, ohne vorher beide mit Weißtannenreißig beräuchert zu haben.

Außer den Ongons haben viele daurische, besonders chorinzische Buräten noch lamaische oder buddhistische Burchane, gegossene wie gemalte, die zum Theil in Lebensgröße, zum Theil, wie die metallenen immer, verkleinert sind.

Die burätischen Schamanen sind noch armseliger, als die tungusischen; viele haben nicht einmal eine besondere Schamanenkleidung oder eine Zaubertrommel, sondern üben ihren Dienst in der gemeinen Tracht mit einem Stabe *) (Horbu), an welchem bisweilen kleine Glocken und Blechgötzen hängen. Sind sie erst im Gange, so geben sie den Stab weg, und nehmen eine kleine Lärchenbaumruthe, an der ein Zweig mit Blättern bleibt, und an die sie noch einen kleinen Lappen hängen. Die Ruthe wird unaufhörlich bewegt. Den Dienst verrichten sie lieber unter freiem Himmel, als in Jurten, namentlich opfern sie gern auf Bergen. Einige Berge halten sie für heilig, gleich den Lappen und Tungusen, und nennen sie Tailga, glauben auch, daß man sie nie ohne Opfer betreten dürfe.

*) S. Taf. IV. Fig. 7.

Die Buräten feiern jährlich zwei Hauptfeste, deren erstes die Rückkehr des Frühlings betrifft, wobei die erste Milch geopfert wird. Es treten dann mehrere Familienväter zusammen, um das Opfer gemeinschaftlich zu verrichten, nach dem Opfer wirft der Schaman die Schale, worin die Milch war, nach Süden, so daß sie sich im Wurfe wie ein Rad dreht. Kommt sie beim Falle auf die Erde zu stehen, so bedeutet dieß dem Geber Gutes. Im Gegentheile muß das Opfer wiederholt werden.

Das **Herbstfest** ist größer und heißt Sanga-Haara (weißer Mond) oder Schorogi Gudur (das Neujahrsfest). Georgi beschreibt dessen Feier, wie er sie im September 1772 bei einem reichen chorinzischen Saissan sah, der außerdem im Besitz vieler buddhistischen Götzenbilder war, die er nebenbei auch verehrte, worauf aber diese Feierlichkeit keinen Bezug hatte. Das Fest feiert nicht ein jeder für sich, und das gegenwärtige galt für den ganzen Stamm, daher denn auch alle Familienväter versammelt waren, welche theils Opferthiere mitbrachten, theils die Opferspeise andächtig verzehren halfen. Dießmal, sagte Georgi (Reise I. 317), wurden sechs Schafe und eine Ziege geopfert, zu deren Verspeisung man zwei Tage brauchte. Ein Berg ist ein vorzüglicher Ort dazu, daher der Saissan mit seiner Familie, die in drei Jurten wohnte, einen Berg bezogen hatten, der eine freie Aussicht gewährte. Das Fest selbst wird eigentlich dem Gott des Himmels, dann der Sonne, der Erde, den Bergen und den Flüssen gebracht, in den Gesängen nennen sie aber alle Gottheiten, die den Schamanen einfallen. Vor den Jurten im Süden war ein Seil von weißen Haaren, aus der Mähne eines geweihten Pferdes, von Osten nach Westen gespannt. Das eine Ende hatten sie an einem Pfahle mit einem geopferten Thiere, und das andere an einer eingegrabenen Birke befestigt. An dem Seile hingen viele Läppchen aller Farben, welche flaggten, verschiedene Sträuße mit Habichtfedern und einer großen Menge solcher Riegel, als zur Anbindung der Füllen im Sommer nöthig sind. Auf einer anderen kleinen Birke war ein Holz, einer Harke gleich, mit sieben ausstehenden Zähnen, und an jedem eine kleine dreispitzig geschnittene Flagge. Alle Flaggen und Läppchen gelten mit ihren Bewegungen für fortgesetzte Gebete der Versammlung *). Die Knebel oder Hölzchen werden hierdurch zum künftigen Gebrauche, so wie die Federn zur Befiederung glücklicher Pfeile eingeweiht. Weiter im Süden brannte ein Opferfeuer (Areluchu); demselben zur Rechten, also im Westen, stand eine kleine, von Stäben errichtete, mit Woilken bekleidete, gegen das Feuer offene Jurte von der Form eines Kegels, in welcher ein ausgebreiteter Lap-

*) Dieß ist eine buddhistische Sitte, die wir weiter unten näher kennen lernen werden, und welche den Buräten mit der Lamareligion zugebracht worden ist.

pengötze lag. Er stellte auf seidenem Zeuge vier Umrisse nackter Menschen, mit Röthel gemacht, vor. Alle hatten bleierne Augen und über dem Kopfe einen Federbusch. Nahe am Seile war ein Schire; es ist ein kleiner, runder, eine Spanne hoch mit trockenem Kuhfladen umlegter Platz, auf welchem der Unrath der Opferthiere verbrannt wird. Der Schaman, eine bescheidener und nicht dummer Mann, ging in chinesischem Silberstoffe, morgenländisch und ohne alles Klapperwerk unter einer unzweideutigen Zobelmütze, sein Assistent aber wie ein Alltagsburät. Auf einer ausgebreiteten Wollokdecke standen vier kleine hölzerne Schalen mit Milch von allen Hausthieren und vor dem Feuer, ihm in Norden, ein etwa vier Fuß hohes Gerüst von vier Pfählen, fast einem Tische gleich, aber statt des Blattes mit Reißig belegt *).

Die zahlreiche, aus lauter Mannsleuten bestehende, Gemeinde setzte sich in einen Kreis, der die kleine Götzenjurte (Urustu), das Feuer und das Gerüst einschloß; der Schaman und sein Gehülfe stellten sich mit dem Opferthiere (Suchuli), vor den Urustu. Er kehrte das Gesicht nach Süden, das Schaf aber hatte den Kopf gegen den Lappengötzen. Der Assistent hielt eine Schale gesäuerter Milch. Der Schaman stimmte sein Gebet an, und bewegte dabei die kleine Betfahne (Jodo) beständig. Die Gemeinde sang bald mit, bald antwortete sie: Chajerlisch, erbarme dich! In der Zeit sprengte der Gehülfe nach und nach alle Milch mit einem Löffel in die Luft, der Schaman selbst aber goß aus jeder Schale den letzten Löffel voll ins Feuer. So oft eine Schale leer war, riß der Gehülfe ein wenig Gras ab, und steckte es unter Hermurmelung einer Formel zwischen seinen Gurt und Rock. Eine Schale galt dem Gott des Himmels und der Sonne, die zweite der Erde, die dritte den Bergen, und die vierte den Flüssen, daher bei jeder der Actus wiederholt ward.

Nun war die Reihe am Schafe. Der Schaman hielt ihm den Lappengötzen auf die Stirne, und schnitt ein wenig Wolle vom Rücken. Wenn er in seinem Gesange Gottheiten nannte, bückte er sich, so wie auch bei dem Milchopfer, mit hängenden Händen, die die Erde berührten; die Gemeinde neigte sich ebenfalls. Der Gesang war kurz und Alles anständig, worauf das Thier geschlachtet wurde **). Dieses verrichten gemeine Leute. Sie machten einen Schnitt in die Brust, und zogen das Herz so hervor, daß es auf der Brust lag, worauf das Thier augenblicklich starb. Der Schaman steckte unter Hermurmelung einer Formel die abgeschnittene Wolle durch die Oeffnung in die Lunge des Schafes, welches alle Schafe vor Schwind- und Was-

*) Dieß erinnert an die Opfertische, welche die Lappländer dem Thor und der Baiwe aufrichteten.

**) Die Lamareligion gestattet keine blutigen Opfer, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von allen übrigen polytheistischen.

sersucht bewahrt, und also sehr nöthig war. Während der Vollendung des Schlachtens war der Schaman ohne Beschäftigung, sprach wovon er wollte, und rauchte Tabak. Sie schnitten das Fleisch von den Knochen und kochten es, welches auch mit dem Eingeweide geschah, dessen Unrath in den Schire geschüttet ward. Das gekochte Fleisch ward den Göttern auf dem Gerüste so lange hingestellt, als der Gesang des Schamanen, den er von Neuem anstimmte, dauerte. Ein Knabe hielt das gekochte Geschlinge gegen Süden, der Schamane warf vier Bissen Fleisch mit Fett und eben so viel Bissen Kaldaunen ins Feuer. Gebet, Beugungen, Betfähnlein, kurz Alles war wie bei dem Milchopfer. Auch von der Fleischbrühe goß er einen Löffel voll ins Feuer.

Das Speisen des Opferfleisches geschah ohne Ceremonien; unmittelbar nachher ward das Gerippe auf eine zwei Klaftern lange Birkenstange gespießt, die Haut darüber gespannt, und in der Nähe der vorigen Opfer, von Westen nach Osten, aufgerichtet. Ein Gebrauch, den wir bereits bei den Amerikanern fanden.

Die Gemeinde formirte darauf den vorigen Kreis, in welchen sich der Schamane mit dem Schamanstabe begab. Er stimmte wieder einen Gesang an, aber so lärmend und schreiend, unter so vielen tollen Sprüngen, Schauderungen und Brüllen, daß man ihn für unsinnig halten konnte. Den Okodil und mehrere Teufel nannte er recht oft. Die Burâten sagten, daß er sie verfluche und amtswegen untersage, ihnen und ihren Heerden den geringsten Schaden zuzufügen. Endlich ward Feuer um den Schire gemacht und derselbe ohne Umstände verbrannt. Bei allen wiederholten Opfern war es immer dasselbe. Den Lappengötzen steckte der Schamane in einen Woilokbeutel (Ongo-Negir), und hing ihn zu den bereits vorhandenen. Bei den Opferthieren kommt es nur darauf an, daß sie gesund sind; Geschlecht, Alter und Farbe sind gleichgültig.

Nächst diesen beiden Hauptfesten werden bei den Burâten von Reisenden, Kranken und anderweit Bedrängten und Hülfesuchenden Opfer dargebracht. Dankopfer kennen sie nicht. Bei Krankenopfern verfahren die burâtischen Schamanen wie die tungusischen, nur opfern sie mehr Thiere.

Wenn sie in wichtigen Geschäften reisen, oder die Fahrt für gefährlich halten, so nehmen sie ein lebendiges Schaf mit, schlachten es nach Zurücklegung der ersten Tagereise auf einem Berge, halten Gebete mit vielen Verneigungen gegen die Sonne, legen es auf ein Gerüst von trockenem Holze, und verbrennen es. Das Fett und Blut, welches abträufelt, fangen sie in Blättern auf, und genießen es mit scheinbarer Andacht.

Die Felle werden nicht von allen Opferthieren aufgehangen. Gestattet der Schamane, sie zu verbrauchen, so sammeln sie die Knochen, und binden sie an eine Stange, umhüllt mit Lärchenreißig.

Eine solche Stange heißt Gur, und steht, wie das Opfergerüst der Lappen, hinter der Jurte, in Norden. Ziehen sie weiter, so bleiben alle aufgerichteten Opfer (Tirgan) stehen, bis sie der Wind umwirft.

Gleich den Lappen und Tungusen haben die Buräten auch geweihte Thiere, nur daß hier auch bei dieser Gelegenheit das Pferd die Stelle des Rennthieres vertritt. Die Weihe der Pferde nennen sie Kukumurin Sulbundu ongulbulde, d. h. die Widmung des Pferdes dem Gott Sulbundu, das Pferd selbst aber Ongon-murin, d. h. Götterpferd. Diese Weihe geschieht theils aus Frömmigkeit, theils aus Fürsorge, theils auch in Bedrängnissen, wenn die Heerden sich nicht vermehren wollen, durch Raubthiere, Frost und Diebe leiden, wo dann öfters sämmtliche Pferde oder alles Vieh auf eine bestimmte Zeit, wie bei den Tungusen, den Göttern geweiht wird. Geschlecht, Alter und Farbe der Pferde sind dabei gleichgültig, nur müssen sie ganz gesund seyn. Denn sie glauben, daß die Götter, besonders der Hirtengott Sulbundu, des Nachts auf solchen Pferden der Beschirmung der übrigen wegen reite, und vermeinen, diese Pferde des Morgens in Schweiß zu sehen. Mit kranken Pferden würden die Geister also nicht weit kommen. Deßwegen dürfen auch nur Mannspersonen auf diesen Pferden, die als Auszeichnung einen rothen Lappen in der Mähne tragen, reiten, und sie müssen dazu einen ungebrauchten Sattel und Zaum nehmen. Gewöhnlich werden die Tabunnenhengste als natürliche Beschirmer und Wächter der Pferde geweiht. Die Thiere dürfen weder verschenkt, noch verkauft oder geschlachtet werden. Sterben sie, so werden sie als Opfer betrachtet, denn die Häute werden unter den gewöhnlichen Ceremonien aufgehangen und das Fleisch verzehrt.

Georgi sah diese Feierlichkeit im abasischen Stamme am Kudara, und beschreibt sie (Reise I. 321) also:

„An einem Opferfeuer ward in Süden ein Filz ausgebreitet, und auf denselben vier Schalen, eine mit Milch, die andere mit Milchbrantwein, die dritte mit Käse, und die vierte leer hingesetzt. Die Decke mit den Opfern nannten sie Turge. Vor dem Turge, also im Süden, stand das Pferd, mit dem Kopfe nach Süden, und ward von zwei Männern gehalten. Vor dem Pferde war eine kleine Birke mit kleiner Lappenflagge eingegraben. Der Schamane ging in gemeinen Kleidern, und hatte nur seine Betflagge. Diese ließ er im Feuer anbrennen und den Rauch dem Pferde in die Nase steigen, indem er eine Formel hermurmelte. Er schnitt von den Haaren, die auf der Stirn hängen, und von dem Schweife die Spitzen, und warf sie unter einem Gesange, bei dem die im Kreis umhersitzende Gemeinde oft mit einstimmte, nach Süden. Während des Gesanges sprengte er erst die Milch, dann den Brantwein, und endlich den Käse nach Süden hin. In allen Schalen blieb ein Rest, den er in der leeren Schale sammelte, und mit einem Theile davon das Götter-

pferd unter leisem Gemurmel von den Ohren längs der Mähne und des Rückgrats bis zum Schweife begoß. Nun band er ihm einen rothen, kaum handgroßen Lappen in die Mähne; endlich setzte er ihm die Schale mit dem Reste der Opfermilch auf das Kreuz, mit der es als ihm der Zaum abgenommen war, davonlief. Fällt die Schale, wie diesesmal, hinten ab, so ist das Pferd den Göttern angenehm, und sie bedienen sich dessen lange; fällt die Schale nach der Seite, so stirbt das Thier bald. Eben so bedeutsam ist der Weg, den das Pferd einschlägt. Die Richtung nach Ost und Süd zeigt Glück, nach West und Nord aber nicht viel Gutes an. Dieser Hengst verlor zwar die Schale hinter sich, aber er lief aus aller Kraft in Westen, also war es doch nicht so ganz gut, woran ich Schuld seyn mochte."

Ebenfalls der Heerden wegen errichten die Buräten auf den Bergen einen Obo, eine kleine leere Jurte, worin die Götter des Viehs Nachts und bei üblem Wetter ein Obdach finden, und von wo aus sie die Heerden übersehen können.

Die Gebete sind ganz kurz, und die ein- und mehrstündigen Schamanengesänge bestehen theils in öfteren Wiederholungen, theils in den Namen der verschiedenen Burchane und verstorbenen Schamanen; z. B. Burchan Tingeri oder Gomley Gan Tingeri, Gott des Himmels beschirme die Kaiserin; Burchon chairla, Gott gieb Kinder; Ugutsch, Gras. Tingeri Burcha na mudu sagaisch, Gott, erbarme dich wegen der Krankheit. Abahun eney chairla, segne unser Vieh. Die Gemeinde antwortet: Cheirlisch, erbarme dich. Bei Darlegung des Opfers sagt der Schamane: Gott (der Name des Gottes) iß und trinke, gieb uns Kinder, Vieh, Gras u. s. w.

Außer den Götterbildern führen die Buräten auch viele Amulette, Kolupsch. Sie bestehen in keinen zinnernen Götzen, welche die Schamanen in Leder nähen, und Kindern, die epileptische Zufälle haben, oder sonst krank sind, umhängen. Sie werden nie wieder abgelegt.

Unter den religiösen Einrichtungen der Buräten führt Georgi auch eine Art Orden (Bilbyrhün) an, der unter den Wittwen besteht. Eine Frau, welcher drei Männer gestorben, darf nicht wieder heirathen; eine Wittwe, welcher zwei Männer gestorben, darf die dritte Verheirathung ablehnen. Die so verbundenen Weiber tragen ein handbreites Band von Seide, Silberstoff oder Sammet, meist mit Corallen besetzt, welches über einer Achsel getragen wird. Am Bande sind unten drei runde Scheiben, eines Rubels groß, von demselben Stoffe, auf denen einige Münzen befestigt sind. Alle Haare, welche diese frommen Frauen sich auskämmen, werden in kleine Seile geflochten und in die Götzenbeutel gesteckt.

Getaufter Buräten gab es 1772 nur wenige, und sie wurden, wie die tungusischen, von ihren heidnischen Landsleuten mit Gleichgültigkeit betrachtet.

Die Lappländer und die Tungusen mit den Buräten sind die beiden Enden der großen polarischen Nomadenfamilie, welche den Norden der alten Welt inne hat. Betrachten wir nun die dazwischenliegenden Mittelglieder, so finden wir dieselbe Uebereinstimmung in religiösen Grundideen, Gebräuchen und Einrichtungen, welche wir in den Zuständen des alltäglichen Lebens bemerkt haben. Diese Mittelglieder sind zunächst die Samojeden und Ostiaken; bei den letztgenannten aber hat sich die alte Volksreligion in vorzüglicher Ursprünglichkeit und Reinheit erhalten.

Das höchste Wesen der Ostiaken ist Toruim, auch dem Namen nach der Tiermes der Lappländer, und zwar weit entfernt von germanischer Berührung. Da wir nun auch bei den südlicher wohnenden, jetzt seßhaften Urgulen und Tschuwaschen denselben Namen für die oberste Gottheit finden, und bei den meisten Völkern der passiven Rasse die oberste Gottheit, wenn auch mit anderem Namen, so doch immer mit denselben Eigenschaften begabt erscheint, so bin ich geneigt anzunehmen, daß die Idee von dieser Gottheit die mehr oder minder ausgebildete Entwicklung eines und desselben Gefühls ist, das den Naturmenschen erfaßt, wenn der Donner seine durch Gewitterschwüle abgespannte und eingeschläferte Seele aufschreckt. Der Toruim der Ostiaken wird niemals abgebildet, auch durch keine Opfer verehrt, also gerade so wie der Boa der Tungusen.

Die übrigen Gottheiten der Ostiaken sind *) Dertik, Jelan, Lonh, Meik und viele Andere. Dertik ist ein durchaus wohlwollendes Wesen, ein besonderer Günstling Toruims, und in jeglicher Angelegenheit ein kräftiger Fürbitter. Sein Bildniß ist, wie das des Tiermes der Lappen, und wie alle ostiakischen Götterbilder, eine bloße Büste ohne Füße; das Gesicht pflegt man aus einem auf Holz aufgenagelten Metallbleche zu bereiten, den Leib bildet ein mit allerlei Pelzwerk ausgestopfter Sack, an welchen tuchne Aermel anstatt der Arme genäht sind. Außerdem aber wird das ganze Bild mit einem tuchnen Ueberrocke bekleidet, und auf dem Tische, auf welchem man es aufrichtet, mit Schwertern und Lanzen umgeben. Von dem Pelzwerke, welches sie ihm darbringen, pflegen die Ostiaken oftmals Einiges als Borg zurückzunehmen, um damit im Nothfalle ihren Tribut an die Russen zu bezahlen.

Die Bilder des Jelan sind denen des Dertik sehr ähnlich; doch will man an ihnen meist eine etwas zugespitzte Gestalt des Kopfes bemerkt haben; sie sind oft mit einer Mütze aus schwarzem Hundefelle versehen, und ihr Leib ist bald nacktes Holz, bald in Tuch gewickelt. Diesem Wesen werden aber Waffentänze dargebracht, die unter diesem Clima, bei diesen Umgebungen, überaus seltsam erscheinen; ein russischer Augenzeuge meldet darüber Folgendes:

*) Nach Ermans Reise Th. I. Abschn. VIII.

„Am 27. December 1821 (alten Styles, also am 8. Januar 1822) feierten die Ostiaken, drei Werst von Obdorsk, in den Paschirzowischen Jurten, ein Fest zur Ehre ihres Gottes Jelan, und es gelang mir, von ihnen Erlaubniß zu erhalten, demselben beizuwohnen doch fast bereute ich nachher meine Neugierde. Die Ceremonie begann um 8 Uhr Abends, und dauerte bis 2 Uhr nach Mitternacht. Zu Anfang liefen Kinder vor die einzelnen Jurten, um die Ostiaken zum Gottesdienste zu rufen. Sie schrien dabei in verschiedenen wilden Tönen, und als ob sie sich vor etwas entsetzten, alsdann versammelte man sich allmälig in der zum Gottesdienste bezeichneten Jurte. Bei dem Eintritte in dieselbe drehte sich jeder Ostiake dreimal vor dem Götzenbilde, und setzte sich dann an der rechten Seite des Raumes in die Abschläge oder auf den Boden. Ein jeder unterhielt sich mit seinem Nachbar, oder beschäftigte sich, womit ihm sonst beliebte. Die linke Seite der Abschläge war mit einem Vorhange verdeckt, hinter welchen gewisse Leute traten, welche beim Eintritte in die Jurte sich eben wie die andern dreimal vor dem Götzen drehten. Zuletzt, als Alle sich versammelt hatten, klirrte der Schamane mit den Säbeln und eisenbeschlagenen Lanzen, welche vorher dahingebracht, und vor dem Götzenbilde auf Stangen gelegt worden waren. Sodann gab er einem Jeden der Anwesenden, mit Ausnahme der Weiber, welche sich auch hinter einem Vorhange befanden, einen Säbel oder eine Lanze, nahm selbst einen Säbel in jede Hand, und stellte sich mit dem Rücken gegen das Götterbild. Die Ostiaken aber stellten sich mit ihren Waffen nach der Länge der Jurte in Reihen auf, und andere standen ebenso geordnet in den Abschlägen. Dann drehten sich alle zugleich dreimal herum, indem sie die Säbel gerade vor sich hingestreckt hielten. Der Schamane schlug seine zwei Säbel gegen einander, und dann begannen sie alle zugleich auf sein Commando in verschiedenen Tönen „Hai!“ zu schreien, indem sie dabei eine von einer Seite zur anderen schwankende Bewegung des Körpers ausübten. Bald erfolgte dieses Geschrei nach längeren Intervallen, bald plötzlich sehr schnell hinter einander, und bei jeder Wiederholung des Hai bogen sie sich abwechselnd auf die rechte und linke Seite; bald senkten sie Säbel und Lanzen zur Erde, bald streckten sie dieselben nach oben. Das Geschrei und die schwankenden Bewegungen der Ostiaken dauerten etwa eine Stunde; die Männer geriethen dadurch in immer heftigere Begeisterung, und am Ende kam es so weit, daß ich nicht ohne Entsetzen auf die Gesichter blicken konnte, so anziehend sie mir auch Anfangs erschienen waren. Nachdem sie sich satt geschrieen hatten, verstummten sie alle zugleich, hörten auf sich schwankend zu bewegen, drehten sich wieder wie zu Anfange vor dem Götzen, und gaben Säbel und Lanzen dem Schamanen, der sie nach der Einsammlung an ihren früheren Ort zurücklegte. Von den Ostiaken setzten sich Einige in die Abschläge, An-

dere auf den Boden; dann erhob sich der Vorhang, welcher die Weiber verborgen hatte, man spielte auf der sechssaitigen Dombra, und Männer und Weiber begannen zu tanzen. Dieser Tanz war abwechselnd wild und komisch, oft auch sehr unanständig, und dauerte sehr lange. Dann erschienen gewisse Lustigmacher oder Schauspieler in verschiedenen komischen Anzügen, und führten ähnliche Possen auf, wie schon bei den Tänzen vorgekommen waren. Endlich vertheilte der Schamane noch einmal Säbel und Lanzen eben so wie zuvor, die Ostiaken bewegten sich damit eine Zeit lang, schrieen Hai, eben wie zuerst, und drehten sich dann zum Schlusse dreimal herum, und stießen dreimal mit den Säbel- und Lanzenspitzen gegen den Boden, dann gaben sie dem Schamanen die Waffen, und kehrten zu ihren Wohnungen zurück."

Dieser seltsame Tanz scheint mir, wie aller Tanz, die Darstellung eines historischen Factums zu seyn, wobei der Gott Jelan, der damals vielleicht sich seine Apotheose verdiente, eine Hauptrolle, etwa als der tapferste Mann und Anführer des von Feinden überfallenen Stammes, spielte. Er stellte sich an die Spitze, und ermunterte die Anderen zum Kampfe, nachdem er die Weiber verborgen, um sie dem Feinde zu entziehen. Nach glücklich beendigtem Kampfe wurde ein Freudenfest gehalten, wobei der Kampf nachgebildet wurde, bis man endlich die Waffen in die Erde steckte. Zu beachten ist dabei, daß der Schamane die Waffen austheilt und dann wieder einsammelt, daß es nicht Bogen und Pfeile, die Nationaljagdwaffen, sind, sondern Säbel und Lanzen, und vor Allem, daß der Schamane sich, in chinesischer Sitte, zweier Säbel auf einmal bedient.

Lony ist die dritte Untergottheit der Ostiaken, der jede geachtete und seltenere Kunst eigen ist, daher ihm auch der Beiname Meister geworden. Er ist Vorsteher der Heilkunde. Die Opfer, welche ihm von den Kranken gebracht werden, müssen durchaus Kunstprodukte seyn, wie denn Pelzwerk ausdrücklich ausgeschlossen ist. Die Ostiaken stecken daher in den Sack, welcher gewissermaßen den Bauch und wesentlichen Theil des Gottes ausmacht, allerlei Stücken Zeuch. Der Leib des Gottes ist übrigens mit dem Leibgurte versehen, der mit großen, tellerartigen Platten, womöglich aus Silberblech, benäht ist. Der böse Geist wird Meik genannt; er ist Schuld, wenn man auf der Reise, im Walde oder bei Schneegestöber sich verirrt. Zur Abwendung solcher Unfälle bekleidet man sein Bild mit einem Oberkleide aus Biberfellen (Erman R. I. 671 ff.).

Gleich den Lappländern machen die Ostiaken von ihren verstorbenen Männern ein Bild aus Holz, das in der Jurte aufgestellt, und dem bei den Gedächtnißmahlen sein Antheil vorgesetzt wird. Die Weiber müssen zum Beweise ihrer ehelichen Liebe diese Puppen mit sich zu Bett nehmen, aufputzen, und bei der Mahlzeit speisen (Pallas Reise im russ. Reiche III. 60). Dieser Todtendienst soll meist

drei Jahre dauern, worauf das Bild begraben wird. Stirbt ein Schamane, so findet eine förmliche Canonisation Statt; sein Abbild wird von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und man sucht dem Götzenbilde einen dauernden Einfluß dadurch zu sichern, daß sie für dasselbe Opfer verlangen (Erman I. 678).

Die Ostiaken haben, wie die Lappen und Tungusen, ihre heiligen Berge und heiligen Bäume, welche besondere Verehrung genießen. Sie gehen niemals vorbei, ohne einen Pfeil in dieselben zu schießen (Pallas R. i. russ. R. III. 60).

Die Ostiaken haben übrigens, Männer wie Weiber, jeder seinen besonderen Götzen, eine grobe, mit einem Menschengesichte geschnitzte Puppe, die zum Theil auch mit Lappen bekleidet ist, und in dem vornehmsten Winkel der Hütte aufgestellt wird. Vor ihnen wird irgend ein Kistchen hingestellt, auf welchem der Client seinem hölzernen Gönner allerlei kleine Geschenke bringt, auch beständig ein Horn voll Schnupftabak unterhält, und geschabtes Weidenbast dazu legt, womit der Götze, wenn er geschnupft hat, die Nase zustopfen soll. Hat nun etwa ein in der Jurte übernachtender Russe das Tabakshorn über Nacht dem Götzen ausgeleert, so glaubt der Ostiake, er sey indessen auf der Jagd gewesen. Sonst wird den Bildern das Maul fleißig mit Fischfett geschmiert und ihnen alle Ehre erwiesen. Geht es aber dem Ostiaken unglücklich, und will der Götze nicht helfen, so wirft er ihn von seiner Stelle herab, zerhackt ihn, und mißhandelt ihn mit Schlägen und auf alle andere Art. Dieß kommt (wie Pallas R. i. russ. R. III. 59 versichert) bei den Ostiaken gar häufig vor, aber wohl sonst auch kaum bei einer heidnischen Nation in Sibirien. Wir finden freilich dieselbe Bestrafung heiliger Bilder unter den neapolitanischen Marinari und Lazzaroni, die, wenn auch nicht auf, doch neben einer höheren Bildungsstufe stehen, als jene abgelegenen Sibirier.

Viele Ostiaken vergöttern auch wohl kleine, unbehauene Baumstöcke, oder ein keilförmig zugehauenes Klötzchen, ja sogar Kästchen und andere Sachen, die sie von den Russen erkauft haben. Solche Gegenstände werden dann mit Ringen und Klapperwerk geziert, und mit allerlei Lappen und Bändern bestens aufgeschmückt, und gleich den anderen Holzpuppen verehrt. Diese Klötzer und unbehauenen Hölzer sind dasselbe, was die seltsam geformten Steine, welche die Lappländer an Flüssen und in Gebirgen aufsuchen und ihrem Storjunkar hinstellen. Es ist die ungewöhnliche, seltsame, ausnahmweise Gestalt, welche die Aufmerksamkeit des Nordländers erregt, und was ihn auch bei weitem eher auf den Gedanken bringt, daß ein höheres Wesen die Erde und ihre Erzeugnisse geschaffen, als die tausend sich gleichen, dieselbe Gestalt zeigenden Bäume, Sträucher und Gräser. Die ungewöhnliche Erscheinung regt bei ihm die Frage an: warum ist dieser Stamm, dieser Stein, nicht so wie die anderen?

Der ewig heitere Himmel, die regelmäßig wiederkehrende Regenzeit sind es nicht, welche die Ahnung eines übermenschlichen, höheren oder höchsten Wesens in dem Bewohner der Tropenländer erzeugte, sondern die seltsame, flüsternde Stimme des Nachtwindes, der die Blätter regt, der wild vorübertosende Orkan, das prasselnde Donnerwetter mit den zündenden Blitzen. Daher ist nicht die sanftgewellte, grasreiche Ebene die älteste Heimath der Götter, sondern es ist das wilde Gebirge, der düstere Wald, der See, oder die Insel im See.

So waren denn auch die großen Gottheiten der Ostiaken, bevor ihr Cultus durch die eingedrungenen Kosaken gestört wurde, vornehmlich in den Wäldern heimisch. Pallas sagt, daß zur Zeit seiner Reise, im Jahre 1772, das berühmteste Götterbild der Obischen Ostiaken in der Gegend der Wokfarskischen Jurten, 70 Werst unterhalb Obdorsk, befindlich gewesen. Es stand in einem waldigen Thale, wo es die Ostiaken sorgfältig bewachten, und alle Zugänge dahin vor den Russen zu verbergen suchten. Es sollen, sagt Pallas (III. 60), zwei Götzenfiguren vorhanden seyn, deren eine männlich, die andere weiblich gekleidet ist. Beide sind nach ostiakischer Weise so prächtig als möglich geziert, und weder Tuch noch gutes Pelzwerk daran gespart. Die Kleider sind mit Messing und Eisenblechen in der Gestalt allerlei Thiere reichlich besetzt, und auf dem Kopfe haben sie silberne Kränze. Jede steht an einem ausgesuchten Baume unter einer besonderen Hütte. Die Bäume aber sind am Stamme mit Tuch und anderen Zeuchen überzogen, oben mit weißem Bleche beschlagen, und ein Glöckchen daran gehängt, welches der Wind bewegt. Auch sind Köcher und Bogen an den Baum des männlichen Götzen, und an allen umstehenden Bäumen unzählige Rennthierhäute von den geschlachteten Opfern, wie auch anderes Pelzwerk, aufgehängt. Rund um die Götzen liegt eine Menge von allerhand ostiakischem Hausrath, Kessel, Löffel, Schalen, geopferte Tabakshörner u. dergl. Die Männer bringen allein dem männlichen Götzen ihre Opfer und Andacht; die Weiber aber versammeln sich zuweilen, unter Anführung einer Zauberin, bei dem weiblichen Götzen, und bringen diesem Opfer und Geschenke.

Sonst hatten die Ostiaken an vielen Orten Bäume im Walde, welche sie verehrten und mit Pelzwerk und Opferfellen reichlich beschenkten. Weil sie aber erfahren mußten, daß die vorbeiziehenden Kosaken das in den Wind aufgehängte, gute Pelzwerk von der Verwesung zu retten und zu besserem Gebrauche anzuwenden, sich kein Gewissen machten, so haben sie angefangen, aus solchen Bäumen große Klötze oder Stammstücke zu hauen, selbige aufzuzieren, zu beschenken und an sicheren Orten zu verwahren. Alle Gegenden, fährt Pallas fort, deren Umfang einem Götzen geweiht ist, und wovon die Ostiaken die Gränze genau nach Flüssen, Bächen und anderen Wahrzeichen zu bestimmen wissen, werden von ihnen so geschont, daß sie weder Gras noch Holz darinnen abhauen, noch zu jagen oder zu

fischen, ja nicht einmal einen Trunk Wasser innerhalb derselben zu nehmen sich unterstehen, um nicht die Götzen zu erzürnen. Sie hüten sich, wenn sie durch solche Gegenden reisen müssen, mit dem Kahne nicht zu nahe ans Ufer hinzufahren, noch das Land mit dem Ruder zu berühren, und wenn der Weg dadurch weit ist, so versehen sie sich, ehe sie das Gebiet des Gottes erreichen, mit Wasser, denn sonst würden sie lieber den äußersten Durst leiden, als aus dem Wasser, auf welchem sie fahren, einen Trunk zu wagen. Alle Gegenden, wo auch sonst Götzendienst gehalten wurde, sind noch jetzt der Nachkommenschaft ziemlich genau bekannt, und die Wahl neuer Orte kommt auf die Grille ihrer angesehenen Zauberer an. Eine Gegend, wo einmal außerordentlich gute Jagd ist, kann zu der Ehre kommen, einem Götzen geweiht zu werden, und der Baum, wo ein Adler einige Jahre nach einander nistet, wird sogleich für heilig gehalten, auch der Adler sorgfältig geschont. Keine größere Beleidigung, als wenn Vorbeireisende einen solchen Adler tödten oder dessen Nest zerstören.

Ein anderes ostiakisches Heiligthum beschreibt Erman (R. I. 593): „Als wichtigstes Denkmal einer früheren Epoche in der Geschichte von Beresow zeigte man uns eine 50 Fuß hohe und vor Alter nur an dem Gipfel noch grünende Lärche, welche man in der Mitte des Kirchhofs erhalten hat. Im vorigen Jahrhunderte, als noch ostiakische Herrscher ihren Sitz in Beresow hatten, war dieser Baum das vorzüglichste ihrer religiösen Heiligthümer. Hier, so wie in allen anderen, den Russen bekannten Fällen, hat eine abnorme Gestaltung des Gewächses zu dessen Anbetung veranlaßt, denn etwa 6 Fuß über der Wurzel steht man dessen mächtigen Stamm sich gabelförmig in zwei gleich dicke Hälften theilen. Es war Sitte des andächtigen Volkes, allerlei kostbare Opfer in die Höhlung zwischen beiden Stämmen niederzulegen; ja sie haben diesen Gebrauch noch nicht unterlassen, als bereits aufgeklärte Kosaken einen Erwerbszweig aus heimlicher Aufsuchung dieser Schätze gemacht hatten. Namentlich fand man hier Silbermünzen zu einer Zeit, wo bereits eben so wenig als jetzt durch den Verkehr mit den russischen Anwohnern des Irtuisch und Obi irgend eine dergleichen in die Hände der Ostiaken gelangen konnte, und mit Recht behauptete man in Beresow, daß diese und ähnliche Kostbarkeiten, welche zu anderen gottesdienstlichen Zwecken hier in Gebrauch waren, sich in den entlegeneren Jurten als Erbstücke aus früheren Jahrhunderten, und namentlich aus der vorrussischen Zeit erhalten hatten, in welcher bucharische und andere südasiatische Kaufleute direct bis zum Polarkreis vordrangen, und durch Verkehr mit Wogulen und Samojeden das jetzt uns zu Theil werdende Pelzwerk an sich brachten" *).

*) Ueber die Religion der Samojeden ist nichts Zusammenhängendes, weder bei Pallas (R. III. 76), noch bei Erman (R. I. 681) u. a. Berichterstattern.

Bei den Ostiaken sind, wie bei den übrigen Polarnomaden, die Schamanen die Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen, und sie üben großen Einfluß auf ihre Landsleute aus, den sie sich vornämlich durch die Auslegung der Träume zu verschaffen wissen. Die alten Schamanen unterrichten demnächst die Anfänger in ihren Künsten.

Wie bei den Grönländern und Tungusen, scheint bei den Ostiaken und Samojeden eine besondere körperliche Befähigung für das Schamanenamt erforderlich zu seyn, eine besondere Nervenreizbarkeit, die sie für geistige Aufregungen besonders geschickt macht. Pallas bemerkt, daß sich auch bei den Tungusen, Buräten und Jakuten dieselbe Erscheinung vorfinde, deren Ursache er theils dem nordischen Clima und der Lebensart, theils der durch den Aberglauben verderbten Einbildungskraft zuschreibt. "Eine jede unvermuthete Berührung, versichert er (R. III. 76), in den Seiten oder an anderen reizbaren Stellen, unversehenes Zurufen oder Pfeifen, oder andere fürchterliche und schleunige Erscheinungen bringen diese Leute außer sich und fast in eine Art von Wuth. Bei den Samojeden und Jakuten, welche die Reizbarkeit im höchsten Grade zu haben scheinen, wie sich denn die ganze Nation derselben bei unvorhergesehenen Fällen mehr als gewöhnlich schreckhaft bezeigen soll, geht diese Wuth so weit, daß sie, ohne zu wissen, was sie thun, das erste Beil, Messer oder andere schädliche Werkzeuge erfassen, und die Person, welche der Grund ihres Entsetzens ist, oder jede andere, die ihnen alsdann in den Wurf kommt, zu verwunden oder zu tödten suchen, wenn sie nicht mit Gewalt abgehalten, und alle schädliche Werkzeuge von ihnen weggenommen werden. Wenn sie alsdann ihre Wuth auf keine Art auslassen können, so schlagen sie um sich, schreien, wälzen sich, und sind vollkommen wie Rasende. Die Samojeden und Ostiaken haben in solchen Fällen ein unfehlbares Mittel, diese Leute wieder zu sich selbst zu bringen: sie zünden nur ein Stück Rennthierfell oder ein Büschel Rennthierhaare an, und lassen den Behafteten den Rauch davon in die Nase gehen; davon verfällt derselbe sogleich in eine Mattigkeit und Schlummer, der oft 24 Stunden dauert, und den Kranken bei völligen Sinnen verläßt; eine Genesungsart, welche den Grund des Uebels noch deutlicher entdeckt. Der Student Szujew sah in der obischen Gegend eine Schamanin, welche wegen Alters zu zaubern aufgehört hatte; diese fürchtete sich nicht nur, wenn gepfiffen wurde, sondern sogar vor dem Gesause des Windes, der durch eine Ritze bläst; auch war unter den Samojeden, die ihn auf der Reise nach dem Eismeere begleiteten, ein Weib, die, obwohl in einem geringeren Grade, doch außerordentlich schreckhaft war. Nachmals kam ihm bei der 1772 über Mangasea gethanen Reise ein junger samojedischer Zauberer vor, der, als er ihn sah, so verwirrt ward, daß er glaubte, man wolle ihn schlagen; wenn man ihm daher nur

einen Finger ausgestreckt entgegenhielt, denselben mit beiden Händen ergriff, und sich endlich davon machte. Nach vielem Zureden des Dolmetschers, daß er sich vor nichts zu fürchten habe, kam er wieder zu sich; da zog man ihm unter freundlichem Zureden einen schwarzen Handschuh an. Sogleich fing er an, die Hand mit starren Augen zu betrachten, und verfiel in eine solche Unsinnigkeit, daß, wenn man sich nicht geschwind des neben ihm liegenden Beils bemächtigt hätte, gewiß einer oder der andere hätte unglücklich seyn können. In Ermangelung dessen lief er wie rasend herum, schrie, schüttelte seine Hand, die er für eine Bärentatze ansah, damit der Handschuh abfallen sollte, den er mit der anderen Hand zu berühren sich nicht unterstand, und tobte so lange, bis man ihn mit Gewalt ergriff, und den Handschuh wieder abzog, wo er dann nach und nach wieder zu sich kam.

Die samojedischen Zauberer sind berühmt, und bedienen sich der Handtrommel und einer besonderen Tracht. Einige derselben verstehen die Kunst, sich ein Messer durch den Leib zu stoßen, ohne eine Wunde zu machen. Andere lassen sich den Kopf mit einem Stricke, den zwei Männer anziehen, herabschnellen, und haben also ähnliche Gauckeleien, wie wir bei den Nordamericanern fanden (s. o. Th. II. S. 171).

Die ostiakischen Zauberer entzünden bei ihren Arbeiten ein großes Hüttenfeuer, und machen dabei die gräßlichsten Verzuckungen, während alle Anwesende mit Kesseln, Schalen und anderen Geräthen einen fortwährenden Lärm unterhalten, bis über dem Zauberer ein blauer Rauch entsteht. Außer der Zauberei gegen böse Träume, schlechte Jagd und Fischerei und andere Unfälle, besteht das Geschäft der Zauberer auch in Anordnung und Ausführung der Opfer für außerordentliche Fälle, wo Rennthiere geopfert werden.

Man bindet dem stehenden Rennthiere die Füße zusammen, der Schamane stellt sich vor das Götzenbild, und schreit das Ansuchen des Opfernden demselben aus vollen Halse vor, wozu die Begleiter mit einstimmen. Indessen stellt sich einer mit gespanntem Bogen neben das Rennthier, und wenn der Zauberer mit einem Stabe auf den Kopf des Thieres das Zeichen giebt, so durchschießt jener es mit dem Pfeile, und ein anderer giebt mit einem zugespitzten Pfahle demselben den Rest. Darauf wird das Thier beim Schwanze dreimal um den Götzen herumgeschleift, aufgehauen und mit dem Blute, welches man aus dem Herzen drückt, dem Götzen das Maul gesalbt. Der Kopf mit der Haut wird an einem nahen Baume aufgehängt, das Fleisch aber gekocht und größtentheils unter Jauchzen verzehrt. Alles, was den Ostiaken einfällt, dient als Gesang, wenn es nur in einem singenden Tone hergeschrieen wird, und solche Gesänge werden auch beim Opfermahle hergeschrieen. Beim Abschiede schreit ein jeder, schwingt die Arme in die Luft, und stattet so dem Götzen, der sein

Gast gewesen, seinen Abschiedsgruß ab. Der Rest des Fleisches wird für die Weiber und Kinder mit nach Hause genommen. Für große, allgemeine Opfer treiben die Ostiaken ihre beßten Rennthiere heerdenweise zur Schlachtbank, und lassen im heiligen Eifer kaum die zur Rückreise für die Schlitten nothwendigen Rennthiere am Leben. Dann tödten sie die Thiere so schnell wie möglich, denn je geschwinder das Opferthier fällt, desto angenehmer ist der Gottheit das Opfer. Ein Reicher schämt sich, weniger als acht- bis zehn Rennthiere zu opfern. Dazu hängt man dem Gotte das beßte Pelzwerk auf.

Die Opfer in schweren Krankheiten werden vor der Hütte des Kranken verrichtet, wobei derselbe einen an den Fuß des Rennthieres gebundenen Strick in der Hand hält. So wie er daran zieht, wird das Thier geschlachtet, verzehrt, auch das Fell zu gemeinem Gebrauche verwendet, der Kopf aber mit dem Gehörne auf einen Pfahl gesteckt. Mit dem Fette werden der Kopf- und die leidenden Theile des Kranken bestrichen.

Das Fell eines erlegten Bären wird ebenfalls an einem Baume aufgehängt, und demselben allerlei Ehre erwiesen, der Bär auch wegen seiner Erlegung um Entschuldigung gebeten (Pallas R. III. 62).

Fassen wir nun das bisher Betrachtete zusammen, so finden wir folgende Hauptsätze bei allen Polarnomaden und denjenigen ihrer südlichen Stammgenossen, die demselben Glauben ergeben sind:

1) Es ist ein großer, guter Gott und Schöpfer aller Dinge, der zu gut ist, als daß er die Menschen bestrafen, zu erhaben, als daß er sich um ihre Angelegenheiten bekümmern könne, er hat jedoch

2) einen Stellvertreter, einen Sohn, der die irdischen Geschäfte besorgt, auch den Menschen bisweilen in prachtvoller Gestalt erscheint. Ihm werden also vorzugsweise Opfer gebracht.

3) Die Sonne ist ebenfalls ein göttliches Wesen, denn ihr sicht- und fühlbarer Einfluß zeigt nur Fruchtbarkeit und Gedeihen.

4) Außer diesen großen, guten Wesen giebt es noch eine namhafte Anzahl geringerer Geister, die in den Flüssen, in den Bergen, Bäumen, Sternen, Wolken wohnen, und nebst den Gottheiten der Gesundheit, der Jagd, der Reisen, der Weiber, Kinder, Rennthiere u. s. w. für das Beßte des Menschen sorgen.

5) Dazu kommen die Geister der verstorbenen Schamanen und Schamaninnen, welche vermöge ihres Umganges mit den Geistern in die Classe derselben nach dem Tode übergehen.

6) Alle diese guten Geister haben jedoch auch ihre Widersacher, vor allem den bösen Geist, den Oberteufel, der verschiedene Namen hat. Obschon er sehr arg und böse ist, kann er durch geschickte Schamanen doch besänftigt werden.

7) Seine Genossen sind die kleinen Teufel, die in dem Innern der Erde, in Gewässern, Bergen, Klüften, Wäldern, in den Insekten wohnen, und die Ursache alles menschlichen Elends sind.

8) Die menschliche Seele ist unsterblich, und wird nach den Mühen dieses Lebens nicht allein einen neuen Körper bekommen, sondern auch einen herrlichen Aufenthalt, wo sie alles irdische Vergnügen im höchsten Grade genießen wird. Zwar erhält dort der Mensch auch neue Waffen und Geräthe, allein man giebt den Todten die alten mit ins Grab, damit er sie auf der Reise in jene Welt habe.

9) Die Gottheiten muß man durch Opfer verehren und die Bitten an dieselben dadurch unterstützen, daher man das Beßte zum Geschenk darbietet und ihre Bilder mit Speise und Trank bestreicht. Die Opfer sind theils persönliche, theils betreffen sie die Familie, theils den ganzen Stamm; letztere finden theils im Frühjahre, theils im Herbste Statt.

10) Den Willen der Götter erforschen die Schamanen, die dazu vorzüglich der Zaubertrommel sich bedienen, und sich in einen Zustand der Verzuckung zu versetzen wissen, wo die überirdische Welt ihnen sichtbar ist.

Endlich bemerken wir bei aller Uebereinstimmung im Wesentlichen doch eine gewisse individuelle Mannichfaltigkeit der religiösen Ansichten in Benennung der Gottheiten, im Detail des Dienstes, sowie eine gewisse Bildsamkeit. Alle diese Polarnomaden nehmen gern die Gottheiten ihrer christlichen und lamaitischen Nachbarn unter die Reihe ihrer Götter auf, wie wir namentlich bei den Lappen, Ostiaken und Buräten bemerkt haben.

Die Cultur

der polarischen Nomaden erscheint uns als eine weitere Ausbildung und Fortsetzung der polarischen Fischer- und Jägerzustände; ihre Grundlage ist nicht allein ein mehr gesicherter, gebundener, sondern auch ein wesentlich erweiterter Besitz. Sie stehen nicht so isolirt wie jene Eskimos, und seit Jahrtausenden wurden sie von asiatischer wie von europäischer Cultur berührt, die von der activen kaukasischen Rasse ausging, und ihrer Entwickelung förderlich war. Seit uralter Zeit zogen die Handelsleute des Südens nach dem Norden, um hier fossiles Elfenbein und Gold zu suchen, und durch sie scheint die Kenntniß der Metalle und deren Bearbeitung zu den polarischen Nomaden gekommen zu seyn. Ein Fortschritt zeigt sich ferner auch in dem Familienleben, namentlich der Behandlung der Frauen, die in der Nähe der germanischen oder chinesischen Völker, wie bei den Lappländern und Tungusen bei weitem milder ist, als bei den entlegenen Ostiaken. Nicht minder ist das Nomadenleben selbst, die Zucht und Pflege der Thiere, ein wesentlicher Fortschritt, und die mehr friedliche Richtung des öffentlichen Lebens hängt damit ebenso zusammen, wie

der ewige Kriegsstand der Jägernationen im Kampfe gegen die sie umgebende Thierwelt. Vor allem aber ist es das mehr entwickelte religiöse Wesen, was uns den Fortschritt dieser Nationen offenbart, und was, wie die Sprache derselben, in seltsamer Harmonie dasteht. Während eine Sprache und ein Glaube mit denselben äußeren Formen für Opfer und Götterdienst den Lappländer, Samojeden wie den Jakuten und Tungusen mit einem inneren Bande umschlingt, fanden wir bei den Americanern eben so viel, ja z. Th. mehr Sprachen als Völkerschaften, und die religiösen Begriffe auf den niederen Stufen der Entwickelung. Nicht minder erscheint uns auch ein Fortschritt in den Begriffen, welche die Polarnomaden von der Zeit und den Zahlen sich gebildet, Begriffe, zu deren Entwickelung und Erweiterung das nomadische Leben ganz vorzüglich und wesentlich beigetragen hat. Die Tungusen theilen das Jahr in die Winter- und Sommerhälfte; die Jahre selbst werden eben so wenig wie bei den Americanern gezählt. Das Jahr hat dreizehn Monde, deren jeder mit dem Neumonde anfängt. Die Namen derselben sind ebenfalls, wie bei den Americanern, von den natürlichen Erscheinungen und Begebenheiten entlehnt; die Monde des Sommerhalbjahres: Ilaga, wo Laub und Blumen kommen; Ilkino, der rechte Blumenmond; Irin, der die wilden Früchte zeitigt; Serula Sanni, wo sich das Rothwild paart; und Hukterbi, der dem Rothwilde neues Haar bringt. Das Winterjahr beginnt, wenn das erste gute Eichhörnchen gefangen wird; mit dem Monde Okri erster Schnee; Mira, wo die kürzesten Tage sind; Geraun, mit merklich zunehmenden Tagen; Okton Kira, wenn die Zobel sich belaufen; Tura, wenn die Seeraben kommen; Schonka, wenn das Eis löcherig wird. Jeder Mond wird in den wachsenden und abnehmenden getheilt; sie werden nur gezählt, nicht genannt (Georgi I. 271).

Die Geschäfte des Jägers sind, wie schon bemerkt, für augenblicklichen Erfolg berechnet; nicht so die des Nomaden. Die Heerde, die dem Jäger Befriedigung seiner Bedürfnisse geben soll, wird von diesem im Allgemeinen betrachtet; er braucht nur zu wissen, ob sie groß oder klein ist; er unterscheidet darin nicht das einzelne Stück, das er ja ohnehin tödten muß, wenn er dasselbe benutzen will. Die Heerde des Hirten wird von diesem stückweise gezählt, und so ist er genöthigt, seine Zahlenbegriffe zu erweitern und fester zu bestimmen; wir finden daher, daß die Polarnomaden weit entfernt gleich den Americanern mit fünf, zehn oder zwanzig abzubrechen, für die Zahlen bis tausend und darüber Wörter haben. So theilt Pallas (R. im russischen Reich III. 56) das Zahlensystem der Ostiaken mit, welches bis tausend reicht.

Der Jäger bedarf zu seiner Arbeit des Tageslichtes; der Hirt ist genöthigt, namentlich auf seinen Zügen, die ihrer Natur nach langsamer sich vorwärts bewegen, zu Zeiten, und zwar in der Polarzone

fast den größten Theil des Jahres die Nacht zu Hülfe zu nehmen, wo er dann seine Wegweiser über sich am Himmel suchen muß. Und so erwirbt er sich ganz von selbst eine für seinen Zweck genügende Kenntniß der Gestirne, die jedoch bei den Lappländern eine kleine Zahl von Constellationen in den verschiedenen Himmelsgegenden übersteigt. Den großen und kleinen Bär, den Orion u. s. w. unterscheidet er durch Namen, die er ihnen selbst giebt, und darnach lenkt er auf Reisen seinen Lauf.

Von den Ostiaken erzählt Erman (R. I. 587) Folgendes: Gegen die Mitte der Station fragte ich einen unserer ostiakischen Begleiter, ob er wisse, wie spät es sey, und sehr richtig ward geantwortet, es sey spät am Abend, jedoch Mitternacht noch nicht völlig heran. Er versicherte, diese Kunde von dem Sternbilde des großen Bären, den er Los, d. h. Elenthier nannte, zu entnehmen. Die zeitbestimmende Wahrnehmung besteht hier darin, daß um die Herbstnachtgleiche bei Sonnenuntergang der Kopf des als Thier gedachten Sternbildes am tiefsten unter dessen Schwanze, aber um Mitternacht in derselben Jahreszeit beide in einerlei Höhe und das Thier auf dem Rücken liegen, während endlich am genannten Tage bei Sonnenaufgang der Kopf am höchsten über dem Schwanze sich befindet. Uns Europäern würde aber dergleichen Uhr höchst unbequem erscheinen, weil der Werth ihrer Sprache mit der Jahreszeit sich ändert und umkehrt, ja an die Stelle der Ostiaken uns denkend, müssen wir ihnen eine nicht geringe Gewandtheit zuerkennen, wenn wir sie z. B. am heutigen Tage (29. Nov.) sich richtig erinnern sehen, daß das herbstliche Mitternachtszeichen nunmehr einem zwischen der 7. und 8. Nachtstunde liegenden Momente zukommt, während das Phänomen für die sechste Morgenstunde der Herbstzeit, heute auf $1\frac{1}{2}$ Uhr Morgens zu deuten ist. Schon bei den Americanern fanden wir die Anfänge der Kunst, Gedanken, Erfahrungen oder Ereignisse für die Zukunft durch Zeichen festzuhalten. Auch den Polarnomaden ist sie nicht fremd, und die Ostiaken z. B. haben Hölzer, in welche sie Notizen über Bezahlungen durch Einschnitte bezeichnen, und welche in den Familien forterben. Außerdem aber hat sich durch den Verkehr der Polarnomaden mit den Russen eine eigene Chifferschrift gebildet, wodurch jenen ihre Verpflichtungen eingeprägt werden. Sie besteht aus sechs verschiedenen Figuren, welche gewisse Quantitäten von Fellen, zum Werth von 5 bis 10 Kopeken und von 1 bis 1000 Rubel andeuten. Während der Verhandlung selbst werden dergleichen Chiffern auf Papier gezeichnet, dann aber als Denkmäler in hölzerne Stäbe geschnitten (Erman II. 268).

Schon oben haben wir die **Poesie** der Lappländer kennen lernen, und Proben der Lieder mitgetheilt, zu denen sie durch gesteigerte Gefühle angeregt werden. Auch bei den Ostiaken finden wir Dichtungen, die stets mit Musik und Mimik begleitet und Eingebungen des

Augenblickes sind. Traditionelle Aufbewahrung solcher Gesänge ist selten, doch soll bisweilen ein und dasselbe Ereigniß mehrere Jahre lang mit Vorliebe behandelt werden, dabei aber auch stets der individuelle Geschmack des Singenden wesentlich umgestaltend einwirken. So erzählte man Erman (R. I. 670), daß, als einst ein Bär die Leiche eines Kindes ausgrub und zerriß, die Ostiaken während mehrerer Jahre den erschütternden Auftritt in ihren Dichtungen schilderten und dabei mit äußerster Treue das Gebrüll des Thieres und seine Gebärden gegen die Verfolger, welche ihm die Leiche abzujagen versuchten, nachahmten.

Bei derartigen Gesängen haben die Ostiaken seit alter Zeit zwei musicalische Saiteninstrumente, von denen das eine kahnförmig gestaltet und mit fünf Saiten bespannt, Dombra genannt wird. Das andere ist größer und hat acht Saiten; es wird Narüiſſa juch chotning genannt, was die Russen durch Schwan erklären*). In den monotonen ostiakischen Melodien wird meist nur der Grundton und die kleine Terz, in seltenen Fällen noch die Quinte hörbar (Erman I. 670).

Eben so momentan ist die Poesie der Jakuten, eben so einförmig die Melodie ihrer Lieder, die nur aus zwei Tönen besteht, die mehrmals so wiederholt werden, daß der höhere auf den tiefern folgt, dann aber am Ende eines versartigen Absatzes einmal in umgekehrter Ordnung. Das Ganze, sagt Erman (II. 298) klingt so traurig, daß ich oft in der Stadt einen lautschluchzenden Menschen zu hören glaubte, während es doch Jakuten waren, welche Gesänge improvisirten. In solchen Gesängen reden die Bäume und andere unbelebte Dinge zu den Menschen.

Unter den Tungusen fand Erman (R. II. 384) einen Gesang, der sehr weit verbreitet und im Munde aller Frauen war. Gedichtet wurde er von einem tungusischen Mädchen, die sich in einen ochotzker Kontora-Kapitän d. h. einen Beamten der russisch-americanischen Handelscompagnie verliebt hatte. Dieser erwiederte Anfangs ihre Neigung, weigerte sich aber dann, sie mit sich zu nehmen.

Eine längere tungusische Erzählung theilt Georgi (R. I. 289 ff.) mit, aus welcher wir den Geist dieser Nomaden deutlicher erkennen werden. Sie lautet also:

„In einem Reiche war der Fürst Dolodai (Fürst der Berge), welcher 2000 Knechte hatte, und in einer Stadt mit einer dreifachen Mauer, die äußere hölzern, die mittlere steinern und die innere eisern, wohnte. An der Thüre seiner Jurte stand eine Säule von

*) Erman erinnert dabei mit Recht an die Tombora der Madjaren und die Gusla, Gans, der Slawen.

Stahl, an welche er sein Prachtpferd band. Er hatte sieben Prinzessinnen, von welchen Suwudangina, die jüngste, ausnehmend schön und jung war. Jede hatte eine Dirne und einen goldnen Wagen, in welchem sie zu ihrem Ergötzen oft nach einem hohen, luftigen Orte fuhren. Einstens kam unvermuthet der Vogel Nogoi geflogen, und führte sie so behende durch die Luft, daß die Dirnen nicht gewahr wurden, wo sie blieben. Nur Suwudangina entkam durch ihre Klugheit. Sie verwandelte sich in einen Adler, und flog zu ihrem Vater, ohne daß Nogoi sie entdecken konnte, weil sie die Wolken vermischte. Sie setzte sich auf die stählerne Säule, an welcher das Prachtpferd angebunden stand. Dieses ward davon scheu, und wieherte so stark, daß viele Jurten der Stadt davon einstürzten, und viele Menschen sinnlos wurden. Der Fürst ergriff seinen Säbel, und wollte den Adler zerhauen. Der Adler aber sagte zum Fürsten mit menschlicher Stimme: Verzeihe, Fürst, und wende dein Herz von deinem Vorhaben, weil ich dir etwas zu sagen habe. Der Fürst bewunderte die Menschenstimme und sagte: rede! Du hattest sieben Töchter und jetzo keine. Die Bestürzung ließ dem Fürsten nicht zu, dem Vogel gleich zu antworten, er sagte aber leise: ho! ihr Mädchen, die ihr die Aufsicht über meine Töchter habt, wo sind meine sieben Kinder? Wir spazierten mit ihnen in anmuthigen Gefilden und spielten, als ein schnell entstandener Sturm uns die Prinzessinnen entrückte; wohin, wissen wir nicht. Der erzürnte Fürst wollte ihnen die Köpfe spalten.

Dein Zorn, mein Fürst, ist vergeblich, sagte der Adler, und wenn du bei ihnen gewesen, hättest du sie nicht retten können. Karatkakan Nojen, ein großer, starker Mann kam aus Abend geflogen, und entführte deine Kinder. Er ist sehr weise, und besitzt ein Pferd schwärzlicher Farbe, schneller, als daß es Wolken und Wind einholen könnten. Ich Adler, deine jüngste Tochter Suwudangina, bin ihm durch meinen Verstand entkommen, und anher geflogen, damit ich vernehme, ob du mich, da ich ihn zu heirathen mich nicht entschließen kann, von ihm zu befreien vermagst, oder einen andern starken Mann wissest, der mit ihm streiten kann? Ich bin alt, war des Vaters Antwort, und wenn ich's auch nicht wäre, könnte ich es doch nicht mit Karatkakan Nojen aufnehmen. Ich habe aber von einem Helden in Mittag gehört, der Kuludai heißt. Bis zu ihm ist es so weit, daß ein Vogel drei Jahre auf dem Fluge und das schnellste Pferd zehn Jahre auf dem Wege zu ihm zu gelangen nöthig hat. Von Kuludai hab ich auch gehört, versetzte der Adler, der ist aber dem Karatkakan nicht gewachsen; weißt du keinen stärkern Helden? In Morgen ist, erwiederte der Alte, ein berühmter Held, der Arsalun Bakschi heißt. Sein Pferd, Schaman Tschagaja, weiß, was in allen Ländern vorgeht; es ist dabei schneller als ein Vogel und selbst der Wind. Bis zum Arsalun ist es aber so weit, daß weder ein Vogel, noch ein gutes Pferd den Ort erreichen kann. Daß dem so

sey, habe ich auch gehört, sagte die Tochter, die ihren Vater um Speise auf den Weg bat, der acht Kameele schlachten ließ, und sie dem Adler gab. Der Adler flog nahe unter und theils in den Wolken, ohne je auszuruhen, sieben Jahre. Wenn die Erde einen weißen Schein gab, glaubte er, es sey Winter, und wenn sie schwarz spielte, hielt er es für Sommer. Auf dem Fluge ward Suwudangina einer prächtigen Jurte gewahr. Bei derselben stand zur Rechten eine stählerne Säule und an derselben sieben gelbliche Pferde. Sie hatten goldene Mähnen, silberne Sattel und Zäume. Auf jedem Sattel lag ein Luchspelz. An der linken Seite der Jurte waren an eine eichene Säule sieben fuchsfarbene, gesattelte Pferde gebunden. Ihre Mähnen waren silbern, die Hufe stählern, Sattel und Zäume silbern. Auf jedem lag ein Pelzkleid von Fuchsbälgen. Der Adler verwandelte sich in einen Bündel Wolle, saß als ein solches auf dem Dache, und sah in eine Jurte. An der rechten Seite des Feuers saßen sieben Jünglinge. Jeder machte einen Pfeil. An der linken Seite des Feuers verfertigten sieben Dirnen ein Pelzkleid mit sieben verschiedenen Silbernähten besetzt. Die Jünglinge überreichten den Jungfrauen die Pfeile, und fragten, ob sie Jemand gesehen, der sauberere Pfeile machen könnte? Sie sind schön, sagten sie, aber Arsalun Bakschi, der in Morgen wohnt, ist so geschickt und stark, daß einer seiner Finger alle euere Kunst und Stärke übertrifft. Die Jünglinge zerbrachen ihre Pfeile, und warfen sie ins Feuer. Als die sieben Dirnen das Kleid fertig hatten, frugen sie die Jünglinge, ob sie je schönere, klügere und geschicktere Mädchen gesehen? Diese antworteten: Ihr seid sehr schön, klug und kunstreich, aber der Fürst Dolodai hat sieben Töchter, von welcher die jüngste, Suwudangina, so viel schöner, weiser und geschickter ist, daß ihr alle nicht mit dem Werthe eines Nagels ihrer Finger zu vergleichen seyd. Sie verbrannten ihr Kleid.

Als Suwudangina dieses gehört, nahm sie wieder die Gestalt eines Adlers an, und floh weiter. Nach einem Jahre bemerkte sie ein Erdbeben, und als sie sich der Erde näherte, erfuhr sie, daß Arsalun Bakschi Pfeile verfertigte. Sie flog dahin, wo die Luft von seiner Arbeit tönte, und sah eine einem Berge gleiche Höhe, deren Kräuter silbern waren, und goldne Blumen trugen. An jeder Seite des Berges war ein See, und dieser statt des Wassers mit Milch erfüllt. Auf dem Berge selbst stand eine prächtige Jurte, die Wände silbern, das Dach golden. In der Jurte saß ein Mann, der einen Pfeil bald fertig hatte, und die Götter bat, daß sie ihm zum Flug für den Pfeil eine Feder bescheren möchten, damit er nie vor seinem Feinde zittern dürfe, und ihm kein reißendes Thier entrinnen könne. Das hörte der Adler, zog sich eine Feder aus der rechten Schwinge, und ließ sie in die Jurte fallen. Arsalun nahm sie, bewunderte ihre Größe, und vollendete seinen Pfeil, wünschte sich aber eine zweite Feder, welche ihm aus der linken Schwinge zu Theil ward. Er sah

in die Höhe, und ward des großen Adlers gewahr. Was bist du für ein großer Vogel? — Du fragst mich, ohne gesagt zu haben, wer du bist. — Ich bin Arsalun Bakschi. — Wenn du Arsalun Bakschi bist, warum verfertigst du denn Tag und Nacht Pfeile? — Weil ich einen Zug in Abend thun will. Daselbst lebt der Fürst Doladai, von dessen sieben Töchtern ich die jüngste heirathen werde. — Ich bin eben die jüngste Tochter Sumudangina. — Bist du es, o so komme zu mir. — Vorher mußt du mir zeigen, daß du Arsalun Bakschi bist. Ich will über neun Hügel fliegen und in den zehnten eine Schwungfeder setzen. Dein Pfeil muß durch neun Hügel fahren und auf dem zehnten die Feder spalten, noch durch fünf Hügel bohren und im sechsten sitzen bleiben. Der Vogel steckte die Feder; Arsalun nahm den Bogen. Der Pfeil durchbohrte neun Hügel, spaltete auf dem zehnten die Feder, fuhr noch durch fünf Hügel und blieb im sechsten stecken, aus welchem ihn der Adler zog, und mit demselben zum Helden flog.

Der Vogel verwandelte sich nun wieder in eine schöne Jungfrau, setzte sich zum Helden in die Jurte, und sprach und schlief mit ihm. Als sie des folgenden Morgens früh aufstanden, kam das Lieblingspferd Arsaluns und frug: Wer ist es, den mein Herr bei sich hat? — Es ist eine schöne Jungfrau, die ich mir zur Gemalin genommen habe. — Du hast keine Gemalin, sondern Gefahr bekommen, erwiderte das kluge Pferd, und wo du leben willst, so befestige deine Jurte mit zwölf eisernen Ketten, und lege deine Kriegskleider und Waffen an. Wenn du nun zu Mittage ein Geschrei und Hagelschlossen, anfänglich wie Schafe, dann wie Kameele groß hören wirst, so gehe nicht aus deiner Jurte, denn dann kommt der Held Karatkakan Nojen. Er wird deine Jurte schlagen und dir Hohn sprechen, aber antworte nichts, sondern bleib in der Jurte. Gehst du heraus, so siehst du deine Gemalin nie wieder. Das Pferd begab sich wieder auf die Weide; Arsalun aber veranstaltete Alles nach dessen Rath, und setzte sich in die Jurte.

Des Mittags bemerkte er ein Erdbeben, und hörte ein Lärmen. Es hagelte; die ersten Schlossen waren nicht kleiner wie Schafe, und die folgenden hatten die Größe von Kameelen; dabei stürmte es so, daß zehn Ketten, welche die Jurte hielten, rissen. Bald darauf kam der Held Karatkakan Nojen, schlug die Jurte erst mit der Peitsche, dann mit dem Spieß, und rief dabei aus: Bist du Arsalun Bakschi, von dem die ganze Welt sagt, daß er beherzt und unüberwindlich stark sey? Jetzt da ich dich feig vor dem Schooße eines Weibes sitzen sehe, halte ich dich für den verzagtesten und elendesten Kerl unter der Sonne. Hörst du nicht, wie schrecklich meine Ankunft ist?

Arsalun konnte nicht länger zuhören, sondern nahm sein Schwert, und ging aus der Jurte. Da er Niemandes ansichtig werden konnte,

kam er zurück, aber seine Gemalin war hinweg. Er rief sein kluges Pferd, setzte sich gerüstet darauf, und ritt davon. Da es ihm nicht geschwind genug lief, schlug er es, worauf es mit ihm über die Gipfel der Bäume und oft den Wolken nahe durch die Luft fuhr. Er traf einen Adler an, der seine Prinzessin in den Klauen hielt; den schoß er mit seinem Pfeile, daß er sich vom Kopfe bis zum Schwanze theilte. Die Prinzessin entfiel ihm, und kam wie er auf die Erde, aber kaum berührte er sie, so wuchsen beide Hälften zusammen, und er flog mit seinem Raube weiter. Der Adler erhielt den zweiten Pfeil, und verlor den rechten Flügel, den er sich aber gleich wieder ansetzte, und so hails er sich durch seine Zauberkunst von allen Wunden, deren er viele erhielt. Arsalun Bakschi verfolgte ihn drei Jahre, im vierten erreichte er des Adlers Wohnung. Seine Stadt hatte eine dreifache Mauer; die äußerste steinern, die mittlere eisern, die innerste stählern. Der Adler verschloß gleich seine Thore, und besetzte sie mit Wächtern. Arsalun nahm seinen Pfeil, der mit der Feder der Prinzessin beflügelt war, und sagte zu ihm: Du mein Pfeil, bist nicht wider meine Feinde gemacht, hilf mir. Er schoß auch die drei Mauern und die Wohnung nieder.

Karatkakan kam auf seinem beßten Pferde aus der Stadt, und sagte: Arsalun Bakschi, gehe in Frieden von mir, wenn du leben willst, denn nicht du, sondern ich bin der erste Liebhaber. Ich habe sieben Prinzessinnen, die ich zu meinen Gemalinnen bestimmt, nach meinem Lager gebracht. Eine entkam mir zwar, aber sie ist doch meine und nicht die deine. Arsalun erwiderte: so lange ich noch Hände, Füße und Leben habe, werde ich nicht abziehen. Wenn mir dieses Alles fehlt, dann erst kannst du meine Braut behalten. Ich verlange, mit dir zu streiten. Das sey, sagte Karatkakan Nojen, auf einer jähen, hohen und so schmalen Meerklippe, daß wir nur kaum mit einem Fuße auf derselben stehen können. Wo du willst, gab Arsalun zur Antwort, ich erscheine. Beide setzten sich auf ihre beßten Pferde, und erreichten den Kampfplatz.

Karatkakan verwandelte sich in einen Hirsch, und Arsalun in eine wilde Ziege. Der Streit war heftig. Der Hirsch hatte das Uebergewicht der Stärke, wenn er aber fiel, stürzte er bis auf den Grund, da hingegen die Ziege sich auf den Klippen erhalten konnte. Nach dreitägigem Streite verstärkten sie ihre Kräfte, der Hirsch ward zum Elenn und die Ziege zum Eber. Der Kampf dauerte wieder drei Tage. Darauf gingen sie als Menschen gegen einander, und erwählten dazu eine Ebene. Sie waren zu Pferde; erst brachen sie Lanzen, dann zogen sie ihre Schwerter, und weil Alles zerbrach, nahmen sie ihre Peitschen. Als auch diese zerstört, stiegen sie von den Pferden, und kämpften ohne Waffen. Es dauerte drei Jahre, und keiner vermochte den andern zu tödten.

Die Pferde mischten sich endlich in den Streit. Arsaluns Pferd sagte: Mein Herr wird den Nojen nicht tödten, weil er sehr stark und unsterblich ist; ich weiß aber seinen Tod. Hinter dreißig Meeren ist eine Insel, auf der wohnt seine Schwester, die seinen Tod bewacht. Er ist in einem Pfeile, und der Pfeil in einem Kasten und der Kasten immer in der Hand seiner Schwester. Ich will sehen, daß ich den Pfeil erhalte. Nojens Pferd sagte seinem Herrn fast dasselbe. Ich weiß Arsaluns Tod. Er ist in einer stählernen Säule bei seiner Jurte, an die er sein bestes Pferd bindet. In der Säule ist eine Säge und in der Säge der Tod. Beide machten sich auf, den Tod des Feindes zu holen. Als Arsaluns Pferd über dreißig Meere und auf die Insel, auf welcher die Jurte der Schwester Nojens lag, gekommen war, lief es auf der Insel so stark, daß die Jurte der Schwester von der Erschütterung umfiel. Die Schwester wollte die Jurte ergreifen, darüber entfiel der Kasten mit dem Pfeile ihren Händen. Das Pferd zerbrach den Kasten, und lief mit dem Pfeile im Maule davon. Nojens Pferd zerbrach Arsaluns Säule, und brachte die Säge im Maule. Als beide Pferde ihren Herren zugleich nahe kamen, wollte ein jedes das erste seyn; das Pferd des Arsalun gab aber Nojens Pferde mit dem Hinterfuße einen Schlag, daß ihm davon die Todessäge aus dem Maule fiel, die Arsaluns Pferd ergriff, verschlang, und so mit dem Pfeile zu seinem Herrn kam. Mit demselben tödtete Arsalun Bakschi den Karatkakan Nojen, ging in Nojens Stadt, nahm zuvörderst seine Gemalin, dann die Gemalinnen des Nojen, seine Knechte und Heerden, und lebte sehr berühmt."

Dieß sind denn die Erscheinungen, welche der Uebergang aus dem Zustande der Jägervölker in den des Hirtenthums mit sich bringt.

Die Geschichte

dieser Völkerstämme bietet dieselben Thatsachen dar, welche wir bei den Jägern der Polarzone fanden; sie ist ganz passiver Natur. Die Völker bewegen sich in ihren uralten Gränzen so lange ruhig hin und her, bis fremde Gewalt sie nöthigt, einen anderen Aufenthalt zu suchen; sie sind durchgängig friedfertiger Natur, und so kommt es denn, daß die Nomaden der Polarzone Sibiriens von einer Handvoll Leute bezwungen und von wenigen Beamten im Zaume gehalten werden können*). Nicht anders ist es mit den Lappen, die ohne Kampf und Widerstand ihren germanischen Nachbarn fast zu gleicher Zeit bekannt und unterthan wurden. Die Fremden treten dann an die Stelle der alten

*) Ueber die Eroberung Sibiriens durch Jermak Timofejew seit 1578 s. Ferd. Heinr. Müller der ugrische Volkstamm I. 1. S. 95. Es ist eine Geschichte der Russen in Sibirien, daher wir hier, wo es sich um die Nomaden handelt, das Detail der Eroberung weglassen können.

Stamm- und Familienoberhäupter, und finden denselben Gehorsam, der diesen zu Theil wurde. Da ihre Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten durchaus Früchte der climatischen Beschaffenheit des Landes sind, so bleiben die Stämme denselben auch überaus anhänglich, und verändern sie im Wesentlichen nicht, obschon sie neue Verbesserungen hinzufügen, wie sie denn neben dem Bogen und Pfeil die Flinte, neben den alten Göttern auch neue angenommen haben.

Die passiven Hirtenstämme der gemäßigten Zone.

Wir sahen bisher die passiven Hirtenvölker als vereinzelte Stämme in einem geräumigen, ungeheueren Landstriche, kämpfend mit den Feindseligkeiten des Polarclimas, umherziehen, und durch die Jagd ihr Hirtenleben unterstützend. Wir wenden uns jetzt zu den Hirtenstämmen, welche in einem milderen Clima ein herumziehendes Leben führen.

Es sind dieß die mongolischen Völkerschaften, welche das mittlere Asien vom schwarzen und kaspischen Meere bis zu der östlichen Seeküste zwischen den sibirischen Gränzen des russischen Reiches und denen von China seit uralter Zeit in derselben Weise bewohnen. Je näher dem kaukasischen Gebirge, desto mehr sind sie mit türkisch-tatarischen Elementen gemischt, die aber auch — wie wir später sehen werden — bis in den fernen Osten gedrungen sind. Zunächst dem kaspischen Meere, am Ausflusse der Wolga, finden wir Ueberreste der Kalmyken in alter Weise verharren*). Zwischen diesen und den östlichen Mongolen sind die Horden der Kirgisen eingedrungen, ein kriegerisches turkotarisches Volk, das durch kühne Raubzüge den Frieden der Nachbarn stört. Die eigentliche große Mongolei wird von Hyakinth**) in drei Gebiete geschieden, das südliche und nördliche Bergland, wo an Gewässern und Wald kein Mangel, welche den mittleren Landstrich, das Daʒʒi und Schamo, einschließen. Die östliche Hälfte der Schamo ist neben anstehendem Gesteine mit Kies, Sanderde und Salzgründen bedeckt; Flugsand ist selten. Die westliche Hälfte dagegen besteht aus morastigen Ebenen, größtentheils aber aus tiefem Flugsand. Wasser ist hier sehr selten; Süßwasser-Bäche und Quellen fehlen, und salzige Seen sind sparsam verstreut. Wilde Aprikosenbäume, der sibirische Erbsenbaum und wenig niedriges Gestripp

---

*) Die Schilderung dieser Steppen siehe bei Pallas Reise im südlichen Rußland mit Abbildung. Goebel Reise in den südrussischen Steppen. Zwick Reise in den Kalmykenhorden des ostroch. Gouv. S. 21 ff. Bergmann nomad. Streifereien unter den Kalmyken II. 25.

**) Mönch Hyakinth (Bitschurin) Denkwürdigkeiten über die Mongolei; a. d. Russ. von Fr. v. d. Berg. Berlin 1832. S. 107 ff.

nebst undichtem, dürftigem Grase bilden die Vegetation. Vom Frühlinge bis zum Sommer, so lange kein Regen fällt, ist die Gegend vollkommen ausgedörrt.

Diese Gegenden aber enthalten in dem Schafe, Kameele, dem Rinde und dem Pferde die dem Menschen nützlichsten Thiere, welche durch ihren Trieb, heerdenweise beisammen zu leben, sowie durch ihre natürliche Zuneigung zum Menschen, durch ihre Gelehrigkeit nicht unbedeutenden moralischen Einfluß auf ihre menschlichen Nachbarn geübt haben. Das zahme Schaf, das climatisch fast eben so weit verbreitet wie der Hund ist, indem es in Island wie unter dem Aequator ausdauert, ist vorzugsweise in der großen Mongolei zu Hause, wo man denn auch seine eigentlichen Ahnen, das asiatische oder sibirische Schaf (Ovis Ammon s. Oken Zool. IV. S. 1335) in Rudeln beisammen lebt. Es nützt dem Nomaden namentlich durch seinen Pelz und seine Wolle, und gewährt ihm vorzugsweise die Kleidung. Das Kameel oder Trampelthier (Camelus bactrianus, s. Oken das. S. 1269) mit zwei Höckern, das die Kälte gut verträgt und mit schlechtem Futter sich begnügt, ist vorzugsweise als Lastthier brauchbar, außerdem eignet sich sein Haar zur Herstellung von Filzen und Geweben; in den Steppen ersetzt es durch seinen Mist das Brennholz. Das Rind, gleichfalls in Mittelasien heimisch, ist unstreitig das nützlichste aller Thiere, und dient durch seine Kraft, seine Milch, wie durch sein Fleisch, seine Haut und Gehörn. In gleicher Weise wird das Pferd von den Mongolen benutzt, welche fast alle ihre Bedürfnisse aus der Thierwelt entlehnen, indem sie die Pflanzenwelt kaum anders als zur Farbebereitung, zu Aufgüssen, Getränke und als Heilmittel, nicht aber zur wesentlichen Nahrung benutzen.

Die körperliche Beschaffenheit

der mongolischen Völker zeigt dieselben Formen, wie die ihrer polarischen Nachbarn, nur in größerem Maßstabe. Die Kalmüken, wie die Ostmongolen sind von mittlem Wuchse, hager, jedoch stark und kräftig, und untersetzt. Die Füße sind klein, die Waden dünn, die Beine gekrümmt, da sie stets mit untergeschlagenen Beinen sitzen, und einen großen Theil ihres Lebens auf den Pferden zubringen. Der Kopf ist verhältnißmäßig sehr groß, die Stirn schmal, die Backenknochen treten sehr hervor, die Nase ist klein und platt, die fleischige Oberlippe ragt über die untere heraus, das breite, kurze Kinn tritt zurück*). Die Zähne sind vortrefflich. Das Charakteristische der kalmykischen und aller mongolischen Gesichter, sagt Pallas**), sind die gegen

*) Bergmann II. 47 ff. Hyakinth S. 124.

**) Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. St. Petersburg 1776 2 Theile 4. (Th. I. S. 99).

die Nase zu etwas schief abwärts laufenden und flach ausgefüllten Augenwinkel, schmale, schwarze, wenig gebogene Augenbraunen, eine besondere Bildung und Breite der kleinen und platten Nase gegen die Stirn zu, nebst den erhaben stehenden Backenknochen, bei einem runden Gesichte und Kopfe. Allgemein sind ferner schwarzbraune Augensterne, breite und fleischige Lippen, ein kurzes Kinn, und sehr weiße, bis ins Alter feste und gesunde Zähne. Es ist merkwürdig, daß durch die Vermischung der Russen oder Tataren mit kalmykischem und mongolischem Geblüt, welche hauptsächlich in den südlich vom Baikal gelegenen Gegenden von Sibirien selbst durch die Ehe geschieht, gemeiniglich Kinder mit angenehmen und oft sehr schönen Gesichtern geboren werden, die Vermischung mag von väterlicher oder mütterlicher Seite geschehen seyn. Dahingegen sind Kinder von ursprünglich kalmykischer oder mongolischer Geburt im zarten Alter und oft bis ins zehnte Jahr von Gesicht höchst unförmlich und aufgedunsen, von kakochymischem Ansehen, bis sie durch das Auswachsen wohlgebildeter werden. Die Kalmyken aber halten fast durchgängig dasjenige Gesicht für das schönste, welches die ihrer Nation eigene Ausbildung im höchsten Grade besitzt.

Die Hautfarbe der Mongolen ist gelbbraun; neugeborne Kinder und vornehme Frauen sind oft sehr weiß; die Männer aber, die von Jugend auf ziemlich nackt in der Sonnenhitze und in dem Rauche der Filzhütten umherlaufen, sind sehr gefärbt. Die Wangen sind nicht farblos, wie bei den Americanern, sondern oft roth durchschimmernd. Schande röthet die kalmykischen Wangen nicht stärker als gewöhnlich, aber Furcht und Schrecken machen sie blässer (Bergmann Streifereien II. 54) *).

Das Haar ist durchgehends schwarz, und so bringen es auch die Kinder mit an das Licht; andere Farben sind sehr seltene Ausnahmen; Kinder aus der Ehe burätischer Weiber mit Russen haben pechschwarze Haare wie ihre Mutter. Der Bart ist bei sämmtlichen Mongolen sehr schwarz, und wächst gemeiniglich ziemlich spät, wird auch durch Raufen und Scheeren noch mehr vertilgt. Die Männer tragen einen schwachen Schnurrbart (Pallas Nachr. I. 100). Die Haare am übrigen Körper werden ebenfalls vertilgt.

Die körperlichen Sinne sind bei den Kalmyken nicht minder ausgebildet, wie bei den wilden Jägervölkern. Geruch, Gehör und Gesicht sind vor allem überaus scharf. Sie riechen bei ihren Zügen ein Feuer oder ein Lager auf große Entfernung. Viele wissen, wenn sie in einen Fuchsbau oder in eine andere Thierhöhle riechen, zu sagen, ob das Thier anwesend sey oder nicht. Das Gehör entdeckt ihnen in noch viel größerer Entfernung das Getöse von trabenden Pfer-

*) Die rothen Wangen der Mongolen kennt auch der Mönch Hyakinth. S. 125.

den und die Gegend, wo ein Feind zu vermuthen, oder wo eine Heerde und einzeln verirrtes Vieh anzutreffen ist, wenn sie sich platt auf die Erde niederlegen und ein Ohr dicht an den Boden halten. Am meisten geübt sind jedoch die Augen, die in unglaublicher Entfernung aufsteigenden Staub von Vieh oder Reitern bemerken, so schwer auch die sonderbare Wallung der Oberfläche und der darüber schwebenden Dünste, welche in der Steppe bei heiterer Luft und großer Hitze bemerklich ist, dieß oft im Sommer macht. Ein gemeiner kalmykischer Hirt entdeckte bei einem Heerzuge von einer kleinen Höhe in einer nachmals auf 30 Werste geschätzten Entfernung den Rauch und Staub eines feindlichen Heeres. Mit geübtem Auge verfolgt der Kalmyke eine Spur auf dem Boden, auf verwehtem Schnee oder Sande, in Sumpf und in Rasen, und schätzt das Alter derselben richtig ab (Pallas Nachrichten I. 100). Die Haut der Mongolen ist stark und gegen Hitze und Kälte gleich abgehärtet. Die Muskelkraft ist ausgebildet.

Die geistigen Kräfte

der Mongolen zeigen uns einen durch das Nomadenleben hervorgebrachten wesentlichen Fortschritt. Der Grundzug der passiven Rasse, das Streben nach Ruhe, den wir bei allen bisher von uns betrachteten Völkern fanden, ist auch bei den Mongolen unverkennbar. Die Neigung zum Müssiggange ist allerdings vorhanden und zwar vorzugsweise bei den Männern; allein eine natürliche Neugierde und Munterkeit mäßigt jenen Hang zum Nichtsthun eben so sehr, als die Pflege ihrer Thiere sie abhält, jenen Träumereien sich hinzugeben, die das höchste Glück des gesättigten americanischen Jägers ausmachen. Pallas (Nachr. I. 103) erkennt an den Mongolen guten, natürlichen Verstand, viel Gedächtniß und große Fertigkeit, alles zu erlernen. Sie lernen das Russische, leicht und sprechen es gut aus. Sie sind nächstdem freundlich gegen Jedermann, sehr dienstfertig, dabei aber sorglos, leichtsinnig, allen sinnlichen Genüssen ergeben, leichtgläubig, auf der andern Seite sehr argwöhnisch und überaus listig und verschlagen. Ihr heiterer, froher Sinn wird durch Widerwärtigkeiten nicht leicht gebrochen, daher sind auch Zänkereien sehr selten. Wahrer Muth fehlt ihnen gänzlich, und gleich den Lappen suchen sie dem Feinde mehr durch Ausweichen zu entgehen. Sind sie jedoch einmal unterjocht, dann lassen sie sich in Schaaren vereinigen, die durch ihre Anzahl furchtbar werden.

Die Grundlage des Lebens der mongolischen Völker ist

die Viehzucht,

die sich auf Pferde, Rinder, Schafe und Kameele erstreckt, und die oft zu Tausenden vorhanden sind*). Zum Bestehen einer Familie

*) Pallas Nachr. I. 116. Bergmann Streifereien II, 64.

reichen zehn Kühe mit einem Stiere und acht Stuten mit einem Hengste hin.

Die Pferdezucht ist namentlich bei den Kalmyken die vorherrschende. Die Pferde sind hoch und leicht von Gliedern, nicht schön von Gestalt, wild und sehr flüchtig, nicht bösartig, aber scheu; zum Ziehen sind sie zu schwach, zum Reiten aber vortrefflich, da sie stundenlang den Galopp aushalten, und mit schlechtem Futter sich begnügen. An ordentliche Fütterung sind sie nur schwer zu gewöhnen; viele sind von Natur gute Paßgänger; sie haben einen kleinen harten Huf, der nie beschlagen wird. Sie sind stets gesund, und leben ganz naturgemäs. Unter den Wolga-Kalmyken findet man noch Besitzer von drei- und viertausend Stück Pferden.

Der größte Theil der Hengstfüllen wird auf einfache Art zu Wallachen gemacht, und den Füllen bei dieser Gelegenheit zugleich die Nasenlöcher aufgeschlitzt, um ihnen mehr Luft zu machen. Die Hengste sind zu keiner Zeit von den Stuten abgesondert, damit es nie an säugenden Stuten und Milch gebreche; auf einen Hengst rechnet man zehn bis höchstens siebenzehn Stuten, er ist der Führer der Heerde, und vertheidigt sie herzhaft gegen Wölfe.

Die Füllen werden zum Reiten ohne Zaum gezähmt. Das Füllen wird, bevor es zwei Jahre alt ist, mit der an einer langen Rohrstange befestigten Schlinge gefangen, und sein Leib mit einem starken Gurte geschnürt, an welchen sich der Reiter halten kann. Will es nicht aufsitzen lassen, so legt man ihm Schlingen um die Füße, zieht es zu Boden, und läßt den Reiter aufsteigen. Dann befreit man die Füße des Thieres, und nun läßt man es in der freien Steppe so lange rasen, bis es ermüdet ist. Der Reiter hält sich fest, und so wie das Pferd zu ermatten beginnt, treibt er es mit der Peitsche so lange an, bis die Kräfte desselben erschöpft sind. Das Pferd wird dann gesattelt und gezäumt und noch einige Zeit gemächlich geritten. Die Jagdpferde finden Vergnügen daran, gleich den Hunden, den Hasen und wilden Ziegen, den Füchsen und Wölfen nachzurennen und durch alle Windungen diese Thiere zu verfolgen (Bergmann Streifereien II. 75).

Die Stuten werden täglich Morgens und Abends gemolken; man sondert einige Stunden vorher die Füllen von ihnen ab, indem man sie an Stricke bindet; vor dem Melken müssen sie jedoch einige Augenblicke saugen. Das Pferdefleisch gilt für einen Leckerbissen; man schlachtet jedoch nur unfruchtbare Stuten und alte, unbrauchbare Pferde.

Die Rinder der Kalmyken sind meist klein, aber fett, nur die Derbetischen zeichnen sich durch ihre Größe aus. Die Farbe der Thiere ist meist roth oder rothfleckig; sie sind meist schön gehörnt. Man behält mehr Stiere, als zur Zucht nothwendig sind; haben sie die gehörige Größe erreicht, so werden sie gelegt und als Lastthiere benutzt.

Auf einen Zuchtstier werden gemeiniglich 50 Kühe gerechnet. Wegen der Rinderheerden suchen die Kalmyken solche Gegenden zum Winteraufenthalte, wo viele Schilfstrecken sind, weil sich das Rindvieh nicht in den trocknen Triften von den Pflanzenüberresten ernähren, und nicht wie die Pferde den Schnee mit den Hufen wegscharren kann. Die Kühe geben ihre Milch nur, wenn die Füllen zugegen sind, die denn auch deshalb immer in der Nähe der Zelte gehalten werden, und nur des Nachts frei saugen dürfen. Die Mütter weiden in der Nähe; sollen sie gemolken werden, so treibt oder ruft man sie herbei. Die Kühe melkt man täglich nur zweimal, während die Stuten aller zwei Stunden ihre Milch hergeben müssen. Ist das Kalb gestorben, so zeigt man der Mutter den ausgestopften Balg. Widerspänstigen Milchkühen treibt man einen hölzernen Pfropf in den Mastdarm. Den Tragochsen wird bisweilen ein Holz durch die Nase gezogen, um sie daran zu lenken. Die Mongolen des Ostens halten auch Reitochsen, die förmlich gesattelt und gezäumt werden.

Die Schafe der Kalmyken sind größer als die europäischen, haben krumme Ramsköpfe, große hängende Ohren und gewaltige Fettschwänze. Die Wolle ist grob, mit Haaren untermengt, von Farbe weiß, schwarz oder rothbraun, und nur am Kopfe gefleckt, der bei den Mutterschafen meist ohne Hörner ist. Auf 100 Mutterschafe hält man einen Widder. Die Milch wird weniger benutzt, aber das Schaffleisch ist eine dem Pferdefleische gleich geschätzte Speise. Zum Melken koppelt man die Schafe in einen Kreis, mit den Köpfen nach einwärts, und nimmt ihnen dann der Reihe nach die Milch, die vorzüglich zum Käsemachen benutzt wird.

Das Fell benutzt man zu Pelzen, die Wolle, die man jährlich zweimal, im Frühjahre und Herbste mit großen zweischneidigen Messern abnimmt, dient vorzüglich zu Filzen. Geschätzt sind die Felle der frühgeworfenen zarten Lämmer, welche die Kalmyken Churuscha nennen, und die bei uns unter dem Namen Baranken vorkommen.

Die Schafe bedürfen eben so wenig als die Pferde einer Pflege; sie scharren ihre Nahrung unter dem Schnee vor, und werden nur im Winter etwas mager. Sie können bequem in einem Tage einen Weg von 30 Werst zurücklegen. Man schlachtet die Schafe dadurch, daß man ihnen eine Seite an der Oberlippe aufschneidet, mit der Hand durch die Oeffnung fährt und die Luftröhre zuhaltend, dieselben erstickt. Räude und Pocken kommen bei den Schafen zuweilen vor.

Ziegen werden in geringer Anzahl gehalten; sie sind meist buntfleckig, an den Schenkeln langhaarig, oft ungehörnt, und mit Hängeohren. Bei den Mongolen und Buräten dagegen findet man zahlreiche Ziegenheerden; die Thiere sind kleiner als die der Kalmyken, aber sehr haarreich (Pallas Nachr. I. 179).

Die zweibucklichen Kameele gelten bei den Kalmyken als ein Zeichen des Reichthums, erfordern auch bei weitem mehr Pflege als

die Rinder und andere Heerdenthiere. Im Winter muß man sie mit alten Filzen und Matten bedecken, auch Wände und Dächer von Schilf aufrichten, um sie vor Sturm und Frost zu schützen. Dennoch sterben sehr viele, da sie oft von kleinen Verletzungen und Stößen tödtliche Schäden bekommen, auch mancherlei Krankheiten unterworfen sind. Im Frühjahre sind sie sehr schwach und mager. Um das Thier zu lenken, wird ihm ein Strick durch die Nase gezogen; wird er abwärts gerückt, so läßt es sich zur Erde, und erhebt sich, wenn er aufwärts geworfen wird. Alte Kameele legen sich auf den Zuruf: tschuk, tschuk. In der Brunstzeit sind die Thiere überaus unbändig, und beißen und schlagen heftig. Auf einen Kameelhengst rechnet man 20—40 Stuten, die sich durch eine große Zärtlichkeit gegen ihre Jungen auszeichnen, die verlaufenen ängstlich rufen, die gestorbenen laut beklagen, ja beweinen. Zuweilen kommt es vor, daß eine Kameelstute ihr Junges verstößt; die Mongolen und daurischen Tungusen wenden dann folgendes seltsame, aber von Pallas (Nachr. I. 177) verbürgte Mittel an. Sie binden das junge Kameel an einen eingeschlagenen Pflock und die Mutter einige Klaftern davon an einen anderen. Darauf setzt sich Jemand mit der Geige Chur dazu, und stimmt die kläglichste Melodie an, die nur zu erdenken ist, und deren Ton mit der Klagestimme eines jungen Kameels große Aehnlichkeit hat. Während derselben wird das alte Kameel zuerst aufmerksam, blickt unablässig nach seinem Füllen, läßt endlich große Thränen aus den Augen fallen, und sucht sich loszureißen. Alsdann darf man es nur freilassen, und es wird sein Füllen wieder säugen und nicht leicht verlassen.

Vom Kameele benutzt man vorzugsweise Milch und Wolle. Erstere ist dick, öllig und salzhaft, besonders wenn sie auf salzige Weide gehen, wo dann sogar ihr Schweiß einen Salzbeschlag auf der Haut zurückläßt, den die Schafe begierig ablecken. Mit dem Kameelhaare werden Matrazen und Kissen gestopft, auch wird es zu Stricken, Schnüren und Filzen verwendet. Zum Reiten taugen sie wegen des schweren Trittes nicht.

Diese Heerden nun bieten dem Mongolen den größten und wesentlichsten Theil aller seiner Bedürfnisse dar, Nahrung, Kleidung, Wohnung und Geräthschaften, wie sie denn seine ganze Lebensweise bestimmt und geordnet haben.

Die Viehzucht nöthigt die Mongolen, ihre Wohnplätze von Zeit zu Zeit zu verändern, um den Heerden frische Weide zu suchen, wenn eine Gegend kahl gehütet ist. Alle diese Völker haben bei ihren Wanderungen zugleich den Vortheil, daß sie den Winter in südlichen und sonst wärmer gelegenen Gegenden zubringen können, wo der Schnee nicht tief fällt, auch nicht so lange liegt, und dem Viehe leichter Nahrung verschafft werden kann. Gegen den Juni, oder noch früher, verdorrt auf den südlichen Steppen alles Gras, und diese Zeit

bringen die Mongolen in den nördlicheren Gegenden zu, wo das Gras in Fülle steht. Die torgotische Kalmykenhorde hatte seit dem 17. Jahrhunderte die Wüsteneien zwischen der Wolga und dem Jaik inne, welche ganz für das Nomadenleben geeignet waren. Die häufigen Schilfbusen des kaspischen Meeres, und die Ufer des kamysch-samarischen Sees, so wie die südliche, schneelose Gegend der kumischen Steppe, gaben ihnen unter einem südlichen Himmelstriche den sichersten Winteraufenthalt. Von da begleiteten sie den Frühling in die etwas nördlicher gelegenen Gegenden, und hatten in den grünenden Thälern der langen Sandstrecke Naryn und zwischen den Sandbergen an der unteren Wolga eine frühe und fette Weide und treffliches Wasser in Brunnen, die kaum zwei Ellen tief sind. Im Sommer zogen sie bis an den Irgis und die Samara, und wenn alle höheren Steppen zu verdorren anfingen, hatten sie zu Ausgang des Julius in den weiten Niederungen an der Wolga frische Wiesen, die sie bis in den spätesten Herbst nutzten. Um allen Unordnungen und Streitigkeiten vorzubeugen, hatten sich die Fürsten wegen der Gegenden, in welchen sie mit ihrem Volke hin- und herzogen, auf alle Jahreszeiten verglichen. Bambars Ulus blieb stets an der Ostseite der Sandwüste Naryn; die chauische Horde hatte die Westseite und zog zum Winter in die kumische Steppe. Der Chan pflegte sein Hoflager für den November in der Niederung von Sastikol, bei dem Grunde Zagan-Aman zu nehmen, weshalb diese Gegend von Niemand abgehütet werden durfte. Alsdann war am gedachten Orte für die Kaufleute der beste kalmykische Markt, bis die Wolga mit Eis belegt wurde, und die Horde an den Kumafluß ziehen konnte. Die Derbeten hielten sich meist zwischen Don und Sarpa auf. Die wolgäschen Kalmyken müssen jetzt in der Steppe zwischen Don und Wolga bleiben. Sie überwintern in den unteren Gegenden der beiden Flüsse auf den Niederungen, so wie an den Steppenflüssen Mamytsch und Kuma, auch bis an die kaspische See. Im Frühlinge ziehen sie sich zeitig längs dem Don, und im Herbste auf die Niederungen der Wolga und Sarpa, und nähern sich im October und November den Winterweiden.

Die Steppen haben wenig Bäche und süße Seen, sind also für Ackerbauer nicht günstig. Die Kalmyken wissen am Riedgrase und Schilfhalmen auf trockener Steppe die Gegenden gut zu unterscheiden, wo Quellen verborgen sind. An solchen Orten haben sie zahlreiche Wassergruben oder Brunnen gegraben, die sie nach besonderen Benennungen kennen und genau zu finden wissen. Viele dieser Brunnen, die nicht tief gegraben und nicht eingefaßt werden, trocknen im Sommer aus; andere haben nur Salzwasser, so daß das Vieh oft meilenweit zur Tränke getrieben werden muß *).

*) S. Zwick Reise S. 31. 36.

Wenn nun eine Kalmykenhorde wandert, welches im Sommer aller 4, 6 bis acht Tage geschehen muß, werden erst Leute vorangeschickt, die für den Fürsten, den Lama und die Götzenhütten die besten Plätze aussuchen, worauf diese Befehl zum Aufbruch geben. Sie brechen dann selbst zuerst auf, und das Volk zieht nach, und wählt sich seine Plätze. Schon Abends vor dem Aufbruche wird das meiste eingepackt, auch, wenn das Wetter gut ist, die Hütte abgebrochen. Die Gitterwände werden zusammengeschoben, die Dachstangen in vier oder mehrere Bündel zusammengebunden, die man an jeder Ecke mit einer Kappe von Filz versieht; eine gemeine Hütte von vier Gittern wird auf zwei Stiere oder ein Cameel gepackt, an größeren haben zwei und mehrere Cameele zu tragen. Früh beim Aufbruche treiben die Männer das Vieh zusammen, die Weiber satteln die Pferde, und packen mit Hülfe der Männer und Kinder alles auf. Zu unterst auf das Lastthier kommen die Filze zu liegen, die Gestellstücke werden auf beide Seiten gehängt, und darauf noch allerhand Bündel, Kistchen und Hausrath gepackt. Auf die Cameele wird zu oberst der Rauchkranz gesetzt; das gute Gepäck der Reichen wird mit bunten Filzen oder Teppichen behängt, und alles zierlicher gepackt, auch den Lastthieren Schellen oder Glocken angebunden. Im Zuge werden die Cameele hinter einander gekoppelt und geführt, die Stiere aber getrieben. An solchen Tagen legen Weiber und Mädchen bessere Kleider an, und schmücken sich aufs Beste. Sie müssen mit den Knaben die Heerde treiben. Säugende Kinder tragen die Mütter vor sich auf dem Pferde, größere hängen in tiefen Körben an den Seiten der Cameele oder Stiere. Sobald sie aber können, müssen sie selbst reiten. Vornehme Kinder reiten alsdann auf besonderen Sätteln, welche auf vier gabelförmig von einanderstehenden Armen einen Himmel mit seidenen Vorhängen, auch gepolsterte Leisten zwischen den Dachsäulen haben, so daß das Kind nicht herabfallen kann. Man giebt ihnen zahme Pferde, welche die Mutter oder ein Verwandter am Zügel führt. Die Männer zeigen ihrer Familie den Ort des Lagers an, und reiten voraus, um zu jagen, und nur bei schlimmen Wege bleiben sie beim Zuge (Pallas Reise I. 122 ff. dazu Zwick, der mit der Erdenischen Heerde reiste, S. 64).

Die Kalmyken und Mongolen sind durchgehends treffliche Reiter, schon dreijährige Kinder werden auf zahme Füllen gesetzt, und damit sie sich ans Schließen gewöhnen, sind vorn und hinten auf den Sätteln kreuzförmig übereinander gelegte Stäbe befestigt, die ihnen zur Unterstützung dienen, während Vater und Mutter nebenher reiten. Sechsjährige Knaben galloppiren mit den Alten um die Wette, und achtzigjährige Matronen reiten 30 und mehrere Werste, ohne auszuruhen. Selbst Wöchnerinnen und Kranke sieht man zu Pferde.

Die Sättel der Kalmyken sind sorgsamer gearbeitet, als die der Nordamericaner (s. o. Th. II. S. 73). Sie nehmen zur Grundlage

das festeste Holz, das man von den benachbarten Kaukasiern kauft. Vorn und hinten werden Erhöhungen ausgeschnitzt; das Vorderholz ragt gerade auf, das Hinterholz biegt sich unterwärts. Das Holzwerk wird oben mit Saffian oder schlechtem Leder überleimt, und bei guten Sätteln noch mit einem Lederüberzuge versehen. Unter den Sattel werden einige dazu vorbereitete Filzdecken auf das Pferd gelegt. Der Sattelgurt ist am hinteren Ende des Sattelholzes, das durch Schwanz- und Brustriemen festgehalten wird, da der Sattelgurt nur locker angelegt ist. Auf den Sattel wird noch ein mit Federn gefülltes Lederkissen gegürtet. Die Steigbügel sind wie bei uns. An den Sätteln reicher Damen, die übrigens eben so gebaut sind, wie die Männersättel, ist Schwanz- und Brustriemen oft mit Silberplatten und bunten Steinen besetzt, auch hängt um den Hals des Pferdes eine Art Halsband mit runden Schellen. Beim Aufsetzen umwickelt man den Mittelfinger der linken Hand mit einem Büschel Mähnenhaar, und schwingt sich, ohne den Nacken zu berühren, in den Sattel. Der Kalmyk steigt stets von der linken Seite auf. Die Steigbügel sind so kurz wie möglich, der Fuß wird bis aus Gelenk hineingeschoben, das stark gebogene Knie ragt über den Sattel hinaus, und die Ferse schmiegt sich an zwei lederne Seitenblätter, die bunt bemalt bis zum Steigbügel herabreichen (Bergmann, Streifereien II. 174 ff.).

Die Nahrung

der Kalmyken ist, wie bei den bisher betrachteten Völkern, vorzugsweise der Thierwelt entlehnt, bei weitem aber mannigfaltiger. Rohes Fleisch wird nicht verzehrt, wohl aber findet sich bei den Burâten die Sitte, das Mark aus den Knochen des frisch erlegten Rothwildes roh auszusaugen, wie auch die Hoden der frisch geschlachteten Lämmer, Kälber und Widder roh als einen besonderen und stimulirenden Leckerbissen zu verzehren.

Das Fleisch wird in der Regel in Kesseln über dem Feuer, aber ohne Salz, gekocht, wobei freilich nicht die reinlichste Zubereitung Statt findet, indem Haare von den Filzen, worauf es gelegen, und anderer Unrath in der Fleischbrühe herumschwimmen. Da der Mongole sehr sparsam und durchaus nicht so gefräßig ist, wie seine nordischen Nachbarn, so wird alles, was nur einigen Nahrungsstoff enthalten könnte, sorgfältig gesammelt und mit aufgetragen. Aus gleichem Grunde reinigt man auch die Gefäße nicht, da der darin verbleibende Ueberrest ungenossen verloren gehen würde.

Um die Heerde zu schonen, wird nur selten ein Stück geschlachtet, dagegen werden die meisten wilden Thiere der Steppen, Murmelthiere, Zieselmäuse, Biber, Dachse, Ottern, Luchse gejagt und gegessen. Nur Hunde, Wiesel, Füchse und den Wolf nebst den Raubvögeln verschmä-

ben sie. Wilde Schweine, Pferde, Steppenziegen, Rehe, dann gefallene Pferde, Cameele und andere Heerdenthiere werden gegessen, und selbst die Nachgeburt des Viehes nicht verschmäht. Von Heerdenthieren schlachtet man fast nur Schafe, außerdem nur kranke Thiere.

Den Ueberfluß an Fleisch schneidet man in schmale Riemen, und trocknet diese an der Luft oder bei kleinem Rauchfeuer in den Hütten. Das Blut der geschlachteten Thiere wird in Därme gefüllt und zu Wurst gekocht.

Gebraten wird nur auf Reisen, wenn das Kochgeschirr nicht zur Hand ist. Das Fleisch wird an einem hölzernen Spieße ans helle Feuer gehalten und fleißig gewendet.

Alles, was die Steppe an eßbaren Wurzeln und Kräutern darbietet, wird sorgfältig gesammelt und zur Speise, zur Würze oder zu Aufgüssen und Getränken benutzt; so essen sie namentlich die Wurzeln von Chaerophyllum bulbosum, Alisma plantago aquatica, Scorzonera graminifolia, Sagittaria und Typha.

Bei den Mahlzeiten wird das gekochte Fleisch mit Schaum und Brühe in Trögen aufgetragen, und bei Schafen der Fettschwanz nicht vergessen. Die Gäste setzen sich im Kreise mit untergeschlagenen Füßen nieder, einer nimmt den Trog vor sich, hält das Fleisch mit der Hand fest, und schneidet es zu kleinen Bissen, welche er in die Brühe rührt, wenn das Fleisch nicht schon zerstückt aufgetragen worden. Bei Vornehmen bekommt ein jeder seine hölzerne Schüssel, aus welcher er mit den Fingern das Fleisch herausnimmt und zum Munde führt. Ist nur eine Schüssel vorhanden, so geht sie vom Aeltesten bis zu dem Jüngsten und Knechten herum. Zu den vorzüglichsten Stücken des Mahles rechnen die Kalmyken die Markknochen, diese werden oben auf die Schüssel gelegt und, wenn der Knochen nicht zu groß ist, von dem Wirthe selbst durch einige Schläge mit dem Messerrücken, sonst von einem Diener mit dem Beile geöffnet. Das Mark wird daraus gesaugt, und ebenfalls herumgegeben, damit jeder davon genießen und wenigstens seine Zähne daran wetzen kann. Nach der Mahlzeit leckt sich jeder die Finger ab, und trocknet sie dann an der Filzdecke, der Erde, an ausgerupftem Grase oder umhergereichtem faulen Holze oder geschabtem Seidelbaste ab. Angesehene Personen lassen sich zuweilen ein reines Schnupftuch reichen. Das Abwischen der Finger an den Stiefeln wird für sehr unanständig, aber die lauten Aeußerungen einer gesunden Verdauung für sehr erlaubt gehalten. Als Nachtisch dient die dicke Brühe, die mit Schaum und Grütze in Schalen gefüllt und getrunken wird.

Einen wesentlichen Theil der Nahrung bietet die Milch, die niemals frisch und roh genossen wird; eben so ungern trinkt ein Kalmyk ungekochtes Wasser. Die angenehmste Milch ist für die Kalmyken die Kameelmilch, da sie flüssiger ist, und im Säuern einen angeneh-

men, weinsäuerlichen Geschmack bekommt; sie ist ein gesundes, kühlendes, in größerer Menge genossen, berauschendes Getränk.

Aus der Schaf- und Ziegenmilch bereitet man Käse (Aesägä), die frische Milch wird in einen Kessel gegossen, mit etwas gesäuerter Milch oder der Branntweinneige vermischt, wohl durchgerührt, und eine keine Weile zum Säuern stehen gelassen. Dann wird Feuer unter dem Kessel gemacht, und unter dem Kochen fleißig gerührt; sind alle wässerigen Theile der Milch entfernt, so wird Butter dazu gesetzt, und darauf läßt man alles zu einer bräunlichen Masse zusammentrocknen. Aus der Brantweinsneige (s. u. S. 150) kochen die Kalmyken ebenfalls Käse, welche in Säcken abtriefen, und in Gestalt von Broten oder gepreßten Kuchen aufbewahrt werden.

Die Butter wird folgendermaßen bereitet. Man läßt eine Quantität frischer Kuh- oder Schafmilch im Kessel eine geraume Zeit kochen, thut etwas von dem Schmant gesäuerter Milch darein, und stellt sie zum Versäuern hin, wozu weniger als ein Tag hinlänglich ist. Alsdann wird diese Milch mit einer Art von Butterstock geschlagen und in einen Trog ausgegossen, wo sich dann die ausgegangene Butter oben setzt, die darauf in lederne Geschirre oder trockne Thiermägen geschöpft und also aufgehoben wird. Scheint die Milch noch nicht alle Fettigkeit verloren zu haben, so wird sie nochmals gekocht und wie vorher verfahren (Pallas Nachr. I. 136).

Alle Milch wird, so wie sie gemolken ist, gekocht, und wenn sie erkaltet ist, in einen großen ledernen Milchschlauch (Orroth), der in keiner Hütte fehlt, ausgegossen, wo immer noch ein voriger Rest von saurer Milch hinlänglich ist, um den frischen Vorrath durchzusäuern, wenn man ihn nur mit dem Rührstocke (Billür), der dazu gehört, wohl durchrührt. Denn diese Milchschläuche werden nie im Geringsten gereinigt, noch ausgeschwenkt, und setzen inwendig eine Rinde von Käse und Unreinigkeit an, woraus man den Geruch derselben und alles dessen, was sie enthalten, beurtheilen kann. Allein eben hierin besteht das Geheimniß, die weinartige Gährung der Milch hervorzubringen. Um die Milch in neuen und leeren Gefäßen geschwind einzusäuern, ist etwas von dem Ueberbleibsel einer vorigen Destillation des Milchbranntweins hinlänglich, oder man nimmt dazu etwas von der geronnenen Milche, welche im Magen geschlachteter Lämmer gefunden wird. Alle gesäuerte Milch wird unter dem Namen Tschigan begriffen; die aus reiner Stutenmilch bereitete heißt Güünä Tschigan, aus Stuten- und Kuhmilch gemischte, Büßäk, gesäuerte reine Kuhmilch, Airäk, alle frisch gemolkene Milch heißt Uessun (Pallas Nachr. I. 131, s. dazu Bergmann Streifereien II. 131, welcher versichert, daß die Lederschläuche im Frühjahre beim Beginn der Milchzeit gereinigt werden).

Die Milch liefert den Kalmyken auch den Stoff zu ihren geistigen Getränken, die sie im Sommer, wenn sie viel Milch haben,

bereiten. Die geistreichste Milch ist die Stutenmilch, mindern Gehalt giebt die Kuhmilch, Schafmilch wird gar nicht zur Destillation verwendet. Die zur Destillation bestimmte Milch darf im Sommer nur vier und zwanzig Stunden, im Winter und bei kühlem Wetter zwei bis drei Tage in den gewöhnlichen, unreinen Milchschläuchen säuern. Man nimmt keinen Schmant ab, sondern rührt vielmehr Alles von Zeit zu Zeit mit dem Butterstocke stark durch einander. Die sich absetzende Butter wird zu anderweitem Gebrauche verwahrt. Die Bereitung des Branntweins ist Geschäft der Weiber, das folgendermaßen Statt findet. Auf den Dreifuß in der Hütte wird ein großer eiserner Kessel über ein kleines Feuer gesetzt, mit etwas Wasser, welches man darin warm werden läßt, ausgeschwenkt, und mit der wohl durchgearbeiteten, sauern Milch bis etwa zwei Finger breit vom Rande angefüllt. Der Kessel enthält etwa drei russische Eimer oder darüber. Auf den Kessel wird ein passender, etwas ausgehölter Deckel, der entweder nur aus einem oder aus zwei Stücken Holz gearbeitet ist, und zwei viereckige Oeffnungen hat, gesetzt. Den Rand und die Fugen pflegt man in der Steppe mit frischem Kuhmiste zu verstreichen, wenn kein Thon oder Lehm in der Nähe, oder wegen des gefrorenen Erdreichs nicht zu erhalten ist. Kuhmist ist auch bei den Mongolen und Buräten der gewöhnlichste Verklebestoff. Statt des Recipienten bei der Destillation dient ein kleinerer Kessel mit seinem Deckel, der nur eine große Oeffnung und ein kleineres Luftloch haben muß, und am Rande herum wohl verschmiert ist. Diesen setzt man neben dem Dreifuße in einen Kühltrog mit Schnee oder kaltem Wasser. Die Röhre, welche den Milchbranntwein aus dem großen Kessel in die Vorlage leiten soll, pflegt aus einem halbzirkelförmig gebogenen Baumaste, der gespalten, mit einer Rinne in beiden Hälften ausgehölt, wieder an einander gepaßt, und mit rohem Leder oder Gedärme überzogen ist, zu bestehen, und wird mit dem einen Ende auf die Oeffnung der Vorlage, mit dem anderen auf die eine Deckelöffnung des großen Kessels gesetzt und verschmiert. Endlich müssen vorher schon ein Paar große Kegel von Thon oder mit Asche und Sand vermischten Kuhfladen gebildet worden seyn, in deren Größe und Schönheit es immer eine Hausfrau der anderen zuvorzuthun sucht, weil sie glauben, daß die Füllen der Stuten, wovon die Milch genommen ist, nach Proportion der Kegel an Größe und Schönheit zunehmen; daher werden dieser Kegel auch mehrere gemacht, als nöthig sind, und nachmals auf dem Feuerplatze verlassen. Sobald man mit den Vorbereitungen fertig ist, wird frisches Feuer gegeben, wobei man durch die unbedeckte Oeffnung des großen Kessels Acht giebt, bis die Milch in demselben aufsiedet, und ein stark riechender Dampf, der bei Destillation der besten Stutenmilch sich sogar entzünden läßt, durch die Oeffnung aufsteigt. Alsdann wird einer der obgedachten Kegel auf diese Oeffnung gesetzt und angedrückt, das Feuer aber ge-

mindert. Die kleine Oeffnung der Vorlage bleibt allein unbedeckt, obgleich viele geisthaltige Dünste durch dieselbe entfliegen; doch würde ohne diese, nach Versicherung der Kalmyken, die Destillation nicht gerathen. Nach weniger als anderthalb Stunden vermindert sich der Dunst. Alsdann ist aller Brantwein (Arr'ki) abgetrieben, und macht von Kuhmilch etwa den fünf und zwanzigsten bis dreißigsten Theil, von Stutenmilch aber wohl den funfzehnten Theil der ganzen Milchmasse aus. Er ist klar, sehr wässerig, und läßt sich also nicht entzünden. Doch hält er sich in gläsernen Flaschen, wie schwacher Kornvorlauf, unverderbt. Die reichen Kalmyken lassen denselben durch wiederholtes Abziehen mehrmals verstärken, und haben eigene Namen für die Producte einer jeden Rectification. Das erste heißt Dang, das zweite heißt Arsa, das dritte Product Chorza. Obschon sie neue Namen bis zur sechsten Rectification haben, pflegen sie doch nicht weiter zu gehen. Gemeiniglich begnügen sich die Kalmyken mit dem Producte der ersten Destillation. Man gießt den Brantwein aus der abgenommenen Vorlage ganz warm in eine hölzerne Schale, die einen Ausguß hat, und aus dieser in eine lederne oder aus Flaschenkürbissen gefertigte Flasche. Alsdann ist die erste Angelegenheit, daß der Wirth, bei welchem das Gelage ist, etwas Brantwein in eine Schale gießt, einen Theil davon aufs Feuer schüttet, und das Uebrige gegen das Rauchloch fliegen läßt, um die Luftgeister oder seinen Schutzengel zu befriedigen. Ferner wird die Spitze der thönernen Kegel hohl gemacht, und auch dahinein etwas Brantwein gegossen. Endlich wird der noch warme Brantwein mit großen Schalen, die oft nicht viel weniger als eine gute Flasche halten, allen anwesenden Freunden aus der Familie, welche das Gelage giebt, herumgereicht. Was davon übrig bleibt, pflegt auch nie anders als aufgewärmt genossen zu werden. Dieser Milchbrantwein berauscht wegen seiner Wässrigkeit zwar nicht so geschwind und in so geringer Quantität, als der Fruchtbrantwein, allein alle Steppenvölker, die sich desselben bedienen, und auch die Russen, bezeugen, daß der davon entstehende Rausch viel länger anhält, und zugleich alle Lust zum Essen benimmt, hingegen kein Kopfweh, wie der Kornbrantwein, hinterläßt. Die reichen Kalmyken an der Wolga setzen dem Milchbrantweine gesäuertes russisches Brot zu, wodurch er schärfer und säuerlicher als reiner Milchbrantwein wird (Pallas Nachr. I. 132 bis 136).

Diesen Milchbrantwein finden wir nun nicht allein bei den Kalmyken, sondern auch bei allen Ostmongolen (Hyakinth, d. Mongolei S. 128).

Ein anderes geistiges Getränk der Kalmyken heißt Borv, und wird bereitet, indem man rohes Schaffleisch im Destillirkessel mit Tschigan verbindet. Das Getränk hat einen angenehm säuerlichen Geschmack. Das von der Destillation übrigbleibende Fleisch schmeckt

besser, als das auf gewöhnliche Art bereitete (Bergmann, Streifereien II. 132).

Das ungemein sauere, fast wie Brantweinhefen stinkende Ueberbleibsel von der Destillation des Milchbrantweins, welches die Kalmyken Bossan, die Mongolen Zacha nennen, wird nicht allein, wie oben (S. 147) bereits erwähnt ist, zum Käse gemacht, sondern auch, mit frischer Milch vermischt, sogleich verzehrt; man benutzt es ferner zum Bereiten der Schaf- und Lämmerfelle, wie denn überhaupt bei den Nomaden kaum etwas als nutzlos verworfen wird.

Ein anderes, allgemein gebräuchliches Getränk ist der Aufguß von Pflanzenstoffen. Zunächst benutzen die Kalmyken, gleich den Tungusen, Mongolen und Buräten, die in ihrer Heimath wachsenden Pflanzen. So kochen die Kalmyken eine in den magern Steppen wachsende Art Süßholzkraut (Glyzyrrhiza asperrima), den Samen des Spitzwegerichs (Lapathum acutum), die Wurzeln der gelben Sumpfschwertel, und den heftig zusammenziehenden Samen des Zwergahorns (Acer tataricum) von welchem sie durch Klopfen oder Reiben in einem Sacke die Flügel absondern; wegen dieser Flügel nennen sie den Baum Zarza oder Heuschreckenbaum (Pallas, Nachr. I. 138). Die Mongolen dagegen nehmen eine große Art Steinbrech (Saxifraga crassifolia), die Sanguisorbenwurzel, das Kraut der Preiselbeeren, der Pyrola rotundifolia, das Laub der Tamarix germanica, einige Potentillenarten, das gemeine Süßholzkraut, das an hohen Felsen wachsende Polypodium fragrans, das wie Himbeeren riecht, und dessen Wohlgeschmack Pallas rühmt, und eine gemeine Clematis. Die Samen des blasigen Bilsenkrautes (Hyoscyamus physaloides) sind nur bei den daurischen Tungusen im Gebrauche, und werden, um sie zum Aufguß vorzubereiten, fast wie unser Kaffee geröstet (Pallas, Nachr. I. 182).

Außer den vaterländischen, warm genossenen Aufgüssen haben reichere Nomaden auch noch den chinesischen Thee (Zai), den die Kalmyken nur mäßig, oft nur des Anstandes wegen, genießen, die Mongolen und Buräten aber unter ihre Nahrungsmittel aufgenommen haben. Bei ihnen kommt der Theekessel fast nie vom Feuer, und sie würden das Letzte verkaufen, um sich den aus China zugeführten, in Tafeln gepreßten Ziegelthee nebst dem Tabak anschaffen zu können. Der Ziegelthee *) wird in den nördlichen Provinzen von China aus den Blättern eines wilden Strauches, die den Vogelbeerkirschblättern sehr ähnlich sehen, bereitet, in Wasser gerottet, nachmals mit dem Gallert von Thierblut gebunden und in Formen gepreßt, und in der selenginskischen Gegend zu 60—80 Kopeken die große Tafel, in entfernteren Gegenden aber noch theurer bezahlt.

*) S. u. a. Allg. Hist. der Reisen Th. VI. S. 525. Der chinesische Name ist Kayelcha oder Karcha.

Man schlägt ein Stück von einigen Lothen ab, zerstößt es, und läßt es in einem Kessel mit kochendem und mäßig gesalzenem Wasser stark kochen. Dabei wird das Kochsel mit einer Schöpfkelle fleißig geschöpft, ausgegossen und vermengt, damit das Kraut nicht oben zu schwimmen komme, weil sonst der Thee nicht dick und stark genug wird. Nach hinlänglichem Kochen setzt sich alles Kraut zu Grunde, und nachher wird unter den Thee, um ihn nahrhafter zu machen, Milch, Butter oder Fett aus Hammelschwänzen, auch wohl etwas Mehl eingerührt. Das Salz, dessen sich Mongolen und Buräten am liebsten zum Thee bedienen, ist dasjenige natröse Erdsalz, welches in der Mongolei an den Ufern vieler Bittersalzseen und unzähliger Salzgründe über die Erde austritt. Sie wählen vorzüglich dasjenige, welches gar kein Kochsalz und die größte Proportion Natron oder natürliches Alkali unter wenigem Glaubersalze führt; alle anderen kommen ihnen nicht so schmackhaft vor, und machen den Thee nicht so dick und seifenhaft. Können sie solches Salz nicht haben, so nehmen sie die scharfe Asche von faulem Birkenholze oder der braunen, unteren Rinde der Birken, die sie auf einer Pfanne brennen und Schulta nennen. Diese wird unter den Thee gerührt. Es ist größtentheils dem unmäßigen Gebrauche dieses zusammenziehenden, hitzigen und die Verdauungskraft schwächenden Getränkes zuzuschreiben, daß das mongolische Volk durchgängig von geringer und hagerer Gestalt und von ungesundem Ansehen ist. Es entstehen zuweilen wirkliche Krankheiten daraus, und die, welche sich der Schulta unmäßig bedienen, sterben endlich an unheilbaren Blutflüssen *) (Pallas Nachr. I. 180).

Eben so allgemein wie bei den nördlichen Nomaden ist auch bei den Kalmyken und Mongolen der Gebrauch des Tabaks, bei Männern sowohl, wie bei den Frauen, und die Tabakspfeife kommt selten aus dem Munde.

Die Kleidung

der mongolischen Hirtenvölker **) war ursprünglich nur aus Thierfellen, wie die ihrer nordischen Nachbarn, gefertigt, derselben auch im Schnitte überaus ähnlich, wie sie sich denn in der Wintertracht und in der Tracht der armen Leute erhalten hat. Durch den Verkehr mit den chinesischen und tatarischen, in neuerer Zeit auch mit den russischen Nachbarn, haben sie leinene, baumwollene und seidene Stoffe erhalten, welche bei den Wohlhabenden das Leder und Pelzwerk verdrängt haben, so daß letzteres nur noch zu Winter- und Oberkleidern und zur Verzierung benutzt wird.

Die Tracht der mongolischen Völkerschaften besteht zunächst in

*) Vergl. Bergmanns Streifereien II. 132.
**) S. Taf. II. die 3. u. 4. Figur.

Beinkleidern (bei den Kalmyken Schallburr genannt), welche beide Geschlechter tragen. Sie werden mit einem durchgezogenen Bande über den Hüften festgehalten, und fallen weit bis auf die Knöchel herab. Im Winter trägt man entweder doppelte Schallburr aus Zeuch oder aus Pelzwerk. Die Sommerbeinkleider sind von weißer Leinwand, oder aus blauem, grünem, selten rothem, niemals gelbem Kitai. Der Oberkörper ist mit einem kurzen, bis an den Gürtel der Beinkleider reichenden Hemde bedeckt, das vorn der Länge nach wie eine Weste geöffnet ist; es wird des Nachts abgelegt. Darüber tragen beide Geschlechter den Bäschmât, ein ursprünglich tatarisches Kleidungsstück, das bis an die Kniee herabreicht, enge Aermel hat, und vorn mit Haken oder Knöpfen am Oberleibe befestigt ist. Das Obergewand (Labtschick) tragen die Männer bis an die Waden, Weiber und Mädchen bis zu den Fersen. Am Handgelenke ist es in eine Menge Faltenringe zusammengedrängt, unter den Schultern wird es beträchtlich weiter. Am Nacken ist ein stehender, zwei Finger breiter Kragen, der auf den Seiten allmälig aufhört. Vorn sind weder Bänder noch Knöpfe, weil das Gewand über einander geschlagen, und vermittels eines Gürtels befestigt wird. Weibliche Labtschicke sind oftmals auf der Brust gestickt. Gewöhnlich macht man dieses Kleidungsstück aus grauem Wollenzeuche, Wohlhabende haben sie von Kitai oder farbiger Leinwand und Seidenstoffe, meist von blauer und grüner Farbe.

Die Füße werden mit weiten Stiefeln, gewöhnlich von schwarzer Farbe, die besseren aus rothem Saffian, bekleidet. Die Absätze sind hoch, und entweder mit Nägeln oder mit halbrunden Eisen, gleich den Pferdehufen, eingefaßt. Europäische Strümpfe gebrauchen die Kalmyken selten, da es ihnen bequemer ist, die Füße mit Leintüchern zu umwinden. Im Winter tragen sie Filzstrümpfe. Arme Leute gehen im Sommer barfuß und mit nacktem Oberleibe, arme Knaben gehen bis zum zehnten Jahre völlig nackend, die Mädchen aber werden von frühester Jugend an sorgfältig verhüllt.

Im Winter tragen die Kalmyken am häufigsten Pelze von Lämmer- oder Schaffellen, erstere werden entweder mit Seidenstoffe oder Kitai überzogen. Die Vornehmen tragen Schafpelze bloß bei heftiger Kälte, meist ohne Ueberzug, bisweilen mit einem zwei Finger breiten Saume von farbiger Leinwand eingefaßt. Wolf- und Fuchspelze sind nicht ungewöhnlich. Vornehme Frauen tragen Unterpelze von Grauwerk. Die ärmsten Kalmyken kleiden sich Sommer und Winter nur in Schafpelze, ohne Labtschick, indem sie in der Wärme die Haarseite nach Außen, bei Kälte aber nach Innen wenden. Auch tragen die Armen Füllenpelze, deren Mähnen längs der Aermel herabfallen. Der Pelz besteht aus gleichfarbigen Häuten. Ist solch ein Pelz von schöner Farbe, leicht und glänzend, dann schämen sich auch reiche Kalmyken nicht dieser alterthümlichen, an die nördlichen Tun-

gusen erinnernden Tracht, und zahlen 70 und mehr Rubel dafür, während ein gewöhnlicher 5 bis 6 Rubel kostet.

Von den Tataren hat man noch drei andere Kleider angenommen. Der Schädman ist ein langer Rock mit Aermeln, der vorn zugeknüpft und über dem Labtschick getragen wird. Der Aerämgä ist eben dasselbe Kleid, nur daß seine Aermel geschlitzt sind, so daß man die Arme hindurchstecken kann. Beide sind meist von Tuch und oft mit Tressen besetzt. Der schwarze, zottige Filzmantel, der bis an das Knie reicht, wird ebenfalls von den Tataren gekauft, und am Halse mit einem Riemen gebunden.

Die Männer tragen durchgängig den Kopf geschoren, und lassen nur hinter dem Scheitel, recht in der Mitte des Haarkopfs, einen runden Fleck mit langen Haaren stehen, der gemeiniglich in einen, von jungen Leuten auch in zwei oder drei Zöpfe geflochten wird. Junge Kalmyken lassen noch um den Scheitelkopf in die Runde spannenlange Haare uneingeflochten stehen. Den Knaben wird von Kindheit an das Haupt geschoren; das Haar der Mädchen aber wird sorgfältig gepflegt, und im zwölften oder vierzehnten Jahre, wo die Mädchen mannbar werden, flicht man ihnen das Hinterhaar vom Scheitel an in einen Hauptzopf, und das Nebenhaar zu beiden Seiten in so viele Flechte, als man will oder kann. Diese hängen gemeiniglich hinten und auf die Schultern herab, seltner schlägt man sie um den Kopf. Bei der Verheirathung eines Mädchens werden diese Flechten aufgelöst, und aus allem Haare am Hinterkopfe, gleich hinter den Ohren, zwei große, und wohl noch mit eingemengten, fremden Haaren vermehrte Zöpfe geflochten, welche nach vorn über beide Schultern herabhängen müssen, und in einer Scheide von schwarzen Kitai oder Taffent verwahrt werden.

Der Kopf wird von beiden Geschlechtern mit Mützen bedeckt. Die allgemein übliche Mütze, welche, im Winter ausgenommen, von beiden Geschlechtern getragen wird, heißt Chatschilgamalachai, und besteht aus einem ganz runden, mit Wolle ausgestopftem Kranze, der nur die Platte des Kopfes bedeckt, mit den feinsten, gekräuselten Lämmerfellen überzogen ist, und einen flachen, viereckigen Boden von gelbem Tuche hat, worüber eine Quaste von gezwirnter, rother Seide ausgebreitet ist. Wer keine Quaste aufbringen kann, muß wenigstens auf der Mitte der Mützenplatte ein kleines Läppchen rothen Zeuches tragen, denn dieß ist das Zeichen aller Bekenner der Buddahlehre, das auch die unter chinesischem Scepter stehenden Bucharen tragen (Pallas, Nachr. I. 110).

Die gewöhnliche Wintermütze bedeckt den Kopf mehr, und hat auf beiden Seiten zwei Flügel oder Ohren, welche über die Backen geschlagen und mit Bändern zurückgebunden werden können. Sie ist durchaus mit Pelz gefüttert und gleichfalls beiden Geschlechtern gemeinsam.

Im Sommer tragen Vornehme und Geistliche eine Art runder Sonnenhüte, mit ganz flachem Boden, die entweder aus überzogenem Filze oder aus doppeltem Seiden- und Baumwollzeuche bestehen, welches über einen Reif von Eisendrath ausgespannt ist. Gemeiniglich ist die untere Seite roth, die obere gelb überzogen, und der Hut, welcher wegen seines platten Bodens nur leicht auf dem Kopfe sitzt, mit einem Bande oder Riemen unter dem Kinne befestigt.

Reiche Frauen und Geistliche tragen demnächst eine der Chatschilgamalagai ähnliche Mütze, deren Rand mit schönem Fuchs- und Marderfelle verbrämt ist, und deren Boden aus reich gestickter Seide besteht.

Jünglinge und Mädchen führen endlich oft ein rundes Mützchen mit einem ungepolsterten, vorn, auch wohl hinten aufgeschlitzten, oder vorn weit ausgeschnittenen, glatten Pelz- oder Sammetrande zum Aufschlagen, außenher mit gelbem Tuche oder Baumwollenstoffe überzogen (Pallas, Nachr. I. 111).

Da die Mützen die heiligen Farben tragen, so legt man sie niemals auf die bloße Erde, sondern hält sie auf dem Knie oder, muß man sie aus der Hand thun, so legt man wenigstens sein Gewand oder irgend etwas Reines darunter. Weil die gewöhnlichen Mützen fast bis an die Wurzeln der Ohren herabreichen und sie niederdrücken, so stehen den mongolischen Völkern die ohnehin sehr großen Ohren weit vom Kopfe ab.

Uebrigens wird der Anzug durch den Gürtel vollendet, der bei den Mongolen, wie bei den nördlichen Nomaden, Feuerzeug, Messer, Tabaksbeutel und einen anderen Beutel trägt, der aus Kitai oder Seidenzeuche gefertigt und in zierliche Falten gelegt ist, worin sie beständig eine hölzerne, gedrehte Trinkschale bei sich führen.

Der Schmutz, den wir in den Hütten und Kleidern der polarischen Nationen fanden, herrscht, wenn auch in minderem Grade, bei den mongolischen Völkern. Zwar versichert Pallas (Nachr. I. 173), daß die Mongolen selbst bei Weitem reinlicher, als die Buräten seyen, allein der Mönch Hyakinth (S. 130) behauptet dagegen, daß man selten Jemand mit unbeschmutzten Kleidern sähe, da sie jede Speise mit den Fingern fassen, und diese an den Stiefeln oder dem Fußboden abwischen. Das Hemd und die Beinkleider legen sie, nachdem sie neue angezogen, gewöhnlich nicht eher ab, als bis sie von selbst durch den Schweiß verfaulen, und so soll es bei Vornehmen, wie bei Geringen seyn.

Der Schmuck,

der bei den meisten bisher betrachteten Nationen, insofern das Clima es verstattete, die Kleidung bei weitem überwog, tritt bei den mongolischen Hirtenvölkern sehr in den Hintergrund, obschon die jüngeren

Personen, namentlich weiblichen Geschlechts, sich gern herausschmücken, und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchen. Reiche kalmykische Stutzer machen nie Reisen, ohne ihre ganze Garderobe mitzunehmen, um so oft als möglich ihre Kleider wechseln zu können. Fürstentöchter verändern an Festtagen Schmuck und Kleidung unzählige Male. Sie verschwinden auf einige Augenblicke aus der Festhütte, und kommen bald mit einem andern Gürtel, bald mit einem schönern Halsbande, oder auch mit einem neuen Kleide wieder zum Vorschein (Bergmann Streifereien II. 61).

Der Schmuck der Mongolen ist weniger selbständig, als z. B. der der Americaner. Bemalung und Tatowirung, die wir auf höheren Culturstufen wieder finden, und z. B. die Tungusen noch haben, fehlen gänzlich, und es beschränkt sich der Schmuck überhaupt auf wenige Anhängsel. So schmücken die Frauen ihre Zöpfe gern mit Ringen, rothen Corallen und Perlen, selbst mit Türkisen. Das Schloß des Uebergewandes wird ebenfalls mit einigen Reihen Corallen geschmückt, daran auch ein kleines Nähzeug mit einem kleinen Messerchen gehängt. Um den Kopf tragen die Mongolinnen Stirnbänder, die mit Corallen besetzt sind, und recht unter der Mütze um den Kopf gebunden werden. In die Ohren hängen sie große Metallringe. Der Hals wird mit einem Schmucke von Corallen verziert, wozu ihnen die von den Chinesen aus Leim bereiteten und in Oel getränkten rothen Corallen die angenehmsten sind. An dieses Geschmeide hängen sie einige messingene oder silberne Buckeln und Capseln, welche Amulette enthalten, welche die Lamen geweihet haben. Der Schmuck der Männer beschränkt sich auf den Gürtel, den Vornehme bisweilen mit Metallplättchen besetzen lassen.

Die Wohnung

der mongolischen Hirtenvölker ist das Zelt in seiner höchsten Ausbildung. Es besteht aus einem Holzgerüste und Filzdecken, das durch wenige Lastthiere weiter geschafft werden kann, und aufgeschlagen einen warmen, Wind und Wetter abhaltenden Aufenthalt gewährt.

Eine kalmykische und mongolische Filzhütte (Gärr) besteht zunächst aus einem Hürdenwerke von vier bis acht Stücken, deren jedes aus etwa dreißig zolldicken Weidenstäben in Gestalt eines Netzes beweglich zusammengefügt ist, so daß diese Stücke, welche auseinander gezogen, jedes ein Gatter, etwas über einen Faden lang und vier bis fünf Fuß ausmachen, dergestalt zusammen geschoben werden können, daß ein Stock dicht an den andern zu liegen kommt. Da, wo sich die Stöcke kreuzen, sind sie durchbohrt und mit einem durchzogenen kurzen Riemen von roh bereitetem Leder, der an jedem Ende einen Knoten hat und scharf gespannt ist, dicht an einander, doch beweglich befestigt; eiserne Stifte würden in der Feuchtigkeit leicht rosten, höl-

zerne aber aufquellen, die Beweglichkeit hindern, und nicht so dauerhaft seyn. Soll nun die Hütte aufgeschlagen werden, so werden die Gatter auseinander gezogen, in einen Kreis gesetzt und da, wo sie einander berühren, mit Haarseilen oder aus Wolle gewirkten Gurten verbunden. Wo der Eingang der Hütte seyn soll, der meist gegen Süden gerichtet ist, da wird ein 15 bis 20 Pfund wiegender Rahmen mit zwei beweglichen Thürchen eingesetzt, und mit den nächsten Gatterstücken verbunden, auch wird von diesem Rahmen noch ein starker, breiter Gurt oder ein härenes Seil um den ganzen Kreis der Hürde gelegt und scharf angezogen, um dieselbe fester zusammenzu halten, und in eine recht runde Form zu bringen. Darauf wird ein hölzerner Kranz, der aus zweien, etwas von einander abstehenden Ringen oder Reifen besteht, zwischen welche die Dachstöcke eingesteckt werden können, oder der auch dazu passende Löcher hat, auf etwa dreien der langen Weidenstäbe über die Hürde emporgehoben und dann alle übrigen Dachstäbe nach einander zwischen die Reife oder in die Löcher des Rauchkranzes eingesteckt, und mit dem untern Ende auf die Gabeln der aufgerichteten Hürde gestützt und mit kleinen, aus Ringen gemachten Schlingen eingehenkt. Die Zahl dieser Dachstäbe pflegt sich nach der Zahl der Gabeln des Hürdenwerkes zu richten, und eine solche Menge ist nöthig, um die Last der Filze zu tragen, und das konische Dach dauerhaft zu machen. Das ganze Gerüste ist mit rother Mergelerde oder gebranntem Ocker, der mit Fischbrühe oder Leimwasser angemacht ist, ohne Pinsel mit der Hand selbst angestrichen. Hierauf wird die Hütte mit Filzen bekleidet; zuerst werden rund um das Hürdenwerk die Seitenfilze oder Wände angelegt, welche um der Wärme willen so breit gemacht werden, daß sie eine ganze oder halbe Elle unter die Dachfilze reichen. Wohlhabende legen sie im Winter wohl doppelt, oder umgeben sie mit Matten, die Arme aus Binsen fertigen, reiche Kalmyken von den Russen ankaufen. Alles wird durch ein Seil umschlungen und festgehalten. Vor die Thüre kommt noch ein Vorhang von Filz, der aufgeschlagen werden kann und durchnäht ist.

Das Dach der Hütte besteht aus zwei großen Hälften oder Mänteln, welche darnach zugeschnitten und genäht sind. Sie werden mittelst langer Stangen über das Dach in die Höhe gehoben und in angenähten Schlingen aus härenen Bändern in der gehörigen Lage angehängt. Darüber kommt noch ein kleinerer Mantel, welcher mit langen Zipfeln übereinander schließt, und die Spitze des Daches um das Rauchloch bedeckt. Alle diese Dachfilze werden mit darüber geschlungenen Haarseilen befestigt und diese an das Seil, welches die Seitenfilze hält, festgeknüpft. Die Oeffnung des Rauchkranzes bleibt gemeiniglich als Schornstein offen. Wegen des Windes und Regens aber sind Kreuzbögen von Weidenzweigen darüber befestigt, auf welchen ein Stück Filz an der Windseite liegt, oder auch zu mehrerer Wärme, wider

Schnee und Regen, und wenn das Feuer ausgebrannt ist, über die ganze Oeffnung gedeckt wird. Dieß wird von Innen durch eine Stange bewerkstelligt. Dieser Zelte bedienen sich alle Kalmyken und Mongolen, Arme, wie Reiche; sie halten im Winter warm, obschon zur Feuerung meist nur getrockneter Mist der Kühe und Pferde gebraucht wird. Im Sommer hebt man die Seitenfilze auf, und dann sind sie angenehm kühl*).

Die Hütten sind freilich nicht von langer Dauer. Das Holzwerk hält sich jedoch bei guten Hütten zehn und mehrere Jahre, die Decken müssen aber öfter erneuert werden. Selbst in den beßten Decken entstehen schon in den ersten Wochen Löcher allein durch das Ausspannen über den Hölzern, die sich bei jedem Auflegen vergrößern, und ehe das Jahr vorüber ist, erblickt man überall Oeffnungen, durch welche die Luft streicht. Da angesehene Kalmyken lieber in durchlöcherten als in geflickten Hütten wohnen, so müssen sie wenigstens aller zwei Jahre neue Hüttendecken anschaffen. Die abgelegten Decken braucht man für neue, geringe Hütten oder zum Ausflicken.

Die Anfertigung der Filze ist eine der Winterarbeiten der Kalmyken. Man nimmt dazu theils weiße Schafwolle für die Hütten der Vornehmen, theils gefärbte Wolle. Man nimmt einen alten Filz, der die Größe des neuanzufertigenden hat, und bedeckt ihn einen Schuh oder minder hoch mit der Wolle, und legt in bunter Wolle die Verzierungen, die er haben soll, darauf. Die Wolle ist vorher gereinigt und ausgeklopft worden. Nun wird sie mit siedendem Wasser übergossen. Alsdann wird die Wolle mit dem alten Filze vorsichtig und fest aufgerollt, und mit härenen Stricken umwunden. So viele Leute, als nach der Länge des aufgerollten Filzes nöthig sind, setzen sich nach der Länge in zwei Reihen auf die Hacken, und werfen einer um den andern die Rolle abwechselnd vom Knie auf die Erde und von der Erde wieder aufs Knie. Dabei arbeiten auch die Männer, und es helfen Nachbarn und Freunde. Nachdem die schwere Arbeit über eine Stunde fortgesetzt worden, ist die Wolle genugsam ineinander gefilzt, und etwa vorkommende Fehler werden mit der Hand ausgebessert (Pallas Nachr. I. 142. Bergmann Streifereien II. 90).

Die zu den Hütten nöthigen **Gurtbänder** werden von den Weibern also gefertigt. Der Aufzug wird über einen runden Stock, den ein Knabe hält, gewickelt und mit dem einen Ende an einen Baumstamm oder die Hütte gebunden. Den Einschlag zieht die Wirkerin mit einer Spuhle mühsam durch, indem sie einen Faden nach dem andern aufhebt. Ein kleiner Kamm dient zum Schlagen (Pal-

*) S. Zwicke's Reise S. 36. Bergmann Streif. II. 83. Mönch Hyakinth S. 126.

las Nachr. I. 142). Die Stricke werden aus Pferdehaaren oder Kameelwolle ohne weitläufige Anstalten geflochten.

Die Einrichtung des Innern der Hütten hat eine bestimmte Anordnung. Der Thür gegenüber ist das Lager des Wirthes hinter dem Feuerplatze. Das niedrige Gestell trägt Polster und Pfühle aus dickem Filze. Bei Reichen sind die Polster überzogen und die Kopfkissen von Saffian, Juchten oder feinem Tuche mit Wolle oder Federn gefüllt. Vornehme haben seidne oder leinene Vorhänge vor dem Bette, und belegen den Boden der Hütte mit Filzdecken. An beiden Seiten der Lagerstätte werden die Kistchen und platten Juchtensäcke aufgestapelt, worin Wohlhabende ihre Kleider und andere Habseligkeiten verwahren, und die mit Teppichen oder bunten Filzen bedeckt sind. Wer im Besitze eines Götzenbildes ist, stellt das Behältniß, worin es verwahrt wird, dem Eingange zur Linken an das Kopfende des Lagers oben auf die Kisten, dann stehen aber auch einige Opferschalen dabei, wozu an Festtagen Lampen und Räucherkerzen kommen.

Näher zum Eingange zur Linken ist der Ehrenplatz und die Lagerstätte für Gäste, aber auch für die unverheiratheten Söhne und Töchter, wie auch hier das Gewehr, Köcher und Bogen aufgehängt wird, und gleich beim Eingange das Sattelzeug zu liegen kommt. Zur Rechten vom Eingange werden die aus Pferdeleder genähten, großen Milchschläuche und andere Hausgeschirre, die zur weiblichen Wirthschaft gehören, hingestellt.

In der Mitte der Hütte brennt das Feuer, über welchem ein großer eiserner Dreifuß steht, worauf die Speisen in großen, flachen, eisernen Schalen gekocht werden, die in den russischen und sibirischen Eisenhütten in großer Menge und von verschiedener Größe für die mongolischen Hirtenvölker gegossen werden. Bei Vornehmen wird nicht in der Wohnhütte gekocht, da findet sich nur ein Feuerbecken mit glühenden Kohlen.

Die Stelle der Tische und Stühle vertreten die Filzdecken oder kleine hölzerne Bänke, die aus 3 — 4 Zoll breiten Bretern bestehen, welche einige Zoll über dem Boden erhaben sind. Der Decken sind bei den Kalmyken drei Arten. Die gemeinsten (Ischigá) bestehen aus einfachem Filze, liegen gewöhnlich rechts und links ausgebreitet, sind allen Unreinlichkeiten Preis gegeben, und werden nur dem gemeinen Volke zum Sitze angewiesen. Die besseren (Tschirdáke) bestehen aus doppelten, in Parallel-Linien durchnäheten Filzen, und liegen gewöhnlich zusammengerollt bereit, um sie für Gäste vom Mittelstande entweder in mehrere Theile gefaltet oder ganz ausgebreitet hinzulegen. Der Dárballdschin wird für die vornehmsten Gäste aufgehoben; er hat die Gestalt eines länglichen Vierecks, ist auf einer Seite meist mit grünem oder blauem Tuche, in der Mitte mit einem viereckigen rothen Tuchstücke, auf der andern Seite aber mit Leinwand besetzt. Das Innere desselben enthält doppelten Filz. Außerdem hat man

auch Lederdecken, die aber weniger geschätzt sind (Bergmann Streifereien, II. 101).

Diese Hütten werden dem Europäer namentlich in der rauhen Jahreszeit durch die darin herrschende Unsauberkeit sehr unangenehm. Dann sind auch die Hütten der Vornehmen zur Küche umgeschaffen. Von allen Seiten zeigen sich Kessel, Holzgeschirr, Fleischstücke mit den Spuren der gehaltenen Mahlzeit. Die hingeworfenen Filze sind dann besonders mit Asche, Speichel und nassen Fußtritten besudelt, und das Ungeziefer kriecht darunter umher (Bergmann Streiferei. II. 103).

Reiche Leute, haben mehrere Hütten, wo Köche, Kuchenbäcker, Theeköche und andere Dienstleute wohnen, und wo das Geräthe und die Gefäße aufbewahrt werden. Sehr angesehene Familien haben diese Nebenhütten doppelt.

Die Werkzeuge und Gefäße

der Mongolen sind durch den allgemeinen Gebrauch der Metalle, namentlich des Eisens bei weitem mehr ausgebildet, als die ihrer nordischen Nachbarn. Außer dem Metalle liefern ihnen ihre Heerden den wesentlichsten Stoff dazu, wie denn auch ihre Kleidung vornämlich aus Thierstoffen bestand.

Die kalmykischen und mongolischen Schmiede sind nicht minder geschickt als die tungusischen, und verstehen mit eben so geringen Mitteln zu arbeiten (s. o. S. 39). Sie fertigen nameutlich Pfeilspitzen, sehr gute Messer, Pferdezeug und andere kleinere Sachen. Die Kalmyken haben auch Silberschmiede, welche Ohrringe, Kännchen und Schälchen für die Altäre, Capseln aus Kupfer, Silber und Messing fertigen. Sie verzieren hölzerne Theekannen mit silbernen und messingenen Reifen und Blättchen, welche die Gestalt von Thieren u. s. w. haben. Die geschicktesten Schmiede aber finden sich bei den Buräten; ihre Arbeit nennen die Russen Bratskische (Bratskaja Robota), sie selbst Kodutzu. Ihre Esse, Ambose, Zangen, Hämmer und Feilen sind wie bei den Tungusen; sie haben aber außerdem Rauch- und Polirhämmer und Dratheisen. Das Silber kaufen sie von den Chinesen, es ist ganz feines, chanisches Silber genanntes Metall. Sie schlagen dasselbe zu ganz dünnen Blechen, und machen dieselben auf glattem Eisenbleche, die sie belegen wollen, mit dem Rauchhammer, dessen Bart einer Feile gleicht, sträulicht oder punctirt. Das Silberblech schneiden sie nach Mustern von Birkenrinde in beliebige Figuren, legen sie auf die rauhe Seite des heißgemachten Bleches, und schlagen es mit dem Rauchhammer sanft, wodurch es sich mit dem Eisen vereinigt. Dann lassen sie das Stück im Feuer blau anlaufen, machen alles mit dem Polirhammer recht glatt, und reiben es mit einer todten Kohle blank. Zinn läßt sich eben so auftragen

(Georgis Reise I. 308. Gmelins Reise in Sibirien I. 407. Pallas Nachrichten I. 146). Bei den Kalmyken gab es Büchsenschmiede, die aus Drath und großen Angelhaken Läufe zusammenarbeiteten.

Ein den Mongolen eigenthümliches Geräth ist die schmale Art, Ohle genannt; es ist — wie Herr Gemeindevorsteher Zwick*) versichert, die Ohle das allgemeinste und unentbehrlichste Instrument der Kalmyken, und wird namentlich zum Aushauen von Trögen und andern Holzarbeiten gebraucht. Es ist offenbar die Nachbildung der steinernen Artklinge in Metall, und die eine Art**) (Taf. V. Fig. 2) ist in der Form wie in der Art der Befestigung an den hölzernen Stiel das getreue Abbild des steinernen Originals, wie wir dasselbe bei den Insulanern der Südsee wiederfinden werden. Die Artklinge ist auf den gebogenen Stiel aus Holz gelegt, oben abermals mit Holz bedeckt, und das Ganze mit zwei eisernen Ringen zusammen gehalten. Da die Hinterseite der Artklinge keilförmig gehalten ist, auch zwischen den Rändern von beiden Seiten eine Rinne gefertigt ist, so gewinnt das Ganze durch den Gebrauch mehr Festigkeit Die zweite Art Klinge wird aufgesteckt auf den ebenfalls gekrümmten Stiel, wie etwa die Lanze der Uhlanen auf die Stange. Der Stiel wird deshalb oben, wo das Eisen ihn umschließen soll, viereckig zugeschnitten. Die viereckige Dülle ist jedoch auf der Unterseite offen (s. Taf. V. 2). Das Beil wird horizontal und perpendiculär, wie man es eben braucht, auf den Stiel gesteckt.

Ein anderes Instrument ist die Sense, Chabschie und Chabschagus, aus Eisen, etwa 12 Zoll lang, oft aber auch viel kürzer, entweder mit scharfer Schneide oder gezahnt***). Da die Mongolen kein Gras oder Getraide mähen, so wird dieses Werkzeug hauptsächlich zum Schneiden des Schilfs als Brennmaterial, der Binsen, Sträucher und dergl. gebraucht. Alle diese Geräthe, wie auch Messer, Dolche, Schwerter, sind im Vergleich mit den unsrigen sehr klein (s. Zwick am angef. Orte S. 35).

Den Bohrer kennen die Mongolen ebenfalls, und zwar denselben Drillbohrer, den wir schon bei den Kamdschadalen vorgefun-

---

*) S. auch den sechszehnten Jahresbericht (1841) des voigtländischen Alterthumsvereins S. 31 und Fig. 2 u. 3.

**) Taf. V. Fig. 1. 2., nach einer Originalzeichnung des Herrn Zwick; diese Instrumente sind deshalb so interessant, weil sie auch in ähnlicher Form in Ostindien und überaus häufig in den Landen vorkommen, wo Germanen heimisch waren. Siehe vorläufig zur Vergleichung mein Handbuch der germ. Alterthumskunde S. 238 Taf. 16. Vor wenigen Jahren hat man in Thüringen auch eiserne gefunden, welche in der Sammlung der Leipziger Deutschen Gesellschaft aufbewahrt werden.

***) S. Fig. 4. bei Zwick, woraus jedoch nicht hervorgeht, wie das Eisen am Stiele befestigt ist. Auch diese kleinen Sensen haben etwas Aehnliches in den altgermanischen Grabstätten. S. mein Handbuch der G. A. S. 50 und Taf. I. 4.

den haben (s. o. Th. II. 265). Die Kalmyken haben auch den doppelten Drillbohrer (Bergmann Streifereien II. 93).

Die Drehbank der Kalmyken, deren sich besonders die Verfertiger der Holzschalen bedienen, besteht aus einem arschinlangen, faustdicken, hölzernen, an den beiden Flächen mit Eisen befestigten Cylinder, welcher vermittelst eines zweifach umschlungenen Riemens von einem Handlanger, der die beiden Seiten desselben durch angeknüpfte Hölzer regiert, umhergedreht wird, während der Meister das wirbelnde Schalenholz auf die gewöhnliche Art gestaltet. Die Meisel sind meistens aufwärts gebogen, weil die kaum eine Handweit über die Erde hervorragende Drehbank nicht verstattet, daß man die Hände nach Gefallen gebrauchen kann. Zehn bis zwanzig Meisel nehmen mit der durch eingeschlagene Seitenpflöcke gestützten Drehbank so wenig Raum ein, daß der Arbeiter im Stande ist, Alles, was zu seiner Arbeit gehört, unter dem Arme fortzutragen (Bergmann Streifereien II. 171). Mit diesem Werkzeuge fertigen die Kalmyken ihre hölzerne Schalen, während sie die zu ihren Hütten nöthigen Stäbe mit dem einfachen Messer glätten und runden.

Die Gefäße der Mongolen*) sind theils aus Metall, wie die Kessel, Kochschalen und Schöpflöffel mit langem Stiele, welche sie aus den sibirischen Eisenhütten erhalten, theils aber aus Holz und aus Leder. Die hölzernen Gefäße sind zunächst kleine Schalen aus feinem Holze gedreht (Zögözö), welche die Priester führen, dann größere, 3 bis 4 Theetassen fassende Schalen (Zangßinn), die von unten rund, bauchartig ansteigend in die cylindrische Form übergehn. Schabsinn und Backbarr sind abweichend von dieser Form. Sockßocho ist ein ungeheurer Pokal, den man kaum mit den Armen umfassen kann, und der bloß an Festtagen hervorgeholt wird. Arme Leute begnügen sich mit einem Paar Schalen, Vornehme haben sie desto reichlicher. Die gewöhnlichen Schalen angesehener Männer liegen in einem hölzernen Fäßchen ohne Oberdeckel, oder in einem andern Schalengehäuse, das mit Filzlappen, Heu, Papier und dergl. ausgefüllt ist, damit sich die Trinkgeschirre während eines nomadischen Zuges durch den schwankenden Gang der Kameele nicht beschädigen. Die Mundschalen des Fürsten und seiner Gemalinnen und Kinder werden sorgfältig und einzeln in besondern seidenen Hüllen, die man an beiden Enden mittels eingezogener Schnüre zusammenzieht, aufbewahrt. Aus der Schale eines Fürsten oder Lama darf kein anderer trinken, aber der gemeinste Kalmyk kann sie mit den Fingern auswischen. Da die Schalen nicht wohlfeil sind, und manche wohl an 5 Rubel kosten, so werden Risse durch angeheftete, zierlich geschnittene Stücke von Messing, Kupfer oder Silber wieder vereinigt (Bergmann Strei-

*) S. Taf. V. Fig. 3 ein hölzernes, 4 ein metallenes, 6, 7 u. 8 ein ledernes Gefäß. Fig. 5 ist der hölzerne Rührstock für die Milch, nach Pallas.

fereien II. 141). Außer den Schalen hat man noch Schüsseln, Fleischtröge und Schöpfkellen aus Holz. Aus demselben Stoffe ist denn auch die hohe, cylindrische Theekanne, die mit kupfernen oder silbernen Blechen und Reifen verziert ist.

Die meisten größeren Gefäße werden aus Leder verfertigt, eben so die Theekanne der Armen, vor allem aber die Milchgefäße und Reisekoffer.

Die Bereitung des Leders, die ganz den Frauen anheimfällt, gehört überhaupt zu den wichtigen Geschäften, wobei Pallas folgendes Verfahren beobachtete (Nachrichten I. 138). Zarte Lämmerfelle werden erst in lauwarmen Wasser rein gewaschen, dann etwas abgetrocknet. Darauf kratzt man sie mit einem stumpfen Messer an der Fleischseite, sowohl um die Fleischfasern zu entfernen, als auch um die Haut zu öffnen, damit die Milch besser eindringe. Demnächst breitet man die Felle an der Luft, auf dem Grase, oder einem Filze aus, spannt sie auch wohl mit Pflöckchen an, und bestreicht sie nun drei Tage hintereinander täglich dreimal mit saurer Kuhmilch, die etwas Salz bekommen hat, oder Milch-Brantweinhefen; die Milch wird mit einem Messer sorgsam und gleichmäßig über die ganze Oberfläche des Felles ausgebreitet. Am vierten Tage läßt man das Fell austrocknen, und wirkt es sodann zwischen den Händen und auf dem Schooße nach allen Richtungen so lange durch, bis es ganz weich wird. Bei stärkeren Fellen bedienen sich einige eines schmalen, gekerbten Holzscheites, über welches sie das Fell auf den Knieen durcharbeiten, ein Werkzeug, welches auch die sibirischen Nomaden kennen. Grobes Stiefelleder wird gleichermaßen auf einem gekerbten Holze, das auf der Erde liegt, geschmeidig gemacht.

Nach dieser Bereitung müssen die Felle geräuchert werden, damit sie dem Regen besser widerstehen, und von der Feuchtigkeit nicht verdorben werden. Man zündet deshalb ein kleines Feuer in einer kleinen Grube an, und schüttet faules Holz, Fichtenzapfen, oder getrockneten Mist darüber, um dicken Rauch zu erzeugen; die Kalmyken nehmen dazu am liebsten Schafmist und Borstengras. Ueber der Grube wird aus Stöcken ein pyramidalisches Gestell gebildet, das mit den zu räuchernden Fellen bedeckt wird. Die Lage der Felle wird von Zeit zu Zeit verwechselt, so daß man die obern nach unten bringt. Dieses dauert etwa eine Stunde und länger. Die Häute werden wieder etwas spröde, und müssen also nochmals durchwirkt und erweicht werden. Endlich werden sie an der Fleischseite mit gestoßener Kreide oder Gips wohl eingerieben, mit scharfen Messern rein gekratzt und geglättet, mit ganzer Kreide geweiset, und zuletzt das Haar gereinigt und ausgeklopft.

Grobe und geringe Felle werden nur einige Male mit einem Breie von Asche und Salzwasser bestrichen, der nach der Stärke des Felles schärfer oder schwächer bereitet wird. Am folgenden Tage

wird die Fleischseite rein gekratzt, einige Male mit saurer Milch bestrichen, die man eintrocknen läßt, darauf gewirkt, und mit Kreide geweiset. Einige waschen solche Felle, nachdem sie geräuchert sind, noch einmal, und bestreichen sie dann mit Milch, in welcher weichgekochte Ochsen- und Schafleber aufgelöset worden, lassen sie eintrocknen, und kratzen sie dann rein. Die Felle werden so zwar weicher, nehmen aber einen unerträglichen Geruch davon an. Alles Pelzwerk, welches sie zu eigenem Gebrauche verarbeiten, wird von den Weibern mit feingespaltenen Sehnen von Pferden, Rindern oder Elennthieren ausgenäht. Diese Fasern werden eben so wie bei den Lappländern behandelt, und sind überaus dauerhaft.

Bock- und Schafleder wird vornehmlich zu großen Reithosen und Sommer-Reisekleidern folgendermaßen bereitet. Man legt das frische Fell aufgerollt hin, bis Wolle und Haar von selbst abgeht. Dann wird die Haut getrocknet, mit saurer Milch bestrichen und gewirkt. Darauf wird das Leder auf die Erde ausgespannt, und an der Fleischseite mit einem starken Decoct von der größten Staticewurzel, mit Alaun und etwas Hammelfett abwechselnd bestrichen und getrocknet, bis die gelbbraune Farbe der Wurzel durchgedrungen ist. Diese Gerbe widersteht der Feuchtigkeit am allerbeßten.

Die Kalmyken, welche von der Fischerei leben, ziehen die Felle der großen Seekarpfen ab, reinigen sie von den Schuppen, und gerben sie zuerst mit saurer Milch oder Brantweinüberresten, dann mit dem gelbbraunen Absud der Statice. Die Fischhäute haben ein durchsichtiges, durch die Spuren der Schuppen geflammtes Ansehen; sie werden zu Regenkleidern verwendet, und diese Sarsan-Sarssyn, Karpfenröcke genannt.

Die Roß- und Rindhäute benutzen die Kalmyken vorzüglich zur Anfertigung der ledernen Geschirre. Man brühet die frischen Häute mit siedendem Wasser, bis die Haare sich ablösen. Einige lassen sie deshalb in Asche liegen. Dann werden sie mit Messern auf beiden Seiten so glatt als möglich gekratzt, und in fließendem Wasser rein gewaschen. Die Rücken der Ochsenhäute geben die beßten Gefäße. Die Häute zu Stiefeln läßt man eine Woche und länger in saurer, ganz wenig gesalzener Milch liegen. Um Gefäße zu machen, die recht hornartig und dauerhaft werden sollen, werden die rohen Häute, wie sie aus der Schwemme kommen, an die Sonne gebreitet, und nun schneiden die Weiber die Figur zu den verlangten Gefäßen aus, nähen sie noch frisch mit Thiersehnen zusammen, und trocknen sie, zur erforderlichen Gestalt ausgedehnt, am Rauchfeuer. Sie fertigen in solcher Weise Gefäße mit weiter Oeffnung, denen sie unter dem Trocknen die Gestalt mit der Hand geben können, bauchigte Schläuche, Sattelflaschen mit engem Halse, die sie über dem Feuer geduldig aufblasen, oder auch mit Sand gefüllt so lange trocknen lassen, und während des Trocknens von Außen mit allerlei Strichen und Figu-

ren zieren. Sie haben ferner lederne Theekannen und lederne Melkgefäße, die zum Ausgusse mit einer zierlichen, engen Röhre versehen sind. Die gewöhnlichen großen, mehrere Eimer enthaltenden Milchschläuche, die man in allen Kalmykenhütten mit saurer Milch gefüllt stehen sieht, sind viereckig, nach oben zu schmäler, und mit einer Klappe über der Oeffnung, auch mit Riemen versehen, an welchen sie dem Lastviehe angehängt werden. Eine besondere Art Flasche, Chundik, hat Aehnlichkeit mit den Lederstiefeln, Zumeles der Pehuenchen (s. v. Th. II. S. 41), sie wird aus der im Ganzen abgezogenen Haut eines Pferde- oder Ochsenfußes bereitet, und hat eine gekrümmte Gestalt. Alle diese Gefäße können zwar, sobald sie nur recht trocken sind, in der Haushaltung gebraucht werden; soll sich aber das Leder von keiner kalten oder siedenden Feuchtigkeit erweichen lassen, auch keinen üblen Geschmack mittheilen, so müssen die Gefäße weit stärker und länger geräuchert werden. Für diesen Zweck nehmen mehrere Nachbarn ihre Gefäße zusammen, um die Mühe der Einsammlung des zum Räuchern nothwendigen Brennstoffes unter sich zu theilen. Man baut ein Stangengerüst, bedeckt dasselbe mit Filzen, und räuchert hier die Gefäße so lange, bis sie fast so durchscheinend wie Horn und überaus dauerhaft werden (Pallas Nachr. I. 138 — 141).

So sahen wir denn, wie diese Nomaden der Viehzucht den wesentlichen Unterhalt ihrer Lebens verdanken, und wie die Heerdenthiere ihnen alle ihre Bedürfnisse liefern. Wir bemerken dabei mancherlei Fortschritte, namentlich eine außerordentliche Sorgfalt in umsichtiger Benutzung des ihnen dargebotenen Materials. Abgesehen von dem, was ihnen etwa der Verkehr mit den Nachbarn zugebracht hat, was bei der stabilen Richtung der Nomaden nicht eben sehr bedeutend ist, zeigen auch diese Fortschritte, nicht minder als die historischen Nachrichten, welchen außerordentlichen, so fördernden, wie hemmenden Einfluß die Natur mit ihren Producten auf den Menschen übt. Der Polarmensch hat nur das Rennthier und den Hund zum Gefährten; die Völker der gemäßigtern Zone haben anstatt des Rennthieres das Rind, Roß, Schaf und Kameel, — jeder aber benutzte dasselbe mit gleicher Treue und gleichem Eifer, und jeder würde im Besitze dieser Naturgaben bestehen können, wenn ihm die Mittel entzogen würden, welche der Verkehr mit den Fremden ihm darbietet. Die wollenen, leinenen und seidenen Stoffe, welche die Russen und Chinesen den Mongolen zuführen, sind nicht unbedingt nothwendig zum Fortbestehen derselben. —

Das Familienleben

der Mongolen gleicht in den meisten Beziehungen dem der Polarnomaden. Auch hier ist die Frau der dienende Theil, dem die meisten, und namentlich solche Geschäfte zufallen, die sich täglich, oder doch

am Häufigsten wiederholen. Doch sagt Pallas (Nachrichten I. 143), daß die Kalmyken ihre Weiber nicht wie Sclaven ganz allein für sich arbeiten lassen, sondern daß sie, wenn es andere Geschäfte erlauben, ihren Weibern gern zur Hand sind, namentlich beim Packen, beim Aufstellen der Hütten; sie holen Brennholz, zerhacken dasselbe, schlachten das Vieh und zerschneiden das zu dörrende Fleisch, bessern die Hütten aus, flechten Stricke aus Haaren, treiben die Heerde aus, tränken und hüten sie, haben auch die Anfertigung des Reitzeuges und der Waffen.

Die Ehe ist bei den Kalmyken, wie bei den Mongolen, bei weitem regelmäßiger, als bei den übrigen Nomaden, Polygamie überaus selten. Die Ehe ist durch mehrfache, gesetzliche Bestimmungen geordnet, und somit unter öffentlichen Schutz gestellt. Dahin gehören folgende Bestimmungen.

Wenn eine Jungfrau ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt hat, ist sie heirathsfähig; vor dieser Zeit darf sie aber nicht verlobt werden. Giebt sie der Vater früher weg, so soll sie von dem Manne genommen und einem andern jungen Menschen unentgeldlich gegeben werden. Die Aufseher über vierzig Familien müssen dafür sorgen, daß in ihrer Abtheilung alljährlich vier neue Paare zusammen gebracht werden. Sie müssen auch darauf sehen, daß der Preis für die Braut richtig abgeführt werde. Arme Bräutigame werden durch die wohlhabendern unterstützt. Wenn eine verlobte Jungfrau in ihrem zwanzigsten Jahre vom Bräutigam noch nicht abgeholt ist, so muß sie ihm dreimal durch den Brautwerber angeboten werden. Nimmt sie der Bräutigam dennoch nicht, so muß es der Vater dem Fürsten melden, welcher der Tochter einen anderen Mann geben wird; die schon empfangene Brautgabe bleibt aber dem Vater. Verfährt er aber ohne Vorwissen des Fürsten, so muß er nicht nur das vom ersten Bräutigam Empfangene zurückgeben, sondern noch dazu neunmal neun Stück Vieh als eine Buße erlegen. Stirbt eine Braut während der Hochzeitzurüstung, so verbleibt die Brautgabe ihrem Vater; stirbt sie aber vor den Anstalten, so müssen die beiderseitigen Eltern sich theilen und vergleichen. Wer eine Heirath rückgängig zu machen sucht, oder die verlobte Tochter nicht herausgeben will, wird nach Befinden an Vieh gestraft. Die Eltern der Braut sollen eidlich versichern, daß ihre Tochter noch rein, d. h. nicht schwanger sey. Zeigt sich nach der Hochzeit und Ausstattung das Gegentheil, so soll der junge Mann von den Schwiegereltern die zuerkannte Vergütung an Vieh nehmen, es sey denn, daß bewiesen wird, der Bräutigam habe vorher schon mit der Braut zu thun gehabt. Für die Ausstattung eines Pflegekindes haben die Pflegeeltern zu sorgen. Für ein entführtes Mädchen werden, wenn sie vornehmen Standes ist, sieben, wenn sie mittlen Standes, fünf, wenn sie geringen Standes ist, ein Kameel bezahlt. Der Bräutigam kauft seine Braut, allein der Vater derselben ist gehalten, den Werth durch die Aussteuer zu ersetzen. Es ist der

Preis nach den Ständen bestimmt. Der Preis, den ein gemeiner, wohlhabender Kalmyk für seine Tochter nimmt, ist 15 Pferde, 15 Kühe, 3 Kameele und 20 Schafe; er giebt dagegen zur Aussteuer ein Kameel, ein Pferd, vier genähte, acht ungenähte Kleider und Geräthe nach Vermögen. Der geringste Preis besteht in 10 Pferden und Kühen, und 15 Schafen, wogegen der Vater seiner Tochter ein Pferd mit Reitzeug, ein Kleid und hinlängliches Hausgeräthe mitgiebt (Pallas Nachr. I. 200—202).

Dieß sind die gesetzlichen Bestimmungen. Gemeiniglich aber beginnt die Ehe mit dem vertrauten Umgange der jungen Leute. Die Eltern erlauben ihren noch sehr jungen Töchtern die heimlichen Besuche ihrer Liebhaber als eine wohlhergebrachte Gewohnheit, und die Mädchen sind überhaupt sehr munterer und verliebter Natur, wie sie denn auch gegen Fremde sehr zutraulich und hingebend sind, ja sie halten eine Vervielfältigung ihrer Liebeshändel für Ehre und Empfehlung. Es geschieht indessen selten, daß Mädchen vor der Hochzeit in andere Umstände gerathen; da dieses ihnen zur Schande gereichen würde, so befreien sie sich in solchem Falle durch gewaltsame, größtentheils äußerliche, zum Theil sehr gefährliche Mittel. Unter den Kalmyken giebt es erfahrene, alte Weiber, die durch lange fortgesetztes Reiben des Unterleibes, Auflegung glühender, in eine alte Schuhsohle gewickelter Kohlen und andere entsetzliche Mittel Errettung aus der Schande bringen.

Will endlich oft nach langem Herumschwärmen ein Jüngling in den Ehestand treten, und hat er sich entweder selbst eine Braut ausgewählt, oder sich durch Eltern und Freunde eine vorschlagen lassen, so wird, wenn die Eltern nicht bereits vorher eine Heirath verabredet, zuvörderst ein Freiwerber an die Eltern des Mädchens abgeschickt, um sich zu erkundigen, ob ihnen die vorgeschlagene Partie anständig erscheine. Sind sie abgeneigt, so entschuldigen sie sich entweder mit dem Alter des Mädchens oder ihrer gegenwärtigen Armuth und dergl. mehr. Zwischen Familien, die näher als im vierten oder fünften Grade verwandt sind, darf überhaupt keine Verbindung Statt finden. Gehen die Eltern auf den Vorschlag ein, so verlangen sie eine Unterredung mit den Eltern des Jünglings. Diese richten alsdann nach Vermögen ein Gastmahl zu, auf welches die Eltern und Verwandten des Mädchens geladen, und nach dem Schmause mit Pferden und anderem Vieh nach Umständen beschenkt werden. Dann vergleichen sich beide Parteien wegen der Heirathskosten und der gegenseitigen Gaben. Die Eltern geben dem Mädchen, außer der Filzhütte und dem Hausgeräthe, noch Anderes nach Belieben. Haben sich beide Theile vereinigt, so schickt der Jüngling nach einigen Tagen ein Paar oder mehrere geschlachtete Schafe, Pferde oder Ochsen, mit einem Vorrathe von Milchbrantwein und einigen Geschenken für die Brauteltern, wobei allemal für das Mädchen als Unterpfand der Verlobung eine

Schafkeule mit dem ganzen Fuße befindlich seyn muß. Nehmen die Eltern diese Dinge an, so ist die Verlobung richtig, und keines der beiden jungen Leute kann fortan eine anderweite Verbindung eingehen; diese, auch durch das Gesetz geheiligte, Verlobung, welche bei der Braut, mit Zuziehung beiderseitiger Eltern und Verwandten, in Schmausen und Lustbarkeiten öffentlich begangen wird, heißt wegen der dabei unentbehrlichen Schafkeule, Schagaitu. Nunmehr beginnt die thätige Theilnahme der Priester, seit dem 13. Jahrhundert der Lamaiten, welche den Tag der Vermählung, die Gaben an die Geistlichen und die dabei zu haltenden Gebete zu bestimmen haben. Sie schieben oft die Vermählung auf lange Zeit hinaus, gewähren jedoch auch gegen Geschenke Hülfe und Förderung. Während dieser Zeit aber darf der Bräutigam die Braut besuchen, auch wohl mit Vorwissen der Eltern bei ihr übernachten. Mittlerweile nehmen die Brauteltern die verabredete Gabe von den Eltern des Bräutigams in Empfang, und bringen die Filzhütte, wofür der Werth vom Bräutigam bezahlt wird, das Hausgeräth, die Kleider der Braut und andere Kleinigkeiten in Ordnung. Wenn endlich der vom Geistlichen angesetzte Hochzeittag erscheint, so bringen die Brauteltern die Filzhütte des jungen Eheyaars zum Bräutigam, die Braut folgt zu Pferde von allen ihren Verwandten und Gespielinnen begleitet, und zwei derselben reiten neben ihr, und halten einen seidenen oder baumwollenen Schleier über ihren Kopf, womit sie so lange bedeckt auf dem Pferde sitzen bleibt, bis das für sie bestimmte Zelt aufgeschlagen und das Hausgeräth in Ordnung gestellt ist. Gewöhnlich aber begiebt sich der Bräutigam mit seinen Freunden zu der Braut, wo am Hochzeittage die Filzhütte des neuen Paares etwas außer dem Bezirke der andern feierlich aufgeschlagen und geziert wird. Zum Hochzeitfeste ist zuvor nach Vermögen Vieh geschlachtet und Getränke angeschafft. Die Malzeit wird in der Brauthütte von ihren Eltern besorgt und angerichtet, indessen der Bräutigam mit seinen Freunden und den Priestern in andern Hütten herumschmauset. Sodann begiebt sich der Geistliche in die neue Hütte, räuchert sie aus, und beginnt die zur Einweihung erforderlichen Gebete darin zu lesen. Ist nun die glückliche Stunde heran gekommen, so muß der Bräutigam, welcher sich bis dahin unter seinen Freunden belustigte, mit der Braut vor der gegen Osten gerichteten Thüre der Filzhütte, wo ein Feuer angezündet ist, mit dem Gesichte gleichfalls gegen Osten gekehrt, auf einen zierlich ausgenähten Filz niederknien. Beide haben ihre Mützen auf dem Kopfe, und die Braut knieet dem Bräutigam zur Linken. Der Priester fragt beide, ob sie freiwillig und ohne Zwang in die Ehe treten, ermahnt den Bräutigam zur Verträglichkeit und die Braut zum Gehorsam, läßt dann eine Schüssel mit Fleischbrühe und Fleisch von eben dem Schafschulterblatte vor sie hinsetzen, dessen Knochen mit dem Fuße man ihnen so in die rechte Hand zu halten giebt, daß es

der Bräutigam am dünnen Theile zu unterst, die Braut aber etwas höher, gegen den dickeren, fleischigen Theil hält, und der fleischige Theil in die Höhe steigt. Weil sich die Braut dabei gemeiniglich schamhaft bezeigt, und den Knochen nicht anfassen will, so knieet Jemand hinter ihr, der ihre Hand um den Knochen zusammendrückt. Während abermaliger Einseegnungsgebete schickt der Priester endlich zwei Jünglinge, die nach den Geburtsjahren des Brautpaares von gewissen Jahren dazu gewählt sind, zum Brautpaare hinaus, welche die Braut und den Bräutigam dreimal mit dem Kopfe zur Erde niederdrücken und ihnen dabei laut zurufen: Verehre die Sonne, verehre die Schaggai-Keule, verehre die Butter. Nach Andern wird die Sonne, das Feuer und die Erde zur Verehrung empfohlen. Die indessen hinter dem Brautpaare harrenden Freunde und Freundinnen nehmen erstere dem Bräutigam, letztere der Braut die Mütze vom Kopfe, und werfen sie zum Geistlichen in die Hütte hinein, wobei demjenigen, dessen Mütze zuerst hinein kommt, Glück angedeutet werden soll. Jede Partei stürmt gleich hinterdrein in die Hütte, weil ein jeder gern der erste seyn will, sich seiner Mütze zu bemächtigen, und sich dadurch als einen eifrigen Freund zu beweisen. Gemeiniglich giebt der, dem es gelang, die Mütze der Braut zu erobern, hintennach der Hochzeitgesellschaft noch einen Schmaus. Die Mützen werden dann außen den jungen Leuten wieder aufgesetzt und sie dann in die Hütte geführt, um hier den letzten Seegen des Priesters zu erhalten. Man setzt sie neben einander, damit sie gemeinschaftlich aus einer Schüssel von dem Fleische der bei der vorhergehenden Ceremonie gebrauchten Schafskeule essen, und dadurch ihre künftige Gemeinschaft anzeigen. Die Gäste kommen nun aus der ganzen Nachbarschaft zum Schmause zusammen. Ist diese Ceremonie völlig vorüber, so fallen von Seiten der Brauteltern, ehe sichs die Braut versieht, eine Anzahl junger Weiber über sie her, um sie aus der Mitte der Jungfrauen, welche bis dahin um sie geblieben sind, gewaltsam zu entreißen. Diese wehren sich tapfer, und es entsteht ein Faustkrieg, der allemal zum Vortheil der Weiber ausfällt, und während dessen sich die Braut mit Heulen und Schreien ganz ungebärdig stellen muß. Sind endlich die Jungfrauen aus dem Felde geschlagen, so machen die jungen Weiber der Braut, die sich noch immer untröstlich stellt, unter allerlei Zureden die Jungfrauenflechten los, bringen ihr Haar in die gewöhnlichen zwei großen Weiberflechten, und legen ihr das Weiberkleid an. Gewöhnlich findet gleich darauf noch ein anderer Gebrauch Statt; zwei kräftige Männer fassen das Fell eines frischgeschlachteten Schafes an, halten es ausgespannt, während andere Männer die Braut reitend darauf setzen, und so wird sie in die Höhe gehoben. Zuweilen muß die Braut noch an den Rührstock des Milchschlauches und an den Hals des Haushundes einige Seidenfäden knüpfen. So wie es Abend wird, bricht man die Filzhütte des jungen Paares ab, und

schlägt sie einige hundert Schritte von dem vorigen Platze mit allem Zubehör wieder auf; sodann wird der Bräutigam zuerst und nach ihm die aus allen Kräften heulende und widerstrebende Braut, unter Zureden ihrer Mutter und Verwandten und Beibringung starker Getränke, dahin geführt. Die Hütte wird dann verschlossen, und Braut und Bräutigam allein gelassen, indessen die Gäste mit Lustigkeit, Gesang und Tanz fortfahren, so lange noch Getränk vorhanden ist. Nach der Hochzeit bleibt das junge Paar noch einige Tage in der Nachbarschaft der Brauteltern; die junge Frau darf in dreien Tagen nicht aus der Hütte gehen, und weder jetzt noch im ersten halben Jahre in der Hütte ihrer Eltern erscheinen, welche sie dagegen fleißig besuchen und sie trösten. Zieht sie endlich nach der Heimath des Bräutigams, so geleiten die Eltern die Tochter, und bringen noch einige Tage bei ihr zu, an welchen Wohlhabende und Vornehme abermals Lustbarkeiten veranstalten.

Zuweilen suchen die Brauteltern die Hochzeit über den vertragmäßigen Termin hinauszuhalten, um desto öfter die kleinen Geschenke und Gastereien zu benutzen, die der Bräutigam und dessen Eltern bei einem jedesmaligen Besuche geben müssen. Ist dieß der Fall, so darf der Bräutigam mit Genehmigung der Priester und seiner Eltern eine Partie junger Bursche zu sich nehmen, und seine Braut heimlich oder mit offener Gewalt entführen.

Die Mongolen und Kalmyken haben in der Regel nur eine Frau, Reiche und Vornehme nehmen nur dann eine zweite, wenn die erste unfruchtbar ist. Erklärte Concubinen neben der Ehefrau kommen nie vor. Doch legen Vornehme ihren unverheiratheten Söhnen, als Schutzmittel wider heimliche Sünden, junge Mädchen bei. Ein an die Arowakische Sitte (s. o. Th. II. S. 75) erinnernder Gebrauch untersagt den jungen Frauen, mit ihrem Schwiegervater zu reden und sich in seiner Gegenwart zu setzen.

Ehescheidungen sind eben so selten als Eifersucht. Hat die Frau einen Knaben geboren, so behält der Mann, auch wenn der Knabe wieder gestorben ist, die Mitgift zurück, und entläßt sie nur mit einem Pferde und ihren gewöhnlichen Kleidern. Sind aber Töchter vorhanden, so bleiben diese beim Vater, die Frau kann aber alles, was sie eingebracht hat, zurückfordern. Eine Wittwe, die keinen Sohn hat, darf keine Ansprüche auf die Erbschaft machen, und kehrt zu ihren Eltern zurück. Hat sie einen Sohn, so kann ihr Niemand etwas nehmen. Jedoch wird guten Frauen von der Verwandtschaft des Mannes meist Alles gelassen, wenn sie Wittwen bleiben wollen (Pallas, Nachr. II. 235—241).

Vergleichen wir damit die oben (S. 52) mitgetheilten Nachrichten über die Hochzeitfeierlichkeiten der Lappen und Tungusen, so sehen wir, daß durch die aus der Fremde eingeführte lamaitische Religion eine wesentliche Veränderung in dieser Beziehung nicht bewerkstelligt

worden ist, und daß im Grunde der Priester nur die Stelle des Vaters übernommen hat, oder die ehemalige Thätigkeit des Schamanen ersetzt.

Die Ehen der überhaupt sehr der Liebe ergebenen Kalmyken und Mongolen sind fruchtbar, so daß man in den meisten Häusern mehr als ein, ja gemeiniglich drei, vier und mehrere Kinder spielen sieht. Wie bei allen der Natur nahe stehenden Völkern, gehen auch die Geburten leicht von Statten; merkt eine Frau, daß die Zeit herankommt, so pflegen sich die Weiber ihrer Bekanntschaft bei ihr zu versammen, sie stellt ihr Götzenbild auf, und zündet ein Lämpchen vor demselben an. Am Fußende ihres Lagers wird in der Hütte eine starke Stange, welche durch das Rauchloch hinausgeht, mit dem unteren Ende in die Erde, und oben an der Oeffnung des Zeltes unbeweglich befestigt. Die Anwesenden warten und achten darauf, ob die Frau große Angst blicken läßt. Kommen die rechten Wehen, so begiebt sich die Kreisende an die Stange, und die Frauen unterstützen die Natur. Unter den Soongaren soll es sogar männliche Aerzte gegeben haben, welche in den schlimmsten Fällen das Kind mit einem Messerchen zerstückten. Uebrigens werden schwere Geburten dem Einflusse böser Geister zugeschrieben, und in solchen Fällen geht dann eine Mannsperson schnell mit einem Prügel um die Hütte herum, und schreit aus allen Kräften mit dem Prügel fechtend: Garr Tschetkürr, d. h. Teufel fort; die übrigen Anwesenden aber nehmen ihre Götzen und Rosenkränze zur Hand, und beten fleißig, während die Weiber ihre Kunst an der Leidenden versuchen. Stirbt eine Mutter oder das Kind in der Geburt, so ist ein mörderischer Geist daran Schuld, und nun wendet man sich an Zauberinnen, deren Arbeit die Männer mit Schüssen und dem Beten der buddhistischen Zauberformel „Pat und Om pat om" fleißig unterstützen. Die buddhistische Geistlichkeit giebt sich nicht gern mit solchen Fällen ab, und dient Vornehmen höchstens mit gewissen Amuleten, worunter Strümpfe und Ablaßzettel eines beim Dalai-Lama bestellten lebendigen Götzen Zänsching, eines Widersachers der bösen Geister, die man Almus nennt, die vornehmsten sind. Hat eine Frau schon einmal eine derartige schwere Geburt gehabt, so läßt man bei der nächsten, welche bevorsteht, eine Zauberin zur Vorsicht kommen, welche ihre Maßregeln nehmen muß.

Sobald das Kind geboren ist, müssen alle Mannspersonen aus der Hütte. Die Nabelschnur schneidet eine Frau auf einem Bretchen mit einem Messer ab, welches derselben als Eigenthum verbleibt. Die Nachgeburt wird in der Hütte mit vergraben. Das Kind wird gleich in Salzwasser abgewaschen und in Pelzlappen und andere Lumpen gewickelt, unter das Gefäß aber eine löffelförmige Röhre gelegt, welche den Unrath aus der Wiege ableitet, die aus einem Holzkästchen von platter Form besteht, und mit einem Bügel versehen ist,

wie die Wiege der Lappen und Tungusen. Ueber den Kasten werden Filze und Decken gespannt und mit Stricken so befestigt, daß das Kind nur den Kopf frei hat. Es vergehen oft mehrere Tage, ehe die Stricke losgebunden, die Decken aufgehoben, und die Lumpen, welche ohngeachtet der Röhre niemals ohne Schmutz bleiben, getrocknet werden. Während man die Lumpen bloß in der Sonne trocknet, liegt das Kind nackt auf der Erde, oder kriecht um den Aschenhaufen des Heerdes herum.

Die abgeheilte Nabelschnur, die nach drei Tagen abfällt, wird von den Müttern sorgfältig verwahrt, namentlich wird die von einer männlichen Erstgeburt geschätzt und in Rechtshändeln als Amulet für nutzbar gehalten. Bevor sie abgeheilt ist, hütet sich der Vater, Feuer aus seiner Hütte wegzugeben.

Die Frau ist drei Wochen lang nach der Geburt unrein, darf weder Essen kochen, noch aus einer anderen Schale essen, bis sie sich in der Hütte durch Waschen mit warmem Wasser am ganzen Leibe gereinigt hat. Die Frau bleibt dann längstens sieben Tage im Wochenbette. Gemeine Weiber warten jedoch nicht so lange, sondern machen sich sogleich auf, verrichten kleine Geschäfte, rauchen fröhlich ihren Tabak, und setzen sich, wenn die Horde eben zieht, wohl in den ersten Tagen, das Kind im Arme, aufs Pferd. Gleich nach der Geburt giebt man der Wöchnerin eine kleine Portion Schaffleisch, die nachher vermehrt wird, und viel Fleischbrühe, die auch der ärmste Mann in solchem Falle seiner Frau zu verschaffen sucht. Die erste Nahrung des Kindes ist ein Stück rohes Schaffett, das man dem Kinde zum Saugen in den Mund giebt. Erst am dritten Tage wird das Kind an die Brust der Mutter gelegt, wo es seine Nahrung findet, bis ein neuer Ankömmling in der Familie es davon entfernt, daher man säugende Kinder von vier bis fünf Jahren findet. Uebrigens werden sie schon vom ersten Jahre an zu anderweiter harter Speise gewöhnt. Im zweiten Jahre geht das Zahnen leicht von Statten; Kinderkrankheiten sind selten, doch sterben viele Kinder in Folge schlechter Nahrung. Sobald die Wiege überflüssig wird, kriechen die Kinder frei umher, die Knaben nackt, die Mädchen sorgfältig verhüllt.

Reiche Aeltern halten ihren Kindern Wärterinnen, die Vornehmsten wohl auch Ammen und ordentliche Kleider, während die Armen nur einen Winterpelz erhalten.

In frohen Spielen vertändelt, wie bei den Americanern, die Jugend ihre Tage, und lernt Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertragen. Nachts pflegen sie unter zerlumpten Pelzen, bis der Hunger sie aufweckt, eines gesunden Schlafes. Die größeren Kinder haben kein anderes Geschäft, als im Sommer Mistkohlen herbeizuschaffen. Bis zum fünften Jahre werden Knaben und Mädchen auf Kameelen von einem Lagerplatze auf den anderen geschafft. Die Säuglinge

stecken in ihren Wiegekasten, die größeren Kinder sind einzeln oder paarweise in Kasten gepackt, aus welchen sie mit dem Obertheile des Köpers hervorragen, und hier ruhen sie, trotz des Schwankens, ganz fröhlich und munter, ohne daß sie herabstürzen. An kalten Wintertagen bedeckt man die Kisten mit Filz, und schnürt Stricke darüber, dann freilich suchen sie sich mit den Köpfen durch die Decke zu arbeiten, um Luft zu erhalten, wobei es nicht ohne Geschrei, Beulen und Wunden abgeht. Die Aeltern aber befreien sie nur im höchsten Nothfalle aus ihrer peinlichen Lage.

Im fünften Jahre bekommen die Kinder der Wohlhabenden Pferde, die der Armen aber müssen sich noch auf einem Kameelrücken, oder auf Kühen reitend, oder auch zu Fuße forthelfen. Nach Verlauf des zehnten oder elften Jahres müssen die Kinder, die nicht für den Priesterstand bestimmt sind, den Eltern in den häuslichen Arbeiten beistehen. Diese Veränderung ist für die Knaben ein Freudenfest, da die ärmeren jetzt ihre erste Kleidung bekommen. Kinder der Vornehmen werden oft schon, wenn die Mutter geschickt dazu ist, im sechsten Jahre zum Lesen und Schreiben angehalten. Fürstensöhne erhalten dann auch ein Paar Begleiter von gleichem Alter, mit denen sie in der Steppe und ums Lager herumschwärmen, im zehnten oder funfzehnten Jahre aber kommen sie in die Schulen der Geistlichen.

Die mongolischen Völker genießen im Ganzen einer dauerhaften Gesundheit, und erreichen gemeiniglich ein hohes Alter. Gegen Krankheiten haben sie indessen mancherlei Mittel, namentlich wenden sie die von der Natur dargebotenen heißen Quellen an, welche sie in dankbarer Verehrung Arschan, heilige Wasser, nennen (s. Pallas Nachr. II. 168). Außerdem wenden sie viele Pflanzenstoffe innerlich und äußerlich an; so suchen die gemeinen Kalmyken die Rhapontikawurzel als magenstärkendes Mittel; wider das Fieber trinken sie einen Absud des astragalus tragacantoides. Die Blätter von Plantago media legt man auf Geschwüre, Wachholder und Sebenbaum wird zu Räucherungen angewendet.

Wie bei den Lappländern, findet auch bei den Mongolen die Anwendung der Mora Statt, die sie Kitschigna nennen. Sie nehmen dazu die rauhen Blätter einer Artemisia, welche sie stampfen, oder auch der Centaurea sibirica. Soll die Mora angewendet werden, so wird die betreffende Stelle mit Leim bestrichen, und ein aus Wolle gedrehter Faden auf der schmerzhaften Stelle verbrannt. Sie kennnen die Anwendung des Aderlasses und des Schröpfens, eben so wie der Klystire; Kenntnisse, die ihnen die durch den Buddhismus mit China und Tibet herbeigeführte Verbindung verschafft hat. Aus dem Thierreiche entnehmen besonders die Kalmyken eine Menge Hausmittel. Obenan steht die Galle des am Altai und in Tibet lebenden Dom, einer Art Hyäne. Menschen- und Bärengalle ist

ihnen nicht minder schätzbar. Menschenfett gilt als gutes Wundmittel, und Menschenfleisch hilft gegen Blähungen und Zuckungen. Schlangenfleisch braucht man bei Augenübeln, Lähmung und Gonorrhoe, Wolfsfleisch für den verdorbenen Magen, Wolfszungen wider Entzündungen im Halse und an der Zunge, Hundszunge gegen Schwäre, die man auch deßhalb von Hunden lecken läßt. Vipernfett soll eine im Fleische steckende Pfeilspitze auslösen; Schafteskikeln braucht man als stimulirendes Mittel. Hirschtalg heilt Wunden, Schweineschmalz den Kopfgrind, eben so Schlangenhaut. Und so werden die Theile von wilden Schweinen, Ziegen, Mäusen, Steppenziegen, Wasserratten, Murmelthieren, Ottern, Bibern, Fischen zu verschiedenen Zwecken angewendet.

Vor Allem aber sucht man den Tod, den die Mongolen sehr fürchten, durch Zauberei abzuwenden, und benutzt dazu jedes Mittel, welches sich darzubieten scheint. So anhänglich nun auch Kalmyken und Mongolen an ihre alten Sitten sind, so hat doch hier gerade der neue Glaube, der Buddhismus, überaus verändernd eingewirkt. Die alte Sitte war jedenfalls das Begraben, wie wir es bei den Lappen, Ostiaken nnd Tungusen gefunden haben. Die lamaischen Priester erfaßten nun die nach jedem Mittel begierig haschenden Mongolen namentlich bei dieser schwachen Seite, und begründeten somit ihren Einfluß nur um so fester. Sie stellten ein ausführliches Lehrgebäude auf über die Art und Weise, wie die Menschen zum Tode bereitet, wie sie bestattet werden, was für ihre Seelen zu thun sey, und stellten dasselbe in zwei Büchern dar. Das erste heißt Altan=Saba oder das goldene Gefäß, das andere Jerrien-Gassool, beide enthalten die genauesten Vorschriften.

Wenn ein Kalmyke dem Tode nahe ist, so wird ein Geistlicher herbeigerufen, der über ihm beten muß. Der Augenblick, da der Kranke den Geist aufgiebt, muß dem Geistlichen, der die Leichenbestattung anordnen soll, genau angezeigt werden, weil nach diesem und der Geburtzeit das ganze Verfahren mit der Leiche eingerichtet werden soll, damit die abgeschiedene Seele gehörig befreit und beruhigt, zugleich aber auch alles Unglück von den nachgebliebenen Angehörigen abgewendet werden möge.

Die gemeinste Bestattung ist, daß man die Leiche in der offenen Steppe über der Erde hinlegt, und so den wilden Thieren, Hunden und den Vögeln des Himmels zur Nahrung überläßt. Die Geistlichen bestimmen nun aus den heiligen Schriften, nach welchem Striche des Compasses die Leiche zu liegen kommt, ob sie bekleidet oder nackend, unter freiem Himmel oder unter einer schlechten Filzhütte liegen soll, was für Dinge und Opferfiguren bei ihr hingelegt, was für Gebete und Zauberfiguren, und wie solche dabei anzubringen sind. Um zu wissen, wie nach den Geburtsmonaten die Leiche mit dem Kopfe zu liegen kommen müsse, macht man eine Art von Compaß

und stellt auf Norden den Monat Maus (Cholgonoh) nebst dem nächstfolgenden Monate, auf Nordost den dritten Monat u. s. w., immer auf die vollen Winde zwei, und auf die Halbwinde einen Monat. In welchem Striche sich der Geburtsmonat befindet, dahin muß die Leiche mit dem Kopfe gerichtet werden. Hinterläßt aber der oder die Verstorbene ein Kind, das in eben dem Monate zur Welt gekommen ist, so muß der Kopf etwas seitwärts von dem rechten Striche gelegt werden. Wo ein Mensch gestorben, auf dem Platze bleibt er gemeiniglich liegen, die Filzhütte wird über ihm abgebrochen, und der ganze Stamm zieht noch selbigen Abend von der Stelle etwas weg. Auch muß der Geistliche da, wo das Zelt des Verstorbenen wieder aufgeschlagen wird, ein Gebet verlesen; er streut dabei Weizen in die Luft, sprengt mit Weihwasser und heiligt dasselbe auf diese Art wieder. Ehe man aber die Leichen sich selbst überläßt, werden um die Hütte verschiedene von Mehlteig oder Thon geformte, verschiedentlich gefärbte Thierfiguren durch die Schüler der Geistlichen aufgestellt; der Geistliche selbst liest im Ornate, auf einer buntgewirkten Filzdecke hinter der Hütte sitzend, die Beschwörungsformeln, und gebietet der abgeschiedenen Seele, die er mit Namen ruft, an die ihr angewiesene Stelle zu fahren und nicht wieder zu kommen.

Nur in dem Falle, wenn die Kalmyken nahe bei russischen Wohnungen stehen, sehen sie sich wider Willen genöthigt, den Todten wegzubringen und weiter in die wüste Steppe zu fahren, was unter Aufsicht eines Mandschi oder geistlichen Schülers Statt findet. Zwick fand in der Steppe, in einiger Entfernung der Hütten, die ausgesetzte Leiche einer kalmykischen Frau, welche mit einigen schlechten Filzen bedeckt und mit einem Pelze bekleidet war. Neben ihr waren die hölzernen Trinkschalen und einige andere unbedeutende Geräthschaften aufgestellt. Nach einigen Tagen waren die Gebeine der Leiche schon ziemlich durch Geier und Hunde vom Fleische gesäubert, und hier und da in der Steppe umhergestreut. Die Hunde, welche an diesem Schmause Antheil genommen hatten, wurden bei ihrer Heimkehr, durch den Geruch verrathen, für unrein erklärt und fortgejagt (Zwick Reise S. 82).

Ueber die Leichen der Geistlichen und Vornehmen wird ein Filzgezelt aufgeschlagen oder wenigstens ein Schirm von Strauchwerk errichtet. Andere Arten der Bestattung sind das Begraben unter Erde oder Steinen, die alte volksthümliche Sitte, das Werfen ins Wasser, das Beisetzen im Holze und Gebüsche, und endlich der Leichenbrand, eine ebenfalls ursprünglich fremde Sitte. Befiehlt die heilige Schrift den Leichenbrand, so zündet man bei gemeinen Leuten nur etwas Stroh und Gestrüppe über dem todten Körper an; den Leichen, die unter Steinen ruhen sollen, legt man einige Steinchen auf den Leib; statt sie ins Wasser zu werfen, genügt es, sie in eine Vertiefung neben dem Wasser zu legen, und sie mit Wasser zu be-

gießen. Diese Milderungen brachte die Armuth der Steppe an Steinen, Holz und Wasser zu Wege; es ergiebt sich aber auch daraus, daß eben diese Arten der Bestattung keine ursprünglich in der Heimath entstandenen sind, sondern aus der Ferne zugebracht wurden (s. Pallas Nachr. II. 249 ff.).

Ein Ueberrest der auf den Grabstätten aufgestellten Statuen, die wir bei den Nordländern fanden, scheinen die, jedoch mehr bei den östlichen Mongolen, als bei den Kalmyken üblichen hölzernen und steinernen Monumente zu seyn, in denen dann die Todtenasche aufbewahrt wird. Bei gemeinen Mongolen wird die Verbrennung öfter angewandt; Asche und Gebeine bleiben auf der Brandstätte liegen, und man steckt rings umher blaue oder weiße Gebetfahnen oder auch kleine, schaufelförmige Schindeln umher, welche mit tungusischen Gebetformeln beschrieben sind.

Das gesellige Leben

der mongolischen Völkerschaften ist bewegter und mannichfaltiger, als das der americanischen Völkerschaften *), obschon es bei weitem gleichmäßiger und geregelt dahinfließt, da es an gewisse, immer wiederkehrende Geschäfte sich anknüpft. Gleich den Jägern und Fischern der Polarzone sind sie überaus höflich und artig gegen Vornehme, grob und rücksichtslos gegen Geringere.

„Niemand kennt die Regeln der feinen Lebensart besser, als der Kalmyk (sagt Bergmann Streifereien II. 298), der Geringe sowohl, als der Angesehene, aber Niemand ist in der Ausübung derselben schwieriger. Der gemeinste Kalmyk wird niemals die Forderungen des Anstandes aus Unwissenheit verletzen, da das Betragen der Vornehmen und ihre Sitten ihm täglich vor Augen sind. Ein Kalmyk, der in die Hütte eines Vornehmen tritt, läßt sich in der Nähe des Einganges auf die Fersen nieder, es wäre denn, daß er aufgefordert würde, anderweit Platz zu nehmen. Wenn der gemeinste Kalmyk einem Fürsten etwas reichen soll, so wird er niemals den Schwung mit der Hand und die übrigen Gebräuche vernachlässigen, welche in den Wohnhütten der Vornehmen gebräuchlich sind. Außerhalb der Hütte wird der Niedrige dem Vornehmen immer, es sey zu Pferde oder zu Fuße, die rechte Seite lassen, und als Unterthan in gewisser Entfernung dem Fürsten folgen. Kein gemeiner Kalmyk wird einen Mantel, welchen ihm fürstliche Personen auf einer Reise zum Aufheben gegeben haben, über seine Schultern legen oder auch hinter den Sattel aufbinden, weil die feine Lebensart verlangt, daß Sachen, welche Leuten von hohem Stande gehören, vorne am Sattel befestigt werden. Auch in den Redensarten ist ein Unterschied, wenn sie an

*) Vergl. damit Th. II. S. 90 u. S. 211.

Vornehme gerichtet sind. Der Kalmyk sagt zu dem Vornehmen nicht: „ich bin zu Euch gekommen, sondern in Eure Nähe bin ich gekommen.“ Die Grüße, die von einzelnen Silben mehr oder weniger Nachdruck bekommen, sind genau nach dem Range oder der Ehrerbietung abgemessen, welche der Kalmyk dieser oder jener Person schuldig ist. „Ist Eure Nähe wohl recht gesund?“ darf man zu einem bloßen Fürsten sagen; aber „ist Euer Angesicht wohl recht ruhig gesund?“ wäre für einen gewöhnlichen Fürsten zu viel, indem solches entweder dem Dalailama oder einem mächtigen Herrscher zukommt. Speisen werden anders genannt, wenn sie einem Vornehmen, anders wenn sie einem Geringen überreicht werden. Selbst kleine Bindungswörter müssen sich nach dem Range richten. Alle diese Unterscheidungen des kalmykischen Ceremoniels, so schwierig sie auch einem Ausländer vorkommen, weiß der niedrigste Kalmyk auf eine Art anzuwenden, daß man seine Bekanntschaft mit der feinen Lebensart gar nicht bezweifeln kann. Ganz anders aber ist das Betragen der Kalmyken gegen solche, die ihnen Leute ohne Einfluß und Ansehen zu seyn scheinen oder auch wirklich nichts zu bedeuten haben. Der geringste Kalmyk kommt in ihre Hütte und entfernt sich, ohne die mindeste Spur von Höflichkeit zu verrathen. Er bleibt stundenlang in einer Hütte, deren Besitzer er gar nicht kennt, dehnt sich aus, legt sich auch wohl hin, um zu ruhen, ohne nur mit einem Worte sein Betragen zu entschuldigen. Im Reden kann man schon aus der Länge und Kürze der Fragen und Antworten schließen, ob der Kalmyk seine Achtung oder seine Geringschätzung zu erkennen giebt. Wer sich jedoch durch Erfahrung von der Grobheit der Kalmyken überzeugen will, muß wenigstens einige Wochen bei ihnen gelebt haben, weil die ersten Tage vortheilhaftere Begriffe von ihrer nomadischen Höflichkeit einflößen, als sie verdienen. Die Grobheit derselben entwickelt sich stufenweise. Anfangs überrascht der Kalmyk durch zuvorkommend höfliches Betragen. So wie er sich aber an den Anblick des unbedeutend scheinenden Fremden gewöhnt hat, wird seine Begegnung immer vertraulicher, dreister und beleidigender. Angesehene Ausländer haben lange Zeit nöthig, ehe sie die Kalmyken von dieser Seite gehörig kennen lernen. Der Kalmyk weiß diese durch die Schlingen der Heuchelei so zu umwinden, daß er bei ihnen die vortheilhafteste Meinung von seiner feinen Lebensart hervorbringt, selbst wenn dieser ein verächtendes Stillschweigen dagegen beobachtet. Sie lesen aus seinen Mienen die Empfindlichkeit des Ehrgeizes, wenn sie mit dem schneidenden Du ihre Gespräche würzen, und finden Gefallen daran, diesen Ausdruck um so häufiger anzubringen, je widerlicher dieser dem Ausländer vorkommt. Sie selbst aber fühlen sich beleidigt, wenn jener Grobheit mit Grobheit vergilt, und geben dieß nicht bloß stillschweigend, sondern laut zu erkennen, indem sie hinzusetzen: Es wäre nicht recht, gegen Vornehme eine solche Sprache zu führen. Vornehme

behandeln die Geringen sehr rücksichtlos, eben so der ältere Bruder die jüngeren Geschwister. Der jüngere Bruder muß aufspringen, wenn der ältere eintritt. Das Betragen der gemeinen Kalmyken gegen Ausländer richtet sich nach dem, welches die Fürsten gegen denselben beobachten. Aendert der Fürst dasselbe, so folgen auch die Anderen seinem Beispiele. Der Kalmyk sagt: „Wofern unser Fürst Dich ehrt, ehren wir Dich auch; verachtet Dich aber der Fürst, so verachten wir Dich ebenfalls."

Die Rücksichtlosigkeit der Großen gegen den Niederen artet fast immer in Unverschämtheit aus. Der Unterthan besitzt nichts, worauf der Fürst nicht Ansprüche hätte. Geringere, welche Geldforderungen an Höhere haben, setzen sich Beschimpfungen und Beleidigungen aus, wenn sie dieselben geltend machen. Mancher treuherzige Armenier, der einem kalmykischen Fürsten entweder auf das bloße Wort, oder auf eine leichte Verschreibung, ein Paar hundert Rubel anvertraut hat, kann mehrere Monate in der Horde solcher Fürsten mit Fordern und Bitten zubringen, und muß in den folgenden Jahren noch mehrere Male wiederkommen, ehe er bloß den verlangten Wechsel erhält. Bald entschuldigt sich der Müßiggänger mit Geschäften, bald wird der Gläubiger auf den Abend, vom Abend auf den anderen Morgen vertröstet, und es bleibt doch immer bei leeren Versprechungen. Der Kalmyk fordert stets, für Bitten und Danken hat er weder Worte, noch Sinn.

Obschon der Kalmyk hochmüthig ist, so hat er doch gegen Ehre und Schande die vollkommenste Gleichgültigkeit. Ehre, die sich auf Rechtschaffenheit gründet, kennen die Kalmyken nicht. Aus Erschleichen, Behorchen und anderen entehrenden Kunstgriffen erwächst Niemandem unter ihnen Schande. Schimpfworte werden nicht hoch aufgenommen; Schläge und Stöße, die keine anhaltenden Schmerzen nachlassen, achtet der Kalmyk, besonders wenn sie von einem Höheren herrühren, für unwürdig, darüber zu zürnen. Züchtigungen für Missethaten schrecken den gemeinen Kalmyken nicht, mit den Schmerzen hört das Andenken an die Züchtigung auf, und der Gezüchtigte schämt sich weder vor seiner Familie, noch vor seinen Nachbarn, die ihn wegen der ausgestandenen Marter beklagen, und wie vorher mit ihm leben. Man geht mit dem Verbrecher vor und nach der Strafe um, wie mit einem guten Bekannten. Brandmale auf der Wange schänden keinen, die Strafe verrichtet der erste Hofbeamte des Fürsten. Der Gebrandmarkte hat außer dem Schmerze keine andere Empfindung, als daß seine gezeichnete Wange ihn bei Anderen verdächtig machen und die künftigen Viehdiebereien erschweren dürfte (Bergmann II. 293—297) *).

*) Ausführlichere Schilderungen kalmykischer Gaunereien, Betrügereien und Schelmenstücke bei Bergmann Streifereien II. 251. Dazu Zwick a. v. D.

Auch die östlichen Mongolen haben dieselben Fehler, deren Grundlage die Gewinnsucht bildet, und woraus sich der Betrug, Schlauheit, Hinterlist und Treulosigkeit entwickeln (Hyakinth S. 125). Eigenschaften, die uns um so mehr überraschen müssen, als neben denselben die größte Gastfreundschaft besteht, deren Ausübung sie als eine Pflicht betrachten, deren Unterlassung den Zorn der Gottheit nach sich zieht.

Wenn ein Gast in die Hütte eines Kalmyken tritt, so braucht er weder zu verlangen, noch zu bitten. Wirth, Wirthin und Alle, die in der Hütte anwesend sind, freuen sich über die Ankunft des Fremden, wie über ein unverhofftes Glück. Alle beeifern sich, den Fremden so zuvorkommend zu behandeln, daß man glauben muß, es liege ihnen mehr daran, den Gast gut aufzunehmen, als dem Gaste, gut aufgenommen zu werden. Arme bewirthen ihn mit Milch, Mehlbrei und anderen, eben vorräthigen Nahrungsmitteln. Die Reichen lassen Thee kochen, und theilen ihre Mahlzeit mit dem Gaste. Die ersteren sind indessen selten so glücklich, Gäste zu beherbergen, weil diese immer nur solche Hütten zu besuchen pflegen, wo ein dampfender Heerd ihrem Magen mehr Befriedigung verspricht. Gäste bringen gewöhnlich kleine Geschenke mit. Es ist dem kalmykischen Wirthe allerdings nicht gleichgültig, ob das Geschenk groß oder klein sey, aber auch eine kleine Gabe wird so wie eine große, d. h. ohne zu danken, angenommen. Die Gäste sind ebenfalls des Dankes, so wie anderer Gaben überhoben. Der Gruß beim Eintritte und Weggehen ist Alles, was die wechselseitige Artigkeit erfordert. Bei angesehenen Besuchen und besonders von Leuten, die Vortheil bringen oder Schaden stiften können, belohnt der Wirth seinen Gast für die Ehre des Besuches durch ansehnliche Geschenke. Gewöhnlich schenkt der Wirth Pferde. Weiße Pferde, deren Farbe als glückbringend angesehen wird, sind das Schätzbarste, was ein Wirth geben kann. Geschenke und Gegengeschenke pflegen mit künstlichen Wendungen begleitet zu werden, in welchen die Kalmyken alle Meister der Rede übertreffen. Das Andenken an entfernte Gastfreunde suchen die Kalmyken noch durch kleine Geldstücke zu verewigen. Wenn nämlich Leute zufällig nach der Gegend ihres Freundes reisen, so übersenden sie ihm entweder eine kleine Kupfermünze, oder, wenn sie besonderen Werth auf dessen Freundschaft setzen, ein silbernes Zehnkopekenstück oder eine größere Münze. Der Werth dieses Geldstücks dient zum Maßstabe der Freundschaft. Derartige Gaben und Gastgeschenke heißen Bäläk. Die gastfreundschaftliche Aufmerksamkeit dauert jedoch nicht Wochenlang aus; gemeiniglich wird sie auf einen Tag beschränkt. Bleiben Gastfreunde länger, so geht man ohne Umstände mit ihnen, wie mit anderen Hausgenossen um, und die zuvorkommende Höflichkeit verschwindet allgemach. Fürsten äußern ihre gastliche Denkungsart dadurch, daß sie Fremden, deren Freundschaft sie zu erhalten

wünschen, Schafe und andere Thiere zur Speise schicken, und machen keine Schwierigkeiten, wenn der Fremde geradezu um ein Schaf anhält (Bergmann Streifereien II. 281. Vergl. damit Zwicks Reiseerfahrungen).

Die gesellige Unterhaltung der Kalmyken und Mongolen besteht theils in Erzählungen, die wir später kennen lernen, theils aber in allerlei Leibesübungen, unter denen wir die Jagd zunächst betrachten. Die Jagd, die bei den bisher betrachteten Nationen ein Mittel des Erwerbs der Nahrung war, wird bei den Mongolen und Kalmyken, deren Religion die Schonung aller lebenden Wesen zur heiligsten Pflicht macht, nur zur Vertheidigung gegen das Wild, oder zum Zeitvertreibe angestellt. In früherer Zeit, vor Einführung des Buddhismus, mag dieß allerdings anders gewesen seyn.

Wölfe, Füchse und andere Raubthiere werden mit der gewöhnlichen Peitsche erlegt. Die Jäger besteigen, wenn sie die Absicht haben, ein solches Thier aufzusuchen, die beßten Pferde, die bei Erblickung des Wildes demselben unaufhaltsam nacheilen, und nicht eher ruhen, bis dasselbe erreicht ist. Es giebt Pferde, die aus natürlichem Muthe bei solchen Jagden wie Furien auf den Wolf losgehen, und ihn mit den Vorderfüßen schlagen. Pallas hat in den sibirischen Gebirgen tatarische Pferde von so edler Art gesehen, die aus Muth sogar auf einen gehetzten und fliehenden Bären losgingen (Nachr. I. 148). Bei Hengsten, die frei in der Heerde gehen, ist solche Herzhaftigkeit nichts Seltenes. Die Kalmyken halten zu solcher Jagd auch Hunde von schöner, dem Windspiele ähnlicher Gestalt, die an den Ohren, Schenkeln und dem Schweife lang behaart sind, und die Reichenbachs jaroslawschem Hunde gleichzukommen scheinen.

Wenn sich auf nomadischen Wanderungen zuweilen Raubthiere sehen lassen, dann setzt Alles plötzlich hinter denselben her. Bemerkt Jemand auf seinem Lagerplatze ein Raubthier, so nimmt er das erste, beßte Pferd, legt demselben einen Strick ums Maul, und verfolgt so das Thier, das nur selten seinem Feinde entgeht. Der Fuchs sucht sich durch krumme Gänge zu retten, die aber die Behendigkeit des Pferdes vereitelt. Der Wolf stürzt sich zuletzt seinem Verfolger entgegen, aber ein einziger gewichtiger Peitschenhieb über die Schnauze stürzt ihn betäubt zu Boden. Fällt der Wolf, dann vollendet der Reiter sein Werk durch einige neue Peitschenhiebe über den Kopf, welche das Thier zwar noch nicht tödten, aber durch den Blutverlust außer Vertheidigungsstand setzen. Die übrigen Jäger kommen nun herbei, und binden dem Gefangenen einen Strick um den Hals. Neue Peitschenschläge bringen ihn wieder zu sich. Unter Verwünschungen, Flüchen und Schlägen führt man ihn nach dem Lager, wo Niemand, der eine Peitsche in der Hand hält, dem Wolfe ein Paar Hiebe mitzutheilen vergißt. Das gemißhandelte Thier aber, welchem der Strick um den Hals, der blutige Kopf, die Erschöpfung seiner Kräfte alle

Aussicht zur Rettung nehmen, legt sich bei jedem neuen Anfalle nieder, und, die Grausamkeit seiner Feinde verachtend, stellt es sich an, als ob es schlafen wolle. Sobald sich jeder an dem Anblicke des Gefangenen gesättigt hat, läßt man ihn los, und hetzt ihn aufs Neue, bis er umkommt (Bergmann Streifereien II. 185 f.).

So ängstlich nun auch die Mongolen die kleinlichsten Vorschriften ihrer Buddhareligion beobachten, so ersieht man daraus, wie wenig der Geist derselben auf sie Einfluß übt, und wie sich daneben eine grausame Roheit offenbart, die wir eigentlich nur bei den wildesten Waldindianern fanden (s. o. Th. I. 234). Ja selbst die Lehrer und Pfleger der sanften Buddhareligion, die Geistlichen, scheuen sich nicht, an solcher Jagd Theil zu nehmen, um sich einen warmen Pelz zu verschaffen, während sie mit der größten Sorgfalt das Ungeziefer, welches sie in ihren Kleidern finden, von sich wegsetzen!

Die Hasen werden im Winter, wenn es die Witterung verstattet, ebenfalls mit Hunden gehetzt und mit der Peitsche erlegt, eben so die Iltisse (Zwick S. 72), deren Erscheinen von übler Bedeutung ist. Nicht minder wendet man zum Fange kleiner Thiere die Fallen an.

Ein Vergnügen der Vornehmen und Fürsten ist die Vogelbaize, die vielleicht von den westasiatischen Gebirgsvölkern zu den Mongolen gekommen ist. Die Kalmyken richten dazu Falken, Habichte und Adler ab. Der Schwemmer-Falke (Falco lanarius), welcher in allen freien, südlichen Steppen auf niedrigen Bäumen nistet; der Adler (Falco fulvus), mongolisch Berkût, der sich häufig im Kaukasus vorfindet, werden am Häufigsten jung eingefangen und abgerichtet. Man läßt zuvörderst den Vogel, um seine Wildheit zu bändigen, vierzehn bis achtzehn Tage hungern, und wirft ihm sodann Fleischstücke zu, über welche der an einen Strick gebundene Vogel herstürzt, und wobei der Lehrende gewisse Laute ausstößt. Wird das Thier zahmer, so schleppt man ausgestopfte Thierbälge umher, und lenkt seine Aufmerksamkeit darauf. Hat der Berkût seinen Herrn gehörig kennen gelernt, so wird er losgebunden. Der Jäger setzt sich nun auf ein dazu abgerichtetes Pferd, nimmt den Vogel auf einen stark gefütterten Handschuh, und läßt seine Hand auf einer über dem Sattel angebrachten Holzerhöhung ruhen. Das erste Wild, das dem Jäger aufstößt, muß zur Probe dienen, ob der Berkût gut gelernt hat. Besteht er diese, so wird er auf große Thiere gelassen. Der Berkût steigt dann in die Höhe, sucht seinen Gegner, stürzt sich herab und schlägt dem Wilde die Krallen in den Hals. Der Jäger gewinnt dadurch Zeit, herbeizueilen und den Kampf durch einen Messerstich zu beendigen. Ist aber das Wild den Krallen des Berkût entwischt, und ruft der Jäger den Vogel zurück, so gehorcht dieser zwar der Stimme seines Herrn, aber seine Wuth über den mißlungenen Angriff äußert sich durch sein mürrisches Betragen und die Verschmähung der dargereichten Beute. Hasen, wilde Schweine und Füchse stößt jeder Berkût,

manche gehen aber auch auf Hirsche und wild umherlaufende Pferde, selbst auf Wölfe, letzteres jedoch nicht ohne Gefahr. Ein alter Jäger erzählte Bergmann, daß er einer Jagd beigewohnt, wo innerhalb zehn Tagen zwölf Berkute vierzig Füchse gefangen hatten. Wohlabgerichtete Berkute ersparen dem Jäger die Mühe des Wartens, indem sie während der Jagd in den Wolken über dem Haupte ihres Herrn hinwegfliegen und erst auf das bekannte Loosungswort herabstürzen. Außerdem wird auch der Habicht zur Jagd abgerichtet. Die Adler werden auf einer mit Filz überzogenen Stange von zwei Reitern getragen, oder auch von einem Manne, der das große Krückenholz auf dem Steigbügel trägt (Bergmann Streifereien II. 187. Pallas Nachr. I. 147).

Die Mongolen sind geübte **Bogenschützen**, und ihr Gewehr kommt mit den oben beschriebenen (S. 11) Bogen und Pfeilen überein. Das Bogenschießen gehört mit zu den Uebungen der Jugend. Noch zu Bergmanns Zeit gab es namentlich unter den Torgoten geübte Bogenschützen, welche ein Thier mit dem Pfeile durch und durch schossen; aber schon begann die Flinte auch dort heimischer zu werden. Die Flinten sind damascirt, nicht selten mit Gold ausgelegt, und dauerhaft gearbeitet. Das Rohr ist lang; das Schloß schwer zu spannen. Der Lauf ist mit dem Schafte durch drei bis vier breite Silberstreifen verbunden, und dieser endigt in einer mehr als zwei Finger breiten Einfassung von Wallroßzahn. Das schwere Gewehr wird beim Abfeuern auf eine Gabel gestützt; aus freier Hand gewährt es nur einen unsichern Schuß. Vor der Nässe wird das Gewehr durch ein Futteral von Dachsfell verwahrt. Gleich dem Lappländer, hat auch der kalmykische Schütze sein Schießzeug am Gürtel zusammen angehängt, so daß er neben dem Messer noch Kugelsack, Pulverhorn, Patronenhalter, Schraubenzieher, Fettbüchse und Lappen beisammen hat. Mit der Flinte werden namentlich Bären, Schweine, Hirsche, Schwäne, Gänse, Enten und Fasane erlegt (Bergmann Streifereien II. 182 ff.).

Eine andere Unterhaltung der Jugend besteht im **Ringen**, das bei den Kalmyken nach festgesetzten Regeln betrieben wird, denen zu Folge der eine den anderen ohne Wuth und vorsätzliche Verletzungen auf die Erde, und zwar auf den Rücken, niederzulegen suchen muß, um als Sieger zu gelten. Die Ringer entkleiden sich bis auf ihre langen, leinenen Beinkleider, welche von unten herauf bis über die halben Lenden aufgewickelt werden. Bei förmlichen Ringerspielen stehen hinter jedem Ringer zwei bis drei Zeugen, die darauf sehen, daß nach den Regeln verfahren werde, und einer mit einer Kanne kalten Wassers, um, wenn der Kampf lange dauert, seiner Partei den Rücken damit anzufrischen. Wenn die Ringer auftreten, so verneigen sie sich gegen einander, nehmen beide Hände voll Staub und lassen ihn wieder fallen; darauf gehen sie in völliger Positur

einige Zeit im Kreise gegen einander herum, um sich aufs Vortheilhafteste zu fassen, rupfen im Gehen Gras aus dem Boden, und sehen sich verächtlich an. Das Gewöhnlichste ist, daß einer den anderen mit der Rechten hinten beim Gurte ergreift, und den anderen Arm bis zum rechten Zeitpunkte frei zu behalten sucht. Keiner von Beiden giebt den geringsten Laut von sich, und es gilt auch, sich im Eifer nicht zu übernehmen; besonders darf keiner den anderen bei der Kehle oder beim Haarzopfe anpacken, oder ihn durch Kratzen und Stöße verletzen. Geschieht etwas dergleichen, so werden die hitzigen Ringer durch die Kampfzeugen aus einander gebracht, und der Thäter ist sehr beschimpft. Das Ringen dauert oft sehr lange, und einer lüftet den anderen gar oft fruchtlos in die Höhe, ohne ihn aus dem Gleichgewichte bringen zu können; ja, mancher weiß im Fallen den Vortheil zu gewinnen, und seinen Gegner, den er nicht losläßt, über sich weg zu Boden zu werfen, und wer solchergestalt ausgestreckt auf den Rücken zu liegen kommt, muß dem anderen den Sieg zugestehen (Pallas Nachr. I. 148 f. Bergmann Steifereien II. 200). Ringer gehören zum Hofstaate eines Kalmykenfürsten, und die angesehensten Ringer werden zu Zeiten besoldet, die mit Ehre ausgedienten beschenkt und von Abgaben befreit. Den beiden untersten Priesterkasten macht es keine Schande, als Ringer aufzutreten, um ihre Kraft und Geschicklichkeit vor den Augen der Fürsten sehen zu lassen.

Das größte Nationalvergnügen ist das Pferderennen, welches bei den Kalmyken alljährlich nach dem Uerrüßfeste gehalten wird. Die Leidenschaft der Kalmyken geht so weit, daß sie die beßten Pferde aufs Spiel setzen, damit sie nur die Ehre des Sieges genießen können. Siegerpferde, die keinem Fürsten zugehören, fallen dem Fürsten oder dessen Söhnen zu, da nach kalmykischem Gesetze die Großen Alles nehmen können, was ihren Unterthanen zugehört. Obschon nun jeder Kalmyk ganz sicher voraus weiß, daß sein Pferd, wenn es den Sieg davonträgt, ihm von seinem Fürsten ohne Umstände weggenommen wird, so sucht doch jeder seine Ehre darin, das beßte Pferd gehabt zu haben. In der Horde des Vicechans der russischen Kalmyken werden jedesmal fünfzig der beßten Pferde ausgesucht, und Tags vorher auf den Rennplatz geschickt. Diese Pferde bekommen über Nacht gar nichts zu fressen, damit der volle Magen sie nicht im Laufe hindere. Deshalb wird ihnen der Kopf am Sattelknopfe aufgebunden. Sattel und Zaum muß so leicht als möglich seyn. Mit dem ersten Schimmer der Morgenröthe setzen sich die Reiter schnell zu Pferde, und legen eine mäßige Weite im Schritte zurück, fangen allgemach einen immer schnelleren Trab an, bis sie endlich in gestrecktem Galopp nach der Gegend des Zieles fortjagen. Die Strecke, welche solche Renner zu durchlaufen haben, beträgt meist zwei gute Tagereisen, nach Aussage der Kalmyken, oder 30—40 Werst, nach

russischen Nachrichten. Der Fürst und die übrigen Zuschauer finden sich mit Anbruch des Tages in der Gegend ein, welche zum Ziele des Wettlaufes bestimmt ist, und wozu man gewöhnlich eine weit zu übersehende Anhöhe wählt, neben welcher ein Paar Hütten aufgeschlagen werden, worin der Sieg aus hölzernen Pokalen gefeiert wird. Auf der Anhöhe sitzt die fürstliche Familie nebst den Vornehmsten des Volkes, und Alles starrt mit begierigem Auge nach der Gegend, von welcher die Renner erwartet werden. Der Wettlauf ist in weniger als zwei Stunden beendigt, und man gewahrt schon in einer Entfernung von 8 — 10 Werst den herankommenden Zug. Bald kündigen Staubwolken und verwirrtes Geschrei die Annäherung an; bald unterscheidet man die schnellsten Rosse von dem nachfolgenden Haufen. Nun setzen sich mehrere der Anwesenden zu Pferde, und geleiten den Sieger zum Ziele hin. Meist erliegen etliche Pferde der Anstrengung; so lange ein Renner jedoch Kräfte hat, muß er auch laufen. Die Sieger bekommen ein Festgewand oder auch Geld. Ehedem waren für die fünf ersten Renner Preise festgesetzt, deren erster 500, deren letzter 100 Schafe betrug. Damals rannten aber auch 500 Pferde (Bergmann Streifereien II. 203 ff.).

Die Zeitverkürzungen und Belustigungen der Kalmyken im Innern der Horden bestehen theils in Trinkfesten, theils in Tänzen und Spielen. Die **Trinkfeste** sind auch hier gemeinschaftliche Zusammenkünfte ganzer Nachbarschaften, die nicht selten halbe Tage dauern. Ein Jeder bringt seinen Beitrag an Brantwein und berauschender Stutenmilch mit, und der gesammte Vorrath wird mitten in den Kreis der unter freiem Himmel niedersitzenden Gesellschaft gesetzt. Der Vorschenker muß sich beim Getränke, mit der Schale in der Hand, auf die Hacken niedersetzen. Die Mädchen, welche sich in der Versammlung einfinden, und ihre Stimme hören lassen wollen, fangen alsdann an, Liebeslieder zu singen, und der Vorschenker wartet mit voller Schale, bis der in den Liedern häufig vorkommende Ausspruch: **Tschi minnih**, du der meine, oder **Innak tschi minnih**, du mein Liebling, gleichsam das Zeichen zum Trinken giebt, worauf denn die Schale demjenigen, an welchem die Reihe ist, dargereicht wird, und ohne Widerrede ausgetrunken werden muß. So wird mit Gesang und Rundtrinken so lange fortgefahren, bis alles Getränk verzehrt ist, und Niemand steht auf, oder taumelt umher, oder darf mit Geschrei Unordnung machen.

In den langen Winterabenden ergötzt sich das junge Volk in der Reichen Hütten, wo es zum Besuche sich versammelt, mit dem **Tanze**, der hier der Ausdruck von sanften Empfindungen der Liebe ist. Die Tänzer und Tänzerinnen treten nämlich einzeln auf, rühren sich fast gar nicht von ihrem Standpunkte, zeigen mit den Füßen nur den Tact an, und führen die Darstellung nur mit Kopf und Armen aus. Beide Arme werden immer zu gleicher Zeit bewegt, und bald

in gleichen Winkeln von dem Kopfe entfernt, bald in gleichen Krümmungen über die Brust gebogen, die Hände aber in mancherlei Richtungen gedreht. Und dieß scheinen mir Illustrationen der lyrischen Gedichte zu seyn, die wir späterhin näher betrachten werden. Dieser mit Musik begleitete Tanz hat etwas Ernsthaftes und Feierliches, womit die Richtung des Kopfes, das starr vor sich blickende Auge und der langsame Gang der Musik übereinstimmen. Ein Tanz ist in einem Augenblicke geendigt, und wer getanzt hat, fordert einen neuen Tänzer auf, der seinen Platz gleichermaßen gar bald einem anderen abtritt. Fürstentöchter und Diener können nach einander den Tanzplatz betreten, ohne daß sich die ersteren zu schämen, die letzteren etwas darauf einzubilden haben. Die paarweisen Tänze werden nur von Männern aufgeführt, da sie sehr wild sind, und in lächerlichen und unzüchtigen Geberden bestehen (Pallas Nachr. I. 150. Bergmann Streifereien II. 198).

Endlich haben die Kalmyken und Mongolen auch Karten- und Schachspiel von ihren Nachbarn angenommen.

Das öffentliche Leben

der Mongolischen Völker zeigt uns nun, im Vergleiche mit den bisher betrachteten Zuständen, bei weitem entwickeltere Formen. Die sibirischen, wie die lappländischen Nomaden leben familienweise, unter Aeltesten, ohne ein umfassenderes Band. Die Kalmyken und die Mongolen dagegen stehen seit uralter Zeit unter Stammfürsten, gleich den Tungusen; so war es bis zur Zeit des Tschingischan. Jeder Stamm hatte sein Oberhaupt, und jeder Stamm bestand darauf, daß der Herrscher aus ihm und aus keinem anderen genommen werde, so daß sie sich über einen einzigen Padischah nie vergleichen konnten, bis aus den Mongolen Temudschin zum Vorschein kam, der sie versammelte, Alle sich mit Gewalt unterwarf und sich Tschengis, d. i. der Gewaltige, nannte. Er usurpirte die nächstgelegenen Länder, machte zu wiederholten Malen Einfälle und Raubzüge in die Länder des Islams und in China, und brachte die meisten in seinen Besitz *). Wir werden weiter unten die Ursachen aufsuchen, welche die Herstellung der fürstlichen Gewalt unter diesen Nomaden herbeiführten, und das Andenken an die ehemalige ungebundene, freie Verfassung dergestalt vernichtete, daß deren in keiner alten Sage gedacht wird.

Die Kalmyken und Mongolen stehen unter Fürsten, deren einmal festgesetzte, feierlichst und fast göttlich geachtete Herrschaft erblich fortgepflanzt wird, und denen sie mit unerschütterlicher Treue ergeben sind. Diese machen den ersten und höchsten Stand der Nation;

*) Hammer Purgstall, Geschichte der goldenen Horde S. 41, nach der türkischen Universalgeschichte des Astronomen.

der zweite Stand, seiner Gewalt nach freilich der mächtigste, ist jetzt die lamaitische Geistlichkeit. Den dritten Stand bildet das gemeine oder das schwarze Volk.

Die Fürsten sind die unumschränkten Herren, die Unterthanen sind das Eigenthum derselben. Der Fürst, der einen besonderen Haufen Volkes (Uluß) eigenthümlich besitzt, und als Aeltester seines Stammes regiert, wird Taidschi genannt; alle übrigen männlichen Erben, sie mögen unmittelbar von der fürstlichen Familie, oder von Nebenlinien abstammen, die in entfernterem Grade mit der fürstlichen verwandt sind, führen blos den Ehrentitel Nojonn (Herr). Die mächtigsten kalmykischen und mongolischen Fürsten ließen sich ehedem theils von ihrem geistlichen Oberhaupte, dem Dalailama, theils von ihren Nachbarn, dem chinesischen und russischen Kaiser, den Chan-Titel beilegen. Der Titel Chuntaidschi, d. h. Schwanenfürst, welcher vielen sungarischen, choschotischen und mongolischen Fürsten eigen war, wurde, als sie noch unabhängig waren, allein vom Dalailama ertheilt, und gab Rang und Macht über die gemeinen Fürsten.

Der Taidschi hinterläßt gewöhnlich die Regierung seines Volkes dem ältesten Sohne. Den übrigen wird eine kleine Anzahl Familien als Entschädigung zu ihrem Unterhalte zuerkannt, über welche sie zwar unumschränkte Herren sind, allein doch in einer gewissen Abhängigkeit vom regierenden Fürsten stehen, und ihm in Kriegs- und Friedensverordnungen billige Folge leisten. Stirbt die älteste Linie aus, so folgt der älteste vom nächsten Zweige in der fürstlichen Hoheit, worin sehr genau verfahren wird. Allein nicht nur in diesen Fällen, sondern auch während der ununterbrochenen Erbfolge einer Linie, geschieht es oft, daß unruhige Brüder oder Fürsten der Nebenlinie sich durch Entfernung, oder bei andern Gelegenheiten der Oberherrschaft des Taidschi entziehen, durch freiwillige Ueberläufer und kleine Räubereien ihr Volk vermehren, selbst nach und nach mächtig werden, ja endlich oft selbst die Herrschaft über den Stammhalter ihres Hauses an sich reißen. Dieß ist der gewöhnliche Grund der Zerrüttungen und innern Kriege unter den Mongolen. Viele Fürsten haben dazu dadurch Anlaß gegeben, daß sie ihre jüngern Söhne mit dem Aeltesten in dem Besitze gleicher oder sehr starker Erbtheile hinterließen; denn es hängt lediglich vom Fürsten ab, wie er die Unterthanen unter seine Söhne vertheilen will, und die Theilung geschieht oft, sobald die Söhne herangewachsen sind, dergestalt, daß sich der Vater einen willkührlichen Antheil vorbehält, welchen die Söhne erst nach seinem Tode unter sich theilen, und darüber zuweilen in Streit gerathen. Der Taidschi kann seine Unterthanen ganz nach Willkühr behandeln, sie verschenken und vererben, mit schweren Leibesstrafen belegen, ihnen Nasen und Ohren abschneiden, die Glieder abhauen lassen, nur nicht öffentlich tödten, da die buddhistische Lehre dieß verbietet. Verhaßte oder gefährliche Menschen werden daher heimlich

aus dem Wege geräumt. Der Fürst bestimmt den Alban oder Tribut ganz nach seiner Willkühr. Dagegen ist die Geistlichkeit und das Volk, welches von früheren Fürsten dem Dalailama und den Götzen geweiht ist, so wie die Nachkommenschaft der fürstlichen Familie, oder was seine Abstammung von weißen Knochen hat, ganz frei von Abgaben. Kluge Fürsten schonen ihr Volk, und richten die Abgaben nach eines jeden Vermögen ein. Leichtsinnige und tyrannische Herren aber drücken dasselbe aufs Aeußerste, und haben, wenn sie nur die Großen nicht reizen, dafür nichts zu fürchten, als daß ihnen viel Volk entläuft, und sich zu andern Fürsten des Hauses schlägt.

Als noch Chane vorhanden waren, hatten diese über die Taidschen ihrer Horde (Nutuk) außer in Angelegenheiten, welche die allgemeine Ordnung und Sicherheit betrafen, oder von der russischen und chinesischen Obermacht angeordnet waren, wenig zu befehlen, und selbst unter Tschingischan hatten die kleinern Herrscher die Gerichtsbarkeit über ihre eigenen Unterthanen. Der soongarische Chuntaidschi und die Torgoten-Chane wählten sich nach eigener Willkühr einen Gerichtsrath (Sarga) aus ihren Vasallen und Edlen (Saissan), in dem die vornehmsten Geistlichen als solche Sitz und Stimmen hatten, und also weniger als die Creaturen des Chans abgesetzt werden konnten. Die Anzahl der Beisitzer blieb nach alter Sitte auf acht beschränkt, und sie hielten ihre Sitzungen in einer eigens dazu bestimmten, ansehnlichen Hütte, wo auch das Gesetzbuch aufbewahrt wurde. Dieses Gericht verwaltete die Regierung des erbeignen chanischen Volkes, und fertigte die Befehle an die untergeordneten Fürsten, nahm von den Unterthanen der letztern Appellationen an, die denn, je nach dem Grade der Macht des regierenden Chans, geltend gemacht wurden. Die Beschlüsse und Befehle des Rathes wurden dem Chan zur Bestätigung vorgelegt, und erhielten durch ein, mit rother oder schwarzer Farbe aufgedrücktes Siegel ihre Bekräftigung.

Auf gleiche Weise hat auch jeder regierende Fürst oder Taidschi seinen Rath oder Sarga zur Verwaltung der Gerechtigkeitspflege. Er besteht aus den verständigsten Saissanen und fürstlichen Verwandten, und einer der vornehmsten Geistlichen sitzt als Oberrichter, Sargatschi, dabei. Unter den Oberrichtern stehen die Unterrichter oder Voigte, Jergatschi, die in Verschickungen gebraucht werden, kleine Händel schlichten, die Verklagten vors Gericht bringen, und der Vollziehung des Urtheils beiwohnen. Außer diesen giebt es noch Gerichtsboten, welche die fürstlichen Gefälle einsammeln.

Um bei den zerstreut umherwohnenden Mitgliedern eines Ulns die Ordnung zu erhalten, ist dasselbe in Abtheilungen gebracht, welche durch die Saissane beaufsichtigt werden, die gewissermaßen den Adel darstellen, und unter denen die Achcha oder Unteraufseher stehen. Die Abtheilung, welcher ein Saissan vorsteht, heißt Aimak, und besteht aus 150 bis 300 und mehr Feuerstellen oder Orkö, welche zu vier-

zig unter die Aufseher oder Achcha und Dämütschi vertheilt sind. Die Nachbarschaften, welche immer ihre Filzhütten auf einem Platze beisammen haben, und ihre Heerden zusammen weiden, bestehen aus zehn bis zwölf Familien, und heißen Chotton oder Chottun, Kreis, weil sie gemeiniglich in dieser Form lagern. Der Aelteste im Chotton führt die Aufsicht über die andern, und heißt Chottuni-Acha.

Jeder Saissan hat einen Sjuma unter sich, der, wenn der fürstliche Daraga kommt, die Vermögenssteuer von jedem Feuerplatze seines Aimak eintreiben muß. Die Steuer bestimmt der Saissan, und sie besteht gewöhnlich im Zehnten von allem Viehe. Einen Theil der Steuer erhalten die Saissanen und die Beisitzer des Obergerichts als Gehalt, der größte Theil bleibt jedoch dem Taidschi. Bei Gelegenheit der großen Jahresfeste, bei Verheirathungen von Mitgliedern der fürstlichen Familie, bei öffentlichen Gebeten, wo Abgaben an die Geistlichkeit Statt finden, wird noch eine besondere, außerordentliche Steuer an Vieh, Milch, Butter und andern Lebensmitteln eingefordert.

Die meisten Saissane sind erblich, und können ihre Unterthanen unter ihre Kinder vertheilen, andere sind vom Fürsten wegen ihrer Verdienste mit dieser Würde bekleidet, können daher auch wieder abgesetzt werden. Der Saissan verwaltet die niedere Gerichtsbarkeit in seinem Aimak, berichtet an den Hof, und sieht besonders darauf, daß sich die ihm untergeordneten Familien nicht zerstreuen. Der Saissan muß namentlich für die Sicherheit des Eigenthums Sorge tragen, und für Räubereien und Diebstähle, die aus seinem Aimak herzurühren scheinen, oder durch die Spur nachgewiesen werden können, haften. Der Saissan kann kleine Leibes- und Vermögensstrafen verhängen, und Gehorsam von allen seinen Untergebenen fordern. Der Aimak muß ihm Fleisch, Milch und andere Nahrungsmittel liefern, auch wenn er Waffenstücke gekauft hat, und nicht bezahlen kann, dafür gut sagen. Zu besonderer Belohnung gestatten die Fürsten den Saissanen zu Zeiten die Erhebung gewisser, außerordentlicher Steuern *).

Wir sehen also, wie das ruhige, gleichmäßige Hirtenleben einen gesellschaftlichen Zustand hervorgebracht hat, der bei der Sicherheit, die er dem Einzelnen, wie dem Ganzen zu gewähren im Stande ist, der Entwickelung des menschlichen Geistes bei weitem günstiger ist, als das Jäger- und Fischerleben.

Zunächst erkennen wir diese Entwickelung auch in dem Bestreben, den gesellschaftlichen Verkehr und das tägliche Leben durch gewisse Bestimmungen zu ordnen, und in hergebrachter Weise zu erhalten. Seit Tschingis-Chan den Budhismus einführte, und die Mongolen die Buchstabenschrift mit demselben erhielten, sind diese Gesetze aufgeschrieben worden. Das älteste Gesetzbuch heißt Zaatschin-Bitschit**);

*) Pallas Nachrichten I. 185—193.
**) Pallas das. I. 193.

es ist außer Gebrauch, hatte aber unter Anderem mehrfache Bestimmungen über Ehebruch und dessen Sühnung. Es bestimmte, daß, sobald ein Jüngling herangewachsen ist, und für sich selbst sorgen kann, er nicht mehr unter der Gewalt des Vaters steht, daß er seinen Antheil von der Heerde fordern, und sich vom Vater trennen kann, um unmittelbar des Fürsten rechtmäßiger Unterthan zu werden. Es ist dieß eine Bestimmung, die dem Emporkommen zahlreicher und gewaltiger Familien hinderlich werden mußte, da sie eine Schwächung der väterlichen Gewalt zu Gunsten der fürstlichen zur Folge hat. — In einer andern Bestimmung zeigt sich nicht minder das Bestreben, das fürstliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Wenn sich Kalmyken raufen, und einer zerrt den andern beim Haarzopfe, oder reißt ihn gar aus, so ist das um deswillen ein strafbares Verbrechen, weil der Zopf dem Fürsten gehört, und gleichsam das Zeichen der Unterthänigkeit ist; hat aber Jemand um den Zopf noch spannenlange, lose Haare, so kann ihn Jedermann daran zausen, denn diese Haare sind sein Eigenthum. In dem alten Gesetzbuche zeigt sich eine gewisse Achtung für das weibliche Geschlecht darin, daß alle, an Frauen verübte Verbrechen, stärker bestraft werden. Ein Weib darf, wenn sie auf dem ihr eigenthümlichen Platze in der Hütte sitzt, nämlich rechts vom Eingange hinter dem Feuerplatze, am Fußende des Wirthslagers, von Niemand angetastet werden, sie mag einen Fremden schimpfen, oder mit Holz und Hausgeräth nach ihm werfen, wie sie will. Wagt sie sich aber im Streite von ihrem Platze weg, oder gar zur Hütte hinaus, so ist sie ihres Rechtes verlustig, und kann dreist für die Beleidigungen gezüchtigt werden. Wenn eine Frau zum Fürsten geht, und um Erlaß einer ihr oder den Ihrigen auferlegten Strafe bittet, so werden gemeiniglich die kleineren Strafen ganz, die größeren aber zur Hälfte erlassen.

Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts faßte man ein Gesetzbuch ab, welches von **44** mongolischen und ölötischen Stämmen angenommen, und von deren Chanen, Taidschen und Nojonen unterschrieben wurde. Es ist noch jetzt gültig, und Pallas (Nachrichten I. **194** bis **218**) theilt davon eine vollständige Uebersetzung mit.

Es beginnt mit Verordnungen, die die Erhaltung des Friedens zur Absicht haben, und bestimmt, daß derjenige Fürst, der den Frieden stört, und einen ganzen Aimak niedermacht und beraubt, von den übrigen vereinten Fürsten angegriffen, daß sein Fürstenthum aufgelöset und unter die anderen vertheilt werden soll, nachdem der Beleidigte mit der Hälfte abgefunden worden ist. Es folgen Bestimmungen gegen Beunruhigung der Gränzen und Räubereien. Dann wird die Geistlichkeit gegen Schimpf und Schaden in Schutz gestellt. Darauf folgen Verordnungen zu Erhaltung der fürstlichen Gewalt, so wie der hausväterlichen, wobei die Ermahnung: Ihr Väter, gebt eueren Söhnen ihr Erbtheil nach Gebühr; wenn nachmals ein Vater ver-

armt, soll er das Recht haben, sich das fünfte Stück von dem Viehe seiner Kinder wieder zuzueignen. Nicht minder ist die Aussteuer der Töchter nach Rang und Vermögen der Eltern bestimmt. Die nächstfolgenden Bestimmungen betreffen die Strafen für den Schaden, den das Vieh oder die Menschen aus Fahrlässigkeit anrichten. Darauf kommen Strafbestimmungen über Diebstahl, Ehebruch, Zank, Rauferei und Todtschlag, so wie anderweite Beschädigung an Eigenthume. Zu dem eigentlichen Gesetzbuche kommen noch drei Nachträge und neuere Ergänzungen.

Die Mongolen haben den Eid und das Ordale. Der Eid der noch nicht zum Buddhismus bekehrten Buräten, ist die Besteigung eines dem Volke sehr fürchterlichen Felsens, am westlichen Busen des Baikals, den sie Ajechu-tscholon oder Schreckenfelsen nennen. Die buddhistischen Mongolen leisten den Eid in einer kleinen Hütte vor den Götzenbildern. Das Ordale wird bei bekannten Bösewichtern angewendet, und man sagt daher: des Diebes letzte Zuflucht ist die Feuerprobe. Um diese zu vollziehen, wird ein Beil vom Stiele genommen und ins Feuer gelegt, bis es glüht. Darauf wird es mit einer Zange herausgenommen, und auf zwei, mit dem Obertheile in die Erde gesteckte Steigbügel gelegt. Der Beklagte muß es auf die Hand oder die Finger nehmen, und in eine, zwei Schritte davon gemachte Grube werfen. Gelingt dieß nicht das erstemal, so kann die Probe noch zweimal wiederholt werden. Darauf wird sogleich der Aermel um die Hand zugenäht, damit keine Brandmittel aufgelegt werden können, und nach drei oder fünf Tagen wird die Hand gerichtlich besichtigt. Ist die Verletzung in der Heilung, so wird Beklagter losgesprochen (Pallas Nachrichten I. 220).

Das Kriegswesen

der mongolischen Völkerschaften ist mehr auf Abwehr berechnet, als auf den Angriff; das Volk ist stets gerüstet, und für den Kriegsfall in Haufen oder Fahnen (Ottok bei den Kalmyken) eingetheilt. Die ältesten Unterthanen des fürstlichen Hauses halten sich im Lager und im Treffen stets zur Rechten des Fürsten, die durch Krieg oder andere Umstände zur Horde gekommenen Stämme zur Linken desselben.

Jeder gemeine oder schwarze Mensch (Chara-Köön) ist zur Kriegsfolge verpflichtet, muß Pferd und Waffen bereit halten, und auf des Fürsten Befehl im Felde erscheinen. Beim Aufgebot stellt jede Hütte einen Mann. Die Krieger werden sodann zur Musterung im Hoflager versammelt. Die alten, schlechtberittenen werden fortgeschickt und durch andere ersetzt. Das Volk wird zu Fünfzigen und Hunderten abgetheilt, und Anführer dafür ernannt.

Ein Theil der Krieger ist mit Büchsen, ein anderer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, wie wir sie oben unter dem Jagdgeräthe ken-

nen lernten. Die übrigen führen krumme Säbel und Lanzen. Die Reichen nehmen mehrere Kleidungsstücken in Vorrath mit sich; die Armen tragen ihre Kleider auf dem Leibe, und binden höchstens einen Schafpelz oder Filzmantel zum Schutze wider das Wetter hinten auf. Wer es möglich machen kann, trägt einen Panzer. Der gemeinste ist aus Blechschuppen zusammengesetzt. Stählerne Plattenharnische kommen höchst selten vor, wohl aber der bei den activen kaukasischen Nationen seit uralter Zeit einheimische Netz- oder Kettenpanzer (Köö). Er besteht aus kleinen, in einander geschlungenen Ringen von Stahl, die unter sich ein fortlaufend zusammenhängendes Ganze bilden, welches die Gestalt eines Hembes hat, und vom Halse bis zu den Knieen herabhängt. Unter die Vorderarme werden stählerne Schienen gebunden, welche in eine rinnenförmige Rundung auslaufend, das Armgelenk schützen, und einen rücklings nahenden Feind durch einen Stoß abwehren. Ueber die Hände werden ebenfalls Handschuhe aus Ringen gezogen, um ohne Gefahr mit der Rechten den Säbel zu führen, und mit der Linken in die feindliche Klinge greifen zu können. Der Helm ist eine Kappe aus denselben Stahlringen. Das Gewicht eines ganzen Harnisches beträgt ein Pud. Um die Last zu mindern, läßt man die stählernen Ringhosen zurück, indem die Füße während eines Kampfes in die Höhe gezogen, und unter das herabhängende Panzerhemd versteckt werden. Diese Panzer werden namentlich von den kalmykischen Fürsten überaus hoch geschätzt, und man kaufte sie von den kaukasischen Völkern*). Da sie aber, wie Bergmann (Streifereien II. 193 im J. 1802) bemerkt, jetzt entweder gar nicht oder schlechter als sonst gemacht werden, so würden die kalmykischen Besitzer eines erprobten Panzers denselben nicht für eine Tonne Goldes hingeben. Sie behaupten, daß ein Ringelhemd eben so sehr gegen den Säbelhieb, als gegen den Musketenschuß sichere, indem die Kugeln abprallen, und höchstens Quetschungen nachlassen. So lange keine Feinde zu sehen sind, hält man sie in ledernen, hinter dem Sattelriemen befestigten Tragesäcken. Zeigt sich Gefahr, so ist der Panzer in wenig Augenblicken gleich jedem anderen Gewande angezogen.

Ueber dem Ringpanzer, oder wenn keine Feuerwaffen im Anzuge sind, bloß über dem gewöhnlichen Kleide, trägt man das Pfeilgewand, Chujak, das aus Seide gemacht und stark mit Baumwolle durchsteppt ist, woran sich die Kraft der Pfeile bricht. Es hat den Schnitt eines gewöhnlichen Oberkleides, reicht bis an die Kniee, und wird vorn weit übergeschlagen.

*) Der Schuppenpanzer kommt auf chinesischen Vasenbildern überaus häufig vor. Der Ringpanzer erscheint auf römischen Monumenten als Eigenthum der kaukasischen, persischen und westasiatischen Nationen, er war bis ins 13. Jahrhundert auch im ganzen Abendlande bei dem Adel in Gebrauch, theilweise sogar noch im 16. Jahrhundert.

Gemeine Kalmyken haben weder Ringelpanzer, noch Pfeilgewand, und ziehen in ihren gewöhnlichen Kleidern ins Feld. Sie brauchen nur die Vorsicht, daß sie ihre weiten Oberkleider in die weiten Hosen stecken, damit es den Feinden beim Handgemenge erschwert werde, sie vom Pferde zu ziehen.

Sobald ein kalmykisches Heer die feindliche Gränze überschritten hat, essen die Krieger so wenig als möglich. Ein Stück Fleisch, so groß als eine Faust, muß drei Tage hinreichen. Wer kein Fleisch hat, röstet ein Stückchen frische Haut am Feuer, und kaut daran. Am Tage einer Schlacht wird bloß Fleischbrühe getrunken, ohne das Fleisch anzurühren. Die Kalmyken versichern, dadurch in den Stand gesetzt zu werden, mehr Anstrengungen auszuhalten, und weniger Gefahren unterworfen zu seyn, weil der Magen weniger ausgedehnt wird, die Eingeweide weniger gefüllt sind, und daher die feindlichen Kugeln den Unterleib weniger verletzen können, und die Wunden leichter geheilt werden. Die Kalmyken haben für diese Behauptung eine Menge Beispiele von Kriegern, deren Unterleib durchschossen und dennoch wieder geheilt worden ist (Bergmann Streifereien, II. 190 ff.).

Der Fürst theilt beim Beginne des Feldzuges seine Soldaten zuvörderst nach den Waffengattungen ein. Den ersten Haufen bilden die Beherztesten, die mit Feuergewehr versehen sind, und Butschiner heißen, den zweiten die Bogenschützen, Söbetschiner, den dritten aber die ärmern, die nur Säbel und Lanze führen, und Choschootschiner heißen. Auch die Panzer tragenden werden besonders abgetheilt, jede Abtheilung aber zu fünfzig oder hundert gesondert, und mit eigenen Führern versehen. Beim Fürsten wird von einem der besten und tapfersten Edelleute eine geweihete Fahne (Tuk) getragen, auf welcher der Kriegsgott, Dötschin Tänggri, mit seinem ganzen Gefolge und allen seinen Sinnbildern dargestellt ist. Man sieht darauf Löwen und Tiger als Zeichen der Macht und Unerschrockenheit, Hunde, welche die Treue und Wachsamkeit, Affen und Schlangen, welche Kriegslist und Behendigkeit, Falken, welche die Geschwindigkeit vorstellen. Diese Fahnen übersandte der Dalailama aus Tibet, und sie wurden für sehr heilig gehalten.

Vor kleinen Kriegszügen pflegte man ein Kriegsspiel anzustellen, welches Schilä genannt wurde. Ein verkleideter Kalmyk muß, wenn das Kriegsheer versammelt ist, sich in voller Rüstung, gleich einem Kundschafter, dem Lager nähern. Sogleich wird er von den Wachthabenden verfolgt, mit blinden Schüssen nach ihm gefeuert, und derselbe endlich gefangen eingebracht. Man bindet ihn nun, stellt sich, als schlage man ihn, und befragt ihn nach dem Stande, der Macht und Verfassung des Feindes, nach dem wahrscheinlichen Ausgange des Unternehmens. Der Gefangene giebt natürlich den günstigsten Bericht, und das Spiel endigt mit der Freilassung des Mannes.

Vor wichtigen und gefährlichen Heerzügen ist eine andere Feierlichkeit gebräuchlich, welche Daetschin-tönggeri-tokcho genannt wird. Man macht auf der Steppe, in der Nähe des versammelten Kriegsheeres, eine große Menschenfigur aus Heu oder Gras, bekleidet sie mit schwarzem Filze, und bewaffnet sie aufs Beßte. Gegen diesen Kriegesteufel rückt das ganze kalmykische Heer in der gewöhnlichen Ordnung vor, so daß auf den Flügeln alle mit Feuergewehr versehene Schützen, in der Mitte die zur Nothwehr bewaffnete Geistlichkeit mit Pauken und voller, geistlicher Musik einhergeht, über welcher denn auch eine Fahne mit dem Bilde des Daetschin-Tänggri weht. Sobald sich das Treffen dem Heumanne bis auf einen Büchsenschuß genähert hat, fängt auf einmal die ganze geistliche Musik an, das Heer erhebt ein lautes Geschrei, und stürmt mit Schießen auf das Bild los. Nun giebt man ihm mit der Lanze des Daetschin-Tänggri den Hauptstoß, es stürzt zu Boden, und wird nun in kleine Wische zerrissen, und verbrannt, an seiner Stelle aber die heilige Fahne aufgepflanzt. Nächstdem hat die Geistlichkeit auch für ein Kriegsgebet Sorge getragen, das an den vergötterten Gessürchan gerichtet ist.

Das gewöhnliche Verfahren bei Heereszügen ist nun folgendes. So wie man den Feind ansichtig wird, sitzen die Büchsenschützen ab, lassen ihre Pferde hinter dem letzten Treffen, und gehen dem Feinde zu Fuße entgegen; sobald sie nahe genug sind, eröffnen sie in Abtheilungen zu Fünfzigen, die jedoch nicht regelmäßig aufgestellt sind, eine Art Rottenfeuer; dabei suchen sie sich aber, so viel als möglich, vor den feindlichen Kugeln zu sichern, indem die meisten wie auf der Jagd auf dem Bauche herankriechen, und aus den Büchsen zielen. Oft reiten Kalmyken auch paarweise, der eine mit der Büchse, der andere mit der Lanze bewaffnet, auf einzelne Feinde los. Der eine sucht den Feind zu treffen, und der andere denselben mit der Lanze vollends zu vernichten. Ist aber der Feind mit dem Feuergewehre nicht zu vertreiben, so ziehen sich die Büchsenschützen durch das anrückende zweite Treffen der Bogenschützen so geschwind als möglich zurück. Diese jagen dann haufenweise hin und wieder, und schießen ihre Pfeile ab, doch so, daß sie zuletzt noch einige zur Nothhülfe im Köcher behalten. Schießt auch der Feind mit Pfeilen, und dauert das Treffen so lange, daß die Pfeile zu fehlen anfangen, so sitzen einige ab, und sammeln hinter dem Treffen die verschossenen Pfeile von der Erde auf. Das letzte Treffen macht die mit Säbeln und Lanze versehene Mannschaft aus, hinter der sich der Fürst mit der schlechtberittenen Mannschaft aufhält, wo auch die Pferde der kämpfenden Büchsenschützen gehalten werden, und das Lager mit dem Gepäcke hält. Können endlich auch die Bogenschützen den Feind nicht länger aufhalten, so empfängt ihn das zum Handgemenge bereit stehende Treffen der Lanzenträger, wobei sich auch die mit Panzern Versehenen und die Säbelträger befinden. Die Bogenschützen kämpfen nun fliehend

und auf der Flucht anfallend, worin sie großes Geschick entwickeln. Das Handgemenge ist ein rohes Gefecht ohne alle Ordnung. Droht Gefahr, so läßt der Fürst bei Zeiten Anstalt zum Abzug des Gepäckes und der schlechtberittenen Mannschaft treffen. Die beßte Reiterei hält indessen den Feind auf, geht ihm abwechselnd entgegen, und sucht ihm nach Kräften zu schaden.

Was übrigens die Kalmyken jetzt für Helden sind (fährt Pallas Nachrichten I. 225 fort), wenn sie einen standhaften und entschlossenen Feind vor sich haben, und die erste Hitze vorbei ist, davon sey es hinlänglich, nur ein Beispiel zu erzählen. Beim letzten Ueberfalle, der den Kalmyken 1769 über ein kubanisches Heer glückte, welches in der ersten Hitze mit einer großen Niederlage über den Haufen geworfen wurde, entkamen etwa vierzig der vornehmsten und tapfersten Kubaner mit dem Hauptanführer Kossainbek in ein Thal, saßen von den Pferden ab, und machten sich in dieser Verfassung bereit, weil ihnen die Flucht abgeschnitten war, ihr Leben theuer zu verkaufen. Aus dem ganzen kalmykischen, über 30,000 Pferde starken Heere, getraute sich Niemand, diesen kleinen Haufen anzufallen, sondern sie begnügten sich, von Ferne mit Büchsen unter die Kubaner zu schießen, welche vor den Schüssen in ihrem Thale sicher genug lagen. Ja, da diese endlich nach Ausrastung ihrer Pferde, und vielleicht auch durch den schlechten Muth der Kalmyken verwegener gemacht, sich zusammen aufmachten, und wohlgeschlossen gegen das Gebirge zogen, wollte Niemand auf sie ansetzen, so daß diese kleine Partei mit dem Verluste einiger Wenigen glücklich entkam.

Beim ersten Angriffe sind die Kalmyken am beherztesten, finden sie Widerstand, oder droht Gefahr, so nimmt ein Jeder gern zuerst Reißaus, obschon es eigentlich eine Schande ist, die Fahne des Fürsten zu verlassen.

Auf Kriegszügen treiben die Kalmyken anstatt der Proviantwagen lebendiges Vieh, milchende Stuten und Kühe mit sich, und jeder hat auf seinem Handpferde einen kleinen Mundvorrath an Käse, Mehl und dergl. bei sich. Große Heeresabtheilungen führen auch namentlich im Winter besondere Feldgezelte auf Kameelen bei sich, worin sie in Gesellschaften übernachten. Diese Zelte bestehen aus 40 — 50 4 Fuß langen, unten gespitzten Stäben, an deren oberem Ende eben so viele, 7 bis 8 Fuß lange Stäbe mit Riemen gelenkweise befestigt sind. Diese oberen Stäbe sind an den oberen Spitzen an einen Riemen gereihet, der sie beisammen hält, und wenn man die Hütte aufrichten will, den sonst gewöhnlichen, das Rauchloch bildenden Kranz ersetzt. Die unteren kürzeren Stäbe werden dann in den Boden gesteckt, und vertreten die Stelle des sonst gewöhnlichen Gitters. Endlich wird das Ganze mit Filz bekleidet.

Die Kriegsgefangenen, die man bewachen will, werden gefesselt unter eine ausgebreitete Filzdecke gelegt, die Wächter lagern sich rund-

um auf den Rand des Filzes selbst; so muß jede Bewegung des Gefangenen die Wächter erwecken. Auf dem Zuge setzt man die Gefangenen auf Handpferde, und bindet ihre Füße unter dem Pferdebauche zusammen.

Den erschlagenen Feinden schneidet man, wenn nur sonst Zeit dazu vorhanden, die Galle und das Fett aus, nicht allein zum Wahrzeichen der bewiesenen Tapferkeit, sondern auch als Arzneimittel. Namentlich wird das Menschenfett für ein vorzügliches Mittel zur Heilung frischer Wunden gehalten. Den gefallenen Pferden schneidet man zum Siegeszeichen die Ohren ab.

Die Religion

der mongolischen Völkerschaften ist gegenwärtig die aus Südasien stammende Lehre des Buddha, deren sichtbares Oberhaupt in Tibet seinen Sitz hat. Die früheste, aus dem Volke selbst hervorgegangene Religion war jedoch das Schamanenthum in seiner höchsten Ausbildung, wie wir dasselbe oben bei den Tungusen und Buräten kennen lernten.

Das Volk glaubte an zahllose Geister guter und böser Natur, deren Dienst durch zahlreiche Zauberer besorgt wurde, die jedoch keinen Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten übten, da sie nicht als selbständiger Verein zusammen standen, sondern nur den Einzelnen mit ihrem Rathe und ihrer Kunst unterstützten.

Wir lernten oben (S. 91) die Bildsäulen kennen, welche die Samojeden und Ostiaken ihren verstorbenen Familienvätern errichten. Bei ruhigem Fortleben der Nation scheint sich im Laufe der Zeit eine Verehrung der Vorfahren ausgebildet zu haben, wie wir solche mehrfach, z. B. im chinesischen Reiche, wiederfinden werden. Es bildete sich also neben der Naturreligion oder dem Cultus der die Kräfte und Erscheinungen der Natur beseelenden Geister eine historische Religion. Jemehr nun das Ansehen der Stammhäupter zunahm, um so mehr Wichtigkeit mußte dieser Abtheilung der Religion zu Theil werden.

Wenigstens deuten die allerdings sehr fragmentarischen, chinesischen Nachrichten bei dem Mönche Hyakinth darauf hin*). Alljährlich am Neujahrstage versammelten sich die hunnischen Fürsten in der chanischen Horde in dem Tempel der Vorfahren. Im fünften Monate kommen sie in Luntschen zusammen, um den Vorfahren, dem Himmel, der Erde und den Geistern Opfer darzubringen. Dann melden sie, daß der Chan am Morgen hinausgehe, um sich vor der Sonne, am Abend aber vor dem Monde zu beugen. Im Jahre 121

*) Denkwürdigkeiten über die Mongolei S. 138 f. Dazu Hammer Purgstall Geschichte der goldenen Horde S. 202.

v. Chr. fanden die Chinesen in dem Zelte eines besiegten westhunnischen Fürsten das goldene Bild des Himmelskönigs, bei den westlichen Hunnenfürsten soll sich sogar ein Tempel zur Verehrung dieses Götzenbildes gefunden haben. Als — 90 Jahr v. Chr. Geb. — die Mutter des Chans erkrankte, veranlaßte der Vezier des Chans einen Schamanen zu dem Ausspruche, daß die Genesung der Mutter durch ein dem Feldherrn Li-huan-li dargebrachtes Opfer herbeigeführt werden würde. Daher tödtete man den Feldherrn, und würdigte ihn der Anbetung.

Diese Erhebung der verstorbenen Herrscher in die Reihe der Geister nnd Gottheiten, die uns hier zum ersten Male begegnet, mußte von großem Einflusse auf die Gesinnung des Volkes, in Bezug auf die lebende Herrscherfamilie, seyn, und das Ansehen derselben bedeudent fördern. Auf der andern Seite mußte dieser Cultus die Diener der Gottheiten, die Schamanen, der Herrscherfamilie näher bringen, und die Entwickelung einer Hierarchie befördern, die zunächst als Mittelglied zwischen den Herrschenden und dem gemeinen Volke auftritt. Die Schamanen wurden Mittel der Herrschaft, und so bediente sich Attila eines Schamanen, um dem Volke sich als den Auserwählten des Kriegsgottes darstellen zu lassen, der ihm sein Schwert gesendet; so ließ auch Tschingischan durch Schamanen sich als auserwähltes Werkzeug höherer Macht verkünden.

Wir sahen schon oben, wie gern die schamanische Glaubensform Fremdes sich aneignet, ja wie sie mit Begier ihre Vorräthe und Mittel mit fremden Erfahrungen zu mehren sucht. Wir sahen, wie die Lappländer und Ostiaken die Darstellung der Dreieinigkeit und der Heiligen, wie die Tungusen buddhistische Gottheiten zur Vermehrung ihrer eigenen, höheren Wesen bei sich aufnehmen. Daher sind denn die westlichsten, dem Islam näher stehenden Mongolen dieser Religion ergeben, während die östlichsten, an das chinesische Reich gränzenden Buddhisten wurden, indessen die in Sibirien umherstreifenden, von keiner nachbarlichen Cultur berührten Völker das alte Schamanenthum behielten, das die den christlichen Germanen unterworfenen Lappländer und Finnen zuvörderst durch christliche Ideen mischend, allmälig ganz mit dem Christenthume vertauschten.

So war denn auch jedenfalls der Buddhismus von China aus schon lange den östlichen Mongolen befreundet, bevor sie denselben als Volksreligion förmlich annahmen, wie er denn auch in der kleinen Bucharei bereits vor Christo zu Hause war. Bei den Mongolen hat Kublai-Chan den Buddhismus erst förmlich als Staatsreligion eingeführt, nachdem sein Volk bereits einen, wenn auch nur sehr oberflächlichen Anstrich chinesischer Cultur erhalten hatte. Tschingischan war noch Anhänger des Schamanenwesens; er ließ jedoch in seiner Gegenwart eine religiöse Disputation zwischen uigurischen Kamen und chinesischen Priestern halten, wobei letztere aus ihrem Ge-

setzbuche mythologische Erzählungen und die Gebote der allgemeinen Sittenlehre vorlasen. Die Buddhapriester stellten ihre Burchane auf, und verrichteten ihre Opfer. Neben dem Buddhismus wurden alle anderen Religionen geduldet*). In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts fand Marco-Polo bei den Mongolen Mahomedaner, nestorianische Christen und Buddhisten neben den alten Schamanen, bis endlich die Buddhisten das Uebergewicht erlangten, und feindselig gegen die übrigen auftraten. Die Kalmyken sind erst seit dem 16. Jahrhundert zum Buddhismus bekehrt, doch giebt es noch viele schamanische Zauberer und Zauberinnen unter ihnen, die in großem Ansehen beim gemeinen Volke stehen, obschon sie von den Lamen angefeindet und verfolgt werden**). Die gemeinen Kalmyken wenden sich an diese, meist der armen Classe angehörenden Schamanen, wenn die Gebete und Ceremonien der Lamen gar nicht helfen wollen, oder wenn sie nicht im Stande sind, einen Lama zu bezahlen. Die Schamanen, die männlichen Böh, die weiblichen Udu-gun genannt, verrichten Schlachtopfer, welche auch die Lamen, trotz der Verbote Buddha's, ein beseeltes Wesen zu tödten, angenommen haben; sie weihen das Vieh, und vertheilen Hausgötzen, welche der Viehzucht günstig seyn sollen.

Die Hausgötzen, bei den Kalmyken, wie bei den Buräten Onggoi (s. o. S. 178) genannt, werden namentlich von den Weibern gesucht. Es ist ein Lappengehänge, welches wider die Kolik und andere Zufälle dienlich, und dem häuslichen Glück förderlich seyn soll; es wird zur Linken des Lagers in der Hütte aufgehängt, und zwei, aus Teig geformte brennende Lampen, so wie ein Schälchen mit Wasser davor aufgestellt. Der Götze selbst besteht aus vier rothen Baumwollenlappen, der unterste ist der längste, die übrigen sind stufenweise kürzer. Ueber dem obersten hängen vier Bänder in der Länge, und eine Menge weißer und rother Flockenseide von der Länge des größten Lappen herunter.

Auch den Immegildschin haben die Kalmyken, gleich den Buräten (s. o. S. 179), als Schutzgott der Schafe und des übrigen Viehes; er besteht aus zwei zusammenhängenden Figuren, deren eine die Gattin des Götzen vorstellt. Es sind zwei platte, längliche, oben in zwei runde Scheiben auslaufende Polster, am Leibe herum mit langwolligtem Schafpelze bebrämt, an welchem Augen, Nase, Zitzen und Nabel durch eingenähete, lederne Knöpfe angedeutet sind. Die männliche Figur hat am Gürtel eine Pferdeleine, die weibliche zwei kleine Kinder, Zierrathen und Nähzeug an sich. Diese ziemlich schmierigen Figuren werden am vornehmsten Orte der Hütte, oft neben dem buddhistischen Götzentische, wenn ein solcher vorhanden ist, aufgestellt.

*) Hammer. Purgstall Geschichte der goldenen Horde S. 203.
**) Pallas Nachrichten II. 341 ff.

Die Lamen selbst fertigen solche Götzenbilder, und nehmen den Schamanen den Verdienst weg, ja sie liefern dergleichen sogar an die dem Schamanenthum ergebenen Buräten (Pallas Nachrichten II. 346). Bei den, dem chinesischen Scepter unterworfenen, Mongolen soll diese Art Götzen nicht mehr im Gebrauche seyn.

Die Zauberer besorgen nächstdem allerlei Opfer, die den Opfern bei den sibirischen Nomaden sehr ähnlich sind. Bei den derbetischen Kalmyken hatte Pallas Gelegenheit, ein solches Schlachtopfer zu sehen, das eine unverheirathete Schamanin, wider die schlechten Glücksumstände eines Kalmyken und die Krankheit seiner Frau verrichtete. Das Opferschaf wurde an einem glücklichen, dazu erwählten Tage in der Hütte, unter den Augen der Schamanin, von einem Gehülfen in der gewöhnlichen Weise geschlachtet, indem er dasselbe auf den Rücken warf, in die Herzgrube durch Haut und Zwergfell einen Längenschnitt machte, mit der Hand hineinfuhr, und das Herz von den Blutgefäßen abriß. Das Brustbein wurde mit der Hand ebenso ausgelöset, und nebst der Leber ganz ungewaschen zuerst in den Kessel gethan. Das Schaf wurde nun quer über in zwei Hälften zerhauen, die vordere in zwei Blätter zerspalten, an der hintern aber das Zimmer zwischen den Keulen mit dem Fettschwanze als der beßte Leckerbissen ausgesondert und ganz gekocht, dahingegen das übrige Fleisch vom Knochen geschnitten in den Kessel gethan, und nur das rechte Schulterblatt ganz und roh gelassen wurde. Die Füße wurden mit den untern Gelenkknochen zusammen gelassen. Das Brustbein wurde mit der abgelöseten und in Streifen zerschnittenen Haut dergestalt umschlungen, daß ein Triangel herauskam, und behutsam zu oberst in den Kessel gelegt. Mittlerweile war es Nacht geworden, und die Schamanin schickte sich an, ihre Gaukeleien zu beginnen. Zuerst ward ein Hakenknochen (Astragalus) vom Schafe an einer rothseidenen Schnur, welche der Wirth halten mußte, über das Kreuz des Rauchloches in der Hütte geschlungen. Der Kessel ward vom Feuer genommen, und der Thüre gegenüber stellte die Zauberin ein geliehenes Buddhabild auf, machte eine Lampe aus Mehlteig zurecht, und stellte sie vor den Götzen. Das gekochte Fleisch ward in einer großen Mulde von zwei Kalmyken, die sich erst an die Thüre stellten, und dann über das Feuer herantraten, vor die mit dem Wirthe der Thüre gegenüber sitzende Zauberin gehalten; darnach ward das beßte Fleisch, vom Kopfe die Ohren, von den Füßen die abgeschälten Hufsohlen, nebst etwas von der Haut und das ganze Geschlinge so in einen Sack gestopft, daß das Herz zu oberst lag, und dieser Sack neben die Zauberin hingestellt. Zugleich wurde von dem Fetie des Opfers, welches neben der kranken Wirthin stand, etwas über den Dreifuß ins Feuer gehängt. Der Kopf und die Knochen wurden nun, indeß der Wirth seinen Milchbrantwein austheilte, vom gröbsten Fleische, ersterer auch vom Gehirne entledigt, und das beßte Fleisch nebst dem Zimmerstücke der

Zauberin vorgelegt, welche davon nebst dem Wirthe und den vornehmeren Anwesenden genoß. Das Uebrige verzehrten die gemeinen Kalmyken, und tranken dazu von der mit Blut vermischten Brühe aus der Mulde, theils mit den Händen, theils mit Schalen. Ein Paar Verwandte durften sich Knochen mit Fleisch aufheben. Nachdem das Meiste verzehrt und indessen noch immer Fett ins Feuer gehängt worden war, wurde nun zum eigentlichen Brandopfer Anstalt gemacht; das Holz auf dem Feuerplatze wurde in einen viereckigen Scheiterhaufen gelegt, drei runde Fettklumpen aus Mehlteig wurden so ins Dreieck ums Feuer gestellt, daß der eine gegen die Thüre stand. Es wurde ferner aus feiner Schafwolle eine Schnur gedreht, mit welcher das gekochte Brustbein nochmals umschlungen wurde. Nun ward zuerst das übrige Nierenfett aufs Feuer gethan, ferner der rein gemachte Kopf mit dem Unterkinnbacken, daneben das Brustbein, dann die im Gelenke noch zusammenhängenden Beinknochen, und über Alles das Rippenstück der gekochten Seite, woran noch Fleisch saß, zuletzt auch noch in Brocken geschnittenes Fett auf den Scheiterhaufen gelegt. Ferner reichte die kranke Frau noch folgende Opfer dar, zuerst Brantwein, der aus einem Becher in die Runde über das Feuer ausgeschüttet wurde; ferner Milch, dann etwas Zucker und Rosinen, endlich zwei große Stücke zusammengeschmolzene Butter und Fett, und über Alles legte der Wirth einen Zweig und ein Stückchen Holz vom Sewenbaume.

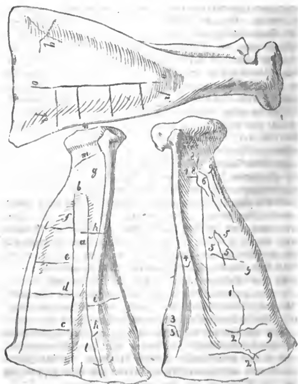
Nun stand die Zauberin auf, setzte den Wirth der Thüre gegenüber, gab ihm in die rechte Hand eine Schüssel mit Fleisch und Brühe, in die linke aber das aufgehobene, rohe Schulterblatt und die rothe, in das Rauchloch geschlungene Schnur. Sie nahm den Sack mit Fleisch, trat an jede der drei Lampen, und schwenkte ihn über dem Feuer, als ob sie ihn den Luftgeistern zeigen wollte, welche sie durch den oft wiederholten Ruf Churü, Churü, gleichsam herbeirief. Dann trat sie lachend vor den Wirth, und hielt ihm das aus dem Sacke hervorragende Herz entgegen, wovon er die Spitze abbeißen mußte, ließ auch dessen Sohn und die Wirthin darein beißen. Nach einer zweiten und dritten Anrufung mußte jedesmal der Wirth ein Stück vom Herzen abbeißen, bis endlich fast nichts übrig blieb. Nun legte die Zauberin den Sack, und der Wirth die rohe Keule weg, die Wirthin aber gab das Netz vom Opferthiere mit einer darein gewickelten Kupfermünze dem Opfergehülfen, der es aufs Feuer legte. Die Zauberin nahm nun eine Glocke*) in die linke und eine Peitsche in die rechte Hand, und begann vor dem Götzen hin und her zu wanken, Anrufungen herzuschreien, sich mit Körper, Kopf und Ar-

*) Die Lamen haben bei ihrem Gottesdienste eine Glocke, welche hier die Stelle der Zaubertrommel vertreten muß. Manche kalmykische Zauberer führen an deren Statt ein Brummeisen.

men wie rasend zu geberden, so daß ihr die Mütze einige Male abfiel, und wurde bei dieser Gaukelei von dem schalkhaft lachenden Opfergehülfen unter dem rechten Arme gehalten, und beständig mit angebranntem Sewenbaumholze geräuchert. Nach einer kleinen Viertelstunde hatte sich die Zauberin in einen guten Schweiß gearbeitet, und fühlte sich begeistert genug, um zu weihsagen. Sie verkündigte nun zuerst dem Wirthe sein künftiges Glück, darnach ließen verschiedene der anwesenden Kalmyken durch den Opferhelfer ihr Anliegen der Zauberin vorsingen, oder schrieen es ihr selbst zu, worauf sie lärmend, doch ziemlich klug antwortete. Sie tobte dergestalt über eine Stunde fort, legte endlich die Peitsche weg, und zauberte nun mit zwei Glocken, da sie jetzt zwei Geister zu sehen vorgab, deren einen sie Dai Chattun (Meerfrau), den andern Okin Tengery (Himmelsjungfrau) nannte. Endlich beschloß sie ihre Possen, und darauf wurde das im Sacke befindliche Fleischwerk gemeinschaftlich verzehrt, und die Gesellschaft ging um Mitternacht auseinander. Die Zauberin erhielt zwei weiße Tücher, in deren jedes neue Münzen gewickelt waren, zum Lohne. Die Knochen des Opferthieres müssen bei solchen Gelegenheiten auf dem Feuerplatze liegen bleiben, bis sie völlig verbrannt sind. Das rohe Schulterblatt wird erst am dritten Tage verzehrt, wie denn von allen Knochen nur die Schulterblätter aufbewahrt werden, da sie zum Weihsagen gebraucht werden. Die Kupfermünze sucht die Wirthin am folgenden Morgen heraus, und verwahrt sie als ein Heiligthum.

Die Wahrsagung aus diesen Schulterblättern, die wir schon oben bei den Tungusen fanden (s. o. S. 109), wird auch von den Mongolen geübt, und zwar oft von Laien, die durch Uebung einige Kenntniß in dieser Kunst erlangt haben. Man hat aber auch eine besondere mongolische Schrift, Dalla betitelt, in welcher die Regeln angegeben sind, nach welchen die verschiedenen geraden, schrägen, queren und andere Spalten, welche ein Schulterblatt im Feuer bekommt, auszulegen sind; bei den Lamaiten ist noch ein besonderes Gebet an den Gott der Aerzte, Otatschi, vorgeschrieben, welches während der Zeit, da das Schulterblatt auf der Kohlenglut liegt, hergemurmelt wird. Die zum Weihsagen am meisten geeigneten Schulterknochen sind die von Schafen, von der Saiga, von Rehen und von Rennthieren. Ein Hasenschulterblatt taugt nur auf einen Tag zum Weihsagen, das der wilden Schweine ist nur auf der Schweinejagd zur Vorhersagung des Glückes geeignet. Ein jedes Schulterblatt muß, nachdem es mit dem Fleische gekocht ist, nicht mit den Zähnen abgenagt, sondern mit einem Messer sauber und rein geschabt werden. Wollen die Kalmyken für eine abwesende Person ein Schulterblatt brennen, so wird es dem Dalladschi, oder dem in der Kunst der Schulterblattweihsagung erfahrenen Manne zugleich mit irgend einem Kleidungsstücke oder Hausgeräthe der Person, als Ghai oder Vorbild

desselben gebracht. Das Schulterblatt wird auf gut ausgebrannte Kohlen gelegt, bis es nach der Erfahrung des Dallatschi hinlänglich die Risse bekommen hat, aus deren Lage, Proportion und Verbindung er die Zukunft, glücklichen oder unglücklichen Ausgang, Tod und Leben verkündet. Diese Art der Weihsagung, die auch bei den tatarischen Völkern Asiens sehr beliebt ist, ist bei den Mongolen ordentlich ausgebildet, und obschon der Knochen durch die Hitze der Glut und den Luftzug bald solche, bald andere Risse erhält, so hat man doch gewisse Hauptlinien angenommen, denen sie sich annähern, und deren Bedeutung fest bestimmt ist, die gewissermaßen die Figuren der Zaubertrommel ersetzen müssen, und in folgender Abbildung dargestellt sind*).



*) Pallas Nachrichten II. 350 ff.

Figur I. stellt die Oberseite eines Schulterblattes dar, welche die reichste ist, es bedeutet

a) Amin Chalga, den Weg des Lebens, die Linie der Geschäfte mit den Hindernissen und Umständen, die dabei vorkommen können;
b) Booduk, besonderes Hinderniß und Unglück;
c) Tod eines Fürsten, d) eines Saissan, e) eines Gemeinen,
f) eines Knechtes.
g) Mängnä bair, geschwindes Glück;
h) Späteres Glück;
i) Mängnä aschida, sehr spätes, aber dauerndes Glück;
k) Chudurga, Schwanzriemen am Sattel, Hinderniß und Verzug.
l) Denggnä Daissun, die Streit- und Jagdlinie, und wenn die Risse von beiden Seiten der Rippe zusammenstoßen, oder mehr oder weniger von einander entfernt bleiben, bedeutet es, daß die Parteien entweder zusammenstoßen werden oder nicht, daß die Jagd gut oder schlecht sey;
m) Salma, Schlinge, den Tod eines Kranken, oder Wiedererlangung des verlorenen Viehes;
n) Die Gelenkhöhlung, Chaissan der Kessel, Fülle oder Armuth, je nachdem Zeichen darin sind.

Fig. II. stellt die untere Seite des Schulterblattes dar, wo sich weniger Risse zu erzeugen pflegen. Hier bedeutet

oo) die Einwirkung böser, übelthätiger Geister (Tschetkürin Chalga);
pp) den Beistand guter Geister (Tenggrien Chalga);
q) Sänggi, Nachrichten, die, wenn der Riß einfach ist, spät, wenn ein Kreuzriß ist, bald eintreffen.

Das andere Schulterblatt enthält die Risse mit Abänderungen, wie sie sich für einen Kranken zeigen. Es ist

1) auch hier der Weg des Lebens, Amin-Chalga;
2) Jerrien sam Chalga oder Ollon-cholga, Straßen, die zum Leben führen;
3) Dallain-Daissun, Zeichen der Anfechtung;
4) Aschida, Dauer des Glückes und des Lebens;
5) Setkirin obo, Zeichen böser Geister, die nach dem Leben stehen.
6) die diesen bösen Geistern entgegengesetzten Zeichen oder Boodok;
7) Chal-Bajar, baldige Genesung eines Kranken;
8) ist Vorbedeutung fortdauernder Schmerzen, die jedoch nicht tödtlich werden;
9) sind Tenggrien alligä, Risse der guten Geister.

Der erforschenden Zauberei gehört noch eine unzählige Menge Thatsachen und Erscheinungen an, welche die Zukunft enthüllen, und gegen welche eine nicht geringe Anzahl Handlungen und Sprüche vorgeschrieben sind. Namentlich sind die Vögel Gegenstände der ängstlichsten Aufmerksamkeit. Es ist ein Unglückszeichen, wenn sich

irgend ein Vogel in eine Hütte begiebt; man muß dann sogleich eine Räucherkerze anzünden, und einen blaugefärbten Pfeil, zwei irdene Schälchen, und ein Steinchen in der Hütte in die Erde graben. Besonders gefürchtet ist die Stimme der kleinen Ohreule, oder ihr Besuch auf den Hütten. Der weißliche Mäusefalke, der in den Steppen sehr gemein ist, gilt besonders als Verkünder der Zukunft. Fliegt er einem wandernden Kalmyken zur Rechten, so meldet er Gutes, und man dankt ihm mit Verbeugungen. Fliegt der Falke zur Linken, so wendet man die Augen ab, und erwartet Unglück. Niemand schießt diesen Vogel oder den Kranich, weil man allerlei üble Folgen und Blindheit fürchtet. Die weiße Eule ist ein Glücksvogel. Wer sie schießen kann, soll, ohne Jemand ein Wort zu sagen, hingehen, sie an einer langen Stange auf den ersten hohen Grabhügel in der freien Steppe aufstecken, worauf ihm drei Jahre lang Glück in der Viehzucht und Reichthum bescheert wird. Die Taube ist — jedoch nur nach buddhistischer Sage — ein heiliger Vogel, den Niemand beschädigt. Der unglücklichste Vogel ist der Flamingo, Ulan-Galu, rothe Gans genannt, dessen Anblick und Stimme Jedermann gern vermeidet.

Unter den übrigen Thieren erregt namentlich der Hund mancherlei abergläubische Bedenken, mag er nun mit den Vorderpfoten an die Hütte hinansteigen, oder sich in der Hütte auf dem Rücken wälzen, über einen Menschen hinwegsteigen, oder einen lecken, oder sich an einem Menschen oder einer Hütte reiben. Gegen diese Vorfälle muß man etwas vom Fett einer Füchsin, Wolfshaar und Tigerhaare in drei seidene Fäden wickeln, muß etwas von einer bläulichen Ziege in ein Schälchen Wasser thun, und dieß mit einer schwarzen Adlerschwanzfeder und einen rothbewickelten Pfeile gegen die Weltgegend richten, wo sich das unglückliche Zeichen geäußert hat. Knirscht ein Hund, so wird er bei den Ohren genommen, und ihm der Kopf derb abgeschüttelt. Speit dagegen ein Hund, so steht seinem Herrn Glück bevor.

Nicht minder sind die Pferde, Kühe, Schafe, Kameele Gegenstände abergläubischer Aufmerksamkeit. Man beobachtet die ungewöhnlichen Handlungen und Zufälle derselben, und wendet die nothwendigen, geistlichen Hülfsmittel dawider an.

Besonders wichtig sind dem Kalmyken die Schlangen, die wir auch bei anderen Nationen bereits in dieser Beziehung als bedeutungsreiche Thiere kennen lernten. Wenn ein Kriegshaufen ins Feld zieht, und es begegnen ihm, vor ihm im Wege, Schlangen, die sich schlängeln, emporheben und ihn anzischen, wie es die große, gelbe Steppenschlange vorzüglich gerne thut, so ist es am Beßten gethan, wenn er gleich wieder umkehrt. Wenn aber eine Schlange nur begegnet, und von der rechten Seite ihren Gang fortgeht, ohne stehen zu bleiben, so ist es ein günstiges Zeichen, man mag dann in den Krieg ziehen, und wird, wenn auch nicht eben mit großer Beute, doch wohlbehalten zu-

rückkehren. Zu wem aber eine Schlange kommt, und ihn gar beißt, dessen Tod ist gewiß. Ein Mann, der da sieht, wie zwei Schlangen sich begegnen, dem ist fürstliche Ungnade und Widerwärtigkeit gewiß. Man soll sich übrigens, wenn einem so etwas begegnet, nicht lange dabei aufhalten, sondern schnell vorübergehen; langes Beschauen bringt noch persönliches Unglück. Wenn eine Schlange zu einer Wohnung kommt, sich an deren rechter Seite krümmt und windet, sich zusammenwickelt und hinlegt, so begegnet binnen Monatsfrist den hineingehörigen Jünglingen und Jungfrauen ein Unglück. Legt sich eine Schlange lang vor eine Hütte hin, verändert sie die Farbe, so steht dem Wirthe ein Unglück bevor, gegen welches nur gute Werke und geistliche Uebungen Hülfe gewähren. Findet man in einer Hütte eine ausgestreckte Schlange, so trifft die Erstgeburt der Familie, wenn sie eine Jungfrau ist, ein Uebel; findet sich aber eine Schlange im Geräthe einer Hütte, so steht dem Hauswirthe oder seinem Viehe Böses bevor. Nicht minder bringt eine schwarze Schlange der Hütte Unglück, wohin sie geräth, eben so wenn eine gelbe Schlange sich einer Hütte nähert, als wollte sie hineinkriechen, dann aber umkehrend die Hütte mit dem Schwanze berührt. Gegen alle solche Vorzeichen helfen gute Werke.

Segen bringt es dagegen, wenn kochende Speise ungewöhnlich platzt und sprudelt, Krankheit jedoch steht bevor, wenn sich über Nacht das gelöschte Feuer von selbst wieder entzündet. Ein Donnerwetter im Winter bedeutet den Fürsten Zwietracht und Unfälle. Das gemeine Volk ruft dann Nühl! und andächtige Leute setzen ihr geistliches Rüstzeug in Bewegung.

Die thätige Zauberei besteht vornämlich in Opfern, wie wir sie schon kennen lernten. Auch hier findet sich die Viehweihe, wie wir sie bei den Lappen und Tungusen antrafen, wogegen freilich die Lamen sehr eifern. Reiche Kalmyken lassen vorzüglich einen Widder weihen, der einen gelben Kopf haben, übrigens aber weiß sein muß. Er wird Tengery-Tokcho, der Geisterwidder, genannt, und darf nie geschoren und nie verkauft werden. Ist er alt geworden, und will der Besitzer einen neuen weihen lassen, so wird der Widder, gemeiniglich im Herbste, wenn die Schöpse fett sind, als Opfer geschlachtet und mit der Nachbarschaft verzehrt. Der Widder wird an einem glücklichen Tage unter den Anrufungen des Zauberers gen Osten gehalten, den Luftgeistern wird fleißig Milch zugesprützt, das Fleisch wird verzehrt, das Gerippe aber mit einem Theile Fett auf einem über vier Pfählen anderthalb Ellen hoch errichteten Rasenaltare verbrannt, und das Fell mit Kopf und Füßen nach schamanischer Art aufgehängt (Pallas Nachr. II. 346).

Endlich ist auch, wie bei den Lappen, das **Wettermachen** (Sadda-Bariná) noch sehr im Gange, und von der lamaischen Geistlichkeit gebilligt, und wird von geringen Geistlichen und den Schrift-

kundigen unter den gemeinen oder schwarzen Kalmyken geübt. Sie bestimmen nicht bloß das Wetter auf mehrere Tage voraus, sondern rühmen sich auch, daß sie im Stande sind, bei dürrem Wetter über eine ganze Gegend Regen zu bringen, am heitern Himmel eine Wolke, bei großer Hitze kühle Luft, bei stillem Wetter Wind, bei klarer Luft Nebel erregen zu können, ferner die Wolken, welche durch Zauberei am Himmel aufsteigen, und zuerst als kleines Gewölk am Horizont erscheinen, zu vertreiben. Die Wetterzauberei beruht auf gewissen Formeln einer geheimnißvollen Sprache, die mit gläubigem Herzen in tiefer Andacht gegen gewisse Götzen hergemurmelt werden. Die Gebete werden knieend gesprochen. Soll Regen geschafft werden, so werden in eine Schale voll Wasser nach geendigtem Gebete gewisse Steinchen gethan, die man mit dem Wasser nach der Himmelsgegend, woher der Regen kommen soll, ausschüttet. Um Sturm zu erregen, wird nur Staub oder Sand nach den Beschwörungen ausgeschüttet. Man hat ein Steinchen, Saadan Tscholon, welches zuweilen auf der Erde oder in Thiermägen gefunden wird, und sich im Wasser beständig im Wirbel bewegen soll, so daß das Wasser in der Schale, wohinein man es wirft, in eine Art kochender Bewegung geräth. Werden dazu die gehörigen Tarin gesprochen, so erfolgt unfehlbar Platzregen. Vor Allem muß der Wettermacher festen Glauben an die Macht der Geister haben, welche die Tarin erfunden haben, und die Formeln — einmalhunderttausendmal hergesagt haben. Will er dann Gebrauch davon machen, so muß er sie fünfhundertmal stehend, sitzend oder knieend mit tiefster Andacht hersagen. Die Kunst darf nicht im Winter geübt werden, auch im Sommer selten, da sonst durch den darauf erfolgenden Tod von Gewürm und Ungeziefer nach buddhistischem Glauben schwere Sünde begangen wird. Die Kalmyken sind übrigens der Meinung, daß auch Russen diese Kunst üben können, wenn sie nur sonst rechten Glauben haben (Pallas Nachr. II. 348).

Auch hier ist vieles aus dem Lamathum theils geradezu hineingetragen, theils umgewandelt worden. Mit derselben blinden Ergebung, womit der Lappländer an seinem Schamanenglauben hängt, mit demselben Eifer gehorcht der Mongole seinen Lamen, und ich theile wörtlich mit, was ein Augenzeuge, P. S. Pallas (Nachrichten über die mongol. Völkerschaften II. 349) in Bezug auf diese Seite des mongolischen Charakters sagt: „schwerlich ist eine Nation in der Welt, die durch Aberglauben und Religionsgebräuche so völlig zum Sclavengehorsam gegen ihre Pfaffen gewöhnt und so vollkommen in allen Perioden des Lebens und bis in den Tod von deren Willkühr abhängig ist, als die mongolische, der lamaitischen Götzenlehre ergebene. Alles, was katholische Pfaffen in den finstern Zeiten des Aberglaubens über die unwissende Menge geübt haben, kommt damit in keine Vergleichung. Von der Geburt an kann ein im Aberglauben

erzogener Kalmyk oder Mongole in keiner außerordentlichen Begebenheit des Lebens ohne den Rath und die geistliche Hülfe der Pfaffen sich beruhigen; und noch im Tode müssen die Pfaffen um Unterricht gebeten werden, wie und mit was für Gaukeleien die Leiche bestattet, und von den nächsten Verwandten dieses oder jenes drohende Unglück abgewendet werden solle." Trotz dem aber ist es eine höhere Stufe der Cultur, welche diese Pfaffenherrschaft einnimmt; wir aber müssen, ehe wir unsere Aufmerksamkeit derselben ganz zuwenden, noch eine Mittelstufe betrachten. Sie ist, wie alle niederen Stufen, vorübergehend, und dasselbe große Reich, das einst ganz der Knechtschaft der Geistlichkeit hingegeben war, sehen wir jetzt, und zwar seit wenigstens anderthalbtausend Jahren, befreit von geistigem Drucke und geistlichem Einflusse. In China ist, wie im civilisirten Europa seit Friedrich dem Großen, das kostbarste Gut des Menschen, die gesunde Vernunft, in Ehren, und die, welche im freien Gebrauche derselben sind, sind die Beherrscher der Uebrigen, denen sie jedoch gern die Hand bieten, um sie zu sich heranzubilden.

Die Cultur

der mongolischen Völker ist, was ihre materielle Grundlage betrifft, ganz aus dem Hirtenthume hervorgegangen, sie hat aber durch den lange fortgesetzten Einfluß der buddhistischen Lamen eine anderweite Richtung und veränderte Fortbildung erhalten. Sie ist dadurch in gewisser Hinsicht überzeitigt worden. Der Buddhismus ist eigentlich ein Erzeugniß des seßhaften Lebens und ackerbauender Völker, wie schon die gebotene Schonung aller lebenden Wesen, das strenge Verbot der Tödtung jeder Art von Thieren zeigt. Dadurch, daß er den Nomaden zugebracht wurde, hat er mancherlei Veränderungen erlitten, er hat sich den bestehenden Verhältnissen gemäß umbilden müssen, obschon seine Bekenner und Pfleger Schlauheit genug besitzen, die strengen Vorschriften zu umgehen, und dennoch scheinbar zu erfüllen. Es ist aber durch dieses fortgesetzte Streben die schlaue List, die Heuchelei, welche die mongolischen Völker so sehr von den höher gebildeten Jägervölkern unterscheidet, zum großen Theile hervorgerufen und genährt worden. Die Nothwendigkeit scheint diese Heuchelei sogar zu gebieten, wozu die Pfleger des Gesetzes selbst die Hülfsmittel darbieten.

Die Buddhapriester haben den mongolischen Völkern die Schrift zugebracht und eine ziemlich umfangreiche Literatur, die ursprünglich meist legendarischen, exegetischen und ascetischen Inhalts ist, doch auch die Sagen, Helden- und Herrschergeschichte der Mongolen erfaßt hat. Außer der alten, aus dem Süden stammenden tangutischen Sprache und Schrift, dem Enetkák, welche, wie das Sanskrit, horizontal geschrieben wird, hat man noch eine profane, perpendiculär von oben

nach unten geschriebene Schrift für die Volkssprache *). Die Lamen geben fleißig Unterricht im Lesen und Schreiben, und so kommt es denn, daß diese Kenntniß ziemlich allgemein unter den mongolischen Völkern verbreitet ist, und zur Festhaltung des übrigen Wissens, so wie geistiger Erzeugnisse angewendet wird. Da diese Kenntniß jedoch nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen ist, finden wir auch nicht hier die Mittelglieder zwischen den rohesten Anfängen der körperlichen Festhaltung und Darstellung geistigen Stoffes, wie er uns auf den Büffelroben der nordamericanischen Jäger und den Zaubertrommeln der Lappen erscheint, und der wirklichen schriftlichen Darstellung, können mithin an dieser Stelle auch nicht näher auf die Schrift der Mongolen eingehen.

Was nun die Erfahrungen und Kenntnisse der Mongolen betrifft, so lernten wir dieselben im Vorigen bereits kennen, sie sind die Frucht lange fortgesetzter Beobachtungen ihrer Umgebungen. Die atmosphärischen Erscheinungen, die Gestirne u. s. w. benutzen sie zur Eintheilung ihrer Zeit, die Producte der Erde zur Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geschirr und Geräth, und es entgeht ihrer Aufmerksamkeit nichts, was irgendwie benutzt werden kann, wie sie denn selbst die Mäuse, welche nahrhafte oder heilsame Wurzeln zusammentragen, als ihre Sammler betrachten und benutzen.

Die Poesie der Mongolen ist zunächst aus den mancherlei lyrischen Gelegenheitsgedichten zu erkennen, welche, wie bei ihren nordischen Anverwandten, meist von der Jugend verfaßt, und in langgedehnten, kläglichen Tönen gewöhnlich zu einer Art Laute (Dommer) gesungen werden.

Pallas (Nachr. I. 153) theilt mehrere Proben dieser Poesie mit, worunter auch folgender Klagegesang einer neuverehelichten, jungen Frau an einen vormaligen Liebhaber:

Ein gezäumtes der schwarzen Rosse,
Wie wär's, eins unter sich zu kriegen?
Zu seinem allerliebsten Freunde einmal aus Liebe,
Wie wär's, sich damit zu bemühen?
War ich nicht Dein angebetetes Bildniß ohne Gleichen?
War ich nicht Deine verliebteste Geliebte ohne Gleichen?
Deinen gesattelten Braunen auch drüber mager zu machen, wie wär's denn?
Sich aus eignem Triebe einmal zu bemühen, wie wär's?
Wir hielten Treue, und konntest Du Dich nicht auf die meinige berufen?
War ich nicht Deine eigene, geliebteste Geliebte?
Du an jenem Fluß aufgewachsener Flußkieferbaum!
War ich nicht Deine biegsame, liebende Geliebte?

*) S. A. A. Georgi alphabetum Tibetanum Rom. 1762. 8. Pallas Nachr. v. d. mongol. Völkerschaften II. 356. Bergmann Streifereien I. 108 ff.

Ein anderes Gedicht drückt die Sehnsucht eines verliebten Mädchens aus:

So reitest Du auf dem schönen Fahlen her!
Wie trefflich im Betragen kommst Du hier an.
Du wie in der Presse schnurgerade aufgeschossener Kieferbaum!
Wähne aber nicht, mich berauscht zu finden, Du der Meine.
Als ich tiefer Gedanken über meine geträumten Träume so saß, auch du der Meine,
Da kömmst Du in Person zu mir heran.
Als ich in Gedanken schon beschloß, meine Nachbarn um Hülfe zu bitten,
Da kommst Du der Meine, von woher? getrabt zu mir heran.
Ach Dein Anblick ist mir wie das Morgenroth der Sonne, Du der Meine!
Deine Schönheit ist gleich den Blumen, Du meiner; ich saß, mich in Gram zu erholen,
Und unvermuthet triffst Du hier bei mir ein.

Ein anderer Gesang enthält die Klage eines Mädchens über ihren im Feldzuge gebliebenen Geliebten mit Einflechtung der Worte des Sterbenden:

Das Mädchen:

Dein gelbfahler Gaul
Fällt in der Gegend des Esall-Flusses ermattet!
Du fällst, tapferer Jüngling, Du der Meine,
Dir werde der Mond zum Gefährten.

Der Sterbende:

Das Adlergefieder, mein Haargeflechte,
Nehmt von mir, und bringt's unverholen der Meinigen;
Ach, wenn ihr ankommt, so thut meiner Zärtlichsten
Die traurige Nachricht auf keine ängstigende Weise zu wissen!
Und lasset sie die mit Gold geschriebene Seel-messe *)
Für mich noch zwölf Jahr lang lesen.

Das Mädchen:

Ach ja, den für Dich bestimmten Fahlen
Hab ich schon für Deine Seelmessen verwendet.

Der Sterbende:

Wenn ihr im Rückzuge an meine Liebe denkt,
So zieht doch ja nicht bei meiner Zärtlichen vorüber.

Das Mädchen:

Dein Ausbleiben schrieb ich der großen Entfernung zu;
Aber, ach, es ist um mein verliebtes Herz geschehen.
Ach, hätte Dich doch einst an die drei Hügel des Sammar-Sees
Dein schöner Gelbfahler zurückgebracht.
Rüstiger Jüngling, ach, Du sonst der Meine.
Kann ich Dich wohl je aus dem Sinne verlieren?
Ach, säh ich Dich noch einmal wieder!

*) In vornehmen Grabcapellen werden Rollen von schwarzem Stoffe niedergelegt, auf welche mit Gold oder Silber Gebete und Formeln geschrieben sind. Die königl. Bibliothek zu Dresden bewahrt mehrere derselben.

Ein von den Seinigen entfernter Kalmyk klagt sein Leid also

Gleich des Morgens, wenn die Lerche ihre Stimme erhebt,
Und ich ihre Lieder höre,
Fallen mir die Meinigen unaufhörlich in die Gedanken.
Ach, mein im Bogenschießen so geübter Vater,
Ach, meine für das Gemüth so angenehme Mutter,
Muß es denn nun schon bei den Gedanken bleiben?
Gedanken sind nur Betrüger,
Sinnliche Empfindungen allein sind Wahrheit;
O lasset, meine Freunde, euch dieß gesagt seyn.
Der Natur Fügungen sind gewaltig,
Die Zukunft unseres Schicksals ist verborgen,
Von selbst fügen sich ungehoffte Segen,
Und Umsturz, Veränderungen sind der Welt Lauf!

Auf die Flucht der wolgaschen Horde aus dem russischen Gebiete hat man folgendes Klagelied:

Das Wasser des großen Weltmeers,
Wenn's noch so getobt hat, stillt sich wieder;
Das ist der Welt Lauf, und auch noch zu vergessen.
Ihr weißen Heerden mit dem Zeichen der Schabinär,
Du Fürst Schereng im Vortrupp, als Wegweiser,
Auf Deinem edlen, gelbfahlen Pferde reitend,
Drauf Fürst Zebeck folgend mit seinem Haufen,
Ach, Ubascha-Chan entführt uns nun die Torgoten!
Da ziehen sie über Fels, Stein und Unebenen,
Die Heerden fangen an, mager zu werden,
Im Flüchten über das Land voll Schnee und Frost.
Ach, wie trabet ihr Heerden in dem Schnee dahin!
Jetzt, da eure Rastzeit gekommen war, zieht ihr dahin.
Warum habt ihr euch mit dem weißen Chan*) verunreinigt?
Ihr zwischen dem Jaik und Wolga sonst ruhigen Torgoten,
Wie zieht ihr so in die Ferne!
Ach, Du nun von den Torgoten verlassene schöne Wolga,
Ach, ihr schönen Gew[illegible]ser Mazak! auch nun verwaiset.
Ach, ihr vielen treffli[illegible]n jungen Fürsten!
Seid nun alle fern über den Jaik gezogen.
Ach, du so trefflich geschlossener Haufe der Torgot
Bist nun vielleicht schon zum Irtisch gelanget.
Ach, hülflose, traurige Zeit!
Du an dem Altai hinziehender, trefflicher Heerzug
Hast keinen einigen Weiberfürsten!
Lebet wohl, ihr den Nachtrupp der Horde
Führenden Fürsten, Aksakal und Kirey!

Ein anderes drückt ebenfalls die Gefühle der Rückbleibenden aus:

Oft, wenn Himmel und Sterne in Klarheit prangen,
Pflegt Alles durch Wolken verfinstert zu werden.
Ja, man möchte sich schon mit der Schickung verwünschen;
Nun werden wohl auf den Bergen die schönen Schimmel anfangen, mager zu werden.

---

*) Die russische Kaiserin Katharina II.

Was habt ihr Torgoten denn von uns Nachgebliebenen gedacht?
Auf den steilen Gebirgen, o wie werden eure schwarzen Heerden dahinfallen!
Ach, zieht nur hin mit dem Wunsche, uns wieder zu sehen.
O, wie werden die schönen Braunen über Berge und Thäler matt und mager werden!
Ach, gönnt uns, euren Werthen, den Wunsch, einst wieder mit euch vereint zu seyn!
O, wie werden auf dem unebenen Lande die fetten Blaugrauen herhalten müssen!
Ach, ihr Bildnisse der Götter, laßt ihr uns denn ganz hülflos?

Bei den Kalmyken fand Bergmann (Streifereien II. 205) eigentliche Sänger, welche an fürstlichen Hoflagern zur Verkürzung der Winterabende angestellt waren. Sie hießen Dschangartschi, weil der Gegenstand ihrer Lieder die Thaten des Dschangar und seiner zwölf Helden sind, welche ein kalmykischer Dichter, dessen Name bereits verschollen, abgefaßt hatte. Russen und Kalmyken, welche diesen Dichter persönlich gekannt hatten, berichteten dem genannten Reisenden Folgendes über ihn:

„Zur Zeit des Ubascha lebte an der Wolga zwischen Tschornoyar und Jenatajewsk, in dem Uluß von Zäbäck Dorschi, dem Verwandten des Vicechans, ein gemeiner Kalmyk, der von einer schweren Krankheit befallen wurde, die ihm das Leben kostete; da man ihn für todt hielt, wurde er als Leichnam in die Steppe ausgesetzt. Drei Tage und drei Nächte lag er so auf der Erde; die Hunde hatten schon einen seiner Schenkel benagt, als er erwachte und in seine Hütte zurückkehrte. Nachdem er zwölf Monate sein Hirtenleben in gewöhnlicher Weise fortgesetzt hatte, kehrte eines Abends ein angesehener Hofgeistlicher in seiner Hütte ein. Vor Schlafengehen erkundigte er sich, ob Niemand vorhanden, der ihm etwas erzählen könne. Zum Erstaunen der Anwesenden erbot sich der wiedererstandene Kalmyk von selbst dazu, und er begann einen ganzen Gesang von Dschangar auf eine seiner Umgebung unbegreifliche Weise vorzutragen. Endlich erzählte er, wie folgt: „Als ich, wie ihr wißt, gestorben war, wurde meine Seele zur Hölle, durch die Schreckensgegend der Birid, vor den Thron Aerlik-Chans geführt. Eine Menge fremder Wesen umgaben den Thron des Chans. Einige spielten auf Geigen, andere auf Flöten und anderen Instrumenten. Aerlik-Chan ward mich gewahr, schlug seine Bücher auf, und sprach unwillig zu dem Aerlik, welcher mich vor sein Angesicht geführt hatte: Weswegen hast Du diesen Menschen hergebracht, da seine Todeszeit noch nicht gekommen ist? Schaff' ihn wieder zurück! Indem man schon Anstalten traf, mich auf die Oberwelt zurückzuführen, bemerkte der unterirdische Herrscher, daß ich von den süßen Tönen seiner Sänger bezaubert, gern noch länger dazubleiben wünschte, und sprach daher zu mir: „Für Deine ausgestandene Angst verdienst du Entschädigung. Wähle Dir also von den Liedern meiner Sänger dasjenige, welches Dir am mei-

sten gefällt, und gehe und bezaubere damit die Oberwelt." Das Lied von Dschangar gefiel mir am meisten. Kaum hatte ich dieß dem Chan der Unterwelt zu erkennen gegeben, als dieser mir einen Stempel auf die Zunge drückte, und mit den Worten mich fortsandte: „Kehre zurück, aber hüte Dich, ein Wort von Dschangar zu sagen, bis ein Gellong Dich auffordert." So sprach Aerlik-Chan, und ich wurde von den Todten auferweckt und sah mich, so große Begierde ich auch hatte, von Dschangar zu singen, bis auf den heutigen Tag genöthigt, ein lästiges Stillschweigen zu beobachten."

Der Gellong war durch Alles, was er gehört hatte, so überrascht, daß er gleich nach seiner Ankunft im Hoflager diese Wundergeschichte dem Vicechan Ubascha mittheilte. Zäbäck Dorschi ließ den Sänger sogleich zu sich fordern, und gab ihm Gelegenheit, seine Kunst öffentlich darzulegen. Der Sänger stimmte einen neuen Gesang an, der bis tief in die Nacht hinein dauerte, und die Versammlung war ganz begeistert davon. Zäbäck Dorschi ernannte den Sänger zu seinem Hofsänger, und schenkte ihm für die erste Probe vierzig Schafe. Die übrigen Nojone und Saissane zogen zum Theil ihre eigenen Kleider aus, um den Wunderdichter zu beschenken. Sein Talent entfaltete sich immer schöner; er konnte drei Tage und drei Nächte hinter einander singen, ohne daß seine Kräfte nachließen; seine Stimme hob sich vielmehr, und ward während des Gesanges immer reiner und wohltönender. Er soll 360 Gesänge gesungen haben. Als Zäbäck Dorschi nach China floh, begleitete ihn sein Sänger, und die Lieder desselben erhielten sich, freilich nicht vollständig, unter den Kalmyken und Mongolen.

So sehen wir, freilich unter dem Einflusse fremdartiger Elemente, nämlich durch die Schrift und die Geistlichkeit, die Sagen und Erzählungen von den Heldenthaten alter Zeit zu einer epischen Poesie gezeitigt, deren volksthümliche Entwickelung wir bei der Betrachtung höherer Culturstufen finden werden. Eben so ist die Malerei den Mongolen von der Fremde als eine bereits entwickelte Kunst zugeführt, und von denselben auch nicht weiter ausgebildet worden.

Die Geschichte

der mongolischen Völkerschaften bietet gar seltsame Erscheinungen dar, und zwar zuvörderst die, daß die Herrscher nicht, wie bei den bisher beachteten Völkerschaften, aus dem Schooße des Volkes selbst hervorgegangen sind, sondern daß sie einem fremden Stamme angehören. Die gemeinen Kalmyken und Mongolen heißen das schwarze Volk, die Herrschenden haben weiße Knochen, Bezeichnungen, die nach Pallas und Bergmann bei diesen Völkern gäng und gebe sind. Da, wo sie sich unter den nordasiatischen Nomaden nicht findet, lebt das Volk in ruhigem Bestehen fort, ohne eine andere Veränderung als die,

welche die äußeren Umstände herbeiführen, d. h. sie fallen entweder zurück in den Zustand des Fischer- oder Jägerlebens, oder sie wenden sich den Anfängen des seßhaften Lebens zu, wie wir dasselbe auch bei den krimischen Tataren (z. B. Schlatters Reise S. 212) und bei den chinesischen Mongolen finden (Hyakinth S. 132), obschon sie eigentliche Ackerbauer niemals werden.

Der Charakter der Nomaden ist friedfertiger Natur, und dennoch gab es Zeiten, wo die mongolischen Völker in ungeheueren Schaaren sich sowohl in der westlichen, wie in der östlichen Richtung über die Nachbarländer ergossen. Es war dieß jedoch nur dann der Fall, wenn sie durch äußere Gewalt dazu bewegt wurden. Es geschah, wenn ein gewaltiger Geist sie zusammenfaßte, und mit Macht vorwärts bewegte. Dieser aber ging stets aus den Fürsten mit weißen Knochen hervor, z. B. Attila wie Tschingisch an und seine Söhne und Enkel, mit denen das Reich wieder zusammensank. Vor Attila und Tschingischan hatten die Mongolen eben so einfach und schmucklos gelebt, wie noch jetzt die Tungusen und Buräten; als sie durch Eroberung die Schätze des Occidents wie des Orients an sich gebracht, wurde ein barbarischer Luxus bei ihnen heimisch, obschon Tschingischan durch die gewissermaßen geflissentlich gebotene Unreinlichkeit demselben vorzubeugen gesucht hatte (v. Hammer-Purgstall goldene Horde S. 190). Der Luxus verlor sich jedoch, als die Quellen desselben verrannen, und die Nation ganz zur früheren nomadischen Lebensart zurückgekehrt war. Ein edleres Erzeugniß, eine höhere, geistige Fortbewegung hatten diese Kriege keineswegs, wenn wir die freilich durch die gleichfalls fremdher gekommene Priesterschaft und Schrift gepflegten Heldenlieder ausnehmen.

Und so leben denn die Mongolenstämme, wie früher, als Nomaden in ihren heimathlichen Steppen, theils unter russischer, theils unter chinesischer Oberhoheit; die letzteren üben durch Religion, wie durch Stammverwandtschaft, einen bedeutenderen Einfluß als die ersteren; namentlich sind die Fürsten bei weitem abhängiger, es bedarf bei Erbfolgen der Bestätigung des chinesischen Kaisers auf Vorstellung des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten; der Kaiser kann die mongolischen Fürsten im Range erheben oder auch absetzen. Die Nation ist in Militairdivisionen geschieden, und die Fürsten sind eigentlich nur die Commandanten. Die Untercommandanten erwählt der Fürst aus dem fürstlichen Adel, und der Kaiser bestätigt sie; eben so werden alle wichtigeren Angelegenheiten nach China zur Entscheidung berichtet. Ehedem ernannte der Kaiser besondere Commissarien zur Beaufsichtigung der Fürsten, da sie jedoch oft Ungebührnisse übten, wurde diese Einrichtung wieder aufgehoben. Die Fürsten erheben zwar Einkünfte aus den Horden, erhalten aber von China einen Gehalt (Hyakinth S. 120).

Aehnliche Einrichtungen fanden unter den Kalmyken Statt. Der torgotische Fürst Daitsching Taidschi unterwarf sich nebst seinem Sohne Punzuk im Jahre 1656 zum ersten Male, 1662 zum zweiten Male dem russischen Zaaren Alerei Michailowitsch, und legte ihm den Eid der Treue und Unterwerfung ab. Im Jahre 1672 legte sein Enkel Ajuka Taidschi dem Zaaren und dessen Prinzen den Eid der Treue ab, worin er mit seinen Fürsten und Vornehmen versprach, als treuer Vasall wider alle Feinde, namentlich Tataren und Türken, zu dienen, den russischen Städten und Unterthanen keinen Schaden zuzufügen, die mit den Russen verbündeten Tataren nicht zu beunruhigen, mit dem Türken-Sultan, dem Kischilbaschen-Schach, dem Krimmschen Chan, mit den Beys von Asow, Temruk, Taban, Beslenez, den Kumyken und anderen Feinden Rußlands, keine Unterhandlung zu pflegen, die Mursen zu beschränken, christliche, entlaufene Sclaven nicht zurückzuverlangen, sondern dafür eine Entschädigung in Geld anzunehmen, den in Geschäften reisenden zaarischen Boten behülflich zu seyn, ihre Pferde auf russische Märkte zu bringen, die zugesandten zaarischen Geschenke und Jahrgelder ohne Einwendung anzunehmen, und jährlich wenigstens einen Feldzug gegen die Kumyken und krimmschen Tataren zu unternehmen.

Die steten Streitigkeiten zwischen den Fürsten der Kalmyken machten sie zu sehr unzuverlässigen Vasallen. Der Chan Tscheren Donduk, der von Donduk Ombo trotz des russischen Schutzes verdrängt worden war, wandte sich an den Dalai Lama, und ließ sich im Jahre 1735 in seiner Würde bestätigen *). Als nun der Torgotenchan Donduk Daschi im Jahre 1761 gestorben, und der siebenzehnjährige Ubaschi ihm nachfolgte, benutzte die russische Regierung diesen Umstand zur Einschränkung der Changewalt, indem sie dem Rathe (der Sarga) mehr Freiheit gab, so, daß der Chan eigentlich nur der Präsident desselben blieb.

War nun auch auf diese Weise der Einfluß und die Geltung der russischen Regierung scheinbar vermehrt und fester gestellt, so hatte sie doch dadurch die Unzufriedenheit der kalmykischen Geistlichen und Fürsten erregt. Erstere verbreiteten im Volke die Ansicht, daß die Russen sie alle zum Christenthume, Ackerbau und zur Rekrutirung zwingen würden. Die Fürsten fürchteten die Einbuße ihrer Macht, und so konnte es dem Oberlama Loosang-Dshalzan-Arantschimba, dem Vetter des Ubascha, Zebek Dordshi, so wie einigen anderen Fürsten gelingen, mit einer Zahl von 55 bis 60,000 Zelten aus dem russischen Gebiete in das chinesische zu entweichen. Die Flucht der Torgoten ward in den letzten Tagen des Decembers 1770 ausgeführt.

*) Das Nähere bei Pallas, Nachr. I. 73 ff.

Die passiven Hirtenvölker der heißen Zone.

Das ungeheure Festland von Africa bietet, wie America, die eigenthümliche Erscheinung dar, daß seine Urbevölkerung einmal ganz der passiven Rasse angehört, dann aber auch, daß dieselbe in den verschiedenen Theilen des Landes ein gemeinsames und gleichmäßiges Gepräge an sich trägt. Der Buschmann, der in seinen Wüsten in Elend aller Art als affenartiges Wesen dahinlebt, zeigt in seiner Körperbildung dieselben Grundformen, welche an dem wohlgebildeten Fulah- und Aschanti-Neger zu eigenthümlicher Schönheit sich entfaltet haben, und die auch bei den Stämmen nicht ganz vertilgt sind, welche sich seit langer Zeit schon mit der activen Rasse vermischt haben. Diese Formen aber sind sich seit mehr als drei Jahrtausenden immer gleich geblieben, und die Gesichtsbildungen, welche die Neger auf den ägyptischen Denkmalen an sich tragen, sieht der Reisende noch heute an den Ufern des obern Nils, wie am Zaire eben so lebendig, wie die Gestalten der Giraffe, des Leoparden und der übrigen africanischen Thiere.

Nicht minder gleichmäßig und feststehend als das körperliche Gepräge, ist auch das geistige Wesen dieser passiven Africaner, das im Ganzen sich da am reinsten darstellt, wo es nicht von fremden Eindringlingen eine veränderte Richtung erhalten hat. Den Americaner fanden wir da, wo er sich selbst überlassen, im Streben nach träumerischer Ruhe, der Neger strebt nach fortwährendem Genuße.

Wie in America, mag auch in Africa das Jägerleben der ursprüngliche und älteste Zustand gewesen seyn, wovon wir noch Trümmer in den Buschmännern und den Bewohnern der Bergmassen finden, welche nördlich vom Aequator und südlich von den mahomedanischen Staaten die ganze Breite Africas von Osten nach Westen durchziehen. Hier giebt es namentlich in der östlichen Hälfte noch jetzt üppig grünende Urwälder, welche in der früheren Zeit gewiß auch nordwärts, wie südwärts, eine größere Ausdehnung hatten. Die Zeit hat diese Urwälder auch hier gelichtet, die Gipfel sind zerklüftet und zerlöset, und ihr Sand ist nach den Niederungen geschwemmt worden, wo er

nun die Sandwüsten bildet, welche den africanischen Ländern so eigenthümlich sind. Diese zahlreichen Stämme, welche noch jetzt in jenen Urwäldern sich aufhalten, sind wollhaarig, und stehen, als Jäger lebend, auf sehr tiefer Culturstufe.

Die an die Gebirge sich anlehnenden Flachländer, die jetzt zum Theil als versandete Wüsten erscheinen, waren in früherer Zeit grasreiche Wüsten, welche der Entwickelung des Hirtenlebens überaus förderlich seyn mußten. Hier sammelten die Menschen die sanfteren Thiere, Rinder und Schafe, zu Heerden, und hier finden sich auch die Anfänge des Ackerbaues und der daraus entspringenden Handwerke.

Seit mehreren Jahrtausenden drang von Asien herüber die active Menschenrasse nach Africa, und unterwarf sich die Eingeborenen, wo sie dieselben antraf. Die Seeküste des Mittelmeeres und das Uferland des Nils wurde zuvörderst die neue Heimath der activen Einwanderer, und es erblühte hier namentlich im östlicheren Theile des Landes eine ganz eigenthümliche Cultur, deren colossale Denkmale sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die Gebirgsmassen, welche Africa von Osten nach Westen durchziehen, wurden die südliche Gränze dieser Cultur, die im nördlichen Küstenlande sich westwärts bis zum atlantischen Ocean und den westlichen Inseln verbreitete. In dem eben bezeichneten Gebiete hat sich der Negertypus am meisten verloren, wie sich namentlich in der Schädel- und Gesichtsbildung kund giebt, denn die Hautfarbe behält unter dem fortwährenden Einflusse dieser Sonne immer einen tieferen Ton. Erhalten hat sich derselbe am reinsten in denjenigen Gegenden, welche am spätesten von der activen Menschenrasse berührt wurden. Das Wollenhaar und die Stumpfnasen finden sich am reinsten auf der West- und Südküste Africas. Im Osten fand eine fortdauernde Zuströmung aus Arabien Statt, daher wir denn dort auch eine edlere Gesichtsform und milderes, seidenartiges Haar finden.

Wo die active Rasse mit den Negern zusammenkam, wurden letztere unterjocht und zu Sclaven gemacht; seit alter Zeit wurden sie theils gewaltsam durch förmliche Menschenjagden, theils auf dem Wege friedlichen Verkehrs schaarenweise ihrer Heimath entrissen und in ferne Lande versendet. Wo dieß nicht der Fall war, wo sie mit den Eröberern und Siegern beisammen wohnen, sind sie jedoch immer die Diener, und nicht viel mehr als die ersten Hausthiere. So finden wir bei den Braknasmauren in Westafrica die negrische Urbevölkerung als die arbeitende Classe, Zenaghen, die stets einem maurischen Herrn unterthänig seyn müssen, obschon sie denselben wechseln dürfen. Kinder, die aus der Umarmung einer Negerin und eines Mauren hervorgegangen sind, erscheinen als Laratinen oder Sclaven, die nur das einzige Vorrecht vor den übrigen haben, daß sie nicht verkauft werden dürfen (Caillié voyage à Tomboctou I. 158).

Wo die Neger unberührt von fremdem Einflusse dastehen, finden wir sie als Hirten, in Stämmen unter Oberhäuptern beisammen lebend, die eine große Gewalt auf die Unterthanen ausüben, obschon die Versammlung der Häuptlinge nicht ohne wesentlichen Einfluß ist. Die Stämme sind hier und da zu Völkerschaften erwachsen, die sich jedoch meist feindselig gegenüber stehen. Die religiösen Begriffe der Neger, sofern nicht fremder Einfluß darauf Statt fand, sind überaus roh und sinnlich; sie halten aber auch dann noch hartnäckig daran fest, wenn sie bereits einem fremden Glauben sich ergeben haben. Der maurische, wie der portugiesische Neger hat neben dem Propheten und den Heiligen seine Amulete, Fetische und Grigris standhaft beibehalten; auf seine moralische Entwickelung hat jedoch das Christenthum gar keinen, der Islam nur sehr geringen Einfluß gehabt. Denn so lebhaft auch seine niederen Seelenkräfte hervortreten, so tief schlummern die höheren in ihm, und seine Sinne sind zu mächtig, als daß eine andere, als äußere Gewalt sie beherrschen könnte. Der Weiße, Maure wie Europäer, verachtet daher gemeiniglich den Neger eben so sehr, als der Neger den Weißen wie ein höheres Wesen betrachtet, das er zwar haßt, aber auch fürchtet und scheut.

Wir wenden uns jedoch der näheren Betrachtung dieser interessanten Völkerschaften zu, die wir im Allgemeinen in drei große Gruppen sondern können, nämlich in die **Kafferstämme** des Südens, die **Gallas** des Ostens und die **Negerstämme** des Westens von Africa *).

Die körperliche Beschaffenheit

der africanischen Nomaden läßt sich im Allgemeinen mit folgenden Merkmalen darstellen.

Der Knochenbau ist kräftig und rüstig, wie die Musculatur, die Schultern sind breit, die Brust ist erhaben, die Schienbeine sind etwas gekrümmt, die Fersen treten hinterwärts mehr hervor, als dieß bei den germanischen Völkern der Fall ist. Die Hand ist verhältnißmäßig klein und schmal. Die Haltung ist nachlässig, so daß der Leib vorwärts gewendet und die Kniee immer gebogen erscheinen, auch hängt der Kopf vorwärts, kurz die bei den Germanen, den Griechen und den meisten Europäern übliche, straffe Haltung fehlt bei den Negern im natürlichen Zustande. Die Schädelbildung ist besonders auffallend; der Hirnkasten ist verhältnißmäßig klein in den vorderen Parthien, das Hinterhaupt dagegen sehr kräftig. Die Backen-

*) Das Neueste über die Eintheilung der verschiedenen Negerstämme enthält der zweite Band von J. C. Prichards Naturgeschichte des Menschengeschlechts, bearbeitet von Dr. Rudolph Wagner (Leipzig 1840. 8.), worauf ich hiermit verweise.

knochen sind stark hervortretend, die Unterkiefer aber ist, obschon zurückweichend, doch sehr, kräftig. Die Nase ist meist kurz, obschon in den Gegenden, welche arabischem Einflusse bloß gegeben waren, schöne griechische oder auch Adlernasen erscheinen. Die Stumpfnasen der Bosjesmann liegen dergestalt zurück, daß sie sich einen Bissen vor dem Munde abschneiden können, ohne ihre Nase zu bedrohen (s. o. Th. I. S. 335). Die Lippen sind überaus wulstig und fleischig, und sie bedecken elfenbeinfarbne, treffliche Zähne. Dazu kommt nun die dunkle Färbung der Haut und das pechschwarze, krause Haar, womit der Kopf dicht bedeckt ist *).

Durch vorzüglich schöne Gestalt zeichnen sich die Urbewohner von Guinea aus; Männer wie Frauen sind von mehr als mittlerem Wuchse und in gutem Ebenmaße. Die Mädchen namentlich haben Gliedmaßen vom schönsten Umrisse, und vorzüglich rühmt man Hals und Busen **). Eben so sind die Fulah von Futa groß und wohlgebaut (Caillié I. 328), die auch, wie die Fulah von Irnanke, sich mehr straff und aufrecht halten (Caillié I. 276). Auch die Kaffern ***) sind von ausgezeichneter Größe, Stärke und besonderem Ebenmaße der Glieder. Sie halten sich in aufrechter Stellung sehr gerade, der Gang ist fest und edel.

Die Gesichtsbildung der africanischen Hirtenvölker ist namentlich in den Gegenden, wo sie mit der activen Rasse in Berührung gekommen sind, sehr mannichfaltig. Den Mongolen sind die Hottentotten überaus ähnlich †); die schmale Stirn, das spitze Kinn, die breiten Backenknochen, die schiefstehenden Augen sind beiden gemeinsam. Die Koranas sind ihnen sehr ähnlich, nur daß Wangenknochen und Kinnladen minder vorstehend und das ganze Gesicht runder ist. Um den Mund haben alle Koranen einen charakteristischen, schlaffen Zug, der ihnen, zusammengenommen mit den trüben, halbtrunkenen Augen und einer heisern Stimme, ein vollkommenes air debauché giebt (Lichtenstein R. im s. Africa II. 411).

Die mit den Arabern oder den Europäern vermischten Neger haben große Mannichfaltigkeit in ihrer Physiognomie. Die Bambara

*) Golbery (voyage en Afrique. Par. 1802. 2 Bde. 8.) schildert die Neger, die aus dem Innern als Sclaven nach dem Senegal gebracht werden, also: Leur couleur n'est pas d'un beau noir, mais leurs têtes sont rondes, leurs cheveux bien laineux et bien crêpus, leurs traits épais et grossiers, la pommette des joues bien relevée, le nez bien plat, le lèvres très-grosses et les jambes cagneuses.

**) Winterbottom Nachr. v. d. Sierra-Leona-Küste und ihren Bewohnern, u. v. T. F. Ehrmann (Weimar 1805) 8. S. 235.

***) H. Lichtenstein Reisen im südlichen Africa (Berl. 1811. 2 Bde. 8.) I. 394 u. 406. J. C. L. Alberti, die Kaffern auf der Südküste von Africa, Gotha 1815. 8. (vorher Amst. 1810 holländisch u. 1811 französisch) S. 25.

†) In Macartneys Gesandtschaftsreise nach China ist auf einer Tafel der Kopf eines Chinesen mit dem eines Hottentotten zusammengestellt.

haben nebst den Jolofen den ächtesten Negertypus; ihre Nasen sind rund, die Lippen dick; eben so sind die Mandingos beschaffen; die Neger von Toron (Caillié I. 389) haben mehr runde Gesichter, kurze, doch keineswegs flache Nasen, ihre Lippen sind feiner. Die von Kissi (Caillié I. 416) haben fast eirunde Gesichter, feine Lippen und Adlernasen; so auch die Fulah (Caillié I. 276 u. 328), bei denen erhabene Stirne, Adlernasen und feine Lippen erscheinen, und die mit den Europäern große Aehnlichkeit haben. Ueberhaupt bemerkte Winterbottom (Nachr. v. d. Sierra-Leona-Küste S. 257) u. a. Reisende *), daß bei den Negern eine nicht minder große Mannichfaltigkeit in den Gesichtsbildungen vorkomme, als bei den europäischen Völkern **). Nicht anders ist es im Osten, wo die Araber mit den eigentlichen schwarzen Eingebornen sich vermischten; Cailliaud (II. 273) bemerkt, daß in Sennar sechs verschiedene Abarten in der Bevölkerung Statt finden. Als die ursprüngliche Gesichtsform der Neger dürfen wir jedoch wohl diejenige annehmen, welche auf den ägyptischen Denkmalen, und hier und da in den Kunstwerken der Römer erscheinen ***).

Die Hautfarbe der africanischen Hirten ist durchgehends dunkel, vom Gelb der Hottentotten bis zum tiefsten Schwarz der Mandingo- und Bambara-Neger. Die Kaffern haben eine lichtschwarze Hautfarbe, welche Alberti (S. 24) mit der Farbe des frisch geschmiedeten Eisens vergleicht, dergleichen ich auch an einem Exemplare der Aschantineger bemerkt habe, der im Jahre 1840 in Dresden gezeigt wurde. Die Fulahneger sind gelbschwarz, doch sind die, welche in der Nähe des maurischen Gebietes wohnen, bei weitem heller, als die in den südlichen Staaten (Mungo-Park S. 68). Mandingos und Jolofen sind am schwärzesten. Die Haut der Neger ist sammetartig, weich und immer kalt (Winterbottom S. 234). Die neugeborenen Kinder sehen hell und nur ein wenig braun, Müller †) sagt weißgelb, sie

*) The Congoese are evidently a mixed nation having no national physiognomy and many of them perfectly south European in their features. This, one would naturally conjecture, arises from the Portuguese having mixed with them; and yet there are very few mulattoes among them. Tuckey narrative 196.

**) Bowdich (Mission nach Aschanty d. v. C. F. Leidenfrost, Wien 1820. 8. S. 422) bemerkt, daß unter den vornehmen Aschantymädchen sich nicht allein die schönsten Gestalten, sondern auch Gesichter finden, welche die regelmäßigsten griechischen Züge an sich tragen.

***) Ich verweise deßhalb auf den trefflichen Atlas zu Rossellini monumenti dell'Egitto e della Nubia, namentlich monumenti storici Taf. XLIV. XLV. LXIV. LXXIV. LXXXV. LXXXVI. CLVI. CLVII. CLX. u. s. w.

†) J'ai remarqué que l'enfant nait blanc, seulement un peu jaune, et qu'il noircit progressivement jusqu'au dixième jour, qu'il est tout à fait noir. Caillié, voyage à Tomcbotou II. 45. u. Wilh. Joh. Müller, die africanische, auf der guineischen Gold-Cust gelegene Landschaft Fetu. Hamb. 1676. 8. S. 30.

werden aber von Tage zu Tage schwärzer. Dagegen bleicht der Neger, wenn er lange Zeit in einem kälteren Clima sich aufhält. Die Farbe der inneren Handfläche und der Fußsohlen ist ebenfalls lichter *).

Charakteristisch ist das wollenartig krause Haar der unvermischten Negerrasse, das jedoch durch Mischung mit Arabern oder Europäern lang und schlicht wird. Bei den Fulahnegern trifft man Seidenhaar (Mungo-Park S. 68), eben so bei den Negern in Sennar und Bertat. Die Frauen der Sierra-Leona-Küste bringen es oft durch unermüdete Sorgfalt dahin, daß ihr Haar 6 bis 8 Zoll lang wird (Winterbottom S. 253). Die Augenbrauen sind glatt und kurz, die Augenwimpern sehr lang, dicht und zierlich gebogen (ders. 254). Der Bart ist kurz und kraus, kommt aber spät zum Vorschein. Im Allgemeinen wird er nicht sehr gepflegt (Demarchais, voyage en Guinée et à Cayenne I. 318).

Eine andere Eigenthümlichkeit der Neger ist ihre stark riechende Ausdünstung, die, wenn eine große Anzahl in einem engen Raume beisammen ist, unerträglich wird (Hutton S. 159).

Gleich den übrigen Mitgliedern der passiven Rasse, gleich allen der Natur nahestehenden Menschen, sind auch bei den Negern die Sinne überaus scharf, die Körper gelenk und kräftig. Doch sollen sich die Neger vor allen übrigen durch ausdauernde Körperkraft auszeichnen **). Dieser Umstand ist zum Theil Ursache, daß sie seit uralter Zeit als Knechte und Handarbeiter benutzt wurden, und daß man ihnen so eifrig nachstellte. Der menschenfreundliche Bischof Las Casas, der sehen mußte, wie die eingeborenen Indier in Mexico und Peru unter den ihnen aufgebürdeten Lasten erlagen, schlug aus eben dem Grunde vor, die kräftigeren Neger aus Africa herüberzuholen, und sein Vorschlag hat Anklang und Ausführung gefunden, so daß seit jener Zeit Hunderttausende von Negern ihrer Heimath entrissen worden sind.

Die geistigen Eigenschaften

der Negervölker stimmen im Allgemeinen mit denen der Kalmyken überein; sie sind eben so sorglos wie die Americaner, aber aufgeweck-

*) Krankhafte Aeußerungen sind die lichten Flecke auf der Haut (Winterbottom S. 238) und die Farblosigkeit derselben. Vollkommene Albinos bei den Mandingos s. Caillié I. 310, bei den Fulah, Hutton, voyage dans l'intérieur de l'Afrique, tr. p. Thorel de la Trouplinière (Par. 1823. 8.) S. 152. 178

**) Dieselbe Bemerkung, die wir oben bei Betrachtung der Körperkraft der Americaner machten (s. o. Th. II. S. 10), wiederholt sich auch bei den Kaffern. Alberti (S. 36) bemerkt, daß ein Kaffer den Wurfspieß und die Keule mit unglaublicher Kraft handhabt, daß er 30 bis 40 Stunden Weges rasch zurücklegt, daß er aber nicht im Stande war, eine Last zu heben, die ein an die Arbeit gewöhnter Hottentott von elendem Ansehen mit Leichtigkeit bewegte. Alberti schreibt dieß wohl mit Recht der einseitig ausgebildeten, obwohl vorhandenen Kraft zu.

ter und lustiger, übrigens nicht minder faul und träge, und ohne Zwang nie zur Arbeit zu bringen. Bosman *) sagt, daß man ihnen nie ansehen könne, ob sie glücklich oder unglücklich seyen. Wenn sie im Felde eine Schlacht gewonnen, kommen sie mit Springen und Tanzen zurück; mit eben so freudigem Muthe tanzen sie heimwärts, wenn sie tüchtige Schläge bekommen, und in die Flucht geschlagen worden sind. Es ist ihnen gleichviel, ob sie einem Feste oder einem Begräbnisse beiwohnen. Sie spielen und sind fröhlich bis ins Grab, und tanzen in den Tod. Nicht minder fröhlich und heiter sind auch die Kaffern (Alberti S. 36).

So viel scheint indessen gewiß zu seyn, daß ihnen von Haus aus, eben so wie den Americanern, die ausdauernde Willenskraft abgeht, obschon ihre geistigen Anlagen einer höheren Entwicklung fähig sind, die jedoch von Außen angeregt und sehr unterstützt werden muß, wenn sie auf die Dauer gedeihen soll **). Die Bambaras werden als dumm, abergläubisch, faul, aber gut und fröhlich geschildert (Golbery I. 101). Von den Congonegern bemerken Reisende (Donville I. 180), daß sie sehr schwer den Mechanismus europäischer Geräthe begreifen.

Gerühmt wird dagegen ihr gutes Gedächtniß (Müllers Fetu S. 32) und die Schlauheit, womit sie namentlich in Handel und Wandel den Europäer oft überlisten.

Ihr von Natur guter Charakter hat durch den Umgang mit den Europäern und Arabern offenbar verloren. Sie wurden von diesen stets mit unendlichem Uebermuthe als tieferstehende Wesen behandelt. Ein Maure von Jenne sagte zu Caillié (II. 217): die Neger sind unvernünftige Menschen, die nichts wissen. Sie halten jeden Mauren für einen reichen Mann, und glauben, er habe das Gold zwischen Fleisch und Haut. Dagegen haben die Neger eine gewisse angeborene Scheu vor den Weißen, die bei den Kindern sich als Furcht dergestalt offenbart, daß sie geradezu davonlaufen, wenn sie einen Weißen sehen. Die Bewohner eines Dorfes an der Sclavenküste versicherten Clapperton, daß sie froh seyen, einen Weißen zu sehen, von dem sie alles Gute erhalten. Der König der Aschanti sagte zu dem englischen Gesandten Dupuis: ich glaube lieber euch, als meinen Feldherrn, denn ihr seid ein weißer Mann und englischer Offizier, so daß ich überzeugt bin, ihr werdet mich nicht belügen (Hutton 238). Trotz dieser Scheu und Achtung treten die Neger der europäischen Ueberlegenheit mit den Waffen des Sclaven, List und

*) Wilhelm Boßman Reyse nach Guinea (aus dem Holl. Hamb. 1708. 8.) S. 148.

**) S. G. Grégoire de la littérature des Nègres ou recherches sur leurs facultés intellectuelles, leurs qualités morales et leur littérature. Suivies de notices sur la vie et les ouvrages des Nègres, qui se sont distingués dans les sciences, les lettres et les arts. Par. 1808. 8.

Trug, entgegen. Caillié (II. 48) schildert die Mandingos als rachsüchtig, sehr neugierig, neidisch, verlogen, zudringlich, eigennützig, habgierig, unwissend und abergläubisch; sie bestehlen sich zwar nicht offenbar unter einander, ihre Rechtschaffenheit ist jedoch sehr verdächtig, namentlich Fremden gegenüber, die sich hüten müssen, ihnen Gegenstände von Werth merken zu lassen. Sie trauen einander nicht, und messen, selbst im Verkehre mit Verwandten, eine Sache mehrmals. Sie sind im Allgemeinen sehr mißtrauisch und nicht bedenklich in der Wahl ihrer Erwerbmittel. Gastfrei sind sie nur, wenn sie Vortheil davon haben.

Indessen giebt es auch hier Ausnahmen vom Allgemeinen. Mungo-Park fand eine Mandingofrau, die ihr Kind anhielt, immerdar die Wahrheit zu sagen. Eine arme Mandingosclavin labte denselben Reisenden, den die Leute des Königs beraubt hatten, mit Erdnüssen, ohne seinen Dank abzuwarten, und auch andere Reisende bringen erfreuliche Züge von uneigennützigem Mitleide, das sie bei den Negern gefunden.

Die Bemerkung, daß die schwarze, passive Rasse durch den Verkehr mit den Arabern und Europäern namentlich in moralischer Beziehung sehr verschlechtert worden, wird dadurch unterstützt, daß diejenigen Stämme, die weniger mit denselben in Berührung gekommen sind, bei weitem erfreulichere Erscheinungen darbieten.

So entwerfen Reisende, die, wie Lichtenstein und Alberti, längere Zeit bei denselben zugebracht haben, die vortheilhafteste Schilderung von den Kaffern. Gleich den westafricanischen Negern sind bei ihnen Gedächtniß und Urtheilskraft überaus sicher und geübt. Der Kaffer erinnert sich der kleinsten und unbedeutendsten Umstände einer Begebenheit, welche vor einer Reihe von Jahren Statt gefunden; er erkennt augenblicklich einen Menschen, ein Stück Rindvieh, einen Hund, den er vor langer Zeit gesehen (Alberti S. 70. Lichtenstein I. 465). — Ferner findet man bei den Kaffern eine gewisse Biederkeit, die sich besonders in der gewissenhaften Haltung der abgeschlossenen Verträge offenbart. Beim Handel hält man auf Treue und Glauben, verabredete Verträge werden selten oder niemals gebrochen, wenigstens findet solches bei den von der Gränze der Colonie entfernter wohnenden Horden gewiß nicht Statt. Alberti (S. 113), von welchem diese Bemerkung herrührt, erzählte noch einen Zug vom Hordenführer Buchu, der auch unter gebildeten Europäern die ehrenhafteste Anerkennung finden würde. Wir werden im Verlaufe unserer Betrachtung dieser Nationen noch öfter Gelegenheit haben, die Bemerkung zu machen, wie gerade da, wo die passiven Völker sich selbst überlassen und weniger dem fremden Einflusse ausgesetzt sind, sie sich zu friedlichen, freundlichen und erfreulichen Lebensformen entwickeln.

Nahrungsmittel und deren Erwerb.

Die Africaner sind nicht minder eßlustig, als die übrigen von uns bereits betrachteten Völker. Auch sie essen alles, was ihnen eßbar scheint, ziehen jedoch die Fleischnahrung aller übrigen vor. Bosman (Guinea S. 154) bemerkt, daß die Neger überaus mäßig sind, und sich mit ein wenig gekochtem Getränke begnügen, worin etwas Fleisch oder stinkender Fisch gekocht worden ist, daß auch wohlhabendere Leute sich mit so frugaler Kost begnügen, setzt indessen hinzu, daß dieß nur dann der Fall sey, wenn sie die Kosten der Mahlzeit tragen müssen, daß sie aber, wo sie als Gäste speisen, den Leib wohl auf drei Tage zu füllen im Stande sind. Nicht minder mäßig sind die Congoneger, wenn sie nichts haben, und sie begnügen sich dann mit ein wenig Manioccawurzel, einem Schluck Wasser und ihrer Tabakspfeife. Die Tambaneger essen gleichfalls alles, was ihnen vorkommt, und sie halten sich Schweine und Geflügel; Milch und Eier aber genießen sie nicht gern (Douville II. 88) *).

Die südlichen Kafferstämme essen gleichfalls jede Art von Fleisch, selbst verfaultes. Elefanten, Rhinoceros, Guaggas lieben sie besonders (Joh. Campbell travels in South Africa I. 186). Die Marutzis und Matschappis essen nicht allein Alles, sondern es darf auch von dem Aufgetragenen nichts übrig bleiben (Campbell I. 248). Die Betjuanen leben zwar vorzugsweise von Milch, Molken und Käse, sie tödten aber auch alle Raubthiere die ihnen vorkommen, und verzehren dieselben fast ohne Ausnahme (Lichtenstein II. 532).

Die Bewohner der Sierra-Leona-Küste suchen aus den Kronen der Palmenbäume einen daumendicken Wurm, den sie in Palmöl braten, und als eine außerordentliche Delicatesse verzehren (Winterbottom S. 95). Die Seeanwohner suchen sich die Austern (Winterbottom S. 95), dann aber auch die Fische, die man theils kocht, theis aber auch, und zwar am Gambra, gewöhnlich folgendermaßen zubereitet. Man stößt sie in einem großen, hölzernen Mörser, und läßt sie in der Sonne in großen Haufen zusammentrocknen, gleich Zuckerhüthen. Obschon der Geruch nicht sonderlich ist, so werden

*) The negroes of Congo are exceedingly foul feeders and particularly filthy in their preparation and their eating of animal food: they broil fowls with the feathers on and pieces of goat without being at the trouble of removing the skin or even the hair; and they devour them scarcely warmed tearing the flesh in pieces with their teeth in the most disgusting manner. Mr. Fitzmauriee relates, that one day as their butcher had taken of the skin of a sheep, the Mandingo slave purchased by Captain Tuekey, had slily conveyed away the skin, which with the wool (or rather the hair) he had drawn over a smokey fire, and when discovered, he had nearly eaten the whole skin in a state scarcely warm. Tuekey general observv. 360.

sie doch in die Länder, nördlich vom Senegal, als eine Leckerspeise theuer verkauft, weil dort Fische selten sind. Man löset zum Gebrauche ein Stück dieser schwarzen Masse in heißem Wasser auf, und würzt damit die Mehlspeisen (Mungo-Park S. 59). Eben so ißt man auch Eidechsen (Winterbottom S. 97).

Säugethiere werden von den nichtmahomedanischen Africanern ohne Unterschied, auch wenn das Fleisch bereits in Fäulniß übergegangen, gegessen (Kolbe Vorgebirge der guten Hoffnung 489). In Angola fängt und speiset man Ratten (Douville II. 12). Das Manate wird am Senegal besonders gesucht (Winterbottom S. 98). Die Kaffern von Maschow essen gern die Lenden des Nashorns, die sie auf eine eigenthümliche Weise zubereiten. Die backofenförmig aus hartem Thon gebauten Ameisennester, die zwei bis drei Fuß hoch sind, werden früh morgens ausgehölet, ihre zahlreiche Bevölkerung zerstört, und so lange mit flüchtigem Feuer geheizt, bis die Seiten rothglühend sind. Dann entfernt man die heiße Asche, bringt die Lenden oder den Fuß des Nashorns hinein, und verschließt die Ofenöffnung. Man macht auch auf der Außenseite des Ofens Feuer, und auf solche Weise wird ein bei allen Stämmen beliebtes Gericht zubereitet (Campbell tr. in S. Africa I. 205).

Das Fleisch wird bei den Kaffern sowohl gekocht, als auch gebraten; ersteres geschieht in Töpfen, die aus Thon geformt sind. Zum Braten legt man das Fleisch in kleinen Stücken unmittelbar auf die Kohlen, oder man befestigt mehrere solcher Stücken an einen spitzigen Stock, und hält denselben mit der Hand ins Feuer, oder steckt ihn auch neben dem Feuer in den Boden (Alberti S. 29).

Auch hier kennt man das Trocknen des Fleisches. Die Neger von Bertat, die Rinder, Schafe, Giraffen, Elefanten essen, schneiden das Fleisch in Stücken, und trocknen dasselbe an der Sonne. Die Araber bereiten dasselbe im Großen, und führen dasselbe in ledernen, Kirbehs genannten, Säcken aus. Will ein Eingeborener eine Reise unternehmen, so bratet er solche Fleischstücke in Fett, und nimmt einen Vorrath davon mit. Es nimmt freilich mit der Zeit einen verdorbenen Geschmack an. Die Neger von Bertat essen auch rohes Fleisch, namentlich Leber, Herz, Nieren und Lammfleisch (Cailliaud III. 25 f.). Hunde werden von den Marutzis und Bambaras gegessen, und für diesen Zweck besonders gehalten (Campbell I. 248. Caillié II. 79 und 150). Mäuse essen die Bambaras, die sie besonders kochen (Caillié II. 71).

Die Hottentotten verzehren, gleich den Californiern, im Nothfalle auch altes Lederwerk; hält üble Witterung sie ab, auf dem Felde sich Nahrung zu suchen, so nehmen sie die ledernen Ringe, welche sie um die Knöchel tragen, klopfen sie zwischen zwei Steinen, und verzehren sie. Außerdem verspeisen sie auch alte Feldschuhe, welche die Europäer abgelegt, und die gleich den Mocassins der Nordamerica-

ner aus ungegerbtem, behaarten Leder bestehen, dessen Rand mit Löchern versehen ist, durch welche der sohlenlose Schuh über dem Fußblatte zusammengeschnürt wird. Die Hottentotten heben diese Schuhe auf, und genießen sie, nachdem sie das Haar auf Kohlen abgesengt haben (Kolbe Beschreibung des africanischen Vorgebirges der guten Hoffnung. Nürnberg 1719. Fol. S. 489 ff.).

Der Honig wird namentlich von den Negern der Westküste fleißig gesucht und verzehrt, die von Tamba vertreiben die Bienen mit Rauch aus den Stöcken (Douville II. 94. Tuckey S. 201). Die Bambaras sind Bienenväter (Caillié II. 110). Auch die Hottentotten streben dem Honig, der in Bäumen und Felsen vorkommt, eifrig nach, jedoch mehr um denselben an die Europäer gegen Tabak auszutauschen (Kolbe S. 218).

Um sich nun den Genuß der genannten Fisch- und Fleischkost zu verschaffen, bedient man sich verschiedener Mittel.

Die kleinen Fische werden zunächst mit der Angel gefangen; die Angelhaken sind aus Eisen*). Die Bewohner der Sierra-Leona-küste fahren in Kähnen hinaus in die See, die Angelschnur um den Daumen gewickelt, und mit dem Kahne stark plätschernd (Winterbottom S. 123). Die Hottentotten stellen sich gemeiniglich auf eine hohe Klippe am Ufer, und halten die Angel ebenfalls ohne Ruthe an der aus Därmen oder Sehnen gedrehten und mit Fett eingeschmierten Schnur am Daumen. Als Angelhaken dient ein krummgebogener Nagel, oder ein von den Europäern erworbener Haken; als Köder das Fleisch einer Muschelschale. Sobald nun die Angel im Wasser ist, beginnen sie mit dem Munde zu pfeifen, und so die Fische herbeizulocken. Können sie jedoch Sturm und Wellengeräusch nicht mit Pfeifen durchdringen, so heben sie ein wunderliches Geschrei an (Kolbe S. 538).

Nächstdem fängt man auch Fische mit dem Speer. Die Senegambier haben dazu einen Speer mit drei Spitzen, die mit Fischzähnen besetzt und an einem langen Stiele befestigt sind (Caillié I. 368). Die Hottentotten bedienen sich zum Fange der Rochen eines spitzigen Holzes; sie waden bis an die Kniee oder an die Brust an der Küste hin, fühlen mit den Füßen, wo sich Fische befinden, und durchbohren sie dann mit dem Holze (Kolbe I. 368). Andere Fische werden mit den Händen gefangen (ebendaselbst).

An der Sierra-Leonaküste betreiben die Frauen auf eine ganz eigenthümliche Art den Fischfang, namentlich der Kaulköpfe oder

*) Der Güte des Herrn D. Tams in Altona, der im Jahre 1842 in Loanda war, verdanke ich ein Angelzeug von der Insel Annabona. Es besteht aus einem, aus dem Ganzen geschnittenen rohen, 5½ Z. langen, 2 Z. hohen und 2 Z. breiten Kästchen, das mit einem Schieber versehen ist, worin mehrere kleine, eiserne, 1 Z. lange, gekrümmte Eisen, nebst kleinen Bleiwürfeln liegen. Umwickelt ist dasselbe mit einer hänfenen Schnur von 44 Zoll Länge.

Springfische. Sie gehen bei niedrigem Wasserstande in eine Bucht, und stecken breite, zusammengerollte Blätter, gleichsam wie Trichter, in den Schlamm, worin sich die von Zeit zu Zeit in die Höhe springenden Fische fangen (Winterbottom S. 125). Der Fischfang mit Netzen findet sich im Süden, wie im Westen von Africa. Die Neger von Walo haben Netze von 8—9 Fuß im Gevierte, die an einer Seite zusammengenäht sind. Zwei große, biegsame Stangen sind an die Seiten des Netzes befestigt, so daß man dasselbe nach Belieben öffnen oder schließen kann. Das Netz hat die Gestalt eines Sackes. Nun wird das stehende Wasser, das man ausfischen will, mit Pfählen abgeschnitten, die so dicht stehen, daß nur kleine Fische hindurchschlüpfen können. Zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers sind diese Pfähle mit Querstangen verbunden, auf welche die Fischer den Fuß setzen. Sie lassen dann das geöffnete Sacknetz langsam ins Wasser, schließen dasselbe, und ziehen dann die Fische heraus, schlagen dieselben mit einem kurzen Prügel todt, und hängen sie mit einem Strick, der, wie die Netze, aus Baumwolle ist, und einem eisernen Haken an den Pfahl ins Wasser (Caillié I. 46). Der Fisch wird sodann getheilt, und an der Luft getrocknet.

An der Sierra-Leona-Küste fischt man mit großen, 20 bis 30 Schuh langen Netzen, welche von zwei Männern weit hinaus getragen werden. Diese breiten das an zwei Stangen befestigte Netz aus, und lassen dasselbe, vermöge der daran befestigten Gewichte zu Boden sinken. Nun gehen sie ganz gemächlich dem Ufer zu, so daß das Netz einen Halbkreis bildet. Diese Fischerei ist der Haifische wegen mit großer Gefahr verbunden. Außer dieser Fischart kennt man auch das Absperren der Flußmündungen durch Matten. Handnetze aus Baumwolle fand Mungo-Park (S. 58 f.) am Gambia, wo man auch Körbe hatte, die zum Theil über 20 Fuß lang und aus gespaltenem Rohre gefertigt waren. Man hatte durch Steindamm eine Strömung im Flußbette hervorgebracht, und den Fischkorb hineingestellt, so daß die Fische wohl hineingerissen wurden, der Strömung wegen aber nicht wieder umkehren konnten.

Endlich kennt man auch an der Sierra-Leona-Küste den Fischfang durch Betäubung vermittels einer Pflanze (Winterbottom S. 124).

Die Aschantis sind geschickte Fischer mit dem Netze, und im September begeben sich die Bewohner von Winnebah und Accra auf die Porguisbank, die etwa 20 engl. Meilen in der See liegt, und fangen hier den wohlschmeckenden Porguis, der etwa so groß ist wie der Kabeljau, in so ansehnlicher Menge, daß sie den getrockneten Fisch noch an ihre Nachbarn ausführen können (s. Hutton S. 87 f.). Die Guineaneger fertigen ihre Netze aus den Fäden der Ananasblätter. Sie legen deshalb die frischen Blätter einige Tage ins Wasser, trocknen und schlagen sie mit einem hölzernen Hammer, bis nur der zwei

Ellen lange Flachs übrig bleibt (Iserts Guinea S. 199. Winterbottom S. 129).

Die Jagd der Africaner ist namentlich auf Säugethiere gerichtet, und wird besonders deshalb betrieben, um die Heerden möglichst zu schonen. Die Einzeljagd bietet für uns des Merkwürdigen weniger dar, sie beschränkt sich auf den Fang der kleinern Thiere, welche das Land erzeugt; der Hirt und der Ackerbauer können sie immer nur nebenher betreiben, nicht aber gleich dem Bewohner der Urwälder zu ihrem Hauptgeschäfte machen.

Die Mandingos vereinigen sich zur Gazellen- und Eberjagd in Gesellschaften, welche das Wild aufjagen, und in die aus Baumwolle und Baumbast gefertigten Netze treiben. Das Wild wird einzeln in den Netzen mit Dolchstichen getödtet (Caillié II. 51). Die Südafricaner unternehmen ebenfalls große Jagden, wozu sich oft mehrere hundert Personen vereinigen. Diese umzingeln dann eine Waldstrecke, und treiben alles Wild auf einen Punct zusammen. Dann sucht man einen bequemen Ort, an welchem man das Wild einzeln entfliehen läßt. Hier stehen die wehrhaftesten Männer, und empfangen die Flüchtigen mit Hassagaien und Kirris, so daß selten eines lebendig davon kommt. So fangen die Kaffern in dieser Weise oft an einem Nachmittage mehrere hundert Antilopen, Hasen, wilde Katzen, Affen u. s. w., so daß oft ein großer Theil des Fleisches verfault, und nur die Felle benutzt werden (Lichtenstein I. 375 f.). Wer wirklich ein Thier erlegt hat, hängt sich nachher eine Klaue als Siegeszeichen an den Arm. Die Beute wird unter alle Theilnehmer getheilt. Das Feld, auf dem die Jagd Statt gefunden, wird nachher gewöhnlich abgebrannt, um die Klingen der verworfenen Hassagaien wieder zu finden. Ehe die Gesellschaft die Jagd beginnt, muß eine seltsame Feierlichkeit abgehalten werden. Ein Jäger nimmt eine Handvoll Gras in den Mund, und läuft auf allen Vieren, während die andern das Jagdgeschrei erheben, und ihn mit den Hassagaien zu durchbohren scheinen, bis er sich als getödtet zu Boden wirft (Lichtenstein I. 444).

Viel Wild wird auch in Schlingen gefangen. Sie ziehen deshalb in buschigen Gegenden oft meilenlange, niedrige Hecken zwischen denen Oeffnungen bleiben. In diesen Oeffnungen, durch welche das Wild seinen Ausweg sucht, liegen die Schlingen verborgen, die so künstlich gestellt sind, daß sich die Thiere mit den Beinen darin fangen, und sich nicht wieder los machen können (Derselbe).

Das größere Wild, namentlich Elefanten und Nashörner werden von den Hottentotten ebenfalls durch Gesellschaften gejagt. Zuvörderst umstellen die Jäger den Ort, wo es sich findet, und besetzen alle Ausgänge. Darauf gehen sie mit vergifteten Pfeilen dem Thiere zu Leibe, und greifen erst, wenn der widrige Wind oder die Stärke des Fells jene unwirksam machen, zu den Hassagaien, deren sie nach

und nach so viele werfen, bis das Thier ermattet die Flucht ergreift (Kolbe S. 534).

Die Kaffern beobachten ein ähnliches Verfahren, wenn sie einem einzelnen Elefanten, der sich von seiner Heerde verloren hat, nachstellen. Sie brennen zuvörderst das niedrige Gebüsch und Gras rund um ihn her an, da sie wissen, daß er einen solchen Kreis wenigstens bei Tage nicht verlassen wird. Nun nähern sie sich, und werfen ihm eine Menge Hassagaien in den Leib, hoffend, er werde sie sich schon tiefer einrennen. Sie verfolgen ihn dann mit großer Vorsicht, und fahren fort, ihm aus sicherem Hinterhalte noch mehr Hassagaien aufzuschießen. In flacheren Gegenden umzingeln sie ihn wieder mit Feuer, und setzen dieß so lange fort, bis das Thier endlich ermattet, oder von der Menge kleiner Wunden krank hinfällt, worauf sie dann ein immer leichteres Spiel bekommen, und es nach tage- oder wochenlangen Bemühungen endlich zu Tode quälen. Ihre Ausdauer ist dabei um so bewundernswerther, da sie das Fleisch des Elefanten nicht essen, sondern ihm allein seiner Zähne wegen nachstellen, die sie nicht einmal behalten dürfen, sondern an den König abliefern müssen. Sie ertragen alle damit verbundenen Beschwerden und Gefahren mit rastloser Anstrengung, blos aus Neigung zur Geschäftigkeit, und aus Liebe zur Jagd (Lichtenstein I. 445).

Die Elefantenjagd der Bambara-Neger findet Statt, wenn sich die Thiere heerdenweise in der trockenen Jahreszeit am Niger aufhalten. Vier bis fünf mit Flinten und Kraut und Loth versehene Jäger, die auch in einem ledernen Beutel Kornmehl auf 4—5 Tage bei sich führen, begeben sich dann in die abgelegensten Theile des Waldes, und suchen die Spur der Elefanten, abgebrochene Baumzweige, ihre Losung, bis sie eine Heerde in der Ferne bemerken. Sobald sich nun ein Elefant von den übrigen trennt, nähern sich ihm die Jäger, indem sie im Grase fortkriechen. Sie schießen zu gleicher Zeit, und werfen sich dann platt ins Gras. Der Elefant, der keinen Feind sieht, befühlt seine Wunden, und rennt nun wüthend umher, bis er ermattet, worauf er noch eine Ladung Kugeln erhält. Ist der Elefant gefallen, so wird die Haut abgezogen, und auf dem Boden mit Pflöcken zum Trocknen ausgedehnt. Diejenigen Fleischtheile, die am meisten geschätzt sind, schneidet man in dünne Scheiben, und trocknet sie zu künftigem Vorrathe an der Luft. Die Zähne werden mit einem leichten Beile ausgeschlagen, das der Jäger immer bei sich führt (Mungo-Park S. 362 f.).

In ähnlicher Weise wird auch der Löwe erlegt. Wo sich ein solcher sehen läßt, da ziehen die Bewohner in starker Anzahl aus, alle mit Hassagaien, Kirris und Schildern bewaffnet. Der Löwe wird umzingelt, und in einen immer engern Kreis eingeschlossen. Zuletzt reizt man ihn durch Lanzenwürfe so lange, bis er aus dem Gebüsche hervorspringt, und einen der Jäger anfällt, der sich sogleich

auf den Boden wirft, und mit seinem Schilde bedeckt. Die Andern fallen darauf über den Löwen her, und durchstechen ihn, wobei jedoch manchmal die Jäger verwundet oder gar erschlagen werden. Wer dem Thiere die erste Wunde beigebracht, wird als Held geehrt, obschon ihn diese That auf eine Zeit lang unrein macht. Sobald nun die Jägergesellschaft in die Nähe des Wohnortes zurückgekehrt ist, wird der Held von seinen Begleitern mit den ringsum vorgehaltenen Schildern bedeckt, und dem Anblicke der Menge entzogen. Einer eilet unter wunderlichen Sprüngen und Gebärden voraus, und preißet den Muth des Kämpfers. Indessen bleiben die Andern etwas zurück, und stimmen einen Gesang an, und schlagen dabei mit den Kirris auf die Schilder. Einige Andere bauen inzwischen eine kleine schlechte Hütte, in einiger Entfernung von dem gemeinschaftlichen Wohnorte, in welcher sich der Löwentödter vier Tage lang völlig abgesondert aufhalten muß. Er färbt sich den ganzen Leib weiß, und es dürfen sich ihm nur unbeschnittene Knaben, die ihm Speise bringen, nahen. Nach Verlauf dieser vier Tage wäscht er sich, färbt sich aufs Neue braun, und wird von der Leibwache des Oberhauptes der Horde abgeholt, und feierlich in den Kraal zurückgeführt. Dann wird ein Kalb geschlachtet, von welchem nun Alle, zum Beweise, daß er wieder rein geworden, mit ihm essen (Lichtenstein I. 418 f.).

Die Hottentotten haben etwas Aehnliches. Der, welcher ein großes Thier, Elefanten, Nashorn, Elennthier getödtet hat, muß sich bei der Heimkehr auf eine Matte setzen, nachdem ihm ein Alter angekündigt, daß er anders gemacht werden müsse, worauf ihn derselbe von oben bis unten mit seinem Harn benetzt; während nun der Alte einige Formeln hermurmelt, muß sich der Held den Harn über und über wohl einreiben. Die andern sitzen im Kreise um ihn her, und rauchen eine Pfeife Tabak. Nachdem ihm eine leere Pfeife überreicht worden, reibt der Alte die durch die Waschung entstandenen Furchen unter allerlei Sprüngen und Geberden wiederum zu. Uebrigens flicht sich der Hottentott die Blase jedes von ihm erlegten Thieres als Trophäe ins Haar. Hat er einen Tiger, Leoparden, Löwen oder Luchs erlegt, so muß außer ihm auch seine Frau anders gemacht werden. Sie muß nämlich drei Tage nach einander, wenn das Vieh ausgetrieben wird, zugleich mit demselben aus dem Kraale gehen, und darf erst am Abend mit demselben zurückkehren, während dieser drei Tage darf sie nichts essen, und am Abend ist ihr gestattet, nur etwas Weniges zu genießen. Am dritten Tage, bevor sie heimkehrt, schlachtet der Mann ein fettes Schaf, welches in Gemeinschaft mit den Nachbarn verzehrt wird (Kolbe S. 536).

Die Hottentotten, wie die Kaffern, erlegen die größeren Thiere, wie Büffel, Elennthiere, Flußpferde und Elefanten in Gruben und Fallen. Man merkt sich den Weg, den die Thiere zum Wasser zu nehmen pflegen, und gräbt Gruben, in deren Mitte ein spitziger Pfahl

angebracht ist. Die Grube wird sorgfältig mit Reißig verdeckt, dem hineingestürzten Thiere aber, wenn es durch den Pfahl noch nicht getödtet ist, mit Steinen der Hirnkasten eingeschlagen, oder eine Ader geöffnet (Kolbe S. 535).

An den steilen Ufern der Flüsse, in den Zwischenräumen des Gebüsches, durch welche die Flußpferde Nachts auf die Höhen zu kommen pflegen, werden von den Kaffern starke, im Feuer gehärtete Pfähle aufgestellt. Sie legen sich dann auf die Lauer, und erheben, wenn die Thiere kommen, ein lautes Geschrei, wodurch jene erschreckt eilig in den Fluß zurückkehren wollen, und beim Herabgleiten vom Ufer mit ihrem ganzen Gewichte in die Pfähle stürzend sich spießen. Der Panther wird dadurch gefangen, daß man ein Stück Fleisch in mäßiger Höhe an einen Baumzweig hängt, und im Gebüsche unter dem Baume die scharfe Spitze einer Hassagaie wohlbefestigt versteckt. Springt der Panther nach dem Fleische, so stürzt er sich beim Herabfallen das Eisen in die Brust (Lichtenstein I. 445).

Den Mittelpunct und die wichtigste aller Beschäftigungen bildet bei den Südafricanern die Viehzucht, und zwar vorzugsweise die Pflege und Wartung des Rindes.

Die Rinder bilden das wesentliche Besitzthum der Hottentotten, Kaffern, Betjuanen und übrigen nicht seßhaften Africanerstämme; sie sind der Maßstab ihres Wohlstandes.

Die Heerde eines jeden Krals weidet zusammen, und wird auch gemeinschaftlich gehüthet. Arme Männer, die kein Vieh besitzen, dienen einem reichern als Knechte um ein Stück Vieh, oder sie vermiethen sich, wie die Hottentotten, an Europäer auf ein halbes oder ganzes Jahr, und kaufen sich sodann Vieh für den ersparten Lohn. Die Hottentotten hüthen ihr Vieh gemeinschaftlich, indem reihum einer oder mehrere, je nachdem die Heerde zahlreich ist, früh gegen 6 oder 7 Uhr, nach der Melke, damit auf die Weide gehen, und Abends zwischen 5 und 6 Uhr dieselbe wieder zum Kral treiben, damit das Melken bei Tage Statt finden könne. Die Pflege der Thiere ist eine Beschäftigung der Männer.

Die Hottentotten haben in jeder Heerde mehrere Stiere, eben so auch mehr als einen Widder, daher sie auch zweimal Junge erhalten. An männlichen Kälbern ist ihnen weniger gelegen, da sie die Heerden vorzugsweise wegen der Milch halten. Sie entmannen daher die überflüssigen Kälber nicht durch Ausschneiden, sondern durch Unterbinden, was sie für weniger gefährlich halten. Die Testikel, die bei den Schafen erst noch zerklopft werden, faulen allgemach ab, und die Wunde heilt von selbst, ohne weitere menschliche Hülfe. Die Operation findet erst Statt, wenn die Rinder ein Jahr alt geworden. Sie werden dabei auf den Rücken gelegt, und die Beine mit Stricken an vier in die Erde geschlagene Pfähle gebunden. Die Widder werden schon halbjährig entmannt.

Das Melken verrichten die Weiber bei den Hottentotten, die Männer bei den Kaffern. Die Kühe geben keine Milch, wenn nicht vorher das Kalb angesaugt hat. Ist dieses gestorben oder geschlachtet, so muß das Fell auf ein anderes Kalb gedeckt und dadurch die Kuh getäuscht werden. Fehlt jedoch das Fell, so hält die Kuh die Milch zurück, und kann nur dadurch genöthigt werden, daß man ihr stark in die Geschlechtstheile bläßt (Kolbe S. 468).

Das Vieh ist jahraus jahrein unter freiem Himmel. Um es gegen Raubthiere zu schützen, wird es Abends bei den Hottentotten in den Kral getrieben, dessen Hütten einen kreisförmigen Platz einschließen. In der Mitte befinden sich die Schafe, um diese herum stehen die Rinder, welche je zwei aneinander gefesselt sind, damit sie nicht fortlaufen. Man bindet mit Binsenstricken jedem Rinde einen Vorder- oder Hinterfuß an den seines rechten Nachbarn. Für die jungen Lämmer und Kälber ist innerhalb des Krals eine Hütte gebaut, deren Eingang durch Pfähle geschützt ist (Kolbe S. 470).

Die Kaffern haben eine außerordentliche Liebe zu ihrem Viehe, und behandeln dasselbe sehr aufmerksam. Daher ist es auch sehr wohl abgerichtet. Auf einen gewissen durchdringenden Pfiff steht eine ganze Heerde unbeweglich still, auf einen zweiten setzt sie sich wieder in Bewegung, sammelt sich um den Hirten, oder folgt ihm, indem er geradeaus oder im Kreise vorausläuft (Alberti S. 83); eine Abrichtung, die auch bei den Hottentotten vorkommt. Diese haben gewissermaßen als Nebenhirten und Wächter die Packochsen so abgerichtet, daß sie auf jeden Fremden zugehen und ihn angreifen; sie weichen nur einem Flintenschusse oder dem Pfiffe eines Hottentotten (Kolbe S. 470).

Die Kaffern pflegen die Hörner der Rinder mit besonderer Vorliebe. Man sieht oft ungewöhnlich lange oder in mancherlei Richtung gewundene Hörner an denselben. Bisweilen umgeben dieselben den Hintertheil des Kopfes, und stoßen unter der Kehle zusammen; bei einem andern Rinde ist nur das eine Horn herabgezogen, bei andern sieht man gewundene oder auch spiralförmig gebogene Hörner. Man bewerkstelligt diese Biegungen dadurch, daß man, wenn die Hörner etwa zwei Zoll lang sind, von einer Seite derselben so viel wegschneidet, bis das Blut kommt, und auf solche Weise dem Wuchse eine veränderte Richtung anweiset. Vorzügliche Lieblinge zeichnet man dadurch aus, daß man vor der Brust oder unter der Kehle einer Kuh ein 3 bis 4 Zoll langes Stück Haut ablöset, welches dann frei herabhängt (Alberti S. 82).

Wohlhabende Männer halten als Zeichen ihres Reichthums mehrere Stiere, die man von der übrigen Heerde absondert und zum Schnelllaufe abrichtet. Der in einiger Entfernung stehende Eigenthümer erhebt ein gewisses Geschrei, und mehrere in zwei Reihen aufgestellte Personen jagen die Stiere dem Eigenthümer zu. Wenn sie auf solche Art hinlänglich abgerichtet worden, rennen sie, ohne gejagt

zu werden, mit solcher Heftigkeit nach dem Orte hin, wo das ihnen bekannte Geschrei gemacht wird, daß sich der Schreiende durch zeitige Flucht oder Verlegung retten muß, um nicht zertreten zu werden (Alberti S. 84).

Der hauptsächlichste Nutzen der Rinder und Schafe besteht in ihrer Milch. Die Milch wird in einen Topf gemolken, der eben nicht sehr sauber gehalten wird. Hier trinkt man sie entweder gleich, oder sie wird mit Wurzeln zusammen gesotten oder auch Butter daraus bereitet. Die Milch wird, um Butter zu machen, in einen ledernen, inwendig behaarten Sack geschüttet und die obere Oeffnung zusammengeschnürt. Nun fassen zwei Weiber, oder auch Mann und Frau, den Sack an beiden Enden, und schütteln die Milch schnell und so lange umher, bis sie endlich zu Butter wird. Die Butter wird sodann herausgenommen und in einen Topf gethan, um sie aufzubewahren. Die Buttermilch erhalten die jungen Kälber und Lämmer, oder sie wird von den Hottentotten selbst verzehrt. Kuhmilch dürfen alle genießen, die Schafmilch aber ist bei den Hottentotten den Männern untersagt (Kolbe S. 468).

Die Kaffern genießen die Milch niemals frisch, sondern sie gießen solche in ein Körbchen, worin noch Reste der früheren sind, und worin sie gar bald gerinnt und säuert. Auch bewahrt man die Milch in platten, ledernen Beuteln von 2 Fuß Länge und 1 Fuß Breite auf. Die Milch wird mit einer Art Pinsel genossen, der aus einem 1 Zoll breiten Pflanzenstengel gefertigt wird. Man nimmt ein fußlanges Stück dieses Stengels und klopft das Ende mit einem Steine so lange, bis die Pflanzenfasern die Gestalt eines Pinsels annehmen, der nun als Löffel dient (Alberti S. 28).

Hunde werden von den Kaffern sowohl, als auch von den übrigen Stämmen gehalten, vorzugsweise zur Beschützung der Heerde, gegessen werden sie von den Bambgras und Marutzis (Campbell I. 248). Sehr verbreitet ist auch das Schwein, dessen Genuß bei den dem Islam näher stehenden westlichen Nationen weniger allgemein, auch bei den Hottentotten nicht gestattet ist (Kolbe S. 487). Die Aschantis pflegen dasselbe, und füttern es mit menschlichen Leichnamen. Die Schweine der Aschantis sind sehr schön und fett (Hutton S. 184). Die Hühnerzucht findet sich im Westen wie im Süden. Die Hühner der Kaffern sind kleiner, als die der Europäer, und haben glatte Köpfe ohne Kamm (Alberti S. 86). Die Fulahs von Wassulo wenden viel Sorgfalt auf ihre kleinen Hühner, die sie Abends in einer Art von rundem Korbe versammeln, und in ihre Hütten tragen, um sie vor der Kälte zu schützen. Alle Morgen, kurz nach Sonnenaufgang lassen sie dieselben in der Nähe der Wohnung laufen. Sie bekommen selten Getraidekörner; sie fressen immer Insecten, Gras und die Körner, die beim Stoßen im Mörser verloren gehen. Die Männer, welche überhaupt die besondere Pflege der Hühner auf sich nehmen, brin-

gen ihnen vom Felde Erdhaufen mit, welche viele Termiten enthalten, die von den Hühnern begierig verschlungen werden (Caillié II. 242).

Rindfleisch wird nur selten genossen, überhaupt die Heerde sehr geschont. Das Schlachten selbst geschieht auf dieselbe Weise, wie bei den Kalmyken. Das Thier wird zu Boden geworfen, und mit dem Wurfspieße wird eine Oeffnung in die Brust gemacht. Der Schlachtende bringt seine Hand in die Oeffnung, und zerreißt die Herzadern. Der Mist, welcher sich in den Eingeweiden findet, wird im Viehzwinger umhergestreut, weil man glaubt, daß dadurch der entstandene Abgang ersetzt werden könne (Alberti S. 85).

Die Hottentotten, Kaffern und Neger haben neben der Viehzucht auch die Anfänge des Feldbaues, indem sie außer den freiwillig und ungepflegt wachsenden Pflanzen auch noch Wurzelfrüchte und Getraide erbauen, und sie neben der Milch und dem Fleische genießen.

Bei den Hottentotten müssen die Weiber die eßbaren Wurzeln aufsuchen, die sie zum Theile an Statt des Brotes genießen, und die sie nicht eher aus der Erde ziehen, als bis der reife Samen ausgefallen ist. Die Wurzeln und Zwiebeln werden mit einem runden Stocke von Eisen oder Olivenholz, der vorn spitzig geschnitten ist, oder mit einem spatenartigen Eisen, das sie von den Europäern kaufen, aus der Erde gegraben. Die Frau sammelt dazu noch den nöthigen Brennstoff ein, und kocht das für den Tag eben nöthige Gericht (Kolbe 460).

Die Neger der Sierra-Leona-Küste bauen besonders die Ignamen, die überfaustgroße, inwendig weiße, mehlige, süße Knollen trägt*), die Yamswurzel (Dioscorea bulbifera) und die Cassave (Jatropha manihot.), mit welcher letztern die Neger von Guinea alle ihre Speisen kochen (Winterbottom S. 79 ff. Caillié II. 30. Hutton S. 95). Man zerreibt diese Wurzeln, und bäckt, wie in Südamerica (s. o. Th. II. S. 30), Brot daraus. Die Jallonkos machen aus den Samenkörnern, welche in der Schote des Nittabaumes wachsen, ein schwefelgelbes Mehl von süßem, schleimigen Geschmacke, das, mit Milch oder Wasser gemischt, eine nahrhafte, wohlschmeckende Speise giebt (Mungo-Park S. 394). Der Rhamnus Lotus liefert kleine, mehlreiche Beeren von gelber Farbe, aus denen die Fulahs eine Art Brot backen; man stellt die gesammelten Beeren einige Tage in die Sonne, und stampft sie dann in einem hölzernen Mörser gelinde, bis sich das Mehl vom Korne löset. Das Mehl wird sodann mit Wasser zu kleinen Broten geknetet und gebacken, die beinahe wie Pfefferkuchen schmecken (Mungo-Park 112. Caillié II. 171). Die übrigen Kerne werden nachmals

*) Es ist eine Dioscurea alata. s. Bryant Verz. der Nahrungspflanzen I. 10. u. II. 8.

in einem Gefäße mit Wasser geschüttelt, so daß sich das noch anklebende Mehl ablöset, und so ein süßes, angenehm schmeckendes Getränke gewonnen. Ein Zusatz von zerstampftem Hirse giebt einen schmackhaften Brei, Fondi, den man im Februar und März als Frühstück genießt (Mungo-Park S. 112). Eben so macht man aus den Erdnüssen ein Mehl, woraus Kuchen gebacken werden, wie auch aus dem Samen des Heuschreckenbaumes (Mimosa edulis) (Winterbottom S. 100).

Die eigentlichen, mehlgebenden Getraidearten finden wir im Süden, wie auch bei den Negern des Westens.

An der Sierra-Leona-Küste wird das Feld gebaut, wie wir es bei den Americanern fanden (s. o. Th. II. S. 24). Die Neger suchen sich ein Stück Wald aus, dann hauen sie die Bäume ab, die kleinen dicht an der Wurzel, die größern einige Schuh oberhalb der Erde, und lassen alles liegen. Sobald die nasse Jahreszeit herankommt, wird Alles in Brand gesteckt, und die Flamme verzehrt das Holz, obschon hie und da noch manches liegen bleibt. Nachdem nun ein gelinder Regen das dürre, von der Sonne verbrannte, von der Asche gedüngte Erdreich erweicht hat, werfen sie die Reiskörner hinein, und scharren mit einem hölzernen Karst die Erde ein wenig darüber hin. So überlassen sie den Samen seinem Schicksale, bis die Ernte herankommt. Sobald das Korn in die Aehre tritt, werden einige alte Leute und Kinder auf das Feld geschickt, die sich in der Mitte des Ackerfeldes (Lugar) aufhalten, und das Geschäft haben, die ungeheuere Menge Reisvögel (emberiza oryzivora) zu verscheuchen, welche nunmehr scharenweise sich einfinden, um ihre Verheerung anzurichten. Die Ernte findet vier Monate nach der Aussaat Statt. Die Aehren werden mit einem gewöhnlichen Messer ganz kurz abgeschnitten, in Büschel zusammengebunden und an die abgebrannten Stöcke gehängt, die in beträchtlicher Anzahl auf dem Felde stehen geblieben sind. Ist die Ernte vorüber, so werden die Büschel auf die Erde gelegt, man nimmt in jede Hand einen kleinen Stock und schlägt so lange darauf, bis die Körner heraus sind. Diese werden alsdann in einer Matte geschwungen, an welcher, statt der Handhabe, ein Stück Holz befestigt ist. Ein Mann schüttet die Körner von oben herab, und drei oder vier andere stehen um ihn her, und unterhalten durch Hin- und Herschwingen jener Matte einen immerwährenden Luftzug. Damit sich die Hülsen desto besser absondern, wird der Reis zuvor in heißes Wasser getaucht, dann auf Matten geschüttet und an der Sonne getrocknet. Die Körner bewahrt man in großen Körben auf, die in mancher Gegend eine Flaschenform haben. Bleiben sie unter freiem Himmel stehen, so bestreicht man sie von außen mit Lehm, läßt sie an der Sonne trocknen, stellt sie auf ein dreibeiniges Gestell, und bedeckt sie mit einem Strohdache (Winterbottom S. 68—75). Am Zaire fand Tuckey (S. 120) dieselbe Art des Getraidebaues, und Hutton (S. 94) bei den Fantis, wo man trotz

dem jährlich zwei Ernten hat*). Den Pflug kennen selbst die Fulahs noch nicht, die doch bereits das Land düngen. Sie lesen kurz vor der Saatzeit das Unkraut zusammen, bringen es in Haufen und verbrennen sie, mischen die Asche mit Kuhmist, und scharren sie mit einem Karst in den Boden. Die Fulahs sind auch die besten Rinderzüchter unter den Negerstämmen (Winterbottom S. 77). Man ißt das Getraide als Brei oder als Brot.

Nicht anders ist der Getraidebau der Kaffern beschaffen, die namentlich eine Art Hirse, Kafferkorn (holcus Caffrorum, holcus sorghum) und Buchwaizen bauen. Das Land wird nicht vorbereitet, der Samen wird sogleich ins Feld geworfen, und dann erst dieses mit kleinen Spaten aus sehr hartem Holze umgegraben. Das Unkraut schießt also wieder mit auf, bewahrt aber zugleich den Boden vor dem Austrocknen. Zeigen sich die Pflänzchen, so wird das ganze Feld sehr ämsig gejätet und sehr rein gehalten. Ist der Hirse reif, so wird er mit Hassagaien abgeschnitten, mit dünnen Stöckchen ausgedroschen, und durch Aufwerfen im Winde von der Spreu gereinigt. Den Hirse selbst verwahren sie in tiefen Gruben in der Viehhürde, die sie erst recht trocken ausbrennen, und nachher mit Stroh, Steinen und trockenem Ochsenmiste zudecken. Wenn Einer eine solche Vorrathskammer öffnet, muß er den Nachbarn und Freunden, jedem in seine Haushaltung, ein Körbchen voll davon zum Geschenke machen, dem Oberhaupte des Krals aber eine noch größere Menge geben. Dieses Kafferkorn dient ihnen vorzugsweise zur Schonung ihrer Heerden. Man kocht dasselbe gewöhnlich in Milch, und knetet eine Art Brot davon, das in heißer Asche gebacken wird (Lichtenstein I. 447 ff.). Sie essen das gekochte Kafferkorn aus hölzernen Tellern, die sie in der Hand halten, mit hölzernen Löffeln, oder auch mit den Fingern (Campbell I. 207, der es wohlschmeckend fand).

Die Betjuanen betreiben den Ackerbau noch besser als die Kaffern, und sie umzäumen ihre Felder gehörig. Die Feldarbeit besorgen die Weiber, die Werkzeuge sind eiserne Hacken und Grabstöcke von hartem Holze. Die Ernte wird sorgfältig eingesammelt und zum Vorrathe für die kälteren Monate aufbewahrt (Lichtenstein II. 533).

Zu bemerken ist noch, daß die Mandingos, Fulahs, Kaffern, Betjuanen ihr Getraide, Reis oder Hirse stets in ganzen Körnern aufbewahren, und das Mehl nicht in Vorrath machen, denn auf solche Weise wird dasselbe bei weitem besser gegen die Würmer geschützt. An der Sierra-Leona-Küste wird der tägliche Reisbedarf nur Abends und Morgens in einem hölzernen Mörser mit 5—6 Fuß langen Pfählen gestoßen, eine Arbeit, die den Weibern zukommt (Winterbottom S. 192). Auch wird wohl im Ganzen das Getraide mehr

*) Ueber die Mandingos und deren Reisbau s. Caillié II. 14. u. I. 262. 263. 341.

als ein Brei, mit mancherlei Zusatz, denn als Gebäck genossen. Die Mandingos mischen den gekochten Reis mit getrockneten Fischen (Mungo-Park 59. Caillié I. 369), oder essen ihn auch nur in Töpfen gekocht (Caillié I. 341).

Die Kaffern bauen außer dem Hirse noch Wassermelonen, die theils frisch, theils in Scheiben geschnitten und getrocknet verzehrt werden (Lichtenstein I. 448). Die Betjuanen bauen Wassermelonen, Kürbisse und zwei Arten von Bohnen, sammeln auch mit Sorgfalt die Früchte wildwachsender Sträucher ein, die sie abtrocknen und zum Vorrathe aufbewahren (Lichtenstein II. 533).

Von den übrigen, zur Nahrung benutzten Pflanzenstoffen sind namentlich noch folgende zu erwähnen.

1) Die Palme, die an der Sierra-Leona-Küste, wie in Congo heimisch ist, und auch zur Kleidung und Herstellung der Wohnungen vielfach benutzt wird. Die Früchte, fast so groß wie Hühnereier, gelten gebraten für eine Leckerspeise; sie liefern das Palmöl*), dessen man sich auch als Butter bedient. Man bricht zu diesem Zwecke die Palmnüsse, wenn ihre schöne rothe Farbe ihre Reife erklärt, von den Bäumen ab, und stößt sie so lange in einem Mörser, bis das Fleisch sich gänzlich vom Kerne abgesondert hat. Dann gießt man Wasser darüber, und schüttet die ganze Masse in ein Sieb aus zerspaltenem Bambus, in welchem Kerne und Fruchtfasern zurückbleiben. Das Oel aber schwimmt carmoisinfarben auf dem Wasser, und wird von demselben, nachdem das Wasser gekocht worden, abgeschöpft. Auch aus den Kernen wird ein Oel gewonnen. Man zerquetscht die Schalen zwischen zwei Steinen, nimmt die Kerne heraus, röstet sie, und zerstößt sie in einem Mörser. Die Masse wird dann in Wasser gekocht und das Oel abgeschöpft (s. Winterbottom S. 84 ff., wo auch nachgewiesen ist, daß nicht allein schon 1455 die Portugiesen dieses Oel an der Westküste fanden, sondern daß wohl schon Herodot Kenntniß davon hatte).

2) Der Butterbaum ist eine nicht minder eigenthümliche Erscheinung des Negerlandes. Der Butterbaum**) wächst in vorzüglich großer Menge in Bambara wild in den Wäldern und ungepflegt. Er ist der americanischen Eiche sehr ähnlich, und die Frucht gleicht der spanischen Olive. Der Kern ist mit süßem Fleische unter einer grünen Rinde umgeben. Der Baum wird so hoch als ein Birnenbaum. Will man die Butter bereiten, so stellt man die Früchte

*) Elais guineensis. Bryant I. 380. Kosteletzky medic. pharm. Flora II. 295.

**) Englisch shea, französisch Cé, Bassia butyracea. s. Mungo-Park S. 230. 412. mit Abbildung — Caillié voyage a Tomboctou II. 54 mit ausführlicher Beschreibung der Blätter und der Frucht. Asiatic Researches I. 300. Winterbottom S. 99. Kosteletzky allgem. medicin. pharmaceutische Flora S. 1105.

mehrere Tage lang in die Sonne, um sie zu trocknen. Dann werden sie in einem Mörser gestampft und zu einem Mehle gemacht, welches das Ansehen von Waizenkleie hat. Nachdem es gestampft ist, wird es in eine große Calebasse gethan und so lange laues Wasser darüber geschüttet, bis es zu einem klaren Teige wird, den man mit den Händen knetet. Um zu sehen, ob der Teig genug bearbeitet ist, gießt man laues Wasser zu und sieht, ob sich die fetten Theile von der Kleie absondern und auf die Oberfläche des Wassers steigen. Geschieht dieß, so wird Wasser zugegossen, damit diese Absonderung Statt finden kann. Dann sammelt man das obenauf schwimmende Fett mit einem Holzlöffel, und thut es in eine Calebasse. Hierauf läßt man dasselbe über einem großen Feuer kochen, und schäumt fleißig die Ueberreste der Kleie ab, und schüttet endlich die Pflanzenbutter in eine Calebasse, auf deren Boden ein wenig Wasser ist, damit man es desto besser herausheben kann. Endlich wird es in Blätter vom Butterbaume selbst eingeschlagen, um es aufzubewahren. Die Butter hat eine weißgraue Farbe und die Consistenz des Talgs. Die Neger treiben Handel damit, und benutzen sie sowohl zu den Speisen, als auch zur Einreibung des Körpers und zur Speisung ihrer Lampen.

Außer den genannten Pflanzenstoffen benutzen die Neger die Colatnuß (Caillié II. 17), die Körner der weißen und der blauen Nymphäa (Caillié II. 178), Pistazien, und was sich ihnen sonst darbietet.

Bemerkenswerth ist ferner, daß wir auch in Africa den Gebrauch finden, daß man Thon oder Lehm als Nahrungsmittel benutzt. Mungo-Park sah, wie zwei Sclavinnen von Bola, die grausam gepeitscht wurden, sich erbrechen mußten, wobei man gewahr wurde, daß sie Lehm genossen hatten. Diese Gewohnheit, sagt er, ist bei den Negern nichts Seltenes, ob sie aber von einem verdorbenen Appetit herrührt, oder von dem festen Vorsatze, sich selbst zu zerstören, erzeugt wird, kann ich nicht entscheiden (Mungo-Park S. 383, vergl. damit oben Th. I. 243, und Th. II. S. 259, und Winterbottom S. 99).

Die Gewürze der Africaner sind theils Salz, theils beißende Pflanzenstoffe. Die Kaffern, deren Land der natürlichen Salzbehälter entbehrt, kennen auch nicht den Gebrauch des Salzes, obschon ihnen der Geschmack desselben nicht unangenehm ist, und sie die Reisenden wohl um Salz bitten (Alberti S. 79). Im Sudan ist Salz nicht minder selten, so daß die Redensart „der Mann ißt Salz zu seinen Speisen", so viel bedeutet, als „er ist ein reicher Mann." Die Kinder betrachten Salz als eine eben so angenehme Leckerei, wie unsere Kinder den Zucker, und man sieht sie an einem Stücke Steinsalz saugen, als wäre es Zucker (Mungo-Park S. 327). Das Salz ist ein gesuchter Handelsartikel im Innern, und wird von der westlichen Seeküste hereingeführt. An der Sierra-Leona-Küste wird das Salz auf folgende Art gewonnen. Man macht große, nicht gar tiefe Teiche,

in welche sich zur Zeit der Springfluth das Wasser aus einer Bucht, oder unmittelbar aus der See ergießt, und nachher von der Sonnenhitze gar bald aufgetrocknet wird. Hierauf kratzen sie die zurückgebliebene Salzrinde, wenn sie auch gleich mit etwas Erde vermischt ist, ab, lösen sie wieder in warmgemachtem Salzwasser auf, und thun eine gewisse Menge Holzasche hinein. Diese Auflösung schüttet man in kegelförmige Körbe, auf welche man ein wenig Stroh legt, das die erdigen Theile zurückbehält. Endlich kocht man das Salz in großen Kupferpfannen, die aus Europa eingeführt werden (Winterbottom S. 193. Caillié I. 242. Isert Reise nach Guinea S. 62 f.).

Die Neger lieben sehr den spanischen Pfeffer (Winterbottom S. 92); ganz eigenthümlich scheint den Bewohnern der Westküste und des Sudan die Colanuß zu seyn. Sie wird mit der Rinde eines andern Baumes gekaut, und soll für Zähne und Zahnfleisch sehr heilsam seyn (Finch in der Allgemeinen Historie der Reisen Th. III. S. 252. Douville voyage au Congo I. 54. Winterbottom S. 107).

Das gewöhnliche Getränke der Südafricaner, wie der Neger ist das Wasser, doch haben alle auch noch andere künstlich bereitete Getränke, wie sie denn überhaupt Brantwein und Wein gar sehr lieben*).

Eines der herrlichsten, labenden, doch nicht berauschenden Getränke giebt die Dattelpalme, den Palmwein. Der Baum hat eine sehr rauhe und scharfe Rinde, so daß er bloß mit Beihülfe der Hände und Füße nicht erstiegen werden kann. Die Neger bedienen sich daher eines elliptischen Reifes von Bambusrohr, den sie um den Leib nehmen, nachdem sie ihn um den Baumstamm gelegt, und die beiden Enden gehörig verschlungen haben. Nun wird der Reif mit beiden Händen gefaßt, der untere Theil des Rückens gegen den Reif, die Füße aber gegen den Baumstamm gestämmt. So oft nun der Neger weiter hinan will, bückt er sich mit dem Leibe ein wenig vorwärts, ohne die Füße weniger fest anzustämmen, und schnellt den vordern Theil des Reifes etwas höher am Baume hinan, worauf er die Füße einen oder zwei Schritte weit fortsetzt. So gelangt er endlich zu der Stelle, wo der Baum seine Zweige hat. Hier, in einer Höhe von 50 bis 60 Fuß sitzt er, nur durch seinen Reifen und seine Füße unterstützt, ganz gelassen. Um den Hals oder am Arme hat er einen Sack hängen, worin der Bohrer steckt, um das Loch zu machen, und ein Flaschenkürbis, der den Wein aufnehmen soll. Anderthalb Zoll unterhalb der Krone wird der Baum angebohrt, und ein zusammengerolltes Blatt als Röhre hineingesteckt, das den Saft in den Flaschenkürbis leitet. In der Kühle der Nacht und des Mor-

*) Großartiges Beispiel vom Könige Bany von Aquambôr in Römers Nachrichten von der Küste Guinea (Kopenhagen 1769 S. 141) f. Douville II. 29, 86. Bosman S. 156.

gens giebt der Baum den meisten Saft von sich. Man kann einen ganzen Monat lang von jedem Baume ein Quart Wein erhalten, ohne demselben Schaden zu thun; er giebt einige Jahre nach einander immer dieselbe Menge Wein. Doch darf man ihn nicht länger hintereinander als einen Monat abzapfen. Das Loch muß nach beendigter Arbeit sorgfältig mit Lehm verschmiert werden, damit die Insecten ihre Larven nicht hineinlegen. Die Bewohner der Kruhküste und von Congo hauen den Baum um, und pflegen die äußere Rinde entweder abzuschälen oder zu verbrennen, ehe sie ihn anzapfen. Er giebt abgehauen noch drei Monate lang täglich drei Flaschen Saft (Winterbottom S. 88. Douville I. 116. Tuckey 119. Hutton 146. Degrandpré I. 84. Iserts Guinea S. 243).

Der frische Palmwein hat das Ansehen von Molken, er schmeckt lieblich, kühlt und erquickt. Nach Verlauf von 24 Stunden beginnt er zu brausen wie junger Wein, und dann berauscht er. So trinken ihn die Neger am liebsten, und um die berauschende Kraft zu verstärken, setzen sie noch ein wenig von der Rinde einer andern Palme zu, thun auch oft, um die Gährung zu beschleunigen, Weinhefen in den frischen Saft, welche von der letzten Gährung übrig geblieben sind (Winterbottom a. a. O.).

Berauschende Getränke bereiten die Neger auch noch aus Wurzeln, Getraide und Honig.

Douville fand ein Getränke, Walo genannt, welches man aus der zerkleinten Muschiriwurzel macht, über welche man Wasser gießt; sobald dieses gehörig warm ist, thut man Luko-Körner dazu, und läßt das Ganze einige Minuten kochen. Nun läßt man die Flüssigkeit sich abklären, und schüttet sie in Gefäße, wo sie gährt, und wodurch sie am dritten Tage trinkbar wird (Douville II. 56).

Die Neger von Susu bereiten ein Getränk aus der Wurzel der Pflanze Min-ying, die man verbrennt, und deren Asche man ins Wasser schüttet. Die Flüssigkeit geht in Gährung über, berauscht, schmeckt aber nach Rauch (Winterbottom S. 102. Caillié I. 239).

Die Bullamer benutzen die Pisangfrucht zu einem ähnlichen Getränke, indem sie die Frucht schälen, quetschen, und mit warmen Wasser übergossen gähren lassen (Winterbottom S. 104).

Nächstdem wird auch von den meisten Völkern der Goldküste aus Mais ein Bier gemacht, das zum Theil eben so stark ist wie die Biere der Europäer (Winterbottom S. 102). Solches fand auch Mungo-Park bei den Mandingos von Koojas (Mungo-Park S. 49), die anstatt des Hopfens eine bittere Wurzel zusetzen.

Die Koossa bereiten aus ihrem Hirse ein sehr berauschendes Bier, Tjalu, ferner ein Doppelbier, Inguhja, so wie auch Essig. Sie gewinnen alle diese Getränke aus den verschiedenen Arten und Graden der Gährung, in welche ihr Hirse übergeht, wenn er mit Wasser eine Zeit lang in alten, schon Gährungsstoff enthaltenden Milchkör-

ben gestanden hat. Statt des dazu nöthigen Siebes bedienen sie sich sehr passend der kleinen, artigen Vogelnester, die manche Arten africanischer Lorien aus den wolligen Theilen gewisser Pflanzen verfertigen (Lichtenstein I. 449). Aehnliches fand Campbell bei den Marutzis, deren Bier wie dunkelgefärbte Milch sah (Campbell tr. I. 243).

Den Honig, den die Congoneger in den Wäldern suchen, während die Bambaras schon wirkliche Bienenväter sind*), benutzt man vorzugsweise zu Herstellung berauschender Getränke. Die Congoneger nennen diesen Trank Migundo, und fertigen ihn, indem sie gleiche Theile Wasser und Honig mischen, und dem Sonnenstrahle acht bis zehn Tage aussetzen. Wenn das Getränke abgegohren, wird es sehr hell (Douville II. 94). Das Getränke ist angenehm, berauscht aber leicht. Die Bambaras setzen zu dem aus Mais und Wasser gemachten Biere Honig (Caillié II. 74), was auch bei den Mandingonegern der Fall ist (Mungo-Park 326). Die Bambukneger und die Bullamer mischen Hirse mit Wasser und Honig, und gewinnen so einen berauschenden Trank (Winterbottom S. 103).

Uebrigens suchen sich die heidnischen Neger, denn die dem Islam ergebenen Fulah sind strenge Wassertrinker, von den Europäern Brantwein, besonders Rum, um jeden Preis zu verschaffen. Die Neger bringen für eine Flasche Rum ihre nächsten Verwandten auf den Sclavenmarkt nach Loanda, und selbst die zum Christenthume bekehrten Neger suchen diese ihre Bekehrung durch den Rum sich angenehmer zu machen. Die Neger von Angola trinken den Tafia wie Wasser, und nennen dieß Getränke „Nahrung des Negerhäuptlings", wie sie denn auch sagen, „ich habe Hunger", wenn sie trinken wollen. Sie glauben, daß ein großer Strom Tafia durch die Länder der Blanken fließe (Douville II. 29). Die Neger von Guinea sind nicht minder dem Trunke ergeben, und Männer wie Frauen, ja schon Kinder von drei und vier Jahren kennen kein größeres Glück, als sich vollkommen von Sinnen zu trinken (Bosman S. 156). Neger, die nach Europa in Dienste kommen, werden fast allesammt gar bald

*) Les nègres mettent des ruches dans les arbres pour que les abeilles viennent d'y loger, ils récoltent beaucoup de miel, dont ils sont très amateurs. Les ruches sont faites en écorce d'arbre et recouvertes de paille. Caillié II. 110. Die Neger von Tamba treiben die Bienen mit Rauch aus den Stöcken. Douville II. 94. Tuckey 201. Les abeilles sont très-communes dans ce pays (der Landamas und Naius) Ces peuples aiment beaucoup le miel, ils obtiennent en plaçant des ruches dans les arbres. Pour l'en retirer sans accident ils descendent la ruche au moyen d'une corde, à une certaine distance de terre et allument dessous un grand feu avec des herbes à moitié mouillées; la fumée chasse les abeilles et les nègres mettent ainsi maitres des ruches. La cire, qui en provient, est vendue aux Europeens. Caillié I. 240.

ihren Herren durch die unbezwingliche Trunksucht zur Last. In einer süddeutschen Residenz lebte ein Neger, Hassan, der erst 22 Jahr alt, aber jeden dritten Tag dergestalt betrunken war, daß ihn weder Prügel, noch Kaltwassertaufen aus seinem Taumel erwecken konnten. Eine Kanne Alkohol war ihm ein angenehmes Frühstück.

Wir fanden bei allen Völkern — die einzigen Neuholländer ausgenommen — eine große Vorliebe für den Tabak, die wir denn auch bei den Africanern wiederfinden.

Die Kaffern bedienen sich statt des Tabaks mehrerer wilden Kräuter, die sie aber ordentlich bauen und in trocknen Vorräthen an den Wänden der Hütten aufbewahren (Lichtenstein I. 448). Die Betjuanen hatten schon lange vor der Bekanntschaft mit den Europäern scharfe, narcotische Kräuter zum Rauchen wie zum Schnupfen.

Die Betjuanen, denen Lichtenstein (II. 505) Tabak gab, rösteten denselben, zerrieben und mischten ihn dann mit Asche, malten beides zwischen Steinen zu einem feinen Pulver, und zogen dieß durch ein hohles Stück Schilfrohr in die Nase, das sie, wie das Rauchen, Chocha saugen nannten. Den Tabak rauchen sie aus Röhrenknochen.

Nicht minder emsige Raucher sind die Hottentotten, die für Tabak ihr Land an die holländische Compagnie verkauften, und die Beschaffenheit des Tabaks gar trefflich zu beurtheilen verstehen. Sie mischen den Tabak der Europäer mit Dacha-Kraut, dessen sie sich vor der Bekanntschaft mit dem Tabak durch die Europäer als Rauchkrautes bedienten (Kolbe 495). Die Hottentotten rauchen von Jugend auf, die Mutter raucht, während sie ihr Kind säugt, und reicht diesem sodann die Pfeife, um sie vollends auszurauchen (Kolbe 463). Die Tabakspfeifen der Hottentotten scheinen den europäischen nachgebildet zu seyn, während die der Betjuanen nur aus einem Röhrenknochen bestehen. Sie sind ganz von Holz, der Kopf etwas größer, als an holländischen Thonpfeifen (vergl. Alberti Kaffern S. 34). Eine Kaffernpfeife meiner Sammlung (Nr. 1678) ist ganz aus Holz, und Kopf und Rohr aus dem Ganzen, letzteres 6 Zoll lang, ersterer $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch und $1\frac{3}{8}$ Zoll im Durchmesser. Die Mündung des Rohres ist, wie etwa unsere Ladestöcke, mit einem Hornringe umfaßt, und hier wird noch eine 4 Zoll lange, gerade Holzspitze eingesteckt. Außerdem hat man am Cap auch kleine Pfeifenköpfe aus grünlichem, wachsfarbenem und röthlichem Specksteine, der Kopf ist 2 Zoll lang bei einem halben Zoll Durchmesser. Der daran sitzende Stiel ist etwas über einen Zoll lang (Nr. 1726—28 m. S. *). Der Schnupf-

*) Two of the Matchappies, not having tobacco-pipes, adopted a curious contrivance for smoking; they dug a hole in the gronnd the shape of a basin, in which they formed with their fingers a round passage, down one side and np the other in the shape of an inverted

tabak der Kaffern ist sehr feinkörnig und gelbbraun; man bewahrt denselben in kleinen, braunrothen, 2 Zoll im Durchmesser haltenden, kugelförmigen Kürbisschalen auf, deren Oeffnung mit einem kleinen Stöpsel verschlossen wird (m. S. N. 1733). Die Matschappis fand Campbell (tr. I. 102. 112. 139 ff.) überaus begierig auf Schnupftabak.

Die Neger sind gleichermaßen große Freunde des Tabaks. Die Mandingos von Tangrera rauchen gar nicht, und haben nur Schnupftabak, der hellcastanienbraun und von angenehmen Geruche ist (Caillié II. 92). Sie nehmen viel Tabak, aber nicht, wie in Europa, mit den Fingern, sondern theils mit einem kleinen Pinsel, theils mit einem kleinen, ohrlöffelartigen Eisen (Caillié I. 307). Auch die Fulahs ziehen den Schnupftabak meist dem Rauchtabak vor; gleich den Betjuanen rösten sie die Blätter am Feuer und stampfen sie dann in einem kleinen Mörser zu Staube; sie bedienen sich des Tabaks oftmals auch als Zahnpulver. In Sierra-Leona wird gegenwärtig (Winterbottom S. 106) kein Tabak gebaut, allein er wächst noch wild, wird aber von den Einwohnern nicht geachtet.

Die Neger von Tangrera bauen, wie auch die von Time, eine kleine Art Tabak, den sie nicht eben sonderlich pflegen. Die Blätter werden im Schatten getrocknet, und dann in Büschel gebracht, die eine lichtbraune Farbe haben (Caillié II. 97). In Nomu dagegen fand Caillié den Tabaksbau weit sorgsamer betrieben. Die Pflanzen haben sehr lange, spitzige Blätter. Sie säen den Tabak, und wenn die Pflänzchen die gehörige Größe erreicht haben, bereiten sie die Erde vor, hacken sie zweimal um, theilen sie in kleine Vierecke, und setzen die Pflanzen 18 Zoll weit aus einander. Sie begießen sie täglich zweimal, und graben deshalb bei ihren Pflanzungen Brunnen. Sie nehmen die Blätter nicht eher ab, bis die Pflanze Körner hat (Caillié II. 167 f.). In ähnlicher Weise verfahren die Neger von Wassulo, die meistentheils ihre Ernte zu Schnupftabak verarbeiten (Caillié I. 447). Der Tabak in Loanda wird in dünne Bündel von 10 Z. Länge und nicht ganz einem halben Zoll Durchmesser gepackt, mit Maisblättern eingehüllt und mit Bastfaden spiralförmig umwunden. Will man rauchen, so schneidet man von diesem cigarrenartigen Bündel Tabak und Stroh ab, und füllt dasselbe in die Pfeifen *),

---

bow, this they arched over with clay and filled up the whole with earth, leaving open the two ends of the passage; then placing their tobacco with a lighted cinder at one end and putting their mouths close to the other they sucked out the smoke. Campbell tr. in S. Afr. I. 281.

*) Solchen Tabak aus Loanda verdanke ich der Güte des Herrn D. Tams in Altona (N. 1779. m. S.), eben so die dort üblichen Tabakspfeifen, welche auf Tafel VI. 1. 2. abgebildet sind. Das kleinste Köpfchen meiner Sammlung (N. 1775) hat einen halben Zoll Durchmesser und anderthalb Zoll Länge, und ist überaus sauber gearbeitet und fein verziert.

deren man zweierlei findet. Eine Art besteht aus kleinen Köpfen von röthlichem und gelblichem Thone, von etwa 1 Zoll Durchmesser und 1¼—2¼ Zoll Höhe, in welche rechtwinklich das 15—18 Zoll lange, zierlich geschnitzte, auch mit Blei ausgelegte Rohr eingesteckt wird. An dem einen Exemplare meiner Sammlung (N. 1680) ist die obere Spitze 3½ Zoll lang mit Blei umlegt. Die Köpfe sind zum Theil recht zierlich gearbeitet und fleißig mit Strichen und Punkten verziert. Ueberaus seltsam ist eine andere Art Pfeifen, welche ebenfalls in Loanda gebräuchlich ist. Der Pfeifenkopf aus schwarzem Thon gleicht dem Mundstücke einer Posaune, ist 3½ Zoll lang und oben 1½ Zoll weit. Er wird in eine birnenförmige, rothe Kürbißfrucht, welche 21 Zoll lang ist, an der Seite eingesteckt. Da, wo der Stiel (an demselben Orte wie bei der Birne) gewesen ist, befindet sich eine zollweite Oeffnung, und aus dieser saugt nun der Neger mit voller Brust den Rauch durch das Innere des Kürbisses aus dem Kopfe in sich. Dieses unbeholfene Geräthe ist mit mehreren Reihen blanker Messingzwecken zierlich beschlagen (N. 1677 m. S. Taf. VI. 3).

Die Aschantis haben Tabakspfeifen von der Gestalt der ersten Art. In solcher Weise war auch die goldene Tabakspfeife, welche der König derselben im Jahre 1820 an den König von England zum Geschenke sendete (Hutton 249).

Die allgemeine Verbreitung des Rauchens von Tabak und anderen Kräutern unter den Africanern läßt vermuthen, daß bei ihnen dieser Genuß schon vor der Ankunft der Europäer in Gebrauch gewesen sey, und daß die Bemerkung Lichtensteins (Reisen im südl. Africa I. 505) bei näherer Beleuchtung sich als richtig ergeben dürfte.

Die Kleidung

der Africaner befriedigt im Allgemeinen alle Anforderungen der Sittsamkeit, obschon das Clima nicht eine so allgemeine Verhüllung zuläßt, wie wir bei den Nordamericanern, den Mongolen und den Polarnomaden fanden.

Die Kinder bleiben ohne alle Kleidung, bis sie das Alter der Reife erlangt haben. Doch sind die kleinen Mädchen selten ohne eine Art Schurz, der bei den Africanern überhaupt als die Grundlage aller Kleidung zu betrachten ist.

Die Hottentotten bedecken ihre Geschlechtstheile mit einem um die Hüften gehenden Riemen, an welchem vorn eine aus Schakalfell gefertigte halbrunde Hülle befestigt ist (Sparrmann S. 176. Kolbe S. 478), welche die Größe einer Mannshand hat, und deren Haarseite nach Außen gekehrt ist. Die Frauen aber bedecken sich bei weitem sorgsamer. Sie tragen um die Hüften meist zwei, sehr oft drei Schürzen. Sie bestehen aus bereitetem, wohleingeschmiertem, enthaartem Leder, und schließen, mit einem Riemen befestigt, beinahe wie die

Schürzen der arowakischen Weiber an. Die äußere ist allezeit die größte, und hält eine Viertel- bis halbe Elle ins Gevierte, ist auch gewöhnlich mit Glascorallen und anderen Figuren geschmückt. Sie dient bloß zum Putze, und reicht bis auf die halbe Lende herab. Die mittlere ist um die Hälfte kleiner, und die dritte nicht größer als eine Hand (Sparrmann S. 177. Kolbe S. 481. Vergl. o. Th. II. S. 40).

Die Betjuanen tragen um die Mitte des Leibes einen breiten, enganliegenden Gürtel, von welchem ein herabgehender Zipfel zwischen den Beinen durchgezogen, und an dem hinteren Gürtelbande befestigt wird. Die Frauen tragen längere Schürzen, sowohl an der Vorder- als Hinterseite des Körpers, und immer mehrere über einander, von welchen die äußersten die größten sind. Von den inneren hängen unzählige, dünne Lederstreifen herab, die im Gehen immer um die Unterschenkel schlagen, und die Fliegen abwehren (Lichtenstein II. 535).

Die Tracht der Neger ist dem ähnlich, denn auch hier tragen Männer wie Frauen vom Alter der Reife an *) Gürtel, die jedoch nicht aus Leder, wie bei den Südafricanern, sondern meist aus Baumwollenstoffe gefertigt sind. Doch tragen die Congoneger (Degrandpré I. 71) und die Bertaneger (Caillaud III. 27) Schürzen aus Katzen- und anderen Fellen. Bei den Bagos ist ein Baumwollenstreif von 5 Zoll Breite und 7 bis 8 Fuß Länge, der um den Leib und zwischen den Schenkeln hindurch geschlungen wird, das einzige Kleidungsstück der Frauen, die hier überhaupt hart gehalten werden (Caillié I. 244). Am Zaire fand Tuckey (narrative 158) die Frauen nur mit einem handbreiten und 18 Zoll langen Zeuchstreifen vorn und hinten dergestalt bekleidet, daß die Hüften an den Seiten unbedeckt waren.

Dieselbe Tracht haben die heidnischen Fulah, nämlich einen um den Leib gewundenen Baumwollenstreifen, der vorn bis auf die Kniee herabfällt (Cray u. Dochard S. 48), welches auch die einzige Kleidung der jungen Leute an der Sierra-Leona-Küste bildet (Winterbottom S. 139).

In Congo (Degrandpré I. 71), an der Guinea-Küste (Bosman S. 150), an der Sierra-Leona-Küste (Winterbottom S. 137), bei den Mandingos (S. 25) und den Fantis (Hutton S. 88), tragen die Einwohner einen schurzartigen Rock aus Baumwolle um die Lenden, der bei den Frauen meist etwas länger ist, als bei den Männern; Brust, Rücken, Schultern und Arme bleiben unbedeckt.

---

*) In Congo gehen nur die Sclaven der Europäer ganz nackt, weil sie dann reinlicher sind. Cet état n'est point gênant pour eux, car la pudeur est un sentiment qu'ils ignorent. Les Européens ne tardent pas à partager cette froide indifférence, et deviennent bientôt insensibles à des attraits, qui dans d'autres tems commandent leurs hommages. Degrandpré voyage I. 75.

Die Neger, welche mit den Mahomedanern in Berührung gekommen, haben eine Art Hemd angenommen, und tragen zum Theil auch Beinkleider (Winterbottom S. 135. Caillié I. 277).

Der Mantel findet sich vorzugsweise bei den Südafricanern, und ist hier von Fellen. Der Mantel der Hottentotten ist ein Schaffell, dessen rauhe Seite einwärts gekehrt ist. Er ist vorn auf der Brust zusammengeknüpft. Bei heiterem Wetter hängt er nachlässig über den Schultern, er reicht dann hinten bis auf die Waden, und läßt den Vordertheil des Körpers ganz frei. Zuweilen hängen sie in der Wärme die Haarseite nach Außen, oder tragen den Mantel auf einem Stocke über der Schulter. Der Pelzmantel der Hottentottenfrauen ist nicht anders, nur daß er hinten am Halse einen langen Kragen hat, der zusammengewickelt einen kleinen Beutel bildet, dessen Haarseite nach Innen gewandt ist. Hierin tragen sie ihre kleinen Kinder (Sparrmann S. 177).

Die Mäntel der Kaffernfrauen sind größer, sie beschreiben einen vollkommenen Zirkel, und reichen bis auf die Waden herab, so daß sie den Körper vollkommen umhüllen können. Längs dem Nacken hängt eine Klappe bis zum Ende des Mantels über denselben herab. Sie ist der Länge nach in 2 Zoll breite Streifen zerschnitten, die sodann wieder zusammengenäht werden. Auf derselben sind zu beiden Seiten hinter den Schultern vollständige Felle von wilden Katzen mit dem Kopfende befestigt, welche an langen Riemen, woran kleine Ringlein von Kupfer oder Eisen gereiht sind, bis auf den Boden herabhängen, und zur Abtrocknung des Schweißes dienen. Außerdem hängt neben dem Katzenfelle hinter der rechten Schulter an einem ähnlichen Riemen die Schale einer kleinen Landschildkröte, worin feingeriebener Röthel und ein Stückchen weiches Leder zur Einreibung dieser Farbe aufbewahrt wird, welche Letztere zugleich zur Verstopfung der Schildkrötenschale dient. Die Klappe, bei welcher die Haarseite auswärts gekehrt ist, wird mit gewöhnlichen, metallenen Knöpfen von verschiedenen Sorten reihenweise verziert. Ein solcher Frauenmantel wird doppelt um den Körper geschlagen, und das äußerste Ende desselben alsdann durch Einsteckung so befestigt, daß dasselbe mit den Händen nicht weiter braucht zusammengehalten zu werden (Alberti S. 43 f.).

Die Betjuanen tragen Mäntel aus gegerbten Thierfellen. Aermere tragen die ganzen Antilopenfelle, Reichere das edlere Pelzwerk vom Jakal, Springhasen, wilden Katzen, sorgfältig zusammengenäht, und durch seine Größe oft kostbar. Die Haarseite des Mantels wird auch hier stets nach Innen getragen; der Kragen jedoch, der stets aus den zusammengenähten Kopffellen der Thiere besteht, fällt über die Schultern zurück, und die Felle der sämmtlichen Füße geben unten den gezackten Saum. Aermel finden sich so wenig wie bei den Hottentotten und Kaffern; der Mantel wird locker mit zwei Riemen über der Brust zugeschnürt, so daß er im Gehen immer nach der

Seite des Leibes hin gedreht werden kann, die am meisten Schutz gegen Sonne, Wind und Wetter braucht. In ruhiger Stellung werden die Seiten des Mantels oft über die Schultern zurückgeschlagen, damit die Arme freie Bewegung haben (Lichtenstein II. 534 f.).

Unter den Negern kommt der Mantel nicht vor. Nur finden wir bei den Aschantis etwas Aehnliches in dem Umhange aus reichem Stoffe, den Hutton (S. 195) mit der römischen Toga vergleicht (s. auch Isert Guinea S. 152).

Die Kopfbedeckung der Südafricaner ist, wie alle ihre übrigen Kleidungsstücke, aus Leder. Bei den Hottentotten tragen die Männer den Kopf meist bloß. Sparrmann (S. 179) fand nur hier und da eine eingeschmierte, lederne Mütze, woran die Haare weggebeizt sind. Die, welche in der Nähe der Colonisten wohnen, tragen europäische Hüte. Die Hottentottenfrauen gehen oft mit bloßem Kopfe, außerdem aber tragen sie eine kurze, kegelförmige Mütze, die aus dem Segment eines Thiermagens ohne Naht gefertigt, und mit Ruß und Fett geschwärzt und geschmeidig gemacht ist. Zuweilen ist sie zottig, zuweilen sammetartig und glatt. Bisweilen tragen sie oben auf der Mütze eine Krone aus Büffelkuhhaut, deren braune Haare nach Außen stehen. Dieser 4 Querfinger breite Kranz bedeckt Stirn und Nacken, und läßt die Spitze der Mütze sichtbar. Die Ränder des Kranzes sind mit einer Reihe kleiner Muscheln (Cyprea moneta) dicht besetzt, und dazwischen eine oder zwei wellenförmige Muschelreihen angebracht (Sparrmann S. 179). Die Koosafrauen müssen stets mit bedecktem Haupte gehen; bei den Betjuanen tragen nur Alte Mützen, deren Haarseite nach Innen gekehrt ist. (Lichtenstein II. 537).

Die Mützen der Kaffernfrauen werden aus der Haut einer Antilopenart, meist von Buschbockfell, verfertigt, und die Haarseite dabei auswärts genommen. Das Ganze besteht aus mehreren, keilförmig zugeschnittenen und alsdann zusammengenähten Theilen, wodurch dasselbe eine spitzzulaufende Gestalt erhält. Oben am spitzigen Ende sind fünf bis sieben etwa zwei Zoll lange Stränge an Riemchen gereihter, kupferner oder eiserner Ringlein dicht neben einander angebracht, welche den Bouillons an Epauletten gleichen, und, indem dieser Theil der Mütze vorn herübergeschlagen wird, bis beinahe auf die Augenbrauen herabhängen. An der Oeffnung der Mütze finden sich etwa vier gleich weit von einander abstehende, etwa 2 Finger breite und 3 Fuß lange Riemen, welche zur Befestigung um den Kopf gewunden werden. Reiche Kafferinnen besetzen ihre Mützen mit Reihen von Glascorallen (Alberti S. 45).

Die Kopfbedeckungen der Neger sind meist aus Baumwollenzeuch. So tragen die Neger von Salum baumwollene, mit Fett getränkte Mützen, die zuweilen mit dem blau oder roth gefärbten Büschel eines Kuhschwanzes verziert sind (Gray S. 48). Die Neger von Guinea nehmen gern europäische Matrosenmützen, oder fertigen sich eine Kopf-

bedeckung aus Hirschfell oder Binsen (Bosman S. 151). Die Bewohner von Wassulo tragen baumwollene Zipfelmützen (Caillié I. 448). Die Bambarasfrauen haben kleine, runde Strohhüte, die etwas übers Ohr reichen (Caillié II. 105). Die Bagos, Männer wie Frauen, binden sich zum Schutze gegen die Regengüsse kleine Matten von 1 Fuß Breite und 2½ Fuß Länge mit einem Faden auf den Kopf (Caillié I. 243).

Die Füße werden meist bekleidet. Die Hottentotten tragen im Allgemeinen nur selten Schuhe aus behaartem Büffelleder. Das Fell dazu wird geklopft und angefeuchtet, dann einige Stunden in Mist gelegt, und endlich mit Fett gerieben. Darauf wird ein oblonges Stück Leder, das etwas größer ist, als der Fuß, mit den vorderen Ecken zusammengenäht, so daß die Fußzehen bedeckt sind, es sey denn, daß man über die Zehen die Haut der Kniekehle von dem Hinterbeine eines Thieres herumlegt. Damit nun das Leder einen Daumen breit zu beiden Seiten des Fußes in die Höhe stehe und an denselben anschließe, wird auswendig rund umher bis ans Hinterstück dicht bei einander eine Reihe Löcher geschnitten, und dadurch ein Riemen gezogen, um den Rand in Falten zusammenzuschnüren. Damit das Hinterstück recht stark werde, biegt man das Leder doppelt einwärts, stellt es etwa 2 Zoll in die Höhe, und preßt es nach der Ferse an. Die Enden des gedachten Riemens werden hernach durch den oberen Rand auf beiden Seiten des Hinterstücks geschnürt, von da nach vorn, sodann zu beiden Seiten von Innen vermittels der oben erwähnten Schnürlöcher durch den Rand gezogen, und oben über dem Fuße zusammengebunden, oder, wenn man den Schuh recht fest zuschnüren will, kreuzweise über einander gelegt, unterwärts unter den vom Hinterstücke nach vorn gehenden Riemen durch und wieder nach oben über die Spanne gezogen, ja wohl noch einmal ums Fußgelenk gewickelt und zugebunden. Diese Schuhe sitzen so nett am Fuße, wie ein Strumpf, und behalten ihre Form, sind leicht, kühl und dauerhaft im africanischen Sande. Es sind dieß dieselben Feldschuhe, welche die Hottentotten zu Kolbes Zeit (S. 489) im Felde suchten und verzehrten, und keineswegs allgemein trugen (Sparrmann S. 183). Die Kaffern haben dieselben Schuhe (Alberti S. 42), wenn sie Wanderungen und Jagdzüge unternehmen. Sie sind also wohl eine altafricanische Erfindung, von der auch die dort angesiedelten Europäer Gebrauch gemacht haben.

Die heidnischen Neger gehen meist barfuß; die dem Islam ergebenen Fulahs tragen Sandalen (Winterbottom S. 136). Die wohlhabenden Leute unter den Zagozhinegern schützen den Fuß bei schlechtem Wetter durch Breter, die da, wo die Zehen und die Fersen aufsitzen, mit einer Querleiste versehen sind. Die große Zehe wird durch einen Lederriemen gesteckt, eben so die Holzsohle an der Ferse durch einen

über das Fußblatt gehenden Riemen befestigt, der mit dem Zehenriemen verbunden ist (Landers Journ. III. 3).

Dieß dürften die wesentlichsten Kleidungsstücke der Africaner seyn, wozu wir freilich eigentlich noch die allgemein übliche **Einreibung des ganzen Körpers mit Fett** rechnen müssen, die bei den Südafricanern, eben so wie bei den Negern, vorkommt, und die sowohl von der sammetartigen Weichheit der Haut, als von der stark duftenden Ausdünstung dieser Völker die wesentliche Ursache seyn soll.

Der Schmuck

ist auch bei den Africanern ein nicht minder wichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit, als bei den bisher von uns betrachteten Nationen, ja er überwiegt in vieler Hinsicht die Kleidung.

Körperliche Reinlichkeit finden wir im Allgemeinen mehr bei den Negern, als bei den Südafrikanern, wenn wir nämlich mit europäischen Begriffen zu unserer Betrachtung schreiten. Die Hottentotten z. B. waschen sich nicht mit Wasser, allein sie ersetzen dieß durch die stets wiederholten Einreibungen mit Schaffett, wodurch die Haut geschmeidig erhalten wird. Da jedoch das alte Fett und der daran haftende Schmutz und Unrath niemals abgewaschen, zu den Einreibungen aber nicht etwa neues, reines Fett verwendet wird, so ist ihre Haut, vor Allem das Wollenhaar, ziemlich dick mit einer Kruste von Schmuz bedeckt. Sparrmann bemerkt„ daß sie auch etwas Ruß auf die Haut reiben und wenn der Schmuz, sich etwas zu dick angesetzt, denselben mit Kuhmist abreiben. Da also Staub und anderer Schmuz an der mit Ruß vermischten Schmiere und sogar an ihrem Schweiße beständig festkleben muß, wenn gleich vieles bei der Arbeit oder sonst wieder abgeht, so wird doch dadurch ihre natürliche Farbe ganz unkenntlich, und verwandelt sich aus einem glänzenden Nußbraun in ein schmuzig dunkles Braungelb. Einige Colonistenfrauen ließen ihre Hottentottenmägde rein scheuern, andere Colonisten meinten dagegen, ein eingeschmierter Hottentott sey nicht so nackt, und es sehe eine ungeschmierte Hottentottenhaut, wie ungeputzte Schuhe, nachlässig und unschön. Uebrigens bestreuen sie sich mit einem stark riechenden Kräuterpulver (Kolbe S. 474. Sparrmann S. 174).

Die Kaffern sind ebenfalls mit dem Gebrauche des Waschens nicht bekannt. Sie ersetzen denselben durch einen Anstrich von Wasser, in welchem fein zerriebener Röthel aufgelöst ist, und welchem namentlich zum Gebrauche der Frauen wohlriechende Kräuter beigemischt sind. Nachdem dieser Anstrich eingetrocknet ist, erfolgt ein zweiter aus Nierenfett oder Mark, wodurch der erste Anstrich lebendiger, die Haut aber geschmeidig erhalten wird (Alberti S. 24).

Die Bewohner von Wassulo zeichnen sich durch ihre Unreinlichkeit unter den Negern aus. Sie waschen sich nie, salben sich aber

den ganzen Körper und die Haare mit Pflanzenbutter, welche auch die wenigen Kleidungsstücke, die sie haben, durchdringt. Diese werden nie gewechselt und so lange getragen, bis sie in Lumpen abfallen (Caillié I. 448). Eben so halten es auch die Bagos, die sich mit Cocosöl Leib und Kopf salben, womit auch ihre Kleider überzogen sind (Caillié I. 246).

Dagegen sind die Bewohner der Sierra-Leona-Küste desto reinlicher. Namentlich sind die Frauen überaus sauber; sie waschen sich täglich mehrmals, und reiben dann die Haut mit Palmöl ein, damit sie geschmeidig und glatt bleibe, das über dem Feuer mit Ziegentalg gemischt und dadurch weiß wird. Wohlhabende bedienen sich zu diesem Zwecke der Baumbutter, die weniger widerlich riecht. Mit diesen Fetten wird gemeiniglich ein gewisses Harz gemischt, das einen angenehmen, fast moschusartigen Duft verbreitet (Winterbottom S. 141).

Auch die Mandingoneger baden und waschen sich sorgfältig, und zwar meist in warmem Wasser, das die Frauen im Voraus bereiten, damit sich die Abends heimkehrenden Männer dessen sogleich bedienen können (Caillié II. 45. 51). Auch die Bambaras waschen sich jeden Morgen in den stehenden Gewässern, obschon diese etwas schmuzig sind (Caillié II. 153). Die Aschantis waschen sich alle Morgen von Kopf bis zu den Füßen. Sie setzen sich in ihren Gehöften auf einen kleinen Schemel, und verrichten diese Abwaschung, worauf sie sich den ganzen Körper mit einem Pflanzenfette einreiben (Hutton 145). Die Bambaras, wie die Mandingos, bereiten aus Palmöl eine Art Seife, womit sie ihre Kleider waschen (Winterbottom S. 85. Caillié II. 114).

Nächst diesen Waschungen und Einreibungen ist der Gebrauch der Bemalung des Körpers bei den Südafricanern nicht minder häufig, als bei den Kaffern. So bemalen sich die Marutzi mit rothem Ocher, und streichen Fett darüber (Campbell I. 187); bei festlichen Gelegenheiten nehmen sie dazu Pfeifenthon (ders. I. 268).

Die Congonegerinnen von Loanda malen sich alle Morgen frisch die Füße und Schenkel roth mit einer Erde, die sie in der Nähe der Stadt finden *). Mit demselben Stoffe malen sie sich Streifen auf Stirn, Wangen, Nase, Kinn und zwischen die Augen (Douville I. 55).

Die Negerinnen der Sierra-Leona-Küste malen sich mit Blau, Weiß und Roth. Ersteres ist Berlinerblau, das sie von den Europäern kaufen, die anderen sind Thonarten. Diese Substanzen werden mit Wasser zwischen zwei Steinen zerrieben und mit den Fingerspitzen oder mit einem pinselförmigen kleinen Stäbchen aufgetragen.

---

*) Durch die Güte des Herrn D. Tams bin ich im Besitze der weißen und der rothen Schminke der Negerinnen von Loanda. Erstere scheint eine kleiweißartige, sehr schwere Erde, letztere ist dunkelrother Ocher, beide von ziemlich grober Beschaffenheit (N. 1785 u. 1786 m. S.).

Man malt sich Dreiecke, Vierecke und andere Figuren auf die Haut, je nach dem Geschmacke einer Jeden. Dazu brauchen sie einen Spiegel, der jedoch zuweilen nur in einem mit Wasser gefüllten Gefäße besteht (Winterbottom S. 141).

Neben dem Bemalen besteht auch der Gebrauch der Tatowirung, welchen auch die Kaffern kennen, die sich Arme, Brust und Rücken in dieser Weise verzieren (Lichtenstein I. 452. Alberti S. 48). Die Männer der Sierra-Leona-Küste haben an Stirn und Schläfen allerlei Male, die mit Nadeln gemacht werden, und in welche Schießpulver oder der Saft einer gewissen Baumfrucht eingerieben ist, welcher jene Male unvergänglich macht. Die Frauen sind noch reichlicher in dieser Weise verziert. Sie tragen auf dem Rücken, auf der Brust, am Unterleibe und auf den Armen Figuren, die sich wie erhabene Arbeit ausnehmen. Um solche Figuren herzustellen, werden zuvörderst mit einem dünnen Stäbchen, welches man in Holzasche taucht, die Muster auf die Haut gezeichnet, worauf man dieselbe nach der Vorzeichnung aufschlitzt. Die Wunde heilt bald wieder zu, wenn man sie mit einem Aufgusse auswäscht (Winterbottom S. 144). Die Congoneger schneiden sich breite Narben auf ihre Haut, gleich den Australiern (s. v. Th. I. S. 304), und bringen so eine Art Stickerei auf der Brust an, worauf namentlich die Frauen viel Fleiß verwenden. Diese bringen auch quer über den Bauch drei breite Narben an, die wulstartig die Hautfläche überragen, und sie ruhen nicht eher mit Schneiden, bis die Narbe ihre gehörige Größe erreicht hat (Degrandpré, voyage à la côte occidentale de l'Afrique II. 39. Dazu Tuckey narrative S. 80 u. 182) *).

Eine anderweite Verzierung der Frauen ist die seltsame Gewohnheit, den natürlichen Wuchs der Brüste zu verändern, oder vielmehr ihnen vor der Zeit eine Form zu geben, welche das vorrückende Alter von selbst hervorbringt. Die Africanerinnen zeichnen sich durch schöngeformte Busen aus, allein die Fantiweiber binden ein breites Band fest über die Brüste, bis diese endlich ihre schöne Rundung verlieren, und kegelförmig werden (Bowdich S. 424). Eben dieselbe Sitte findet sich in Loanda und in Embomma (Tuckey S. 124).

Die Congoneger, wie die der Sierra-Leona- und der Goldküste, nehmen mit ihren Zähnen allerlei Veränderungen vor; erstere feilen

---

*) Oberzaire. Kincaya. Here the cicatrices or ornamental marks on the bodies of both men and women were much more raised than in the lower parts of the River. The women in particular had their chests and belly below the navel embossed in a manner, that must have cost them infinite pain, the way of effecting it being to seize the skin between the fore finger and thumb and scarify it longitudinally with a sharp knife; and when this is done, so deep as to draw the blood, the juice of a plant is applied as a styptic and the deeper the cut is, the more raised is the cicatrice. Tuckey narr. 162.

die beiden Stirnzähne aus, so daß eine Zahnlücke gebildet wird, wodurch sie ihre Tabakspfeifen stecken können (Tuckey S. 80) *). Andere feilen die Zähne so, daß zwischen jedem ein Zwischenraum entsteht, während die Schneide eines jeden in der Mitte vertieft ist, und also zwei Spitzen bildet (Tuckey S. 210). Am Rio Pongos, an der Goldküste und um Time machten Männer wie Frauen die Schneidezähne ebenfalls scharf und spitz. Sie halten unten an den Zahn ein Stück Eisen, das dünn und flach ist, nehmen ein scharfes Messer, halten die Schneide auf den Zahn, und schlagen mit einem Holze darauf, daß ein Stück abspringt. Dieß wiederholen sie so oft, bis der Zahn ganz scharf ist, denn darin besteht die größte Schönheit, und sie beklagen sich nicht über die damit verbundenen Schmerzen. Sie halten die Operation deßhalb für nothwendig, damit die Zähne mehr Raum bekämen, und desto besser einrücken können. Die Fulah putzen sich die Zähne zu oft, und verderben sie dadurch (Winterbottom S. 142). Die Neger von Fetu (Goldküste) zeichnen sich durch schöne, weiße Zähne aus, und sie haben deshalb kleine, geschärfte Holzstäbchen, welche sie vorn an der Spitze zerkauen und nachher die Zähne stets damit reiben. Das Holz giebt während des Kauens einen angenehmen Geschmack von sich (W. Joh. Müller African. Landschaft Fetu S. 31 **) u. Degrandpré II. 38. Iserts Guinea S. 194. Desmarchais I. 317).

Dem Haupthaare geben die Neger mancherlei Gestalten. Die Angolaneger von Hakko rasiren den ganzen Kopf, und lassen nur einen Streifen stehen, der von vorn nach hinten, gleich einem Hahnen- oder Helmkamme, auf dem Kopfe sitzt. Einige lassen über jedem Ohre oder über dem einen einen Halbzirkel stehen, der bis in das Genick sich hinzieht. Die Frauen haben ihre Haare in kleine Flechten gebracht, so daß es scheint, als trügen sie Perrücken (Douville II. 22) ***). Die Guineaneger tragen das Haar theils in einen Buckel oder Knopf auf dem Kopfe zusammengebunden, theils reiben sie es

*) All our visitors, whether Christians or idolators had figures raised on their skins, in cicatrices, and had also the two upper front teeth filed away on the near sides, so as to form a large opening, into which they stuck their pipes, and which is so perfectly adapted to the purpose, that I thought it expressly formed for it; until on enquiry I learned, that, as well as the raised figures on the skin, it was merely ornamental and principally done with the idea of rendering themselves agreable to the women, who it seems estimate a mans beauty by the wideness of this cavity, which in some measured near an inch, the whole of the teeth and particularly the two front ones being enormously broad and very white. Tuckey narrative 80.

**) Es ist wohl das Holz des von Rüppell in Abyssinien (Reise I. 147) bemerkten Muscat-Strauches, pavetta longifolia, das dort in ähnlicher Weise als Zahnmittel benutzt wird.

***) Eben so in Maschow (Campbell tr. I. 187).

mit Oel und Farbe, und machen es rund um das Haupt in Gestalt einer Rose fest. Sie flechten auch Corallen, Gold und Fetische hinein (Bosmann S. 150). Die Neger von Akra scheeren durchgehends ihren Kopf, die Alten, welche anfangen, graue Haare zu bekommen, ganz kahl, die Jüngeren hingegen lassen etwas davon stehen. Sie zeichnen vorher mit Kreide auf dem Kopfe die Figuren, die sie wollen stehen lassen, und wissen die dazwischenstehenden Haare sehr geschickt herauszuholen; manche haben Grundzeichnungen von Festungen, Blumen, Blumenstücken u. s. w. auf dem Kopfe. Einige befestigen auch an dem stehenden Haare eine kleine Schelle von Gold. Die rasirten Stellen müssen wenigstens aller acht Tage erneuert werden, Vornehme lassen sich täglich rasiren. Den Bart tragen nur wenige Neger, junge Krieger lassen ihn am Kinne etwa 3 Zoll lang wachsen. Haare an allen übrigen Theilen des Körpers vertilgen Männer wie Frauen (Iserts Guinea S. 154). An einigen Stellen des Kopfes lassen sie das Haar fingerlang wachsen, so daß es an einer bis vier Stellen wie eine Rolle hervorsteht, die bisweilen viereckigen Pyramiden gleicht. Andere lassen es hahnenkammartig wachsen, wie sie denn zahllose Veränderungen haben. Die Pyramiden werden mit Holzkohlen gepudert. Wenn eine vornehme Negerin zur Feier ihres alle Wochen einfallenden Geburtstages ein Huhn geschlachtet hat, so steckt sie das Herz desselben auf ein Holzstäbchen, und befestigt dieß am Vorderhaupte gleich einer Blume (Römer Guinea S. 71). Die Bagos scheeren sich das Vorderhaupt glatt, und lassen nur am Hinterkopfe das Haar stehen, welches sie mit Palmöl salben, wodurch es das Ansehen von Schafwolle erhält (Caillié I. 248). Die Männer der Sierra-Leona-Küste lassen sich durch ihre Frauen das Haar in Zöpfe flechten, die oft so fest und dicht in einander geschlungen werden, daß sie wohl vierzehn Tage bis drei Wochen dieselbe Form behalten (Winterbottom S. 140). Die Frauen von Baleya bringen ihr Haar in zwei oder vier von den Seiten des Kopfes abstehende Büschel (Caillié I. 363). Die Fulahfrauen tragen ebenfalls Haarflechten, die sie mit Corallen und Bändern noch besonders ausschmücken (Gray S. 181).

Wie bei den Americanern und Eskimos, finden wir auch bei den Negern die Sitte, gewisse Theile des Kopfes zu durchbohren, und in diesen Löchern allerlei Schmuckgegenstände anzubringen.

Die Bambarafrauen des Dorfes Bamba tragen Glascorallen, Kupfer- und Goldringe in der Nase (Caillié II. 155). Die Bagos haben kupferne Schnallen in der Nasenscheidewand (ders. I. 246). In Bertat durchbohren sich Männer und Frauen die Nasen, um hölzerne Pflöcke hindurch zustecken. Die Frauen stecken oft auch 1 bis 2 Zoll lange Strohhalme hindurch (Cailliaud III. 28).

Das Durchbohren der Lippen scheint vorzugsweise bei den Bambaranegerfrauen Statt zu finden. Die Frauen von Tale tragen

in der Unterlippe ein Stück Flaschenkürbis oder feines Holz. Sie pflegen von Zeit zu Zeit ein größeres hineinzustecken, wie die Botocuden (s. o. Th. I. 252) wodurch sich die Oeffnung immer mehr erweitert, bis sie ein Holz von der Größe eines Dreißigsousstückes hineinbringen (Caillié II. 80). Andere Bambarafrauen hatten Zinnknöpfe in der Unterlippe (Caillié II. 106).

Allen Africanern gemeinsam sind die Ohrgehänge. Die Hottentotten durchbohren ihre Ohren mit einem Vogelbeine, und stecken einen geglühten und polirten Messingdrath hindurch, an welchen sie dann glänzende Perlenmuscheln oder wenigstens Stückchen davon hängen (Kolbe S. 485). Bei den Kaffern verzieren beide Geschlechter die räumlich durchlöcherten Ohren mit Kupferringen, Knöpfen, Schnüren von Glascorallen der kleinsten Art, an welchen einige größere hängen. Bei der ärmeren Classe ersetzt ein durchgezogener und zusammengeknüpfter Lederriemen diesen Schmuck (Alberti S. 48. Lichtenstein I. 454). Die Marutzis tragen mehrere Metallringe in einem Ohre (Campbell I. 270). Die Neger von Bertat zieren ihre Ohren mit Elfenbeinknöpfen (Cailliaud III. 28), die Bagos mit kupfernen Knöpfen (Caillié I. 246). Die Mandingofrauen tragen schwere Goldringe in den Ohren, deren Schwere die Ohrlappen zuweilen zerreißen. Um dieses zu verhindern, werden sie durch einen Streifen von rothem Leder unterstützt, welcher über die Krone des Kopfes von einem Ohre zum anderen reicht (Mungo-Park S. 357), eine Maßregel, die auch den Fulahfrauen nicht unbekannt ist (Gray S. 182). Am Rio-Pongos herrscht die Gewohnheit, in den äußeren Umkreis des Ohres Löcher zu bohren, die so groß sind, daß sie sechs bis acht Ringe hineinhängen können. Wenn sie sich aber nicht eben putzen, so stecken sie eben so viele hölzerne Pflöckchen in diese Ohrlöcher (Winterbottom S. 142).

Ein weites Feld des Schmuckes bieten auch den Africanern Hals und Brust dar, der bei allen mit mancherlei Schnüren und Anhängseln verziert ist. Die Hottentotten tragen Halsbänder von Eierschalen und gläsernen und kupfernen Corallen (Kolbe 484). Die kostbarsten bestehen aus einem Lederriemen, auf welchem sechs bis acht glänzend weiße, bohnengroße Schneckenhäuser befestigt sind (Nauta albicilla), die sie von den Kaffern einhandeln (Sparrmann S. 181). Die Kaffern tragen um den Hals Schnüre von mancherlei Art und kleine metallene Ketten. Es werden auch kleine, rothe Steinchen, Seemuscheln oder Glascorallen, auch Stückchen von wohlriechendem Holze auf Schnüre gezogen und um den Hals gehängt, so daß sie bis an die Brust herabhängen. Glascorallen lieben sie besonders; doch herrscht darin auch bei ihnen die Mode, und nicht zu allen Zeiten sind dieselben Farben und Sorten bei ihnen beliebt. Während Lichtensteins Anwesenheit schätzten sie eine kleine Art von Corallen besonders hoch, die sie vom Stamme der Imbo bekamen, und solchen

Werth hatten, daß sie für zwei kleine Stränge eine Kuh und ein Kalb bezahlten. Sie glaubten, daß diese Corallen gleich Würmern aus der Erde kriechen, und von den Imbos mit Hassagaien abgemähet würden (Lichtenstein I. 454). Die Betjuanen, Männer wie Frauen, tragen Halsbänder von Metallplättchen, Binsenflechten oder auch an einander gereihte Thierknochen als Amulete, ja es ist auch Gebrauch, das Netz eines frisch geschlachteten Ochsen sich um den Hals zu schürzen und so lange zu tragen, bis es von selbst abfällt. Am Halse tragen sie auch ihre Messer, Schildkrötenschalen und Täschchen zum Aufbewahren von allerhand Kleinigkeiten (Lichtenstein II. 535). Bei den Matschappis in Lattaku sah Campbell (I. 90) eine Reihe vergoldeter Knöpfe mit der Bezeichnung Louis XVIII. als Halsschmuck, so wie bei einem anderen Manne daselbst eine silberne Cravattenschnalle zu gleichem Gebrauche verwendet. Eine junge Frau in Maschow hatte 15 Perlenschnüre um den Hals, deren jede so dick wie ein Finger war (Campbell I. 188).

Die Bertatnegerinnen machen sich Halsbänder aus Gewürznelken (Cailliaud III. 27). An der Sierra-Leona-Küste und in Guinea trägt man allgemein Glascorallen, Kettchen, Anhängsel von edlen Metallen (Bosman S. 151. Winterbottom S. 138). Die Mandingos zeichnen sich durch goldene Halszierden aus (Mungo-Park S. 357). Die Frauen von Balaya haben Halsbänder von kleinen, schwarzen Glascorallen, worunter einige vergoldet sind; dieser Schmuck ist drei Finger breit, und umgiebt den Hals wie eine Cravatte (Caillié I. 363).

Bei den Aschantis findet man Halsgeschmeide von Gold und den dem Golde gleich geschätzten Agriessteinen, welche blau, grün, gelb oder dunkelroth sind. Die bunten bestehen aus allen Farben und Schattirungen. Die Fantis haben die einfachen gelben am Liebsten, die Amanaheans den blauen und gelben, für den sie oft doppelt so viel Gold bezahlen, als er wiegt. Auch die minder schönen haben einen hohen Werth, wenn ein König oder eine angesehene Person sie getragen hat. Die bunten Agries bestehen aus vielfarbigen Schichten, die so fest mit einander verbunden sind, und so unmerklich in einander übergehen, daß sie wie gemalt scheinen. Einige gleichen der Mosaikarbeit, andere zeigen auf der Oberfläche Blumen und kleine, regelmäßige Muster, die oft bis tief in den Stein hineingehen. Die Aschantis meinen, daß die Agries nachgemacht würden, daß die unächten aber bei weitem schwerer seyen. Sie glauben, daß die Agries im Sande verscharrt nicht allein wachsen, sondern sich auch vermehren, und daß sie in Dankara, Akim, Warsaw, Ahanta und dem Fantilande gefunden werden, daß ein schlangenförmig aus dem Boden aufsteigender Dunst ihnen anzeige, wo sie graben müßten, und daß der Finder eines ununterbrochenen Glückes gewiß sey (Bowdich S. 364. Dazu Hutton 192).

Die Hottentotten und Kaffern wickeln endlich auch um den Unterleib Schnüre von Corallen und anderen Anhängseln (Sparrmann S. 181. Lichtenstein I. 454. Döhne Kafferland S. 38), was auch bei den Negern vorkommt.

Der Gebrauch der Armringe und Fußringe geht durch ganz Africa. Die Hottentotten machen die meisten dieser Ringe aus dickem und abgerundetem Leder. Die Männer tragen oft fünf bis sechs an den Armen unmittelbar über dem Handgelenke. Sie sind von ungleicher Dicke, wie ein Gänsekiel, aber oft dreimal so dick (Sparrmann S. 181). Die Betjuanen fertigen sie aus Nashorn- oder Flußpferdhaut (Lichtenstein II. 537).

Die Kaffern tragen oft am rechten Oberarme einen Riemen, auf welchem fünf bis sechs Tigerzähne sitzen, die mit den Spitzen aufrecht und nach Außen gekehrt sind (Alberti S. 46. Lichtenstein I. 454).

Südafricaner wie Neger haben den Gebrauch der Elfenbeinarmringe. Die Hottentotten, wie die Kaffern und Betjuanen, tragen deren am linken Oberarme fünf bis sechs, ja zehn, von denen die breitesten einen bis anderthalb Zoll halten (Kolbe S. 512. Lichtenstein I. 454. Alberti S. 46). Bei den Kaffern, wo alles Elfenbein dem Könige gehört, sind sie ein Zeichen fürstlicher Gunst. Die Betjuanen tragen diese Ringe nur am Unterarme. Die Anfertigung dieser Ringe ist sehr mühsam, denn obwohl sie volle Parallel-Cirkelschnitte aus der unteren, hohlen Hälfte des Elefantenzahnes sind, so würden sie doch bei ihrer Unbekanntschaft mit der Säge den Durchschnitt nicht zu Stande bringen, wenn sie nicht das Elfenbein zu erweichen verstünden. Sie legen das Elfenbein einige Tage in saure Milch, wodurch es oberflächlich erweicht wird, und mit dem Messer bearbeitet werden kann (Lichtenstein II. 536). Elfenbeinringe finden sich auch bei den Guineanegern (Bosman S. 150).

Nicht minder häufig sind metallene Armringe. Die Bertatneger haben deren von Eisen (Cailliaud III. 29), wie auch die Kaffern. Die Kupferringe derselben sind theils massiv, theils aus Kupferdrath geflochten und gebunden, und somit elastisch *). Ein massiver Armring der Kaffern in meiner Sammlung (N. 1603) hat im Ganzen 3 Zoll Durchmesser, die Breite beträgt $\frac{3}{16}$ Zoll, die Dicke $\frac{1}{4}$ Zoll. Er besteht aus einem viereckigen, 9 Zoll langen Kupferstabe, der zu einem Ringe zusammengebogen ist, die Oeffnung am Schlusse hat $\frac{1}{4}$ Zoll, wodurch der Ring biegsam bleibt **). Zwei

*) S. Taf. VI. 4.

**) Ueber derartige Ringe Lichtenstein II. 536, welcher noch bemerkt: „Merkwürdig ist es, daß, nach Obermedicinalrath Klaproths Untersuchungen, dieß Metall aus 93 Theilen Kupfer und 7 Theilen Zinn besteht. Da nun bis jetzt kein zinnhaltiges Mineral im südlichen Africa gefunden worden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Ringe noch weiter von Norden herstam-

andere Kupferringe meiner Sammlung (N. 1602 u. 1732), die noch nicht ganz 3 Zoll Durchmesser und ½ Zoll Dicke haben, bestehen aus ganz feinem Kupferdrathe, welcher um die ganze, runde Oberfläche gewunden ist. Der erstere (1602) hat eilf aus breitem Drathe bestehende Bünde oder vorstehende Buckel, der andere aber deren sogar vierzig, die jedoch bei weitem stärker hervortreten, und dem Ganzen das Ansehen einer Perlenschnur geben *). Ueber die Art der Verfertigung dieser den Betjuanen angehörenden Ringe verdanken wir abermals Lichtenstein (II. 536) eine nähere Nachricht: „der Kupferdrath ist platt, und wird durch langes Hämmern, gewiß nicht ohne unendliche Mühe, zu der auffallenden Dünne verarbeitet. Ich glaubte Anfangs, dieses Fabricat sey ihnen vielleicht durch Tausch von europäischen Völkern aus der Küstengegend zugekommen; sie zeigten mir aber halbfertige Stücke, an denen noch gearbeitet wurde, und aus welchen ich ersah, daß sie es nicht von mehr als etwa einem Fuß Länge verfertigen können, daher auch die Ringe selbst nicht ganz damit umsponnen, sondern in mäßigen Abständen mit dickerem Kupferdrathe umlegt sind."

Kupferne und eiserne Arm- und Beinringe findet man auch bei den Congonegern oft von außerordentlicher Schwere, die dann mit dem Hammer auf dem Arme fest zusammengeschlagen werden. Degrandpré (voy. en Afr. I. 72) bemerkt, daß die Last und der Druck oftmals Schwielen und Hautverhärtungen zur Folge hatte (vergl. Douville I. 274. Bosman S. 150). An der Sierra-Leona-Küste trägt man silberne Armringe, Manillas genannt; es sind breite, nicht ganz geschlossene Armbänder. Die Kinder tragen Glascorallenschnüre um die Armgelenke, oder auch nur einen Faden, woran ein englisches Geldstück hängt. Bei den Bullanern besteht das köstlichste Kleinod eines Kindes in einem Leopardenzahne, den man ihm an ein Handgelenke bindet, und der ein Zeichen der Freiheit ist, das ein Sclavenkind niemals tragen darf (Winterbottom S. 138).

Kupferne und eiserne Fingerringe haben die Kaffern (Lichtenstein I. 455) und die Bertatneger (Cailliaud III. 29). Die Fingerringe der Afraer sind meist von Gold. Manchmal haben diese Ringe auf dem Daumen eine Krone, die 1 Zoll lang ist, und wie eine Grenadiermütze in die Höhe steht (Isert S. 156).

Die Fußringe sind in Stoff und Form den Armringen ähnlich, und vorzugsweise den Frauen eigen. Die Hottentottinnen tragen deren so viele an den Beinen, daß diese vom Knöchel bis ans Knie ganz damit bedeckt sind; sie sind von ungleicher Dicke (Sparrmann S. 181). Kaffern und Betjuanen tragen deren gleichfalls, eben so die Congo-

men, und vielleicht von den Kaffervölkern auf ihren Wanderungen von Alters her aufbewahrt worden sind."

*) S. Taf. VI. 4.

neger. Die vornehmen Negerinnen am Gaboon tragen in ähnlicher Art um die Beine von dem Knöchel bis an das Knie kupferne Ringe (Hutton S. 106). Die Frauen der Sierra-Leona-Küste tragen kleine Schellen um die Knöchel, und wenn sie tanzen, hohle eiserne Ringe, in deren Innerem kleine eiserne Kugeln klappern. Demnächst winden sie auch Glascorallenschnüre um die Knöchel (Winterbottom S. 137).

Die Kaffernmänner tragen meistens an einem Knie einen schönen, federbuschartigen Schweif von Quaggahaaren oder Löwenmähnen, auch wohl den Büschel eines Löwenschwanzes, der fast bis aufs Fußgelenk herabhängt. Oft tragen sie an den großen Fußzehen Ringe von Kupfer- und Eisendrath (Lichtenstein I. 455). Die Neger von Akra binden oft unter das Knie eine Corallenschnur, deren Fäden in Knoten geknüpft herabhängen (Isert S. 156).

Die Congonegerinnen umgeben die Knöchel, wie auch Arme und Stirn, mit rothem Bande, worauf weiße Kauris befestigt sind (Douville I. 128).

Endlich ist auch noch der seltsamen Sitte der Beschneidung zu erwähnen, welche sowohl bei den Kaffern (Döhne S. 25), bei den Mandingos (Caillié II. 46), in Guinea (Bosman S. 534) und in Congo (Degrandpré I. 40), als auch fast bei allen africanischen Nationen Statt findet (Isert S. 179).

Wir sahen schon oben (S. 246), wie die Kaffern und Neger sich mit Wohlgerüchen versahen. Die Negerinnen von Akra sind vorzüglich Freundinnen derselben, und man unterhält dort deßhalb in den meisten Häusern Ziebethkatzen, von denen man wöchentlich das wohlriechende Schmalz vermittels eines kleinen Löffels aus dem Beutel ausnimmt. In Ermangelung dieses Fettes, das eben wegen des starken Verbrauches ziemlich theuer ist, hängen sie oft einen ganzen Beutel eines Thieres an den Hals. Auch bringen die Bergneger eine unserem Waldmeister (asperula odorata) ähnliche Art Blätter herbei, die man in Rosen flicht, und zur Zierde wie zum Wohlgeruche vor die Brust hängt (Iserts Guinea S. 160. Gray S. 180).

Endlich finden wir auch hier noch einige Geräthe, die theils zur Bequemlichkeit, theils zur Herstellung des Putzes dienen; den Fliegenwedel oder Fächer, der bei den Matschappifrauen aus Straußenfedern (Campbell I. 136), bei den Bambarasnegern aber aus einem Ochsenschwanze besteht, womit sie die Fliegen verjagen (Caillié II. 81), und den Kamm. Ich finde nirgends den Kamm als Geräthe der Südafricaner erwähnt, verdanke jedoch der Güte des Herrn D. Tams zwei Kämme der Neger von Loanda, die aus Holz geschnitzt sind, und die Form unserer Pferdekämme haben *). Der kleinere hat $3\frac{1}{2}$ Zoll Breite und $4\frac{5}{8}$ Zoll Höhe und 14 Zinken (N. 1790

*) S. Abb. Taf. VI. 5.

m. S.). Der größere (N. 1789 m. S.) hat 4½ Zoll Breite und 4½ Z. Höhe und 19 Zinken. Eigenthümlich sind die Ornamente, womit die breiten Flächen bedeckt sind.

Gleich den übrigen, von uns bis jetzt betrachteten Völkern, haben auch die Südafricaner und Neger eine entschiedene Vorliebe für europäische Kleider und Schmucksachen; die europäische Kleidung giebt in ihren Augen Ansehen und Ueberlegenheit. Die Kaffernfrauen legen sehr großen Werth auf europäische Halstücher und Hemden, und auch die Männer sind sehr begierig auf europäische Stoffe, deren Nutzen und Vorzug vor ihren Kleidern sie vollkommen einsehen, vielleicht sogar überschätzen (Alberti S. 49). Bei den Negern sind vorzüglich die Männer sehr begierig nach unseren Stoffen; die Frauen sieht man seltener so geschmückt, wahrscheinlich weil die Männer diese Kostbarkeiten für sich allein in Anspruch nehmen. Alte europäische Kleider, vornämlich Militäruniformen, sind überaus gesucht. Die Begierde nach den Kleidern der Weißen ist wohl auch Ursache, daß die Neger, welche mit den Mauren in Berührung gekommen, und von diesen zum Islam bekehrt worden sind, die Tracht derselben angenommen haben, diese aber, wo möglich, mit europäischen Stücken verbessern und bereichern. Dabei ertragen sie die ihnen aus solcher Kleidung erwachsenden Unbequemlichkeiten mit der größten Gelassenheit und Geduld *).

Wohnung und Ruhestätte.

Die südafricanischen Völker leben vorzugsweise von ihren Heerden, während die Neger ihren Lebensunterhalt mehr auf den Feldbau und Handel gegründet haben. Daher finden wir, daß die Hütten der Hottentotten noch ganz nomadischer Art sind, während die der Betjuanen schon mehr für einen längern Aufenthalt an einem und demselben Orte berechnet sind, die der Neger aber zum Theil schon zu festen Orten erwachsen sind.

Die Hütten der Hottentotten bestehen aus einem Stangengerüste, welches mit Matten und Pelzen bedeckt ist. Die Stangen, welche

*) The dresses of these gentry was a singular medley of European and native costum; his secretary an English generals uniform coat on his otherwise naked body; a third a red cloak edged with gold lace like a parish beadle's, etc. The native portion of the dress consisted of a piece of checked or other cotton cloth folded round the walst and a little apron of the skin of some animal, which is a mark of gentility and as such is not permitted to be worn by menial attendants. A striped worsted cap or else one of their own manufacture and of very curious workmanship on the head completed the usefull part of their dress. Tuckey narrative. 62 f.

das Gerippe bilden, sind von der an den Ufern wachsenden, zapfentragenden Cliffortie genommen, etwa fingerdick, und werden mit beiden Enden in die Erde so gesteckt, daß sie einen Halbcirkel bilden. Die Hütten sind nun entweder kreisrund, weshalb die Bogenstangen sich oben kreuzen, oder eiförmig, und dann 14 Fuß lang und 10 bis 11 Fuß breit. Wo sich die Stangen kreuzen, werden sie mit Binsen oder Schilfstricken zusammen gebunden. Für die langen Seiten genügen gemeiniglich fünf, übers Kreuz aber zwei bis drei Bogen (Kolbe S. 500). Diese Gestelle werden mit Matten bedeckt, welche die Frauen aus gewelktem Schilfe und Binsen geflochten haben, und deren eine über die andere ein wenig hinausragt; fehlt es an Matten, so wird mit Fellen nachgeholfen, was auch Statt findet, wenn sie sonst Ueberfluß an Fellen haben. Die Bedeckung wird mit Steinen von zwei bis drei Pfund beschwert. Die Höhe der ganzen Hütte beträgt selten über fünf Fuß, und sie hat nur einen einzigen Eingang, der in einer drei Fuß hohen und zwei Fuß breiten Oeffnung besteht, durch welche Erwachsene auf allen Vieren kriechen, und nur Kinder aufrecht gehen können. Diese Thüre ist mit einem Felle verhängt, und wird gegen den Wind ganz versetzt (Kolbe S. 500. Sparrmann S. 186). In solch einer Hütte wohnen oft zehn bis zwölf und mehr Personen, wie stark nun eben eine Familie ist. Auf dem nackten Boden der Hütte sieht man rund umher neben der Wand einige, einen halben Fuß tiefe Löcher, welche die Schlafstätten der einzelnen Personen bilden, worin sie, wie ein Igel zusammengekrochen und mit dem Schafpelze bedeckt, ruhen. Mann und Frau liegen sich gewöhnlich gegenüber, die Kinder aber um sie her in kleinern Löchern. Kommt ein fremder Gast, so wird für ihn ein besonderes Loch gegraben. Hier bleiben sie auch am Tage, wo sie dann nur aufstehen, um das Feuer zu nähren, die Pfeife anzubrennen, oder das auf den Kohlen röstende Fleisch zu wenden (Sparrmann S. 186). Die Feuerstätte ist mitten in der Hütte in einem runden Loche; hier wärmen sie sich, auf den Hacken sitzend, und kochen, und der Rauch zieht darin umher, ohne den Insassen oder deren Hunden besonders beschwerlich zu fallen, die hinter ihnen sitzen (Kolbe S. 500 ff.). Die Hassagaien, Pfeile, Bogen, Stöcke und andere Habseligkeiten hängen im Innern umher.

Diese Hütten sind nun eine neben der andern in einem Kreise dergestalt gebaut, daß sie einen mehr oder weniger großen Platz einschließen, nach welchem alle Eingänge gerichtet sind. Die Bauart ist bei allen dieselbe. Auf diesem Platze werden Nachts Rinder und Schafe versammelt, erstere paarweise zusammengefesselt. Wenn ein Kral oder eine Gemeine nur aus zwei bis drei Hütten besteht, die nicht einen geschlossenen Platz bilden, so werden Aeste und Sträucher in den Boden gesteckt, und somit ein Zaun gebildet, so daß die Thiere nicht entspringen können (Kolbe S. 503 ff.). Will nun ein Hot-

tentott seinen Wohnplatz verändern, so packt er das Gestell nebst Matten und Pelzen auf eine Kuh, und zieht weiter (Sparrmann S. 188).

Bei den Völkerschaften, die neben der Viehzucht auch noch Getraide, Früchte, Tabak und andere Pflanzen bauen, und deshalb genöthigt sind, längere Zeit, oder wenn bestimmte, zu gewissen Zeiten wiederkehrende Handelsverhältnisse Statt finden, immerdar an demselben Orte zu verweilen, wird auch die Wohnstätte eine dauerhaftere Gestalt annehmen.

Bei den Hottentotten fanden wir Hütten, die wie die der Polar- und Steppennomaden aus einem mit beweglichen Stoffen bedeckten Gerippe bestehen; bei den Kaffern herrscht dieselbe Bauart. Ihre Hütten sind nicht größer, wie die der Hottentotten; wie jene besteht ihr Grundgerüste aus dünnen Stäben, allein die Zwischenräume dieser Stäbe sind nicht durch darübergelegte Matten oder Felle bedeckt, sondern durch in einander geflochtene dünne Zweige ausgefüllt, die unten mit einem Gemische von Lehm oder Kuhmist bestrichen, oben aber mit Binsen gedeckt werden. Die Hütten werden, wie der Wohnplatz überhaupt, wenn er nur die nöthige Weide nebst Wasser liefert, selten verlassen; sie stehen einzeln, und nicht in dichtem Kreise, wie bei den Hottentotten, beisammen. Horden, die entfernter von den Europäern wohnen, bauen ihre Hütten noch stärker, und meist doppelt, das heißt, zwei an einander, die durch eine niedrige Zwischenkammer vereinigt werden. Der Eingang ist etwa 4 Fuß hoch, und wird durch eine Thüre von Flechtwerk verschlossen. Der Boden der Hütte ist eben und hart, er wird rein gehalten und oft erneuert, indem man aus zerstampften Ameisenhaufen eine Art Estrich bereitet. Die Hottentotten schlafen, gleich den Buschmännern, zusammengerollt wie Igel in einer kleinen Grube; die Kaffern strecken sich auf Binsenmatten, welche 3 bis 4 Fuß Breite und 6 Fuß Länge haben. Als Decke dient der Mantel, der am Tage ihr Kleid bildet (Lichtenstein I. 440).

Da die Hütten nicht im dichten Kreise beisammenstehen, sondern im Felde zerstreut liegen, haben die Kaffern zum Schutze für das Vieh umzäunte Plätze angelegt, in welche es während der Nacht eingesperrt wird. Einige Krale haben für das gesammte Vieh gemeinschaftliche Hürden, in denen am Tage, wo das Vieh auf der Weide geht, die öffentlichen Versammlungen gehalten werden (Lichtenstein I. 441).

Ein weiterer, aus vermehrter Volkszahl hervorgegangener, Fortschritt sind die Dörfer der Betjuanen, deren eines, die Residenz des Königs Mulihawang, 600 Häuser und 5000 Einwohner hat.

Die Bauart der Häuser ist als eine weitere Entwickelung der Hütten der Kaffern zu betrachten, sie sind aus den einfachen Anfängen der Stabgerüste und Flechtwerke größer gewachsen. Diese Häuser sind ebenfalls kreisrund in ihrer Anlage; aus den Stäben aber Pfeiler geworden, welche unten mit leichten Lehmwänden verbunden und mit einem spitzzulaufenden Dache versehen sind. Zwischen der

Unterwand und dem Dache ist ein offener Raum, welcher für Licht und Luft freien Durchzug gestattet. Die Thüren münden auf die Straßen. Das Baumaterial zu den Hütten liefern die Mimosengebüsche, in deren Mitte allemal das Dorf angelegt ist. Zu einem Hause bedarf der Betjuane zwölf bis vierzehn hohe Mimosenstämme, von denen acht bis zehn 9 Fuß Höhe haben, die übrigen aber noch um 3 bis 4 Fuß höher seyn müssen. Die kürzeren werden in einem Kreise von 16 bis 20 Fuß in gleichen Abständen aufrecht in die Erde gegraben, und sind das äußere Gerüst, auf welchem der Rand des Daches ruht. Die langen Stangen dagegen bilden einen engern concentrischen Kreis, der nicht ganz in den Mittelpunct des Hauses fällt, weil er sich auf den einen dieser Pfeiler, der unter allen der längste ist, stützt. Diese Stäbe tragen den Gipfel des Daches, das aus Schilf oder Stroh sehr sauber geflochten ist. Die Wand des Hauses ist mannshoch, und aus Mimosenzweigen zwischen den Pfeilern des äußeren Umkreises geflochten; alle Dornen sind nach Innen gekehrt, damit sie den Vorübergehenden nicht verletzen, wohl aber auch das kleinste Raubthier vom Durchdringen abhalten. Der Zaun bekommt einen festen und glatten, aus Thonerde und Ochsenmist gemischten Ueberzug. Eine ähnliche, aber etwas höhere Wand verbindet die Pfeiler des inneren Kreises, der ausschließlich der Familie zum Aufenthalte dient, indessen der äußere für die Dienerschaft bestimmt ist. Zum Eingange bleibt eine Oeffnung zwischen den Pfosten. Das innere Gebälk, die Quersparren, auf denen das Dach ruht, dienen zum Aufhängen von Kleidern und Thierfellen, oft ist auch eine Schilfmatte über sie ausgebreitet, auf welcher allerhand Vorräthe von Lebensmitteln luftig und trocken ihre Aufbewahrung finden. Zu gleichem Zwecke hat man einen aus Zweigen geflochtenen und mit Thonerde überzogenen, kegelförmigen Behälter, der fest am Hintergrunde der inneren Wand angebaut ist, und 5 bis 6 Fuß Höhe hat. Die Hütten der Armen sind kleiner, nur 8 bis 10 Fuß im Durchmesser. Oft bestehen sie nur aus einem, auf dem Boden aufstehenden Dache, welches für Luft und Licht mit einer niedrigen Thüre versehen ist. Diese Dachhütten sind gemeiniglich noch mit einem niedrigen Zaune umgeben, in welchem sich die kleineren Hausthiere, z. B. die Ziegenlämmer, aufhalten. Die Häuser werden von den Frauen gebaut, und sechs derselben brauchen 8 Tage Zeit zur Vollendung der Arbeit. Zu bemerken ist, daß die Verbindung der Querbalken mit den Pfeilern nur durch Lederriemen und Baststricke hergestellt ist (Lichtenstein II. 483. 489. 513).

Neben diesen runden Wohnhäusern sind die viereckigen oder eiförmigen Viehhürden angebracht, die aus hohen, runden Pallisaden bestehen, welche dicht eine neben der anderen in den Boden getrieben sind (Lichtenstein II. 483).

Die Stadt des Mulihawang, welche Lichtenstein besuchte, bestand

aus lauter solchen Hütten und Viehhürden, die theils ordentliche Straßen bilden, theils ziemlich regellos neben einander stehen. In der Mitte war bei einem hohen Giraffenbaum ein großer, viereckig abgezäunter Platz.

In ähnlicher Weise sind denn auch die Hütten und Ortschaften der Maruţis beschaffen (Campbell tr. in South Africa I. 269, mit Abbildung des Innern von Seinosis Hause).

Die Hütten der Neger sind im Allgemeinen von gleicher Beschaffenheit. Die Wohnhäuser in Sierra-Leona sind ebenfalls im Grundrisse meist rund. Vier schenkeldicke, anderthalb Fuß tief in den Boden gesteckte Pfähle bilden die Grundlage des Hauses; zwischen diesen stehen kleinere Pfähle in einer Entfernung von 2 Fuß, deren Zwischenräume entweder mit Zweigen durchflochten oder mit Hürden zugeschlagen sind. Die Wände, 6 bis 8 Fuß hoch, sind von Innen und Außen mit Thon überzogen, welchen man, damit sie nicht etwa Risse bekommen, langsam austrocknen läßt, und immerfort anfeuchtet, bevor man das Dach aufsetzt. Ein Haus enthält selten mehr als ein Zimmer, zuweilen hat es jedoch noch eine besondere Abtheilung, die aus Hürden besteht, welche ebenfalls mit Thon überzogen und so hoch sind, als die äußere Seite der Wände. Zuweilen sind die Zimmer auf den Sparren mit einer Art von Vertäfelung versehen, die aus kleinen Bambusstäben gemacht wird, die jedoch sehr schwach sind, und nur dazu dienen, um Waaren und Vorräthe aufzubewahren; meist aber bleiben die Wohnungen offen, so daß sie im Innern wie ein Trichter aussehen. Wie bei den Betjuanen ist auch hier zwischen der Wand und dem Dache ein Zwischenraum, um Licht und Luft durchstreifen zu lassen. Das Dach besteht aus Bambuszweigen, und ist mit Stroh oder langem Grase gedeckt. Es ragt einige Fuß über die Wand vor, und bildet eine Halle, die gegen den Regen schützt. Hier bringen die Einwohner in der trocknen Jahreszeit einen großen Theil ihrer Zeit zu, sich in Hängematten wiegend, oder auf eine Bank von Erde streckend, die einen halben Fuß hoch, 2 bis 3 Fuß breit und mit Matten bedeckt ist, und sich um das ganze Haus herumzieht. Das Haus hat gewöhnlich zwei Thüren, die sich gegenüberstehen, damit die Luft hindurchziehen kann. Der Eingang wird durch eine davor gehängte Matte geschlossen (Winterbottom S. 113 bis 116).

Eine andere Bauart haben die Mandingos, die vielleicht eine Folge der Vielweiberei ist. Jede der Frauen des Mannes hat eine besondere Hütte für sich, und alle zu einer Familie gehörigen Hütten werden mit einem aus gespaltenem Bambusrohre geflochtenen Zaune umgeben. Die ganze Einzäunung heißt Sirk oder Surk. Die Hütten werden regellos, ganz nach der Laune des Eigenthümers, umhergebaut, die Thüre ist stets nach Südwest gekehrt, um die Seekühlung einzulassen. Eine Anzahl solcher Gehäge, mit schmalen Wegen dazwischen, bildet eine Stadt (Mungo-Park S. 27).

Festere, wenn auch minder saubere, Wohnungen findet man zwischen Massa und Djennelz. Sie sind aus Lehmziegeln gebaut, die an der Sonne getrocknet sind. Die Ziegel sind einen Fuß lang, acht Zoll breit, zwei und einen Zoll dick und aus freier Hand geformt. Wenn die Erde eine gewisse Festigkeit erlangt hat, wird sie in langen Tagen auf dem Boden ausgebreitet; ist die Masse halb trocken, so schneidet man die Ziegel in ihre Form, und wendet und trocknet sie. Die daraus gebauten Hütten sind 8 bis 9 Fuß hoch, 12 bis 14 Fuß lang, und 8 Fuß breit. Die Dicke der Mauer beträgt 18 Zoll, sie wird nicht abgeputzt. Die Häuser haben platte Dächer, deren Gerüst durch mehrere, im Innern aufgepflanzte Pfeiler unterstützt wird. Das Dach selbst ist aus unbearbeiteten Zweigen gemacht, welche mit Erde überschüttet werden. Die Hütten haben nur eine Thüre, welche auch dem Rauche des alle Abende angezündeten Feuers zum einzigen Ausgange dient. Die Thüre ist 5 Fuß hoch und 1 Fuß breit, und aus Stroh sehr nachlässig geflochten. Jedermann hat mehrere solche Häuser, neben dem aber auch kleine, runde Vorrathsschoppen aus Erde mit Strohdach (Caillié II. 171 ff.).

Die Congoneger haben ebenfalls ein jeder mehrere Wohnungen, deren eine als Küche dient, die andern hat der Familienvater, so wie jede seiner Frauen eine, worin sie mit ihren Kindern lebt. Sie sind aus Binsen gebaut, und mit einem Dache aus Palmblättern versehen. Das Gerippe der Hütte besteht aus Holzstäben, zwischen denen die Wand aus Binsen, die ohne weiteren Anstrich bleibt, durch Bastbänder befestigt ist. Die Holzstäbe, wie die Knoten, welche die Bänder bilden, sind in gleichen Zwischenräumen angebracht. Manche Hütten haben hölzerne Thüren. Vor jeder Hütte ist ein kleiner, viereckiger, leerer Raum, in welchem sich ein Dach erhebt, das sich an die Hütte anlehnt, und durch Holzstäbe getragen wird; hier empfängt der Neger die ihn Besuchenden, weshalb auch hier eine Strohmatte an den Boden gebreitet ist. Die Hütten der Frauen stehen beisammen, das Ganze aber ist von einem Zaune aus Binsen umgeben (Degrandpré I. 61).

Die Bauart der Bertatneger dagegen kommt mit der der Betjuanen mehr überein, nur daß sie ihre Häuser ganz aus Rohr und Schilf herstellen. Den Hauptbaustoff bietet eine Bambusart, die hier sehr reichlich wächst. Die ganze Wohnung ruht, um sie vor Ueberschwemmungen und den Termiten zu schützen, auf einem drei Fuß hohen Gerüste von groben Steinen, und hat über 40 Fuß Durchmesser. Das Haus ist rund, die äußere Wand besteht aus aufrecht stehenden Bambusröhren, durch welche dann anderes, gespaltenes Bambusrohr, wie bei dem Korbgeflechte, gezogen ist. Diese äußere Wand wird nicht beworfen, sondern bleibt frei, und da die Luft frei eindringen kann, kühl und frisch, daher sich denn auch die Hausbewohner hier aufhalten, wenn sie sich erholen wollen. An einem Theile zwischen dieser Wand und dem Dache ist ein freier Raum. Diese innere

Wand schließt dann noch ein inneres Zimmer ein, dessen Wand bis an das Dach reicht, mithin noch einmal so hoch wie die äußere ist. Sie ist mit Erde beworfen, und bietet daher einen wärmeren Aufenthalt dar. An einer gewissen Stelle des Ganges ist der Fußboden nicht dicht bedeckt, und hier nehmen die Bewohner bei großer Hitze ihre Waschungen mit frischem Wasser vor, das nach unten ablaufen kann. Diese Wohnungen sind mit Abtritten versehen. Daneben stehen cirkelrunde Hütten, deren eine als Küche dient (Cailliaud III. 34 und Atlas Th. II. Pl. LV. Fig. 16). Wir sehen hier das aus dem Zelte entsprungene Haus der Betjuanen in seiner vollständigen Entwickelung.

Einen weiteren Fortschritt bemerken wir bei den Aschantis, deren Bauart Bowdich umständlich schildert (S. 408). Wenn die Aschantis ein Haus bauen, so wird durch zwei Reihen Stangen und Flechtarbeit, die so weit auseinander stehen, als die Wand dick werden soll, eine Art Form zur Aufnahme des Mörtels oder Lehms gemacht; der Zwischenraum wird mit einer Art von Thonsand, mit Wasser vermischt, ausgefüllt, womit auch die äußere Oberfläche des Gestelles bekleidet wird, so daß es das Ansehen einer dicken Erdmauer erhält. Die Häuser sind viereckig, und haben alle Giebelenden, aus denen drei Balken hervorragen, von denen zwei das Dach auf der Mauer selbst tragen, und der dritte den Forst bildet. Diese tragen das Gerüst von Bambusrohr, worüber ein Dach von Palmblättern liegt, welches mit Baumzweigen verflochten, und an die großen Balken, die von Giebel zu Giebel gehen, befestigt ist. Das Gerüst von Bambusrohr ist schwarz angestrichen und polirt. Die Pfeiler, welche das Dach tragen helfen, und die Vorhalle bilden, welche nur die Hauptleute haben dürfen, sind dicke Pfähle, denen man durch einen Ueberzug von Mörtel eine viereckige Gestalt giebt. Der Fußboden besteht aus Thon oder Stein, mit einer dicken Lage von rother Erde, die sich häufig in der Nachbarschaft findet. Er wird täglich gewaschen, und mit der rothen, in Wasser aufgelöseten Erde bestrichen. Während die Wände noch weich sind, macht man Figuren von erhabener Arbeit aus kleinen Rohrstreifen, die mit Gras verbunsind. Die Streifen werden in die noch weiche Mauer gesteckt, und die Zwischenräume mit Gyps ausgefüllt. Die Pfeiler sind zuweilen mit Flechtwerk von Rohr umgeben, welches, mit dünnem Gyps ausgefüllt, ein rautenförmiges Ornament bildet. Andere Säulen werden, nachdem sie viereckig gemacht worden, mit vielen perpendicularen Rohrstreifen auf der noch nassen Oberfläche bedeckt. Diese wurden wieder mit einem dünnen Ueberzuge von Gyps versehen, so daß sie cannellirten Säulen glichen. Die Häuser werden mit weißem Thone sehr oft angestrichen. Die Thüren sind von Holz aus einem einzigen Stücke geschnitten. Die Fenster sind hölzernes, oft rothbemaltes Gitterwerk, das zuweilen in Gold gefaßt ist. Jedes Haus hat sei-

nen eigenen Abtritt, gewöhnlich unter einem kleinen Bogengang im entferntesten Winkel des Gebäudes; die Gruben sind eng und sehr tief; täglich wird zur Vertilgung des übeln Geruches siedendes Wasser hineingegossen. Anderer Unrath und Kehricht werden täglich hinter den überaus reinlich gehaltenen Häusern verbrannt. Jedes Haus besteht aus mehreren, ringsumbauten Plätzen, deren einige 36 Fuß ins Gevierte hatten.

Eine besondere Art Schlafhütten fand Landers (II. 91) bei den Cumbries. Sie bestehen aus einigen Pfählen, worauf die 7 bis 8 Fuß weite Lehmhütte mit rundem Palmdache ruhet, und sind bis ans Dach etwa mannshoch. Ein einziges Loch dient als Eingang. Im Innern ruhen dann etwa sechs Eingeborene, die nun vor Ameisen, Schlangen und Crocodillen sicher sind.

Die Geräthe der Hütten bestehen in Ruhebänken, die mancherlei Gestalt haben; die einfachsten sind die hölzernen Schemel von beistehender Form ⊥, in deren Höhlung das Haupt des Schlafenden nicht allein eine luftige Ruhestatt hat, sondern auch vor Insecten gesichert ist. Sie kommen bei den westlichen, wie bei den östlichen Negern vor, und finden sich auch im alten Aegypten, wie in der Südsee. Außerdem hat man noch Bänke aus Holzstücken, und bei den Mandingos fand Caillié (II. 78) ein aus rothem, sehr hartem Holze geschnittenes Canapee, dessen vier Füße, Arm- und Rückenlehne aus einem Stücke geschnitten waren. Uebrigens liegen die Südafricaner meist auf Matten, während die Neger der Westküste großentheils Schaffelle oder Ochsenhäute zu ihren Sitzen und Lagerstätten anwenden.

Geräthe und Gefäße.

Da die Africaner seit uralter Zeit den Nutzen und Gebrauch der Metalle, namentlich auch des Eisens kennen, so finden wir hier die Steingeräthe und Waffen schon vollständig von den metallenen verdrängt.

Die Axt der Kaffern und der Neger von Congo ist sich ganz gleich. Sie besteht aus einem Stiele von hartem Holze, durch dessen oberes, dickes, keilförmiges Ende eine Eisenklinge gesteckt ist. Diese Klinge ist 4 bis 6 Zoll lang, an der Schneide zwei, und am Ende einen bis anderthalb Zoll breit, bei einem Viertelzoll Dicke. Die Schneide ist länglich rund, und von zwei Seiten kurz zugeschliffen. Das Eisen sitzt fest im Stiele, und es dient zur Holz- wie zur Lederarbeit, und ist das hauptsächlichste Werkzeug (Döhne Kafferland S. 37. Tuckey narrative S. 181 mit Abbildung). Dieses scheint die älteste Form der eisernen Beile der Africaner. Von den anderen Formen würde diejenige die nächste seyn, welche Cailliaud (Atlas Th. II. Pl. 56. Nr. 15) mittheilt, die mit der mongolischen Ohle (s. o. S. 160. Taf. 5.) übereinkommt, und sich auch schon auf ägyptischen Denkmälern dargestellt findet.

Ein nothwendiges Geräth ist namentlich für die Lederarbeiten die große Nadel, die bei den Kaffern meist von der Stärke eines dicken Strohhalmes, jedoch nur selten über einen Fuß lang ist. Die Spitze ist kurz zugefeilt, und das Ende bunt ausgezackt. Sie brauchen dieses Werkzeug zum Vorstechen beim Nähen und zum Herausziehen der Dornen aus den Füßen (Döhne S. 37).

Zum Ackerbaue bedient man sich einer sehr einfachen, hölzernen Hacke, die an der Spitze etwas breiter als der Stiel ist, und die in der Gestalt Aehnlichkeit mit der Ohle der Mongolen hat.

Die Messer der Neger sind theils einschneidig, oft von europäischer Fabrik, theils auch zweischneidig, immer mit verhältnißmäßig kurzem Handgriffe, seltener mit einer Scheide versehen.

Ein solches Messer unter Taf. VI. Fig. 6. befindet sich im Königl. Museum zu Dresden, und stammt aus Innerafrica. Die Messerklinge ist 5½ Zoll lang und 1 Zoll breit, der Griff stellt ein Zebra dar, und ist aus Elfenbein, die Scheide ist ebenfalls Elfenbein, und zeigt auf der Vorderseite einen Strauß. Sie ist 6 Z. lang und 1¼ Z. breit.

Außerdem benutzen die Kaffern, wie die Neger, die Spitzen ihrer Hassagaien als Messer, wie als Sichel zum Mähen des Korns*).

Die Gefäße der Africaner sind überaus mannichfaltig, aus Thon, Schalen, Holz und Metall. Die Schildkrötenschalen werden zur Anfertigung kleiner Schachteln gebraucht, in welchen man die rothe Schminke aufbewahrt. Die Schalen der kleinen Kürbisse benutzen die Kaffern zu Schnupftabaksdosen, was auch bei den Congonegern der Fall ist, welche sie noch mit tief oder auch erhaben geschnittenen Figuren verzieren (Tuckey S. 199). Die größeren Kürbisschalen benutzt man zu den seltsamen Tabakspfeifen, die wir schon oben kennen lernten. Nächstdem bewahrt man Getraide und trockne wie nasse Speisen darin auf, auch werden sie vornämlich zur Einsammlung des Palmweines gebraucht. Sie finden sich von der mannichfaltigsten Gestalt.

Die Gefäße aus Holz finden sich namentlich bei den Südafricanern. Ich besitze die Holzschüssel eines Kaffern, welche 12½ Zoll im Durchmesser und 2¾ Zoll Höhe hat. Sie ist cirkelrund, und hat zwei unmittelbar aus dem Rande einen Zoll hervortretende Handhaben von 3½ Zoll Breite. Die Dicke beträgt drei Achtel Zoll. Der Boden hat 7½ Zoll Durchmesser (Nr. 1535 m. S.).

Ein Milchtopf der Betjuanen (m. S. Nr. 1536) hat 8 Zoll Höhe, bei 6 Zoll Durchmesser, und eine am Boden wie am Rande wenig abgestumpfte Cylinderform. An der Seite befindet sich ein erkerartiger, unten am Gefäße ansitzender, oben einen halben Zoll herausstehender, zollbreiter, scharfkantiger Henkel, der, wo er am meisten

*) Campbell theilt (I. 276. Fig. 6) ein Rasirmesser von Maschow mit, welches aus Stahl gearbeitet ist, und die Gestalt eines Spatens mit kurzem Stiele hat.

herausfteht, parallel mit dem Gefäße durchbohrt ist. Den Rand umgeben, mit der Basis anstehenden, mit den Spitzen nach unten gekehrte, eingebrannte Dreiecke.

Ein Milchtopf der Kaffern (m. S. Nr. 1737) von 17½ Zoll Höhe zeigt ganz besondere Formen (s. Taf. VI. Fig. 7). Der Durchmesser am Fuße wie an der Oeffnung beträgt 4 Zoll. Bis 4½ Zoll seiner Höhe erweitert er sich zu 6½ Zoll Durchmesser, und hier sind neben einander zwei Dreiviertel Zoll Durchmesser haltende Reifen aus demselben Holze angeschnitzt, dergleichen auch zwei unter der Oeffnung sitzen. Von erstgenannten Reifen an verjüngt er sich aufwärts steigend, bis er den Durchmesser der Grundfläche wieder erlangt hat. Drei Zoll unter dem Rande der Oeffnung treten auf den Seiten sich gegenüberstehend zwei Halbkugeln aus der Fläche des Gefäßes, die wie die Reifen geglättet und schwarzbraun gefärbt sind. Die Bearbeitung ist recht nett und sauber, so weit dieß aus freier Hand möglich ist; die Reifen namentlich sind nicht vollkommen im Ebenmaße.

Nächst den Holzgefäßen, deren man auch mit drei Füßen hat, finden wir Gefäße, die aus Pflanzenstoffen und Leder zusammengesetzt sind, gleich den Köchern der Bosjesmanen und Hottentotten. Man benutzt einen starken Pflanzenschaft, und bildet aus Leder einen festanschließenden Boden, so wie einen zum Abnehmen geeigneten Deckel, der mit einem Riemen am Gefäße festgehalten wird.

Besondere Geschicklichkeit entwickeln die Hottentotten und Kaffern in Anfertigung geflochtener Gefäße, die stets den Frauen anheim fällt. Die eine Art wird aus Binsen gemacht. Wenn diese geschnitten und getrocknet sind, so werden die besten herausgesucht, naß gemacht und gespalten. Aus diesen werden wieder die besten ausgesucht, der inwendige Kern abgeschabt und zum Nähen der Körbe gebraucht. Die andern gespaltenen, die von der Dicke eines Federkiels sind, nehmen sie zum Einlegen. So wird dann immer an einem Stricke fort eingelegt, und eine Reihe dicht an die andere genäht oder vielmehr geschnürt. Diese Gefäße sind überaus dicht und fest und dennoch elastisch. Das größte derselben heißt Stola, faßt zwei Scheffel, die kleinsten gleichen einem Becher, und dienen den Kindern als Becher (Döhne S. 41). Ein Kaffermilchtopf meiner Sammlung (Nr. 1685) hat die Gestalt einer platten Halbkugel von 4 und 5 Zoll Höhe. Das Flechtwerk ist so dicht, daß kein Wasser hindurchgeht. Derartige genähte Gefäße, die ich gesehen, hatten eine Halbkugelgestalt (s. Lichtenstein I. 464).

Zur Aufbewahrung des Korns und zum Transport desselben fertigen die Kaffern grobgeflochtene Körbe von langeirunder Gestalt. Die der Länge nach gehenden Faden von dickem, grobfaserigem, braunem Baumbaste sind von halbem zu halbem Zoll durch dünnere, quergehende Bastfaden geknüpft (s. m. S. Nr. 1741).

Auch die Neger sind geschickte Korbflechter, namentlich fertigen

die von Loanda überaus niedliche Körbchen mit Deckel aus einer Art Stroh. Ein Exemplar meiner Sammlung, das ich der Güte des Herrn D. Tams verdanke, ist 3 Zoll hoch, am Boden 3 Zoll, am Rande 2½ Zoll im Durchmesser, wozu ein verhältnißmäßiger Deckel gehört, der recht gut aufsitzt, und wie bei unsern Schachteln über den Gefäßrand übergreift (Nr. 1784). Das Körbchen ist von den Blättern der Fächerpalme gemacht.

Bei allen Africanern finden wir Gefäße aus gebranntem Thone, die aber ohne Drehscheibe, nur aus freier Hand geformt werden. Bei den Kaffern fertigen die Frauen die Töpfe. Der Thon dazu wird trocken gegraben, zu Pulver gestoßen, und dann erst genäßt und geknetet, so daß keine fremden Körper, Holz oder Steinchen im Thone verbleiben, und die Masse mithin ganz gleichförmig wird. Der Topf wird aus freier Hand geformt, darauf an der Luft gut getrocknet; sodann inwendig und auswendig trockner Kuhmist darum gelegt, und solcher Gestalt von einem großen Feuer umgeben, bis er durchgebrannt ist. Wenn er kalt geworden, wird Kafferkorn gerieben, das Mehl mit Wasser gefeuchtet, in den Topf gethan, Wasser zugegossen, und das Korn zu einem trocknen Breie gekocht, womit der Topf innen und auswendig bestrichen wird. Was übrig bleibt, wird hinein gethan, Wasser zugegossen, aufs Feuer gesetzt, und so lange gekocht, bis nach vielem Ueberkochen fast nichts mehr darin ist. Dieß bildet die Glasur (Döhne S. 42). Eben so sind die Töpfe der Hottentotten beschaffen, von denen Kolbe (S. 492) rühmt, daß sie den gemeinen europäischen bei weitem vorzuziehen seyen, indem sie weder Wasser, noch Oel und Fett durchdringen lassen. Die Töpfe der Hottentotten haben meist eine flaschenartige Gestalt, mit weitem Bauche und enger Oeffnung, woran oben zwei kleine Henkel, durch welche sich ein Riemen ziehen läßt*). Ein Kaffertopf meiner Sammlung (Nr. 1739) hat die Gestalt eines Bechers mit weiter Oeffnung (5¼ Zoll) und schmalem Fuße von 2½ Zoll Durchmesser und ½ Zoll Höhe. Die Gesammthöhe beträgt 4 Zoll. Die Farbe desselben ist röthlichgelb, am Boden und an einzelnen Stellen durchgebrannt, wie wir es an den meisten germanischen Vasen gleichfalls finden.

Bei den Marutzis fand Campbell (tr. in S. Africa I. 276) Milchtöpfe, welche ganz die Gestalt doppelbauchiger Calebassen haben, aus dunkelbraunem Thone, mit schwarzen Dreieckverzierungen, die mit einem weißen, punctirten Rande versehen sind. Die Matschappis in Neu-Lattaku verfahren bei Anfertigung ihrer Töpfe folgender Weise. Sie machen zuerst die Mündung, worauf sie dann einen Zoll Thon setzen, wenn sie getrocknet ist. Ist dieser ebenfalls an der Sonne ver-

*) Sie würden also den Taf. XIII. Fig. 1. meines Handbuches der germanischen Alterthumskunde abgebildeten Gefäßen nahe stehen. Die äußere Beschaffenheit der Kaffertöpfe ist ganz die unserer Urnen. Vergl. damit Culturgeschichte Th. II. S. 64 f.

härtet, so wird abermals ein Zoll hoch zugesetzt und angetrocknet, womit sie nassen Thon auf trocknen setzend fortfahren, bis das Gefäß seine Gestalt hat. Es wird sodann, mit Kuhdünger gefüllt und umgeben, ins Feuer gebracht, und erlangt dadurch die nöthige Festigkeit (Campbell I. 110). Bei den Maruzis fand derselbe Reisende Thongefäße von allen Formen, in verschiedenen Farben gemalt, und so gut glasirt (natürlich keine Salz- oder Bleiglasur, sondern eine Glasur, die der oben erwähnten Kaffer'schen gleichkommt), daß sie jede Flüssigkeit halten konnten (Campbell I. 228).

Die Bullamer der Sierra-Leona-Küste fertigen ihre Gefäße ebenfalls ohne Drehscheibe aus blauem Thone, die sie in der Sonne abtrocknen, und dann in einem Feuer von Gras und Reisstroh brennen. Wenn das Geschirr noch ganz heiß ist, streuen sie ein wenig Kopallack darauf, der zu ganz feinem Sande zermalmt ist, und reiben es tüchtig mit einem Stücke Zeuch, das sie am Ende eines Stabes befestigen. Diese Gefäße lassen so wenig Wasser durch; als die der Arrowaken in Surinam (s. o. S. 66). Am Gambia fertigt man Gefäße aus rothem, porösen Thone, welche das Wasser durchlassen, wodurch das Zurückbleibende sich frisch und kühl hält (Winterbottom S. 130).

Die Negerinnen von Wassulo fertigen ihre Gefäße aus einer grauen Thonerde, die sie an den Ufern der Bäche finden; sie kneten dieselbe, und entfernen alle fremdartige Körper daraus. Sodann wird das Gefäß geformt, und mit dem Händen abgeglättet, worauf es zum Trocknen in den Schatten gestellt wird. Ist es halbtrocken, so wird es abermals mit einem eigens zu diesem Zwecke gemachten Stücke Holze geglättet, wodurch es einen gewissen Glanz erhält; es kommt nun nochmals in den Schatten, darauf aber in mäßige Sonnenwärme. Acht oder zehn Tage später werden sie gebrannt, man stellt einen Topf über den andern, legt Lagen von Stroh dazwischen, und zündet an. Diese Gefäße sind glatt auf der Oberfläche, und haben eine grauliche Farbe. Die Gestalt derselben ist rund, die Oeffnung hat einen kleinen Rand. Henkel fehlen. Die Gefäße gleichen auch denen von Fulah Dhialon und Kankan (Caillié I. 444). Die Gefäße der Bambaras, welche gegen Salz und Colatnüsse nach Timeh ausgeführt werden, sind ebenfalls grau, oval, und 18—20 Zoll tief, aber nicht so gut gearbeitet, als die vorigen (Caillié II. 50). Im Westen von Tombuctu fand Mungo-Park (S. 249) saubergeformte Gefäße, die zu den Bambaras ausgeführt werden.

Die Pfeifenköpfe der Africaner lernten wir schon oben kennen, wenden uns daher sogleich zu den Löffeln derselben. Die meisten Südafricaner, wie Neger, führen hölzerne Löffel, die sich für gewöhnlich in der Form sehr gleichen, und nur in den Holzarten und der Größe unterscheiden. Die Löffel der Hottentotten und Kaffern sind sehr einfach aus einem feinkörnigen Holze geschnitzt, und in der Art

den in Europa üblichen Speiselöffeln nahe kommend. Ein Kafferlöffel meiner Sammlung (Nr. 1738) ist 10 Zoll lang, wovon 6½ Zoll auf den Stiel kommen. Das Holz hat einen schwarzen Kern, daher die untere Hälfte schwarz ist. Er ist ohne Verzierung, gleich zwei aus Loanda (m. S. 1787 u. 1788) stammenden, bei weitem niedlicheren Löffeln, an denen der Rand durch Brennen schwarz gemacht ist. Schön verzierte Löffel der Betjuanen theilt Lichtenstein (Th. II. Taf. 3. Nr. 5.) mit. Einen Löffel aus röthlichem Holze, dessen Stiel eine Giraffe vorstellt, besitzt das Dresdener Königl. historische Museum*). Sehr einfach sind die Löffel aus Horn und Leder.

Die Handarbeiten

der Africaner sind nicht minder mannichfaltig, als die der Steppennomaden, und sie entwickeln dabei jene Geschicklichkeit, welche allen Völkern auf diesen Stufen der Cultur eigen ist. Ihre Geräthe und übrigen Handwerke sind zweckmäßig, dauerhaft und mit möglichster Vollendung gearbeitet, es ist die gehörige Zeit und Mühe darauf verwendet, und daher haben sie auch die Sauberkeit, die wir an den Werken der Thiere, wie der Bienen, der Vögel, ja an allen Naturproducten stets finden, und an den Producten höher cultivirter Nationen vermissen. Wir lernten die Africaner als geschickte Hausbauer und Töpfer kennen, und wollen nun auch ihre übrigen Leistungen in Anfertigung der Kleidung und der Geräthe selbst näher betrachten.

Um die Fäden zu ihren Flechtwerken und Geweben herzustellen, benutzen die Africaner mancherlei Pflanzen; zu den größeren die Binsen, Gras und Bambusrohr, das man spaltet. Die Hottentotten fertigen ihre Matten, die sie zur Bedeckung ihrer Hütten brauchen, aus einer Art Rohr oder Schilf, dessen Halme sie parallel neben einander legen, und auf Sehnen oder Darmschnüre oder auch europäische Faden reihen (Sparrmann S. 187). Die Matten der Bullamer werden aus gespaltenem Bambusrohr oder Gras gemacht und mit eingewebten Mustern und Farben verziert, man hat aber auch deren ganz ungefärbte (Winterbottom S. 128).

Die Einwohner von Fida fertigen Matten aus einer Grasart (Cyperus), die daumenbreit und über eine Elle lang ist. Sie legen die Blätter einige Tage in die Sonne, wodurch sie abwelken und eine strohgelbe Farbe annehmen. Die Blätter werden dann in Faden zerrissen und gewebt (Spert S. 146); von derselben Art sind die Matten von Cabinda, welche in Loanda vinte cienque heißen, weil sie 25 Reis gelten, und im Handel und Verkehr als Geld angewendet werden. Diejenigen, welche ich der Güte des Herrn D. Tams verdanke (Nr. 1781 m. S.) sind 22 Zoll lang, 21 Zoll breit, und haben einen 4 Zoll breiten Rand. Das Geflechte ist überaus nett und sauber.

*) Taf. VI. Nr. 8.

Um Gewebe herzustellen, benutzen die Neger die **Baumwolle**, die in Senegambien, wie in Guinea und Congo wild wächst, ohne jedoch besonders sorgsame Pflege darauf zu verwenden (Winterbottom 132). Die Neger spinnen die Baumwolle an einer mit Lehm beschwerten Spindel, die sie mit einer großen Muschel oder einer hölzernen Schüssel herumdrehen, indessen sie den Faden zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen der andern Hand hindurchlaufen lassen. Das Gespinnst ist zart und gleich, und wird gefärbt (Winterbottom S. 132). Die Mandingoweiber bereiten die Baumwolle zum Spinnen, indem sie selbige in geringer Menge auf einen glatten Stein oder ein Stück Holz legen, und die Samenkörner mit einer dicken, eisernen Walze herausrollen (Mungo-Park S. 328).

Das **Weben** wird an der Sierra-Leona-Küste und bei den Mandingos von den Männern verrichtet. Der Webstuhl ist klein und tragbar, und wird bei schönem Wetter vor dem Hause aufgestellt. Die Construction ist im Wesentlichen die des europäischen, nur daß er schmal ist, und man nur Zeuche von 4 bis 6 Zoll Breite fertigen kann (s. Winterbottom S. 134. Mungo-Park S. 329 und Bowdich S. 413. Caillié I. 446).

Endlich finden wir auch hier in Africa an der Guineaküste ein Pflanzenzeuch, das wir bereits in America kennen lernten (s. o. Th. II. 42), und das wir in größerer Vollkommenheit in der Südsee werden kennen lernen. Man findet nämlich Bäume (sagt Römer S. 174), deren Bark oder Rinde sich wie Schaf- oder Lammsfell gerben läßt. Die Schwarzen ziehen den Bark vom Baume, trocknen und klopfen denselben, und tragen ihn als eine Schärpe; er ist so weich, und sogleich so zähe, daß er eben so gute Dienste leistet, als ein zubereitetes Schaffell. Auch in Congo ist dieses Pflanzenzeuch zu Hause; der Baum, der dasselbe liefert, heißt Morrone (Merolla viaggio nel regno di Congo S. 94).

Die Neger verstehen nicht minder, als die Polarnomaden und Mongolen, die verschiedenen Pflanzen zur **Färberei** zu benutzen. Die Neger der Sierra-Leona-Küste färben Pflanzenstoffe dadurch roth, daß sie dieselben mit den Spänen von Kamholz in Wasser absieden. Schwarz erhalten sie durch Abkochen eines Kißkiß genannten Baumes, der schwarze, den Weintrauben ähnliche, Beeren trägt. Gelb liefert die Rinde eines andern Baumes. Blau liefert der Indigo (Winterbottom S. 128). Die Guineaneger färben blau sehr gut, roth schlechter, grün und gelb gar nicht (Römer 173). Die Aschantis haben ein rothes und ein gelbes Färbeholz, grün stellen sie her, indem sie dasselbe mit ihrer vortrefflichen blauen Farbe mischen, die sie aus einer dem Indigo ähnlichen Pflanze ziehen (Bowdich S. 414).

Unter allen Farben der Neger ist die beßte das Blau, das sie aus einer Pflanze ziehen, welche, wenn nicht der Indigo selbst, doch eine demselben verwandte und ähnliche Pflanze ist, die sich an der

Sierra-Leona-Küste, im Innern bei den Mandingos, und in Congo wiederfindet, und wild in den Wäldern wächst.

Caillié (II. 57) sagt, daß in der ganzen Umgebung von Timeh der Indigo wild und ohne Pflege aufwächst, und daß die Frauen ihre Baumwollenfäden damit auffärben, welche die Männer verweben. Sie reißen die Blätter von der Pflanze, stoßen sie klein, bilden sie zu kleinen Broten, und lassen sie an der Sonne trocknen. Dann zerquetscht man diese Brote, und wirft sie in einen großen irdenen Topf, gießt kaltes Wasser auf, und bedeckt denselben. Die Farbe weicht nun, und man läßt sie so 24 Stunden gähren; dann setzt man als Lauge Wasser dazu, worin Strohasche aufgelöst ist. Die Stoffe, die man färben will, steckt man hierauf in den Topf, und läßt sie eine ganze Nacht und noch einige Stunden darüber drinnen. Man gießt dann immer wieder Wasser zu, da man mit denselben Blättern eine ganze Woche färben kann, doch ist die erste Färbung freilich die beste. Die Bewohner der Goldküste nehmen zu ihrer blauen Farbe zwei Pflanzen, eine Bignonia und eine Tabernaemontana, welche mit der Asche der Palmnuß gelaugt wird. Das Verfahren ist übrigens ganz wie bei den Negerinnen von Timeh (Winterbottom S. 133. Mungo-Park S. 329 und Bowdich S. 414 f. Dazu Douville I. 81).

Die Hottentotten und Kaffern, deren Kleider meist aus Leder bestehen, wenden vorzügliche Sorgfalt auf die Gerberei. Die Häute, welche die Hottentotten zur Bedeckung der Hütten brauchen, werden nicht besonders bereitet, außer daß sie geklopft und gerieben werden, die Haare bleiben darauf sitzen. Diejenigen Häute aber, welche sie zu ihren Riemen anwenden, unterliegen einer sehr sorgfältigen Bearbeitung. Man breitet die dazu bestimmte Haut auf der Erde aus, und bestreut die Haarseite mit Asche, welche man stark mit Wasser anfeuchtet. Dann wird sie zusammengewickelt, und muß 24 Stunden in der heißen Sonne liegen und schwitzen. Läßt sie die Haare fahren, wenn sie aufgewickelt wird, so rauft man sie aus, außerdem muß die Haut noch länger schwitzen. Während man die Haut enthaart, wird sie zwischen den Händen stark und stät gerieben, um sie weich und zähe zu machen, und Fett hineingerieben. Daraus schneiden sie Riemen oft von 2 Klafter Länge, und 2 Finger Breite, die überaus zäh und dauerhaft sind (Kolbe S. 507 ff.).

Die Kaffern gerben die Ochsenhäute, welche sie als Mantel gebrauchen, auf folgende Weise. Es wird eine Vorrichtung, ähnlich den Schlichtbäumen der deutschen Gerber, aus vier Pfählen gemacht. Die zwei Seitenpfähle werden mit dem unteren Ende in die Erde gesteckt, und an den Zaun des Viehkrals angelehnt; an den oberen Enden haben sie Zacken, auf welche ein dritter Pfahl querüber gelegt wird; der vierte Pfahl wird auf der Erde mit hölzernen Haken an die Enden der Seitenpfähle befestigt. Hierauf wird die Haarseite

der Haut naß gemacht und mit Kuhmist bestrichen; die Aasseite wird mit warmen Wasser gut angefeuchtet, und durch die Löcher, die beim ersten Aufschlagen entstehen, mit Riemen auf die vier Pfähle ausgespannt. Dann wird die Aasseite mit Beilen, nach Art des Schlichtens bei unsern Gerbern, so lange geschabt, bis die Poren der Haare zum Vorschein kommen. Zwei Männer müssen angestrengt arbeiten, um in einem Tage die Haut fertig zu machen, die aber auch überaus gleichmäßig bearbeitet ist. Was abgeschabt und bei uns zu Leimwasser gebraucht wird, das kochen die Kaffern, und essen es als Delicatesse (Döhne Kafferland S. 38). Um diese Bearbeitung zu vollbringen, wird aus dem Beile der Stiel genommen. Sobald sie Statt gefunden, läßt man die Haut trocknen, indem man sie auf dem Boden, die Haarseite nach unten, ausspannt, und mit einer Lage von Aloeblättern kreisförmig kratzt, wodurch sie rauh wird. Nach abermaliger Abtrocknung wird sie mit zerlassenem Ochsenfett und Nierenmark, oder auch mit Butter bestrichen, und zwischen den Händen geschmeidig gerieben. Endlich wird die äußere Seite mit Röthel und Wasser bestrichen, und mit dem Fette vereinigt (Alberti S. 40).

In ähnlicher Weise behandeln auch die Fuiahs das Leder, das sie auch schön gelb und roth färben, und zu Schuhen, Köchern, Zäumen zu bearbeiten verstehen (Winterbottom S. 126).

Wie bei den Mongolen, finden wir auch bei allen Africanern die Kenntniß und Benutzung der Metalle. Die Hottentotten verstanden schon vor der Ankunft der Europäer das Eisen aufzufinden und zu schmelzen, eben so die Kaffern, Marutzis und die Neger, die außerdem auch dem Golde eifrigst nachstreben.

Die Hottentotten halten das Eisen für das nützlichste Metall, und können den Eisenstein recht gut herausfinden. Sie graben dann ein rundes oder viereckiges Loch, etwa 2 Fuß tief, in die Erde, und schüren darin ein tüchtiges Feuer an; wenn es gehörig durchhitzt ist, wird der Eisenstein hineingelegt, und ein heftiges Feuer darum und darüber gemacht, bis endlich das Eisen schmilzt und flüssig wird. Neben dem ersten Loche ist ein zweites 1 oder 1½ Fuß tiefer gelegt, und aus dem ersten führt eine Rinne in dasselbe, durch welche das flüssige Eisen abfließt und darin erkaltet. Am nächsten Tage ist das geschmolzene Eisen erkaltet, und wird nun zu beliebigem Gebrauche in Stücken geschlagen. Die Schmiede arbeiten nur mit Steinen, ein Stein dient als Ambos, ein anderer als Hammer, und so fertigen sie die Hassagaien, die sie dann auf Steinen schleifen (Kolbe S. 515).

Die Schmiede der Kaffern sind noch geschickter als die Hottentotten, und haben ebenfalls ihre eigenthümliche Art der Bearbeitung des Eisens. Sie brennen sich zuvörderst Kohlen, dann machen sie aus Lehm einen kleinen Hügel, der 2 Fuß breit, 1½ Fuß hoch, rund, hohl, und mit zwei Löchern versehen ist. Das ist ihre Esse. Zwei Säcke von Ziegenfellen, an deren Ende zwei ausgehöhlte Hörner befestigt

sind, bilden den Blasebalg. Das Eisen wird nun zuerst in der Esse durch ein kleines Kohlenfeuer heiß gemacht, dann mit einem runden Steine vierkantig gehämmert, wenn sie eine Hassagaie machen wollen, mit Lehm bestrichen, damit es nicht verbrenne, am Feuer geschweißt, nochmals vierkantig glatt gehämmert, ausgereckt, zugerichtet, wieder gehämmert, damit die rechte Form herauskommt, und dann völlig ausgearbeitet. So fertigen sie auch Beile und Nadeln. Aus Messing, das sie von den Europäern erhalten, machen sie Arm- und Fußringe und Gürtel (Döhne Kafferland S. 36. Alberti S. 117).

Die Marutzis suchen den Eisenstein auf (Campbell I. 216), und schmelzen denselben in Oefen, die sie aus Lehm bauen, welche oben ein rundes Loch, unten aber zwei sich gegenüber stehende Oeffnungen haben, damit das Feuer desto mehr vom Windzuge angefacht werde (Campbell I. 228). Ihr Amboß ist ein Feuerstein, der Hammer aber gleicht dem der europäischen Schmiede, und ist von Eisen mit hölzernem Stiele (Campbell I. 230), von 2 bis 3 Pfund Gewicht, an Statt der Spitzhämmer dient ein Stein (derselbe I. 245). Sie fertigen aus Eisen Aexte, Messer, Hassagaien, Rasirmesser, Ahlen, Drillbohrer, Schmiedezangen, Hämmer, Ringe, Perlen; aus Kupfer aber Arm- Fuß- und Ohrringe und Perlen (Campbell I. 276). Ihr Eisen ist dem Stahle gleich, ein Messer gilt ein Schaf, eine Art einen Ochsen (derselbe I. 277).

So ist es auch bei den Guineanegern, die ebenfalls das Eisen sehr gut zu bearbeiten verstehen, und dazu nur geringe Werkzeuge haben. Auch ihnen dient ein Stein als Ambos, außerdem haben sie zwei oder drei Hämmer, eine Zange und einen kleinen Blasebalg, der drei und mehr Röhren hat (Bosman S. 150).

Bei Pola und Bele sah Caillié die Eisenschmelzen der Bambaras, welche das Eisen auch gegen Salz vertauschen (II. 139 149). Die Neger von Wassulo fertigen aus Eisen Dolche, Armringe, Hacken und Aexte (Caillié I. 449), die Mandingos Glocken für die Caravanen von Jenne (Caillié II. 68). Im Gebirge von Lantegue sah derselbe Reisende (I. 270) große Eisenschmelzöfen, die 5 bis 6 Fuß hoch waren, und 18 bis 20 Fuß Durchmesser hatten. Sie hatten vier Zuglöcher an der Basis. Im Gebirge ist der Eisenstein sehr häufig.

Die Aschantis sind geschickte Schmiede, die Schwerter und dergl. fertigen, doch behauptet Bowdich (S. 417), daß sie nicht verstehen, den Eisenstein auszuschmelzen. Auch die Fulaher fertigen alle nöthigen Werkzeuge aus Eisen (Winterbottom S. 127).

Im Innern von Africa findet sich das Eisen in so großer Fülle, daß es als Handelsartikel auch an andere Völker ausgeführt werden kann. Einen Eisenschmelzofen von Kamalia beschreibt Mungo-Park: „Der Schmelzofen war ein cirkelförmiger Thurm von Lehm, 10 Fuß hoch, und 3 Fuß im Durchmesser. Er war an zwei Orten mit

einem Geflechte eingefaßt, um den Lehm zu verhindern, durch die Hitze des Feuers zu bersten und auseinander zu fallen. Rund um den untern Theil, mit dem Boden gleich, aber nicht so tief als der Boden des Ofens, der ein wenig höher war, hatte man sieben Oeffnungen angebracht, in deren jede man drei Röhren von Lehm gesteckt, und die Oeffnungen wieder so verklebt hatte, daß keine Luft in den Ofen als nur durch diese Röhren eindringen konnte, durch deren Oeffnung oder Schließung das Feuer geleitet wurde. Die Röhren stellte man dadurch her, daß man ein Gemisch von Lehm und Gras um ein glattes Rollholz klebte, welches, sobald der Lehm hart wurde, herausgezogen, und die Röhre in der Sonne getrocknet wurde. Der Eisenstein, den ich sah, war sehr schwer, von einer matten, rothen Farbe, mit grauen Flecken. Er wurde in Stücken, von der Größe eines Hühnereies, zerschlagen. Zuerst ward ein Bündel sehr trocknes Holz in den Ofen gelegt und mit vielen Holzkohlen bedeckt, die man fertig gebrannt aus dem Walde brachte. Hierüber wurde eine Schicht Eisenstein gelegt, darauf eine andere von Holz und so fort, bis der Ofen voll war. Das Feuer wurde durch eine der Röhren entzündet, und während einiger Zeit mit Blasebälgen aus Ziegenfell angefacht. Die Gluth entwickelte sich langsam, und es vergingen einige Stunden, ehe die Flamme aus dem Ofen emporstieg. Dann aber brannte es heftig während der ganzen ersten Nacht. Die dabei stehenden Leute warfen von Zeit zu Zeit Kohlen in den Ofen. Am folgenden Tage war das Feuer nicht so wild, und in der zweiten Nacht wurden einige Röhren herausgezogen und mehr Luft in den Ofen gelassen. Die Flamme schlug immer noch einige Fuß über den Gipfel des Ofens heraus. Am dritten Tage wurden alle Röhren herausgenommen, deren Enden zum Theil verglaset waren. Nachdem alles gehörig verkühlt war, wurde ein Theil des Ofens niedergerissen, und nun lag das Eisen als eine große, unregelmäßige Masse da, an welcher noch Stücken Holzkohle festsaßen. Es war klingend, und sah auf dem Bruche körnicht wie zerbrochener Stahl. Das Eisen wird, wenn es bearbeitet werden soll, in einer Esse, die durch zwei Blasebälge in Gluth erhalten wird, erhitzt. Auch wenden die Schmiede beim Schmelzen ein Laugensalz an, das aus der Asche verbrannter Maisstengel gezogen wird (Mungo-Park S. 331 ff.)."

Außer dem Eisen tritt uns jetzt dasjenige Metall zum ersten Male entgegen, das wohl den meisten Einfluß auf die Entwickelung, wie auf den Verkehr der Menschen gehabt hat, das Gold*), das unter allen Metallen am Frühesten bearbeitet wurde, da es sich gediegen auf der Erdoberfläche findet, und durch seinen Glanz und seine Farbe die Blicke der Menschen auf sich lenkt. In Africa kommt es

*) Siehe W. H. C. R. A. von Ungern-Sternberg Geschichte des Goldes. Dresden 1835. 8.

in Klumpen und als Sand vor. Der König von Akara hatte vor seiner Thüre ein Stück gediegen Gold liegen, das so groß wie ein Scheffel (muid), und im ganzen Lande als ein gewaltiger Fetisch angesehen wird (Desmarchais voyage en Guinée et en Cayenne. 1725. I. 379. S. die Nachweisungen anderer großer Goldmassen in Africa, in der allgemeinen Historie der Reisen IV. 235).

Das Gold Africas wird seit den ältesten Zeiten gesucht, und im Caravanenhandel nach Asien geführt. In früherer Zeit kannten die Neger den eigentlichen Werth desselben gar wenig. In dem alten Reiche Benin machte man Werkzeuge davon, die man jetzt aus Eisen fertigt, und Eisen war den Negern weit schätzbarer als Gold. Sie machten Hacken und Kapmesser aus Gold, um das Gebüsche abzuhauen und die Saat in die Erde zu bringen (Römer S. 97). Die Africaner kennen seit uralter Zeit die Bearbeitung des Goldes, das sie sowohl aus der Erde graben *), als auch aus dem Sande herauswaschen. Das Letztere geschieht theils in den Flußbetten, namentlich bei großen Wasserfällen, theils in der See. Das Goldwaschen verstehen die Neger trefflich. In Bambuk **) gehört das Gold den Gemeinden. Während der achtmonatlichen trocknen Jahreszeit findet die Goldwäsche Statt. Man gräbt auf den Bergen selbst oder an dem Fuße derselben Löcher bis 20 Fuß Tiefe, wie einen Brunnen, in die Erde, die sie nicht erst auszimmern. Geschieht ein Unglück, so ist der Teufel die Ursache davon. Die Erde wird oft schon eine Elle unter der Oberfläche goldhaltig, d. h. es finden sich darin kleine Goldkörner wie Grütze oder Hirse, zu Zeiten aber auch größere. Die Gruben haben 6 Fuß Durchmesser; wird sie tiefer als 6 Fuß, so stellt man zwei Leitern von Bambus hinein, die sehr fest sind, deren eine zum Absteigen, die andere zum Auffahren dient, und deren jede 5 Fuß lang ist. Daran steigen die Frauen aus und ein, welche die mit goldhaltiger Erde gefüllten Körbe nach dem Wasser tragen. Je tiefer die Gräber in die Erde kommen, desto mehr Leitern werden eingesetzt. In einer Grube arbeiten niemals mehr als zwei Gräber, deren einer die Erde loshaut, während sie der andere in den Korb füllt. Eben so sind auch nur zwei Frauen mit dem Fortschaffen der Erde beschäftigt. Die Gräber bleiben nur zwei bis drei Stunden in der Grube, und werden sodann von anderen abgelöst, eben so die Frauen, die auch, wie die Männer, vollkommen nackend arbeiten.

Die Frauen theilen den Inhalt eines Korbes in kleinere Abtheilungen, schlagen die Erdklöße klein, sondern Eisenstein und Schmirgel davon ab, und thun sie darauf in Calebassen, die halb mit Wasser angefüllt sind. Sie schwingen dieselben lange Zeit, entfernen die

*) So in Bonan, Caillié II. 145.
**) Golbery voyage en Afrique I. 434 ff. Isert S. 200. Bosman S. 107 ff.

größeren Stücken, und wiederholen die Waschung so lange, als sich noch Gold in der Erde findet. Je tiefer die Grube wird, desto häufiger findet man Schmirgel und Gold, bei 20 Fuß trifft man Goldkörner.

Um Akra wird auf ähnliche Weise verfahren. Anstatt der Leitern legen sie die Gruben schräg an, und lassen Stufen stehen, die anderthalb Ellen hoch sind. Die Erde, die sie aus den ersten 6 oder 10 Ellen der Grube nehmen, wird, wenn sie zu geringhaltig ist, weggeworfen, und an einem anderen Orte eingeschlagen. Die Erde wird an einem Wasser geprüft. In reichhaltigen Gruben arbeiten die Neger zu gleicher Zeit in die Tiefe und seitwärts, daher es nicht selten geschieht, daß fünfzig, ja hundert Menschen darin lebendig verschüttet werden. So wie die Regenzeit eintritt, füllen sich die Gruben mit Wasser, und sie müssen nachher neue anlegen, die entfernt von den alten sind. Indessen hat doch manche Grube fünfzig bis sechzig Stufen, worin dann verhältnißmäßig viele Arbeiter sind. Einige stoßen die Erde los, andere füllen die Tröge an, auf jeder Stufe steht einer, der die Tröge herausreicht, und die ledigen wieder in Empfang nimmt. Die Erde wird nach dem Flusse oder Bache geschafft; zuerst wird die Erde durchknetet und die kleinen Goldstücken herausgenommen, das Uebrige wird gewaschen. Finden sie in der Grube ein Stück Gold, das über zwei Unzen schwer ist, so wird ein junges oder altes Huhn in die Grube geschafft und an dem Orte getödtet, wo das Gold gelegen hat. Für größere Stücke opferte man Schafe, Rinder, ja einen Menschen. Einst fand man in einer Grube eine ganze Goldklippe, und meldete dieß dem Könige Frempung; dieser zog seine Vornehmen zu Rathe, und man kam zu dem Entschlusse: „weil diese Klippe Mutter oder Vater der kleineren Stücke Goldes seyn müsse, so solle sich Niemand unterstehen, sie anzurühren, sondern sie stehen lassen und an einem anderen Orte anfangen" (Römer Guinea S. 148 ff. Dazu Bosman S. 106 ff. u. Caillié I. 417. 419). In ähnlicher Weise verfuhren auch die Mandingos in Inner-Africa, welche Mungo-Park (S. 353) besuchte.

Außerdem wird nun auch das Gold, was sich im Sande der Flüsse findet, fleißig aufgesucht, und dieß ist, gleich der vorigen Goldwäsche, ebenfalls ein Geschäft der Weiber. So begeben sich die Strandneger bei Akra an die Küste, und sammeln den von der See ausgeworfenen Sand in Mulden, füllen Seewasser auf, und erhalten durch fleißiges Schlämmen ein wenig Gold; im beßten Falle bekommt eine Frau täglich für einen Thaler Ausbeute (Isert. S. 200). Eben dieselbe Methode sah Hutton bei Cape Coast (S. 305), wo die Weiber gemeinschaftlich den Sand, jede in zwei bis drei Calebassen, sammeln und schlämmen. So wird auch im Innern von den Mandingos in den Strombetten verfahren. Dort versammelt das Oberhaupt an einem bestimmten Tage die Weiber zur Goldwäsche. Jede bringt einige Calebassen mit. Am Morgen des ersten Tages wird ein Büffel ge-

schlachtet und dabei Gebete und Zauberformeln hergesagt. Ein übles Vorzeichen ist es, wenn gleich am ersten Tage kein Glück Statt findet. An höher gelegenen Stellen des Flusses, wo der Sand weggeschwemmt ist, und nur kleine Kiesel übrig sind, heben die Weiber diese auf, und finden dann und wann Goldstücken darunter; diese Arbeit ist aber sehr beschwerlich, da oft die Haut von den Fingern abgeschunden wird. Der Goldstaub wird in Federkielen aufbewahrt (Mungo-Park S. 352), die mit Baumwolle verstopft werden (dazu Bosman S. 108).

Die Neger kennen die Beschaffenheit des Goldsandes sehr genau; im Verkehr mit den Europäern haben sie auch gelernt, das Gold zu verfälschen. Schon Bosman bemerkt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß das Gold aus Dinkira, was in Gestalt von Fetischen kommt, zum Theil zur Hälfte mit Silber gemischt ist, zum Theil auch mit Erde verunreinigt wird. Sie machen auch Goldstaub, der mit gefeiltem Erz verfälscht ist. Sie gießen ferner Stücke, an welchen rund umher von der Dicke eines Messers feines Gold sitzt, das Innere besteht aber aus Erz oder Eisen; dann wird noch aus Corallen falsches Gold gemacht (Bosman S. 110).

In Bearbeitung des Goldes sind die Neger sehr geschickt, und sie fertigen mit den allereinfachsten Werkzeugen die niedlichsten Arbeiten, namentlich die Aschantis und Fulahs. Letztere fertigen feine Kettchen, auch Hutschnuren, welche sie aus Gold und Silberdrath außerordentlich fein zusammenflechten (Bosman S. 160). Besonders geschickte Goldgießer sind die Bewohner von Dagwumba. Sie fertigen z. B. für Ringe das Modell aus Wachs, und überziehen dasselbe mit einer Mischung von Thon und Kohlen, die man nachher in der Sonne trocknet. Man läßt eine Oeffnung, an welcher man einen kleinen Trichter anbringt. Dann schmelzt man zuvörderst das Wachs heraus, und gießt nun das geschmolzene Gold in die Form. Um dem Golde eine eigenthümliche Farbe zu geben, wird es mit einer Lage von fein gemahlenem, rothen Ocher, Inchuma genannt, umhüllt und in siedendes Wasser gesteckt, worin ebenfalls Ocher und Salz aufgelöst ist. Nachdem man es darin eine Viertelstunde gesotten hat, wird es herausgenommen und sorgfältig gereinigt (Bowdich S. 415).

Die Goldarbeiten der Mandingos sind weniger fein, die Ohrringe, Halsbänder sind sehr massiv (Mungo-Park S. 357). Die Aschantis fertigen auch Waffen, Tabakspfeifen u. dgl. aus Gold.

Das Familienleben

der Africaner ist im Ganzen genommen nicht anders als das, was wir bisher bei den Americanern und im Norden gefunden haben. Die Frau steht auf niederer Stufe, ist die Sclavin des Mannes, und wird,

wie ein Geräthe oder ein Lastthier, wenn sie unbrauchbar, durch ein anderes ersetzt.

Bei den Hottentotten finden wir sogar, wie bei den Südamericanern (s. o. Th. II. S. 83), daß die Eltern neugeborene Mädchen tödten. Sie begraben theils das Kind lebendig, indem sie es in die von einem Stachelschweine, Tiger oder anderem Thiere ausgegrabene Höhle legen, und Erde und Steine darauf werfen, oder es an einen Baum binden, wo es sich todtschreien und verhungern kann, bis ein Raubthier es verzehrt, oder sie begnügen sich auch, das Kind in irgend ein Gebüsch hinzuwerfen (Kolbe S. 444). Dabei ist bemerkenswerth, daß die Hottentotten sich scheuen, solche dem Tode geweihte Mädchen an Europäer zu überlassen, wenn sie wissen, daß sie diese in Spiritus aufbewahren wollen (ders. S. 446). Bei den Kaffern, wie bei den Negern, ist die Frau die Dienerin, die der Mann sich kauft, und deren er, wenn er sonst die Mittel hat, mehrere zu besitzen strebt. Bei den Kaffern besteht der Kaufpreis gemeiniglich in Rindern, meist nicht über zehn Stück (Alberti S. 98); die Eltern bestimmen den Preis, das Mädchen wird nicht um seine Einwilligung befragt, obschon der Bräutigam sich um dessen Gunst bewirbt. Ist der Handel geschlossen, so finden sich die Eltern und Verwandten der Braut mit ihr selbst auf dem Wohnplatze des Bräutigams ein, wo das Oberhaupt der Horde mit seinem Gefolge, die Verwandten des Bräutigams und die gesammte Nachbarschaft zusammenkommt. Jetzt muß sich die Braut der genauesten Beaugenscheinigung unterwerfen, welche durch die weiblichen Anverwandten des Bräutigams an einem abgesonderten Orte vorgenommen wird, und die Untersuchung aller Theile ihres Körpers betrifft. Nun wird reichlich Vieh geschlachtet und verzehrt, man tanzt und singt, und lebt vier Tage in Freuden. Am vierten Tage wird die Braut, nachdem dieselbe durch ihre Gespielinnen frisch gefärbt worden, von zwei Mädchen gänzlich entkleidet und nur um die Hüften geschürzt, unter den Hochzeitgästen umhergeführt und endlich vor das Oberhaupt der Horde, welches sich mit seinem Gefolge deßhalb in einem Viehzwinger niedergelassen, gebracht. Dieses bezeigt ihr seine Zufriedenheit über ihre Verheirathung, und erklärt: „daß sie nun hinfort die Haushaltung ihres Mannes mit Eifer und Tüchtigkeit zu besorgen, besonders den Landbau fleißig zu betreiben, und sich überhaupt als brave Hausfrau zu betragen habe, damit keine Klage über sie eingebracht werden könne." Nachdem die Braut in ihre Gesellschaft zurückgebracht worden, erscheint der Bräutigam, dem das Oberhaupt bedeutet: „daß, da er nun seine väterliche Hütte verlasse, und seine eigene Haushaltung anfange, er derselben als Mann vorstehen, und sich als solcher betragen müsse; daß er nicht allein zu sorgen habe, daß es nicht an Fleisch und Milch zum Unterhalte für seine Frau und Kinder fehle, sondern auch darauf bedacht seyn müsse, das Oberhaupt selbst, so wie auch auch andere

Gäste, welche sich bei ihm einfinden möchten, gehörig bewirthen, und endlich die dem Oberhaupte schuldigen Abgaben entrichten zu können." Endlich wird der Braut durch die anwesenden Männer ein Körbchen mit Milch überreicht, mit dem Bemerken, daß dieselbe von den Kühen des Bräutigams sey, davon sie vom Augenblicke ihrer Verlobung an bis jetzt nicht hatte trinken dürfen. Während nun die Braut trinkt, macht die Gesellschaft fröhliche Sprünge und Geberden, und ruft: „sie trinkt die Milch!" was für eine unauflösliche Verbindung der Braut mit der Familie des Bräutigams gehalten wird. Nach der Hochzeit bleiben einige Anverwandtinnen noch einige Zeit bei der jungen Frau, um derselben die Hütte zu erbauen, und ihre Haushaltung einrichten zu helfen. Es kommt vor, daß Eltern die Verheirathung ihrer Tochter mit einem jungen Manne vorzugsweise wünschen, ihm dieselbe antragen lassen, und deßhalb bei seinen Aeltern anfragen. Er behält sich dann gemeiniglich vor, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, was in der nächstfolgenden Nacht geschieht. Erlebt ein Vater nicht die Verheirathung seiner Tochter, so tritt deren ältester Bruder an dessen Stelle, der von dem eingehenden Viehe einen Theil an seine jüngeren Brüder abgiebt. Eine Wittwe kehrt in ihre Heimath zurück, und ihre abermalige Verheirathung bringt ihren Verwandten neue Vortheile und Geschenke, doch sind dabei weniger Feierlichkeiten angestellt. Bis dahin, daß eine Frau das erste Kind zur Welt gebracht hat, genießen deren Eltern keine Milch von den Kühen, welche sie für dieselbe erhalten haben; nachdem dieses aber geschehen, geben sie den Eltern ihres Schwiegersohnes auch einige Stücke Vieh, und dieser theilt kleine Geschenke unter die Geschwister seiner Frau aus. Verschwägerte Familien bezeigen sich überhaupt bei allen Gelegenheiten gegenseitig freundschaftlich gegen einander. Stirbt eine Frau im Alter der Fruchtbarkeit, ohne wirklich Kinder zu hinterlassen, so muß dem Wittwer das Vieh zurückerstattet werden. Oheim und Nichte heirathen sich nie; Schwiegervater und Schwiegertochter vermeiden, ohne Zeugen zusammenzukommen, eben so Schwiegersohn und Schwiegermutter. Der Mann enthält sich der Frau, so lange sie ihr Kind säugt, entschädigt sich jedoch anderweit. Arme Männer haben nur eine Frau, reiche, namentlich Oberhäupter, jedoch mehrere, doch kaum über sieben bis acht, gewöhnlich nur zwei bis drei, die friedlich beisammen wohnen, und die Arbeit gemeinschaftlich verrichten. Stirbt eine Frau, so nimmt sich die überlebende ihrer Kinder wie ihrer eigenen an. Der Vater macht keinen Unterschied zwischen den Kindern der verschiedenen Frauen. Tritt Uneinigkeit ein, so weicht die jüngere der älteren Frau, sie muß die gemeinschaftliche Hütte verlassen, und sich eine besondere erbauen. Ehetrennung findet nur selten Statt. Ehebruch wird nur durch die Frau begangen, da der Mann für alle Frauen geschaffen ist. Der beleidigte Mann hat jedoch das Recht, den Verführer auf der Stelle zu tödten, was jedoch nicht leicht ge-

schieht, da es der beleidigte Ehemann für vortheilhafter findet, sich beim Oberhaupte der Horde zu beklagen; die Strafe ist dann eine Anzahl Vieh, dessen eine Hälfte dem Oberhaupte, die andere dem Beleidigten zufällt. Die Frau wird nicht bestraft, da sie stets als die Verführte betrachtet wird (Alberti S. 101 ff. Döhne S. 27 ff.).

Bei den Negern ist die Dienstbarkeit der Weiber eben so allgemein, aber drückender, da die Geschäfte mehrfacher und mühseliger sind. Man betrachtet allgemein die Weiber als Wesen geringerer Art, als geborne Sclavinnen der Männer, mit denen sie nicht an einem Tische essen dürfen; sie müssen warten, bis jene ihre Mahlzeit beendigt haben, und erhalten dann nur die Ueberbleibsel. Sie bedienen die ganze Familie, kochen, waschen, stoßen Reis und reinigen denselben von den Hülsen; sie müssen auf dem Felde das Gestrüpp weghauen, den Boden bearbeiten, die Früchte sammeln, das Salz bereiten, das Gold waschen, und auf Reisen das Gepäck tragen (Winterbottom S. 192). In Wassulo müssen die Frauen ihre Männer sogar knieend bedienen (Caillié I. 448. Hutton S. 160. Smith bei Tuckey S. 373. Caillié II. 69).

Die Vielweiberei ist allgemein, jeder nimmt so viel Frauen, als er ernähren kann, und man berechnet nach deren Anzahl seinen Reichthum. Der Mann beschäftigt sie nach Belieben (Winterbottom S. 193). Der König der Aschanti hat 3333 Weiber (Hutton S. 297), eine Anzahl, die stets mit größter Sorgfalt vollzählig erhalten wird, obschon der König niemals mehr als sechs auf einmal in seinem Palaste hat. Sie sind streng bewacht, und eingesperrt, und sie sehen Niemand, als ihre Verwandten, die sie am Eingange ihres Hauses sprechen dürfen. Die Anzahl wird nie überschritten. Der König verschenkt oft Weiber an ausgezeichnete Personen. Viele der Weiber hat der König nie gesehen. Wenn der König ein säugendes Kind heirathet, so wird dieß sogleich in das Haus gesperrt und streng dem Anblicke jedes Mannes aus seiner Familie entzogen. Wenn diese Frauen ausgehen, was selten geschieht, so sind sie von einer Menge kleiner Jungen umgeben, die mit Peitschen von Elefantenhaut jeden, der nicht augenblicklich aus dem Wege geht, oder mit geschlossenen Augen davonrennt, derb abprügeln. Zuweilen werden auch die Uebertreter noch mit schweren Geldbußen belegt. Diese Weiber sollen überaus köstlich leben (Bowdich S. 387 f. Vergl. Isert S. 195).

Die Bagos, Landamas und Nalus haben ebenfalls viele Frauen, Reiche deren wohl an zweihundert (Caillié I. 234), sie haben meist außer ihren wirklichen Ehefrauen noch eine Anzahl Beischläferinnen *).

*) Caillié sagt: Cette habitude (Polygamie) vient sans doute de ce que les mères ne souffrent l'approche de leur mari, que lorsque leurs enfans peuvent marcher seuls (I. 235).

Uebrigens herrscht unter den Frauen eines Mannes die größte Eintracht (vergl. Bosman S. 241).

Die Heirathen der Neger machen wenig Umstände; der Vater erhält von dem Bräutigam einen Preis für seine Tochter, z. B. ein Stück Zeuch, Rum u. dergl. (Winterbottom S. 193). Um Akra giebt der Bräutigam gewöhnlich so viel, als der Werth einer Sclavin beträgt. Ist man über diesen Preis einig, so wird der Tag der Hochzeit festgesetzt. Tags zuvor sendet der Bräutigam seine Geschenke an die Schwiegereltern, die gemeiniglich in sechs bis acht Leibgürteln aus Zeuch, einem Paar Anker Brantwein, einigen Dutzend Pfeifen, Tabak, verschiedenen Corallen, und einer Unze Boß (16 Thaler) bestehen. Ist Alles richtig befunden worden, so lassen die Eltern den Bräutigam wissen, er könne seine Braut morgen holen lassen, während welcher Zeit man Anstalt getroffen, daß genug Bier vorhanden ist. Am Mittage des nächsten Tages schickt der Bräutigam nach dem Hause seiner Braut, und läßt bitten, ob sie ihn nicht besuchen wolle? Sie kommt nun, festlich angekleidet, mit einem Gefolge bestens geschmückter Weiber, nach dem Hause des Bräutigams, wo man sich niederläßt. Brantwein, Bier und Palmwein wird vorgesetzt, einer jeden eine lange Pfeife überreicht, und gegen Abend beginnt nun der Tanz, der bis zum nächsten Morgen dauert. Speise wird gemeiniglich nicht gereicht. Oftmals verloben Eltern ihre Kinder sehr jung, ja es trifft sich, daß zwei Väter die Kinder ihrer schwangern Frauen für den Fall verloben, daß sie verschiedenen Geschlechts werden. Solch ein Versprechen muß erfüllt werden (Isert S. 195 ff.).

Bei den Aschantis findet bei der Verheirathung keine religiöse Ceremonie Statt (Hutton S. 86). Die Einwilligung der Braut ist nicht erforderlich. Major Gray war Zeuge, wie ein Mädchen von Kayaye, dessen Mutter ein Neger durch ein Geschenk gewonnen hatte, ohne weitere Umstände von ihrem künftigen Manne und einigen seiner Gefährten aus ihrer Beschäftigung herausgerissen und trotz alles Widerstandes mit Händen und Füßen, Kratzens und Beißens, nach dessen Wohnung geschleppt wurde. Eine Menge Menschen, worunter ihre eigenen Verwandten, sahen diese Gewaltthat mit an, und ergötzten sich daran; sie sagten der Entführten, daß ihre neue Lage sie bald zufrieden stellen würde (Gray et Dochard voyage en Afrique occ. S. 54).

Bei den Landamas fand Caillié (I. 235). eine Art Feierlichkeit. Nachdem der Bräutigam durch eine alte Frau oder einen Greis die Eltern seiner Zukünftigen gewonnen, und das letzte Geschenk an Rum, Tabak, Stoffen und Colatnüssen, welche stets von verschiedener Farbe seyn müssen, abgeliefert hat, verheirathet sie der Brautvater. Er nimmt eine weiße und eine rothe Colatnuß, theilt sie, und wirft von jeder eine Hälfte in die Luft, um eine glückliche Vorbedeutung zu gewinnen. Ist diese erfolgt, so ruft er seine Tochter, die von der

ganzen bisherigen Verhandlung noch nichts weiß, und ihren Bräutigam oft gar noch nicht kennt. Sie muß von jeder der geworfenen Colatnüsse ein Stück essen, und der Vater kündigt ihr nun in Gegenwart mehrerer Zeugen an, daß sie die Gattin dessen werden wird, der die Geschenke gesandt hat. Denselben Tag wird sie durch die Alten, welche die Unterhandlung geführt haben, ins Haus des Bräutigams gebracht, begleitet von ihren jungen Freundinnen, welche Loblieder singen. Eine alte Frau bereitet die Hütte vor, wo die Neuvermählten wohnen sollen. Nachdem sie die Hütte geleert, legt sie zwei weiße Tücher auf das Lager, welche am andern Morgen als Zeugniße der Keuschheit der jungen Frau, von Hand zu Hand gehen, und durch Gesang und Tanz gefeiert werden. Solche Feste währen gemeiniglich zwei bis drei Tage, wobei die Eltern der jungen Leute jedoch nicht anwesend sind, die sich erst etwa acht Tage nachher sehen lassen.

Die Bagos haben die Gewohnheit, ihre Kinder sehr früh zu verheirathen, wenn sie sieben bis acht Jahre alt sind; sie bewohnen dann ein und dasselbe Haus, und wachsen zusammen auf, wohl wissend, daß sie sich gegenseitig angehören. Der Knabe giebt jeden Morgen seiner Braut eine Flasche mit Palmenwein, welche ihm seine Eltern so lange liefern, bis er selbst welchen anschaffen kann. Die Kinder leben natürlich in bester Eintracht zusammen; man feiert ihre Hochzeit, sobald man merkt, daß das Mädchen nicht mehr Jungfrau ist, was gewöhnlich im eilften oder zwölften Jahre der Fall ist. Nun wird ein großes Fest gefeiert, man tödtet einen Ochsen, und ladet viele Gäste ein. An die Stelle der Braut giebt man ein Mädchen, das dort so lange bleibt, bis es heirathet (Caillié I. 244). Bei den Mandingos besteht der Preis einer Braut gewöhnlich in zwei oder drei Sclaven, welche die Brautmutter erhält (Caillié I. 342. Vergl. Römer S. 210. Caillié I. 390. Desmarchais I. 325. Mungo-Park S. 311. Degrandpré I. 101).

Bei den Congonegern wird die Braut ebenfalls vom Vater erhandelt. Vor der Hochzeit wird sie acht Tage lang in eine besondere Hütte gesteckt. Ein Zauberer geht zu ihr, beschneidet sie, und kehrt alle Tage zurück, um ihr den Schurz abzunehmen, und alle Theile ihres Leibes zu reiben und zu salben, während er die Götter für ihr Heil anruft. Dann wird sie von den Eltern abgeholt, bestens geputzt, und auf ein Gerüst vor die Hütte gestellt, wo man ihr in Geberden und den obscönsten Tänzen die Freuden schildert, die ihr bevorstehen. Das Fest dauert mit allen Ausschweifungen drei Tage. Darauf erhält sie der Mann. Die Eltern und alle Anwesende beugen sich vor ihr (Douville I. 57. 95. 106). Am Zaire werden die Bräute von oben bis unten mit rothem Ocher beschmiert (Tuckey S. 163).

Die Frauen sind die Sclavinnen der Männer, sie haben nur den Vorzug, daß der Mann sie nicht verkaufen darf, und daß die erste Frau vor den anderen einen gewissen Rang behauptet. An der Goldküste herrscht der seltsame Gebrauch, daß die Männer sich ihre Frauen borgen! Am Gabun fand Hutton die Sitte, daß die Fürsten, so wie ein Handelsschiff ankommt, dem Capitain oder dem Supercargo ihre Frauen bringen, und sie ihm zum Pfande für die abgeschlossenen Bedingungen und Verträge über die Lieferung von rothem Holze und Elfenbein überlassen, so lange er hier bleibt. Er hat dabei volle Freiheit, diese Damen nach seinem Belieben zu benutzen (Hutton S. 106).

In Guinea treiben die Neger noch eine andere Speculation. Sie nehmen möglichst viele Weiber, welche die Erlaubniß haben, andere Männer zu verführen, doch mit dem Bedingen, daß sie ihre Opfer dem Manne anzeigen. Der Mann hat nun das Recht, den Ehebrecher um 40 bis 90 Franken strafen zu lassen, oder, wenn er nicht zahlen kann, ihn als Sclaven zu verkaufen, eine Bestimmung, die bei allen Negern im Gebrauche ist. Je wohlhabender nun der Verführte ist, desto mehr muß er zahlen (Douville I. 163. 286. Bosman S. 242. 248). In Akra muß ein Neger, der die Frau eines Adlichen verführt, oder sich von ihr verführen läßt, drei Sclaven zahlen; der Umgang mit der Frau eines Königs bringt den Tod. Die Könige und Adlichen halten daher oftmals viele Weiber, um sich zu bereichern. Die Frauen werden sehr streng gehalten, ein Mann ist schon strafbar, wenn er sich auf die Matte einer fremden Frau setzt. Desto mehr Freiheit haben die Mädchen, die man sogar ermuntert, diese Freiheit recht zu genießen (Isert S. 185 f.).

In jedem Dorfe der Guineaküste hat man drei bis vier öffentliche Dirnen, welche durch öffentliche Ceremonien in ihr Handwerk eingeweiht werden. Sie geben den Gewinn ihrem Herrn, und werden von diesem mit Nahrung und anderweitem Unterhalte versorgt. So lange sie gesund bleiben, werden sie hoch geachtet, und die Europäer können ein Dorf nicht besser züchtigen, als wenn sie bei Zwistigkeiten ihre Dirnen wegnehmen; dann kommen alle Neger herbei, und bitten um ihre Freiheit. Werden diese feilen Dirnen krank, so verstößt sie ihr Herr, und alle Menschen verlassen sie, so daß sie elend umkommen (Bosman S. 254 f.).

Eine seltsame Sitte ist, daß bei den meisten Negervölkern eine Art Zuchtmeister für zänkische, ungehorsame und böse Weiber vorhanden ist. Im Allgemeinen werden die Weiber nicht besonders gut behandelt; die Weiber haben dagegen große Furcht vor den Männern; diese strafen mit Schlägen. Caillié sah bei den Mandingos, wie die geschlagenen Weiber es nicht wagten, die Hand zur Abwehr zu erheben, und die Männer gestatten ihnen nicht, daß sie sich einen Scherz erlauben. „Wenn ich mit meinen Weibern scherzen wollte,

sagte ein Neger zu Caillié (II. 44), so könnte ich nichts mehr mit ihnen anfangen, sie würden sich über mich lustig machen, wenn ich ihnen Befehle ertheilte." Außerdem also, daß die Weiber hart gehalten werden, besteht bei den Mandingos und anderwärts ein öffentlicher Aufseher über die Weiber. In Kayaya erscheint von Zeit zu Zeit ein Mann, der vom Kopfe bis zu den Füßen mit kleinen Baumzweigen bedeckt ist, Nachmittags bei dem Orte, und läßt die jungen Frauen und Mädchen wissen, daß er sie nach Sonnenuntergang besuchen werde. Zur bestimmten Zeit kam er in die Stadt, und begab sich unter Trommelschlag in die Versammlung, wo er mit Gesang und Blasinstrumenten empfangen wird. Er beginnt nun damit, daß er mit lauter Stimme den Frauen Vorsicht im Umgange mit den Weißen anempfiehlt; er versichert, daß er recht wohl wisse, was bereits vorgefallen, daß dieß keineswegs ihnen zum Lobe gereiche, daß er sie jedoch dießmal schonen und ihnen die Strafe erlassen wolle, die sie wohl verdient hätten. Die nächste Gelegenheit werde er indessen ergreifen, wenn sie abermals sich etwas zu Schulden kommen lassen würden. Alles, was er sagte, wurde in einer Art Gesang von den Mädchen wiederholt, die mit den Händen dazu schlugen, und von der Musik begleitet wurden. Eine jede von denen, die etwas von der zuchtmeisterlichen Gewalt zu fürchten hatten, gab ihm ein Geschenk. Gray bemerkte, daß jedes Mädchen sein Stillschweigen bezahlte, was offenbar eine Folge des erschreckten Gewissens war. Der Zuchtmeister blieb bis Mitternacht bei ihnen (Gray S. 54).

Derselbe Reisende bemerkte außerhalb der Stadt Madina einen Pfahl, worauf ein aus verschiedenen Bändern von Baumrinde zusammengesetztes Kleid hing, welches einen Menschen von Kopf bis zu Füßen einhüllen kann. Es dient als Popanz für die verheiratheten Frauen; der Mann, der es trägt, wird Mumbo-Jumbo genannt. Er geht durch die Stadt, um die Aufführung der Frauen zu beaufsichtigen. Man versicherte, daß, wenn ein Mann Ursache hätte, sich über eine seiner Frauen zu beklagen, er selbst das Kleid anlege oder einen seiner Freunde damit beauftrage. Der Bekleidete setzt sich dann in einen zur Stadt gehörigen Wald, und kündigt seine Ankunft durch Geschrei oder Geheul an. Sobald die Sonne untergegangen ist, begiebt er sich auf den inneren Markt, wo er von der ganzen Bevölkerung empfangen wird, da Jedermann dieser Ceremonie beiwohnen muß. Bei der Ankunft des Mumbo-Jumbo beginnt Musik und Tanz, die mehrere Stunden währen, worauf derselbe die Schuldige, oder die er dafür hält, sich herbeiholt, und ohne Mitleid in Gegenwart aller Anderen durchprügelt, die sich an dieser Strafe sehr ergötzen (Gray S. 81. Dieselbe Geschichte erzählt bereits Mungo-Park S. 45. ff.).

Bei den Timmaniern ist die Aufsicht über den Wandel der Frauen einem alten Weibe, der Bundufrau, anvertraut, welche

die Frauen vor sich ruft, und ein Geständniß ihrer Vergehen von ihnen verlangt, was zu allerlei Mißbräuchen führt. Während die Bundufrau an einem Orte verweilt, finden allerlei Lustbarkeiten Statt, welche durch die dictirten Strafen nicht unterbrochen werden (Winterbottom S. 185 ff.).

Ehebruch wird nicht an der Frau, sondern an dem Verführer gestraft, je nach dem Range desjenigen, dem die Frau gehört; Ehescheidung ist aber nicht dessen Folge. Im Allgemeinen soll er bei den Negern weniger vorkommen (Mungo-Park S. 312), als bei den Kaffern (Döhne S. 33). Wird eine Frau dagegen vom Manne übel behandelt, und gehört sie sonst einer angesehenen Familie an, so kann sie, in Sierra Leona wenigstens, ihren Mann im Palaver oder in der öffentlichen Versammlung verklagen, und sich von ihm scheiden lassen (Winterbottom S. 194).

Die Geburten gehen bei den Africanern eben so schnell, wie bei allen der Natur nahestehenden Wesen vor sich. Hier sind einige Besonderheiten zu bemerken, die sich in dieser Beziehung bei den Africanern finden.

Wenn bei den Kaffern eine Frau entbunden ist, so darf der Mann, so lange sie im Wochenbette ist, nicht zu ihr ins Haus gehen, bis das Kind entwöhnt ist *). Ist die Wöchnerin so weit, daß sie wieder ausgehen darf, so muß ihr Mann für das Kind ein Opfer darbringen, d. h. er muß ein Kalb schlachten, welches die Mutter des Kindes verzehrt. Hierauf muß sie sich im Flusse waschen, worauf der Mann wieder ins Haus zu ihr gehen darf. Bei der Geburt von Zwillingen muß der Mann außerdem noch ein Stück vom Blatte eines Milchbaumes (oder der wilden Aloe) holen, und dasselbe an die Südseite der Hütte pflanzen, worin die Zwillinge geboren wurden. Es schlägt alsbald aus, und erlangt in neun Monaten eine Höhe von 4 Fuß. Hat die Pflanze diese Höhe erreicht, so wird sie ausgegraben, und mit ihrer Milch werden alsdann die Zwillinge gewaschen, und sodann in Wasser gebadet (Döhne Kafferland S. 21). Die Mashows dürfen nicht verreisen, während die Frau im Kindbette liegt (Campbell I. 585).

Sobald eine Negerin in Guinea sich schwanger fühlt, verändert sie ihren Putz. Sie läßt von da an ihre Haare wachsen, schminkt sich nicht mehr, und legt allen Gold- und Corallenschmuck ab. Sie bekommt dagegen von den Priesterinnen eine Art Manschetten aus Bast, die in den ersten Monaten um die Hände, dann um die Kniee getragen werden, in den letzten Monaten aber aus dicken Wülsten um die Knöchel bestehen. Es sind diese Manschetten dicke Bänder aus weichem Baste, dessen Enden halbellenlang herabhängen, und voller Knoten sind, deren jeder bei der Geburt oder am Kinde etwas

*) Vergl. über die Hottentotten Kolbe S. 448.

Gutes bewirken soll. Sie sind mit rother Erde bemalt. Einige Familien sind gezwungen, während der ganzen Schwangerschaft ein Rehfell zu tragen, das sie nicht ablegen dürfen, und im Falle sie arbeiten, auf den Rücken hängen. Je näher sie ihrer Entbindung kommen, desto stärker vermehrt sich die Anzahl ihrer Amulete der Priesterinnen, die für baare Münze guten Rath und Segen ertheilen. Die Priesterin kommt täglich, und streicht und drückt den bloßen Leib mit ihren Händen ziemlich gewaltsam. In den letzten acht Tagen schmieren sie der Schwangern den Kopf mit weichgemachtem, rothem Bolus, aber so dicht, daß es wie eine dicke Mütze aussieht. Diesen Kopfputz darf sie erst nach der Geburt wieder ablegen (Iserts Guinea S. 160 f.)

Vornehme Frauen von Guinea werden kurz vor ihrer Entbindung ganz nackend in zahlreicher Gesellschaft durch ihren Ort geführt (Römer S. 72). Bosman bemerkt dasselbe, fügt aber bei, daß sie auf diesem Wege von einer Unzahl junger Leute mit Schmutz beworfen, dann aber am Seestrande gebadet werden (Bosman S. 250). Hutton berichtet, daß sie auf dem ganzen Wege weint (Hutton S. 90). Bei den Bagosfrauen findet diese Ceremonie nicht Statt; die Frau trägt, so wie sie ihrer Bürde ledig, das Kind an den Fluß, wäscht dasselbe, und kehrt zu ihrer Arbeit zurück (Caillié I. S. 243).

Die Kinder wachsen, wie bei den anderen, bisher betrachteten Nationen, frei und zwanglos heran. Sobald bei den Kaffern ein Kind geboren ist, wäscht man dasselbe mit lauem Wasser, und giebt ihm durch Eingießung mit Hülfe einer Muschel von demselben Wasser zu trinken. Dann färbt man den ganzen Körper desselben mit einer Mischung von feingeriebenen Muscheln und Wasser, welche Waschung so lange wiederholt wird, bis der Nabel des Kindes geheilt ist. Erst zwölf Stunden nach der Geburt bekommt das Kind die Brust. Zehrt das Kind ab, so wird es mit Kuhmilch getränkt, die man ihm mit einer Muschel einflößt. Eine Kafferin wird niemals ein ihr nicht gehörendes Kind tränken, selbst wenn dessen Mutter abwesend ist. Bevor der Mann das Opfervieh schlachtet, genießt die Wöchnerin nur einen Hirsebrei. Nachdem das Opfer mit den dazu geladenen Gästen verzehrt ist, färbt die Wöchnerin erst ihr Kind und dann sich selbst mit Röthel. Das Kind liegt neben der Mutter auf einem Graslager, und wird mit dem Mantel der Mutter bedeckt. Sie läßt das Kind nie allein, und stellt, wenn sie sich aus der Hütte entfernen muß, stets ein älteres Kind zu dessen Bewachung. Sobald das Kind auf dem Boden sitzen und herumkriechen kann, erhält es neben der Muttermilch noch geronnene Kuhmilch; gänzlich entwöhnt wird es erst nach zwei Jahren. Die Kinder sind im Allgemeinen gesund; gegen das Zahnen, Krämpfe und Leibschmerz giebt man denselben allerlei Pflanzensäfte und Abkochungen von Wurzeln; es stirbt selten ein Kind. Der Vater kümmert sich wenig um dasselbe, und

überläßt seine Pflege ganz der Mutter, die es trägt, indem sie es auf ihrem Nacken reiten läßt. Wachsen die Kinder heran, so müssen die Mädchen Wasser und Holz herbeischaffen, die Knaben aber die Kälber hüthen; beide müssen Aufträge ausrichten, und werden mit Strenge dazu angehalten. Erst mit dem zwölften Jahre erhalten Knaben wie Mädchen ordentliche Anleitung zu den Geschäften des Lebens, namentlich geschieht dieß im Dienste des Oberhauptes der Horde, wozu sie in sich einander ablösenden Abtheilungen, und je nachdem der Dienst es erfordert, gebraucht werden. Die Knaben hüthen das Vieh des Oberhauptes, und werden durch die Kriegsbeamten im Werfen mit der Hassagai unterrichtet. Anfangs werfen sie nur den Stiel. Sie lernen ferner fechten mit der Streitkolbe, laufen u. s. w. Die Mädchen erhalten von den Weibern des Oberhauptes Unterricht im Kochen, Kleidermachen, Gartenarbeiten u. s. w. (Alberti S. 51).

Bei den Bambaranegern ist es ähnlich. Die Mutter ist die erste und treueste Pflegerin der zärtlich geliebten Kinder, die sie nie allein läßt, und überall mit sich herumträgt (Caillié II. 45 f.). Eben so haben die Bagosfrauen ihre Kinder in einem um die Hüften gehenden Gürtel stets bei sich, auch wenn sie auf dem Felde arbeiten (Caillié I. 243).

Sobald jedoch die Kinder sich selbst forthelfen können, kümmert man sich wenig um sie; sie werden so lange gesäugt, bis sie der Mutter eine Kürbisflasche mit Wasser holen können (Winterbottom S. 192). Die Kinder in Guinea zwischen vier bis sechs Jahren laufen ohne Aufsicht am Strande umher, wo sie sich im Schwimmen üben. Die Mutter giebt ihnen ein Stück trockenes Brot, wobei sie überaus lustig und vergnügt sind. Sobald in Guinea ein Kind geboren worden, wird ein Fetischpriester oder Consoe geholt, der dem Kleinen Corallenschnüre um Hals, Arme und Beine windet, nachdem er seine Beschwörungen gemacht hat. Diese Schnüre machen bis zum achten Jahre das einzige Kleidungsstück der Kinder aus. Allmälig unterrichtet der Vater seinen Sohn im Fischfange oder dem Gewerbe, welches er sonst betreibt (Bosman S. 152 ff.). Werden sie größer, so halten sich die Mädchen zur Mutter, die Knaben aber zum Vater, dessen Arbeiten sie sehen, dem sie auch ins Gemeindehaus folgen, um die öffentlichen Verhandlungen mit anzuhören (Winterbottom S. 118). Am Zaire bemerkte Tuckey (S. 137) in der öffentlichen Versammlung eine Menge Knaben von jedem Alter von vier oder fünf Jahren an, welche den Verhandlungen mit der größten Aufmerksamkeit folgten, und ihren Beifall durch Händeklatschen ausdrückten. Die Kinder erhalten nur sehr selten Züchtigungen, und obschon der Vater das Recht hat, seine Kinder zu verkaufen, so kommt dieß doch nur außerordentlich selten vor (Isert Guinea S. 197). Uebrigens wird den Kindern Ehrfurcht für das Alter eingeprägt (Caillié II. 47).

Die Spiele der Negerknaben sind ziemlich mannichfaltig; so das Muschelspiel. Sie machen folgende Figur in den Sand: —⊕— nun kauern vier Knaben, deren jeder neun Muscheln hat, auf den Boden in das ihm zugehörige Viertel. Die zwei sich gegenübersitzenden stoßen ihre Muscheln vor sich hin, und zwar so, daß sie, wo möglich, an einander prallen, worauf sie dieselben zu erwischen suchen. Fügt es der Zufall, daß die Muscheln in den Kreis fallen, so stürzen die Knaben sammt und sonders über einander her, und jeder sucht sie dem anderen wegzufischen; fallen sie aber in eine dem Spieler zugehörige Abtheilung, so sind sie sein Eigenthum. So dauert das Spiel unausgesetzt fort, bis ihrer zwei so viele Muscheln gewonnen haben, daß der Ausgang nicht länger zweifelhaft seyn kann. Ein anderes Muschelspiel spielen zwei Knaben auf folgende Weise: Sie legen einen Fuß weit von einander zwölf Muscheln auf die Erde, und diesen gegenüber eine zweite Reihe, die zwölf Fuß von der ersteren entfernt ist. Nun wirft der eine Knabe eine Muschel nach der Linie seines Gegners; verfehlt er dieselbe, so wird die Muschel zurückbehalten, und der andere wirft. Trifft der andere eine Muschel, so bekommt er sie, und zugleich seine eigene zurück. Jetzt hat er die Erlaubniß, zwei Muscheln zu werfen, und so oft er die Muscheln seines Gegners trifft, bekommt er jedesmal nicht nur diese, sondern auch seine eigenen, und hat das Recht, eben so viele Würfe zu thun. So dauert das Spiel fort, bis die eine Parthei nur noch einen einzigen Mann hat, welcher der König genannt wird. Wenn der Gegner diesen dreimal nach einander getroffen hat, ist das Spiel für ihn gewonnen. Endlich haben die Negerknaben auch einen Kreisel, der aus einem Kürbis gemacht ist, aber nicht wie bei uns auf dem Erdboden, sondern in der Luft sich oft stundenlang und überhaupt so lange herumdreht, als sie mit der Peitsche darauf hauen (Winterbottom S. 159).

Die Namen werden bei den Hottentotten dem Kinde, so wie es das Licht der Welt erblickt hat, von der Mutter beigelegt. Es sind gemeiniglich Thiernamen, wie Dacqua, Pferd, Ghoudie, Schaf, Guaiha, Esel, 'tkamma, Hirsch, Gamman, Löwe u. s. w. (Kolbe S. 448).

Die Kaffern haben eine Sitte, die wir schon bei den Americanern trafen (S. o. Th. II. S. 86), sie ändern die Namen; wenn Jemand geehrt werden soll, erhält er einen Namen, dessen Bedeutung Niemand als der Erfinder desselben kennt. Besonders erhalten die Weißen, die zu ihnen kommen, neue Namen, die sich außerordentlich schnell unter allen Kafferstämmen verbreiten (Lichtenstein I. 419).

Bei den Negern der Sierra-Leona-Küste werden die Kinder nach der Mutter genannt, z. B. Fenda-Modu, d. h. Modu, Sohn der Fenda, oder Kali-Namina, Namina, Tochter der Kali. Win-

terbottom (S. 201) findet den Grund davon darin, daß ein Mann mehrere Weiber hat, deren Kinder leichter zu unterscheiden sind, wenn man jedes nach seiner Mutter nennt, als wenn man ihnen sammt und sonders den Namen des Vaters beilegt; als eine andere Ursache nimmt er kindliche Liebe an, die sich vorzugsweise den Müttern zuwendet.

Die Neger der Guineaküste legen ihren Kindern gern den Namen eines Europäers bei, den sie wohl leiden mögen, und zwar denjenigen Namen, den jeder dort neuankommende Europäer in den ersten acht Tagen nach seiner Ankunft erhält, und der meist sehr treffend einer seiner Gemüths- oder Körpereigenschaften entlehnt ist. Sie ändern diese Namen auch oftmals um. So nannten die Schwarzen einen dänischen Unterbeamten, der als französischer Dolmetscher diente, erst Franzmann, später aber, als er Beweise großer Herzhaftigkeit gegeben, den Feuerrothen, Tentjen-Koko. Viele Kinder heißen Franzmann, erhalten aber später, wenn sie erst sich ausgezeichnet haben, andere Namen. Mädchen nennt man oft Madame, Europäer nennt man oft: verfaulte Citrone, schöner Vogel, Pferd, falsches, getreues Thier u. s. w. (Römer Guinea S. 175).

Die erste Namengebung der Neger von Guinea ist mit einem Feste verbunden, und findet vierzehn Tage nach der Geburt Statt. Es versammelt sich eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts im Hofe des Hauses, und setzt sich, wie gewöhnlich, im Kreise umher. Das Kind wird nackend mitten in den Kreis gelegt, und eine Priesterin oder, wiewohl seltener, ein Priester springt über dasselbe hinweg, vorwärts und rückwärts, und ruft dazu den dem Kinde bestimmten Namen aus. Die Neger haben gemeiniglich zwei Namen, einen von dem Tage, an welchem sie geboren sind, den anderen von der Familie. Die Frau führt nicht den Namen ihres Mannes, sondern nur ihren eigenen Namen (Isert Guinea S. 180). Die Kinder werden auch oft nach ihren Großeltern genannt, oder nach einem anderen Verwandten oder Freunde. Es ist Sitte, in Gesellschaften beim Palmenweine die Ehrennamen, die Jemand von einer bedeutenden That erhalten hat, zu erwähnen, und ihm dadurch eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Gewöhnlich redet man die Leute bei ihrem gemeinen Namen an; andere nennt man nach der Zahl der Kinder, welche ihre Mutter geboren hat, z. B. das achte, zehnte Kind, doch nur dann, wenn die Mutter wenigstens sechs oder sieben gehabt hat (Bosman S. 251).

Aehnlich ist es bei den Mandingos, die ebenfalls bisweilen nach merkwürdigen Ereignissen benannt werden. Mungo-Parks Wirth in Kamalia hieß Karfa, das Ersetzen, weil er kurz nach dem Tode einer seiner Brüder geboren wurde. Die Kinder erhalten den Namen sieben oder acht Tage nach ihrer Geburt. Zuerst wird der Kopf des Kindes geschoren, und den versammelten Gästen Dega, ein Gericht

aus saurer Milch und zerstampftem Korne, vorgesetzt. Sind die Eltern reich, so wird eine Ziege oder ein Schaf geschlachtet. Der Priester sagt zuvörderst ein langes Gebet über den Dega, während jeder der Anwesenden mit seiner rechten Hand den Rand der Calebasse ergreift. Dann nimmt der Priester das Kind in seine Arme, und sagt ein zweites, Gottes Schutz für das Kind anflehendes, Gebet her. Nach Beendigung dieses Gebetes flüstert er dem Kinde etwas ins Ohr, und spuckt ihm dreimal ins Gesicht, worauf er laut den Namen desselben ausspricht, und das Kind der Mutter zurückgiebt. Nun theilt der Vater des Kindes den Dega in Kugeln, und fragt, ob im Orte Jemand gefährlich krank sey. Diesem wird eine große Portion dieses Dega zugeschickt, dem große Heilkräfte zugeschrieben werden. Bald nach dieser Feierlichkeit wird das Kind an mehreren Stellen der Haut tatowirt (Mungo-Park S. 314).

Wir lernten oben (Th. II. S. 89) die seltsamen Feierlichkeiten und Prüfungen kennen, wodurch der zum Jünglinge herangereifte Americaner in die Gesellschaft der Männer aufgenommen wird. Auch bei den Africanern finden wir dergleichen, denen überall die Beschneidung vorangeht. Diese besteht bei den Hottentotten in der Ausschneidung des linken Testikels, welche ein alter, für dieses Geschäft besonders geübter Mann an den Knaben zwischen dem achten und achtzehnten Lebensjahre mit einem ganz gemeinen, wenn auch scharfgeschliffenen Messer, vornimmt. Der Knabe wird mit ausgespreizten Armen und Beinen auf die Erde gestreckt, festgebunden und gehalten, an die Stelle des ausgeschnittenen Testikels eine mit Kräutern gemischte Fettkugel gelegt, und die Wunde mit Rindsehnen vernäht, die man durch die mit einem Vogelknochen durchbohrte Haut fädelt. Dann wird der Knabe losgebunden, mit Fett tüchtig eingeschmiert, und von dem Ausschneider über und über mit Urin benetzt. Hierauf darf der Knabe in eine für ihn in der Nähe erbaute Hütte kriechen, während seine Verwandten einen Schmaus halten, und der Operateur für seine Mühe ein Schaf erhält. Die Wunde heilt bald zu. Arme Hottentotten lassen ihre Knaben erst mit dem achtzehnten Jahre beschneiden, damit sie, im Falle der Knabe vorher stirbt, wenigstens die Kosten, welche die Feierlichkeit verursacht, ersparen. Damit ist jedoch der Jüngling noch nicht vollkommen in den Kreis der Männer aufgenommen, dazu bedarf es einer anderweiten Ceremonie; der Aelteste im Kral versammelt die Männer, diese setzen sich im Kreise auf die Hacken, stämmen die Ellenbogen auf die Kniee und die Köpfe auf die Hände. Der Aelteste befragt nun die Versammlung um ihre Einwilligung, und tritt, wenn diese erfolgt ist, zu dem außerhalb des Kreises harrenden Jünglinge, und kündigt ihm an, daß er von nun an des Gehorsams gegen die Mutter enthoben, und ihm gestattet sey, in die Gesellschaft der Männer zu kommen. Darauf benetzt er den Aspiranten über und über mit seinem Urine, womit sich der Jüngling

fleißig einreibt, nachdem er mit den Nägeln in den auf seiner Haut haftenden Schmuz tiefe Furchen gezogen. Darauf wünscht ihm der Aelteste Glück und sagt: „Glück dazu; werdet wacker alt; zeuget fein viel Kinder; es wachse euch bald der Bart.“ Nun wird ein Schaf geschlachtet und bereitet; die Alten essen sich satt, und darauf darf der Jüngling bei ihnen sein Theil verzehren (Kolbe 425 bis 427).

Bei den Kaffern besteht die Beschneidung theils in gänzlicher Entfernung, theils in Aufschlitzung der Vorhaut. Die Ceremonie findet nicht alljährlich Statt, sondern gewöhnlich dann, wenn einer der Söhne des Oberhauptes das erforderliche Alter erreicht hat. Alle die Knaben, die mit ihm von gleichem Alter oder etwas darüber sind, werden vor den Fürsten gebracht. Dieser läßt sie in eine eigens dazu an einem einsamen Orte erbaute Hütte bringen, wo sie eine Zeit lang mit einander leben, und die Aufsicht über eine Heerde von Kühen führen, deren Milch ihnen zugleich als Nahrung dient. Endlich erscheint das Oberhaupt mit einem Gefolge, von welchem aber durchaus alle Weiber ausgeschlossen sind, und mit einer Person, die er zur Verrichtung dieser Ceremonie auserseben hat. Die Knaben werden einer nach dem andern auf den Rücken gelegt, an Händen und Füßen festgehalten, und, indessen sich zum Ueberflusse noch ein starker Mann über ihre Brust legt, verrichtet die dazu bestimmte Person die Operation mit einer scharfen Hassagay, deren Stiel aber nur einen Fuß lang ist, und die gleich nachher in einem Flußbette unter Wasser in den Boden gesteckt wird, und so lange daselbst bleiben muß, bis die Jünglinge alle geheilt sind. Dann werden die Wunden mit gewissen heilkräftigen Kräutern gebähet und verbunden, und zugleich müssen sich alle Neubeschnittenen den Leib mit weißer Thonerde färben, und dieß bis zur vollkommenen Heilung alle Tage wiederholen. Ihre Hütte, in welcher sie ohne Matten schlafen, wird mit Asche bestreut. Alle Morgen kommt die Person, welche die Beschneidung verrichtete, um frische Kräuter zum Verbande zu bringen; mit ihr erscheint ein Beamter des Fürsten, um zu untersuchen, ob sie sich alle frisch gefärbt haben, und ob sie die Wunden rein halten. Man gestattet durchaus nicht, daß sich eine Kruste auf der Wunde erzeuge, und hält streng darauf, daß die Knaben die Wunden immer frei davon erhalten. Dadurch wird die Heilung sehr in die Länge gezogen, und dauert oft zwei Monate lang. Bei wem eine solche Kruste entdeckt, oder eine Vernachlässigung des Weißfärbens bemerkt wird, den züchtigt der zur Untersuchung abgeschickte Beamte, und zwar besteht diese Strafe darin, daß er den Nachlässigen mit einem kleinen Stocke auf die dicht zusammengehaltenen Fingerspitzen schlägt. Nach völliger Heilung bringen die Jünglinge die Kleider, die sie bisher trugen, nebst den Milchkörben und allem übrigen Hausgeräthe, dessen sie sich während ihrer Absonderung bedienten, in die Hütte, und stecken diese in Brand. Alsdann gehen sie in den Fluß, um sich

zu waschen, und werden nunmehr, also gereinigt, von dem erwähnten Beamten vor das Oberhaupt der Horde geführt. Hier werden sie von ihren Eltern empfangen und mit neuen Mänteln nebst allem Zubehör beschenkt, auch sogleich mit gekochtem Hirse und Milch bewirthet; es ist aber Gebrauch, daß sie bei diesem Mahle die größte Mäßigkeit beobachten. Nach geendigter Mahlzeit treten die Väter wieder heran, und überreichen ihnen Wurfspieße und andere Waffen, und einer der Beamten des Fürsten erklärt ihnen, daß sie nun unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen seyen, und sich fortan als Männer zu betragen haben. Das Oberhaupt selbst läßt sich von ihnen Gehorsam und Beistand geloben, dann müssen sie vor ihm einige Waffenübungen anstellen, und das Fest wird endlich mit einem allgemeinen Tanze beschlossen. Von nun an tragen sie einen kleinen, ledernen Ueberzug über der Ruthe, von welchem Korallenschnüre und andere Zierrathen herabhängen (Lichtenstein I. 425 — 427). Döhner bemerkt noch (Kafferland S. 25), daß die Jünglinge nach der Beschneidung und Bemalung kurze Schürzen von sechs- bis zehnfach geflochtenem Schilfe tragen, die am Saume einen halben Fuß dick sind, von den Hüften bis zu den Knieen reichen, rings herum breit auseinander stehen, und beim Gehen Geräusch machen. Eben so erhalten sie Hüthe von Schilf, die oben offen sind; drei bis vier Schilfhalme vertreten die Stelle des Federbusches, der Schirm geht über das ganze Gesicht weg. Während sie in den Hütten weilen, müssen die Frauen ihnen Holz zur Feuerung zutragen. Das auf die Beschneidung folgende Fest dauert oft acht bis vierzehn Tage.

Bei den Negern finden wir dieselben Erscheinungen. Die Beschneidung ist allen gemeinsam*). Sie findet zwischen dem vierzehnten und fünfzehnten Jahre Statt. Bei den heidnischen Negern des innern Africa wird sie, wie bei den Kaffern, bei mehreren jungen Leuten zu gleicher Zeit vorgenommen. Die Jünglinge bleiben zwei Monate lang von aller Arbeit frei, und bilden während dieser Zeit eine Gesellschaft, welche Sokimana genannt wird. Sie legen Besuche in den umliegenden Ortschaften ab, wo sie singen und tanzen, und von den Einwohnern gut bewirthet werden (Mungo-Park S. 310).

An der Guineaküste werden die Knaben schon kurze Zeit nach der Geburt beschnitten. Ihr Eintritt ins männliche Alter findet im sechszehnten Jahre Statt, und ist mit einer besondern Feierlichkeit verbunden, welche Butterhall-Coustyme genannt wird. Der junge Neger baut sich eine Hütte, und wenn er damit fertig ist, bestimmt er seinen bisherigen Cameraden einen Tag, wenn er ihre Gesellschaft

*) Winterbottom S. 145. Caillie II. 46. Bosman S. 534. Römer S. 204. Degrandpré II. 40, welcher letztere versichert, daß doch auch viele unbeschnittene Neger gefunden werden. Isert S. 179.

verlassen und sich zu den Erwachsenen halten will, mit denen er bereits Rücksprache genommen, und deren Einwilligung er erhalten hat. Der Adspirant läßt nun eine große Menge Butterballen (Mehlgrütze in Palmenöl gekocht) bereiten, und füllt viele kleine Töpfchen für die zu Gaste geladenen Jungen damit an. Er selbst geht in seine neue Hütte, und setzt die Speise vor sich hin. Die eingeladenen Gäste stellen sich in zwei Reihen vor seiner Thüre auf, und jeder nimmt sein Töpfchen mit Speise, sich stellend, als esse er aus demselben. Wenn nun vierzig bis sechzig versammelt sind, so springt der Candidat aus der Thüre, und rennt durch die Reihen hindurch; die Knaben aber werfen ihm die Butterballnäpfe an den Kopf oder auf den Leib. Der Beworfene aber eilt zum nächsten Wasser oder Flusse, und reinigt sich wieder. Nun aber ist er dem Knabenstande entwachsen (Römer Guinea S. 224. Isert S. 182).

Aehnliche Feierlichkeiten finden bei den Kaffern, wie bei den Negern, in Bezug auf die Mädchen, Statt, wenn diese in das Alter der Reife treten. Das Kaffermädchen wird, wenn sich die ersten Spuren ihrer Reife zeigen, in eine abgesonderte Hütte gebracht, die sie bis zu ihrer Genesung nicht verlassen darf. Jüngere Mädchen leisten ihr darin Gesellschaft; sie alle dürfen während dieser Zeit keine Milch genießen. Man schlachtet ein Rind für sie, und läßt sie mit Tanz und Gesang sich die Zeit vertreiben. Endlich wäscht sich das Mädchen, färbt sich den Leib mit rother Erde, und empfängt die aus Kleidern, Ringen und andern Zierrathen bestehenden Geschenke. Nachdem sie den Boden der Hütte mit feingeriebener, rother Erde bestreut hat, tritt sie aus derselben hervor. In einiger Entfernung stehen alle Frauen und mannbare Mädchen, deren eine ihr entgegen geht, sie bei der Hand nimmt, und so schnell als möglich unter den Haufen führt, der sie mit frohem Jauchzen empfängt. Es wird ihr Milch zum Ausspülen des Mundes gereicht, gemeinschaftlich mit ihr eine Mahlzeit verzehrt, und sie gehört von nun an zu den Erwachsenen (Lichtenstein I. 427).

Die Beschneidung der Negerinnen, namentlich der Mandingos, findet zur selben Zeit, oft aber auch erst kurz vor ihrer Verheirathung Statt, und wird durch Frauen stets an mehreren zugleich vollzogen. Dieser Tag ist ein Festtag. Die Mädchen gehen gemeinschaftlich, eine jede mit einem Rohre bewaffnet und einer Mannsmütze bekleidet, von Haus zu Haus, und erhalten hier zu essen (Caillié II. 46).

Dieß ist der Eintritt in das Leben, dessen Lauf nur selten durch Krankheiten unterbrochen wird, deren Heilung wir weiter unten kennen lernen. Die Neger altern zeitig, mit vierzig Jahren werden sie grau und runzlich, mit fünfzig bis sechzig sterben sie (Mungo-Park S. 321). Das Alter wird hochgeehrt: alter Mann, alter Vater, alte Frau, Mutter, sind die größten Ehrentitel und Zeichen der Achtung (Winterbottom S. 273. Mungo-Park S. 54. Caillié I. 347).

Den Tod fürchten weder die Hottentotten, noch die Neger (Kolbe S. 436. Douville I. 183). Sobald die Hottentotten merken, daß einer der Ihrigen zum Tode erkrankt, so trösten ihn die Umstehenden, und verweisen ihn auf die Hülfe des Zauberers; andere heben ein entsetzliches Geschrei, Heulen und Weinen an. Erfolgt Besserung, so werden Ochsen oder Schafe geschlachtet, und war der Kranke ein Mann, so verzehren die Männer, im entgegengesetzten Falle aber die Frauen das Fleisch. Stirbt aber die Person wirklich, so verstärkt sich das Geschrei und das Händeringen. Der Todesfall wird in der Ortschaft Allen bekannt gemacht, und sie werden ersucht, einen passenden Begräbnißplatz aufzusuchen, und sich dem Leichenbegängnisse anzuschließen. Man wählt dazu gewöhnlich eine Felsenhöhle, oder ein von wilden Thieren ausgegrabenes Erdloch. Mittlerweile wird die noch nicht erkaltete Leiche von ihrem Lager abgehoben und auf ihren Mantel gelegt, die Beine und Kniee werden, wie bei den Südamericanern (s. o. Th. II. 98), an das Kinn gebeugt, die Hände unter den Kopf oder an die Wangen; dann wird der Körper mit Riemen oder Stricken dergestalt in den Mantel eingeschnürt, daß er ganz unsichtbar wird. Der Todte, wenn er nicht Abends oder im Anfange der Nacht gestorben, bleibt nicht sechs Stunden über der Erde. Wer Morgens oder Mittags stirbt, wird am Abend, wer Abends, wenn Mondschein ist, noch in der Nacht, wer Nachts stirbt, bei anbrechendem Morgen begraben. Drei bis vier Mann heben die Leiche auf, und tragen sie durch eine, dem gewöhnlichen Eingange gegenüber gemachte, Oeffnung aus der Hütte. Die Freunde sitzen bis dahin in einem Kreise zusammengekauert vor der Hütte, Frauen und Männer jeder Theil besonders, und jammern und klagen. Endlich erheben sie sich, und folgen dem Todten zum Grabe, legen die Leiche hinein, werfen Ameisenhaufen darauf, und bedecken alles mit großen Steinen und Bäumen. Dann rennt die ganze Gesellschaft schreiend nach Hause, und setzt sich in voriger Weise vor die Hütte, um ihr Klagegeheul zu wiederholen, welches oft drei bis acht Tage fortgesetzt wird. Eine Stunde nach der Rückkehr vom Grabe entsteht plötzliche Stille. Der Aelteste erhebt sich, tritt mitten in den Kreis der Weiber und benetzt diese allesammt mit seinem Urin. Dann tritt er durch die gewöhnliche Thüre in des Todten Hütte, faßt eine Hand voll Asche, kommt zur Todtenöffnung wieder heraus, und bestreut die Weiber, welche sich damit einreiben. Andere beschmieren sich mit Kuhmist. Nun wird ein Stück Vieh geschlachtet, dessen Netz der Mann oder Sohn mit Kraut bestreut, zusammendreht und als Strick um den Hals dreht, wo es bleibt, bis es abgefault ist. Oft beobachten auch andere Freunde diesen Gebrauch. Nach dem Schlachten bricht der ganze Kral seine Hütten ab und zieht weiter, die Hütte des Verstorbenen bleibt aber einsam stehen (Kolbe S. 576—582).

Lichtenstein (I. 350) fand ein altes Hottentottengrab, das aus

einem rohaufgehäuften Hügel mäßiger Kiesel bestand, der 20 bis 30 Schritte Umfang hatte. Die Hottentotten sagten, daß das Grab einem berühmten Arzte und Weisen gehöre, der lange vor Ankunft der Christen hier gewirkt, und dessen Andenken man durch darauf gelegte Baumzweige ehrte. Die Hottentotten graben oft mühsam eine Seitenhöhle ins Grab, damit der Todte darin desto sicherer gegen die wilden Thiere liege.

Die Kaffern haben einen anderen, an die mongolischen Völker erinnernden Gebrauch; sie übergeben die Todten den Raubthieren der Wüste. Wenn der Kranke mit dem Tode ringt, wird er aus der Hütte ins freie Feld getragen, und auf ein von Gras bereitetes Lager im Schatten eines Gebüsches gelegt. Daneben wird ein Feuer entzündet und ein Gefäß mit Wasser gestellt. Von Zeit zu Zeit gießt man ihm Wasser über das Gesicht. So wie der Tod eingetreten, entfernt man sich von ihm, und überläßt die Leiche den Wölfen, welche die Kaffern nie tödten. Außer dem Ehegatten bleibt Niemand neben der sterbenden Person, die übrigen Verwandten halten sich entfernt, und erkundigen sich nur durch Zuruf. Die Wittwe muß sich nun reinigen. Sie nimmt einige Brände von dem neben dem Kranken brennenden Feuer, und begiebt sich ins offene Feld. Hier entzündet sie ein Feuer, das sie, selbst bei heftigem Regen, nicht darf verlöschen lassen. Niemand darf sich ihr nähern. In der ersten Nacht kommt die Wittwe heimlich in den Wohnort, und brennt die Hütte ihres verstorbenen Mannes an, worauf sie in die Einsamkeit zurückkehrt, daselbst einen Monat verweilt, und lediglich von wilden Gewächsen lebt. Nach Verlauf dieser Zeit wirft sie ihre Kleider von sich, wäscht ihren ganzen Körper, zerkratzt Brust, Arme und Beine mit scharfen Steinen, legt eine aus Gras geflochtene Schürze um die Hüften, und kommt mit Untergang der Sonne in den Wohnort zurück. Daselbst giebt man ihr auf Begehren einige Feuerbrände, und sie entzündet in der Nähe ihrer ehemaligen Hütte ein Feuer. Dann giebt man ihr süße Milch, womit sie den Mund ausspült. Die Ueberreichung dieser Gegenstände geschieht durch unbeschnittene Knaben, die noch nicht verunreinigt werden können. Die Kuh, von welcher die Milch genommen, wird nie wieder gemolken, auch nicht geschlachtet, sondern dem natürlichen Tode überlassen. Am nächsten Tage errichtet sich die Wittwe eine Interimshütte. Tags darauf schlachten ihre Verwandten ein Stück Vieh, verzehren es mit ihr, und geben ihr die Haut zu einem neuen Mantel, dann helfen sie ihr eine neue Hütte bauen, und sie tritt gereinigt wieder in den Kreis des gemeinen Lebens. In ähnlicher Weise verfährt der Mann beim Tode der Frau; er bleibt einen halben Monat im Felde, kehrt dann in die Hütte zurück, reinigt sich, schlachtet ein Rind, verzehrt es mit seinen Verwandten, und fertigt sich einen neuen Mantel, den er ganz abtragen muß, bevor er den gewöhnlichen Mantel wieder anlegen darf. Dann nimmt

der Wittwer einige Haare aus dem Schwanze eines Ochsen, der, dadurch verunreinigt, dem natürlichen Tode geweihet wird. Stirbt eine erwachsene Person plötzlich in ihrer Hütte, so wird der ganze Ort dadurch verunreinigt, der Todte bleibt in der Hütte, aber die ganze Gemeinde zieht weiter, und läßt selbst die gereiften Feldfrüchte zurück. Nur jüngere Kinder können, ohne den Ort zu verunreinigen, in der Hütte sterben. Stirbt ein Oberhaupt, so wird er im Viehzwinger begraben (Alberti S. 156 ff.). Die Betjuanen begraben ihre Todten in den Viehhürden, die Hinterbliebenen haben wenige Trauergebräuche zu beobachten (Lichtenstein II. 532).

Die Neger fürchten im Allgemeinen den Tod nicht, und schreiben denselben lieber äußeren, gewaltsamen, als inneren, natürlichen Ursachen zu. Die Neger von Guinea, wie von Sierra-Leona, fragen daher, sowie eine Person ihrer Verwandtschaft stirbt, einen Zauberer, was wohl die Ursache dieses Unglücksfalles gewesen sey. Sobald eine Leiche im Hause ist, so fangen alle Anwesenden zu heulen und zu schreien an, und die jungen Leute schießen ihre Gewehre ab. Die Frauen des Verstorbenen zerkratzen ihre Köpfe, und beschmieren ihren Leib mit weißer Erde, rennen wie toll durch die Gassen, und rufen laut den Namen des Verstorbenen aus. Mittlerweile beschäftigen sich die nächsten Freunde mit dem todten Körper, waschen und reinigen denselben, die andern Freunde kommen herbei und bringen Geschenke an Tüchern, Gold oder Brantwein. Die Leiche wird prächtig angeputzt, und in eine Todtenkiste gestreckt, in welche auch Kleider, Goldfetische, Corallen gelegt werden, damit der Verstorbene jenseits Vorrath finde. Während die Leiche im Hause ist, wird erst geweint und geklagt, bald aber durch Genuß von Brantwein und Palmenwein, mit Musik und Tanz die Trauer vertrieben. War der Verstorbene ein vornehmer Mann, so schenken die Freunde oft 40 bis 50 Pfund Schießpulver, welches verschossen wird. Die nächsten Verwandten legen Trauerkleider, d. h. einen dunkelblauen Leibgürtel an, und thun allen Gold- und Coralleuschmuck von sich (Bosman S. 265. Isert S. 182. Römer S. 210).

Die Leichen werden überall bei den Negern gewaschen und geschmückt; in Guinea bindet man arme Leute nur auf ein Bret; in Sierra-Leona legt man den Todten auf eine Bahre, die wie eine Leiter gestaltet ist, auf welcher zwei flache Bretchen für Kopf und Füße ruhen. Zwei Männer nehmen die Bahre auf den Kopf, ein dritter, mit einem Rohrstabe in der Hand, tritt vor den Todten hin, und befragt ihn um die Ursache seines Todes. Er macht erst einige Schritte vorwärts, und schwenkt einigemal sein Rohr gegen die Leiche, tritt aber sogleich zurück, und richtet allerlei Fragen an sie. Stellen sich die Träger so, als wolle die Leiche mit aller Gewalt vorwärts nach dem Fragenden, so hält man dieß für eine bejahende Antwort auf die vorgelegte Frage; schwankt jedoch die Leiche hin und her, so erkennt man eine Verneinung. Die erste Frage heißt: „Ließ dich Gott

deswegen sterben, weil du zu hoch in die Jahre oder krank warest?" oder — bei jungen Personen — „weil er dich gern bei sich haben wollte?" Wird diese Frage, was freilich selten der Fall ist, bejahet, so wird die Leiche sofort begraben. Ist sie verneinend, so fährt der Fragende fort: „Hast du dir den Tod etwa durch schlechte Handlungen zugezogen, d. h. warst du ein Zauberer?" Wird dieß bejaht, so folgt die Frage: „Durch wessen Griff geschah dieß? Ist es etwa der des oder jenes Mannes?" Man nennt nun so lange einen Namen nach dem andern, bis endlich eine bejahende Antwort erfolgt. Gemeiniglich nennt man den Schutzgeist des Oberhauptes, ein Verfahren, wodurch die Zauberer das Ansehen desselben mehren. Erfolgt jedoch keine bejahende Antwort, so fragt man den Leichnam ferner: „Ist ein Mann oder eine Frau Ursache deines Todes? wohnt er an dem oder jenem Orte?" (man nennt nun mehrere Städte). So fährt der Zauberer zu fragen fort, bis eine Person als die Ursache des Todes angegeben wird. Hat diese Person Freunde, welche deren Vertheidigung übernehmen, so erlaubt man ihr den Reinigungseid durch den Trunk des rothen Wassers, im Gegentheile ist Sclaverei ihr Loos; vorher aber muß sie ein förmliches Bekenntniß ihrer Schuld ablegen (Winterbottom S. 299. Bosman S. 265).

Die Neger begraben ihre Todten, und die meisten Negergemeinden haben ihre gemeinschaftlichen Begräbnißplätze, eine Sitte, die wir auch bei den Nordamericanern fanden, und die hier wie dort als ein Fortschritt vom Familienleben zur Gemeinde und dem Staate zu betrachten ist. In Sierra-Leona werden nur Kinder in den Hütten der Eltern, Häuptlinge im Gemeindehause begraben. Die übrigen Leichen werden auf dem allgemeinen Begräbnißplatze eingegraben. Auf dem Boden des Grabes legt man zwei Breter, eben so auf die Leiche selbst, damit sie nicht unmittelbar von der Erde berührt werde. Die Männer legt man mit dem Gesichte nach Osten oder Westen, die Frauen nach Süden oder Norden. Nachdem ein Gebet gesprochen, wird das Grab mit Erde gefüllt, und ein Stück Baumwollenzeuch darüber gedeckt, welches so lange liegen bleibt, bis es verfault. Zu dem Haupte stellt man ein wenig Wasser und abgesottenen Reis. Auch bindet man einen Vogel bei den Beinen am Grabe fest, und schüttet ihm ein wenig Reis vor. Frißt der Vogel nicht, so läßt man ihn am Leben; hat er gefressen, so wird ihm der Kopf abgeschnitten, mit dem Blute das Grab besprengt, das Fleisch gekocht und verzehrt, auch ein Stück davon auf das Grab gelegt. Dieß geschieht sogleich nach der Beerdigung, und wird nach Beendigung der Trauer wiederholt. Die Trauer, auch das Geschrei genannt, währt oft mehrere Monate. Dann ist am Tage Ruhe, Nachts aber kommen die Leidtragenden am Grabe zusammen, feuern Flinten ab, schreien, trinken, tanzen, und treiben allerlei Ausschweifungen (Winterbottom S. 362. Douville I. 58).

Bei den Bambaras fand Caillié (II. 125) einen Begräbnißplatz unter einem Baume, an dessen Zweigen Stückchen Schnuren, Leder und Zeuch befestigt waren. Darunter waren leere Töpfe symmetrisch aufgestellt. Sie legen in das Grab der Todten Lebensmittel und mancherlei Kleinigkeiten. Haben nun die Hunde über Nacht von den in die Töpfe gelegten Speisen gefressen, so meinen sie, daß dieß der Schutzgeist des Todten gewesen sey.

Die Neger von Arim (Guinea) bauen über der Grabstätte ein kleines Häuschen, oder umzäunen sie mit Rosengesträuch, wo sie dann einige Kleinigkeiten, deren der Verstorbene sich im Leben bedient hatte, auflegen. Auch stellen sie thönerne Bilder auf, die nach Jahresfrist gereinigt werden, wobei abermals ein Gelag gefeiert wird. Wie bei den Südamericanern treffen wir auch hier die Sitte, daß jeder gern an seinem Geburtsorte begraben zu seyn wünscht, daher man den Körper dessen, der in der Ferne stirbt, in die Heimath abholt, und hier unter den üblichen Feierlichkeiten beisetzt. Ist die Entfernung zu groß, so schneidet ein naher Anverwandter einen Arm oder ein Bein ab, kocht und säubert dasselbe, und bringt es zur feierlichen Bestattung nach Hause (Bosman S. 273).

Die Begräbnißstätten am Zaire fand Tuckey (S. 114 ff.) unter Gebüschen; sie werden sehr tief, meist 9 Fuß angelegt; sie sind 9 Fuß lang und 5 Fuß breit, und sind sehr nett ausgegraben. Ein altes Grab hatte an jedem Ende einen Elefantenzahn; auf einem Kindergrabe lag ebenfalls ein solcher. Auf allen fand man Glas- und andere Gefäße-Scherben, auch waren die meisten bepflanzt. Die Gräber waren in allen Richtungen des Compasses angelegt. Dort herrscht auch die Gewohnheit, die Leichen mehrere Jahre aufzubewahren, bevor das feierliche Leichenbegängniß Statt findet; während an der Goldküste das Begräbniß spätestens in drei Jahren veranstaltet wird, bewahrt man am Zaire die Leiche oft sieben Jahre. Man hüllt deshalb die Leichen in inländische Matten oder europäisches Baumwollenzeuch, und verhütet den Geruch der Fäulniß dadurch, daß man immer mehr Zeuch um den Körper wickelt, wozu die Freunde des Verstorbenen Beiträge liefern. Bis zur Beerdigung bewahrt man diese Körper in Hütten auf; wird die Umwickelung zu groß, so baut man eine neue Hütte, und bringt die Leiche hinein (vergl. damit Douville I. 58. 126. 162).

Am Zenza pflanzt man oben und unten Manioc an die Gräber, damit es dem Todten nicht an Nahrung fehle. Auch errichtet man über den Gräbern kleine Hütten aus Palmblättern, an deren Seite ein mit einem Lappen behangener Stock hängt. In der Hütte steht der Fetisch des Todten (Douville I. 125). Derselbe Reisende sah Gräber, deren Erde in Gestalt einer Schlange aufgeschüttet war, die Schuppen wurden durch kleine Stückchen Marmor und weiße Muscheln gebildet. Uebrigens fand er am Haupte einen auf einen

Stock gehängten Blumenkranz, Calebassen, Stöcke und andere Geräthe des Todten (I. 148). Diese Dinge wird Niemand hinwegnehmen. An den Gräbern erkennt man den Stand des Todten; Elefantenzähne bezeichnen den Jäger, Töpfe den Kaufmann, Matten den gewöhnlichen Mann, Kränze und Muscheln das Mädchen, Schmuck und Maniocwurzel die Hausfrau, weiße Kiesel den Knaben (Douville I. 182. Desmarchais II. 211).

Eine eigenthümliche Sitte findet bei den Bagos Statt; wenn ein Familienhaupt stirbt, so wird oft Alles, was er in seinem Hause hat, verbrannt. Man legt alle seine Habseligkeiten in Kästen, und hält, ehe man sie den Flammen übergiebt, dem Todten eine Lobrede. „Sehet," heißt es da, „wie arbeitsam er war, was für gute Geschäfte er zu machen verstand; bemühet euch, ihm nachzuahmen, damit ihr so glücklich werdet, wie er war." Das Bette des Todten wird immer geehrt, und man gräbt vor demselben das Grab 6 Fuß tief, und legt die Leiche hinein. Alle Abende wird dann auf der Stelle, wo sein Kopf liegt, ein Feuer angezündet und mit dem Todten Unterhaltung gepflogen. Die Nachbarn erhalten die Familie (Caillié I. 245).

An den Orten der Sierra-Leona-Küste, wo sich öffentliche Begräbnißplätze finden, steht neben dem Gemeindehause ein anderes, welches in ähnlicher Weise, doch viel kleiner gebaut ist. Stirbt nun Jemand im Orte, so wird gemeiniglich dem Könige ein Stein gebracht, welchen er in diesem Hause niederlegt. Stirbt der König, so wird er in diesem Hause begraben, und ihm zu Ehren ein großer Stein gesetzt. Stirbt ein Frauenzimmer, welches noch trauert, so wird sie nicht auf dem allgemeinen, sondern auf einem eigens dazu bestimmten Platze begraben, wo ebenfalls ein Häuschen steht, in welchem ein Stein zu ihrem Andenken aufbewahrt wird. Die Männer, welche das Grab machen, tragen Halsbänder von Kauris (Winterbottom S. 306).

An diese Steine knüpft sich bei den Bullamern eine Gesellschaft von Frauen, Attonga genannt, deren Mitglieder es sich zur Pflicht machen, das Andenken der Verstorbenen zu erhalten, und von Zeit zu Zeit diesen Steinen Reis zu opfern. Sie werfen sich dann vor den Steinen nieder, stämmen die Ellenbogen auf die Erde, und schlagen die Hände auf dem Nacken zusammen. Sie haben eine eigene Vorsteherin, die ein Haus bewohnt, das in Städten, wo ein öffentlicher Begräbnißplatz vorhanden ist, eigens für sie erbaut ist. Stirbt Jemand, der dieser Gesellschaft angehört, so versammeln sich alle Attongaweiber der Stadt und der Nachbarschaft in der Wohnung der Vorsteherin, und bleiben ein Vierteljahr bei ihr. Während dieser Zeit tragen sie schwarze Mützen und Halsbänder, die theils aus Kauris, theils aus schwarzen Samenkörnern gemacht sind. Ihre Kleidung ist die gewöhnliche. Geräth ein Mann in das Attongahaus,

so wird er, auch wider seinen Willen, in die Gesellschaft aufgenommen, und nach seinem Tode kommt sein Stein nicht in das Haus der Männer. Die Mütter nehmen zuweilen ihre Knaben mit ins Attongahaus, allein wenn sie größer werden, treten sie aus, um sich nicht durch heimlichen Verkehr mit Weibern lächerlich zu machen. Ungeachtet ihres Zurücktrittes, muß aber dennoch ihr Leichenstein im Attongahause beigesetzt werden. Die Attongafrauen trauern nur für weibliche Personen, die zu ihrer Gesellschaft gehören. Wenn die Vorsteherin stirbt, tritt diejenige an ihre Stelle, welche am Längsten in der Gesellschaft ist, ohne daß dabei das Alter in Anschlag gebracht wird. Alljährlich nach der Reisernte halten sie eine Zusammenkunft, wobei sie sich von allen Orten und Enden einfinden, um Reis zu opfern, und der Vorsteherin ihre Achtung zu bezeigen. Sie haben ihren eigenen Dialect (Winterbottom S. 306).

Unter allen Negerstämmen der Leona- und Sclavenküste und in Benin finden wir seit uralter Zeit die scheußliche Sitte, am Grabe der Großen, namentlich der Könige, Menschenopfer zu bringen, wozu meist Sclaven ausersehen werden. Da dieser Gebrauch jedoch ein wesentlicher Theil des öffentlichen Lebens ist, theilen wir das Nähere weiter unten bei Betrachtung des Königthumes der Neger mit.

Das gesellige Leben

der Africaner zeigt dieselben milden Formen, die wir bei allen der Natur nahe stehenden Völkern oftmals im grellen Gegensatze mit den Härten des öffentlichen Lebens finden. Die Hottentotten (Kolbe S. 461), wie die Kaffern (Alberti S. 126), sind höflich, dienstfertig und gastfreundschaftlich. Sie gewähren gern und willig dem Nebenmenschen den Beistand, den derselbe bedarf. Ist Jemand gänzlich verarmt, und bittet er bei einer fremden Horde um Beistand, so wird ihm zuvörderst und unverweilt Nahrung gereicht, er bleibt einige Tage daselbst, und erneuert jeden Morgen seine Bitte mit dem Beifügen, daß ihn der Hunger und die Dürftigkeit seiner Familie dazu nöthigen. So geht es mehrere Tage fort, und endlich glaubt man seinen Versicherungen, weil derselbe, wie man sagt, sonst nicht so niedrig und anhaltend um Beistand bitten würde. Jetzt erhält er von diesem und jenem ein Stück Vieh, und wird so in den Stand gesetzt, die Bedürfnisse seiner Familie zu befriedigen. Arme Leute erhalten ohne Schwierigkeit von Wohlhabenden mehrere Kühe auf zwei und mehr Jahre geliehen, wofür sie meist nur die Hälfte der fallenden Kälber und oft auch das nicht erhalten. Wenn Jemandem Vieh geraubt worden ist, kann derselbe auf augenblicklichen, thätigen Beistand seiner Nachbarn rechnen. Ueberhaupt sagt Alberti (S. 126), ist man gewohnt, sich der rechtmäßigen Sache seines Nebenmenschen mit Wärme anzunehmen. Der Nichtbetroffene thut in einem solchen Falle nicht

selten mehr, als der Beleidigte selbst, um keiner Pflichtversäumniß beschuldigt werden zu können. Daher gehört auch die Ausübung der Gastfreundschaft unter diejenigen Handlungen, welche man als Pflicht betrachtet, und mit Herzlichkeit und ohne allen Eigennutz ausübt. Der Fremdling erhält Milch und was die Haushaltung darbietet, selbst eine Schlafgenossin; kommt aber ein Verwandter, so wird ein Stück Vieh geschlachtet. Der Kaffer ist sparsam, und schlachtet nur Vieh, wenn es ein Bein gebrochen hat, oder wenn er Häute braucht. Tritt solch ein Fall ein, so werden alle Verwandten und Nachbarn zur Theilnahme am Schmauße eingeladen. Bei den Marutzis fand Campbell (I. 274) noch eine besondere Sitte, Marts genannt. Es ist dieß eine besondere Verbindung zwischen zwei Personen verschiedener Volksstämme, zu gegenseitiger Aufnahme, wenn einer zu dem andern kommt, wobei sie sich gegenseitig beschenken. Der Bund wird dadurch geschlossen, daß einer den andern bei der Nase nimmt.

Die Negervölker sind sämmtlich — sofern sie nicht gerade an den Caravanenstraßen wohnen — sehr gastfrei. Sie begrüßen den Fremden am Zaire, indem sie in die Hände klatschen (Tuckey 125). Die Neger von Guinea fassen den Gast bei der Hand, und erkundigen sich nach seinem Befinden. Nach den ersten Begrüßungen läßt der Hausherr durch seine Frau oder einen Sclaven Wasser und Fett holen, um den Gast einzureiben. Vornehmer Besuch läßt sich durch einen Diener anmelden, worauf ein anderer an ihn abgesendet wird, der ihm versichert, daß er willkommen seyn werde. Der Wirth begiebt sich nun mit mehreren hundert Soldaten auf den öffentlichen Platz, und erwartet den Ankommenden, der sich sehr gravitätisch, umgeben von seinem schreienden Gefolge, heranbewegt. Anstatt nun gerade auf den Wartenden loszugehen, sendet er vorerst einige seiner vornehmsten Begleiter ab, die erst den Dienern, dann dem Herrn die Hand geben, und sich niederlassen. Nun nähern sich beide Herren einander, jeder mit einem Schilde bedeckt. Ist der Fremde der Vornehmere, so wird er vom Wirthe dreimal umhalset, außerdem wird ihm nur die Hand gereicht. Nun setzt sich der Fremde ihm gerade gegenüber mit allem seinen Gefolge, und wartet so lange, bis der andere mit allen seinen Leuten zu ihm kommt, und ihn willkommen heißt. Dann begiebt er sich an seinen vorigen Ort, schickt von Neuem einige Diener ab, und erkundigt sich nach seiner Gesundheit und dem Zwecke seiner Ankunft. Die Fragen werden durch Abgesandte beantwortet, und diese Ceremonien dauern oft zwei Stunden, worauf erst der Eintritt des Gastes in die Behausung des Wirthes, und die eigentliche Bewirthung erfolgt (Bosman S. 157 ff., vergl. damit die Empfangsfeierlichkeiten der Aschantis bei Hutton S. 171, und der Mandingos bei Mungo-Park S. 316).

Auf der Sierra-Leona-Küste herrscht die größte Gastfreundschaft. Sie nehmen den Unglücklichen mit der liebreichsten Freund-

schaft auf. „Ich bin doch gewiß“ sagt Winterbottom (S. 275) „weit und breit im Lande herumgereiset, aber ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß ich je, wenn ich vor Hunger, Hitze und Ermattung nicht mehr fort konnte, in ein Dorf gekommen wäre, wo man mich nicht bewillkommt, und mit der möglichsten Gastfreundschaft aufgenommen hätte. Man holte sogleich Matten herbei, und nöthigte mich sowohl, als meine Freunde, daß wir darauf ausruhen sollten. Wenn es eben Essenszeit war, so ließ man uns freie Wahl, ob wir uns ohne weitere Umstände mit ihnen setzen, oder so lange warten wollten, bis etwas Besseres herbeigeschafft wurde. Gaben wir den Einwohnern zu verstehen, daß wir gern bei ihnen übernachten wollten, so säumten sie keinen Augenblick, eine eigne Wohnung für uns zurecht zu machen, und wenn wir des andern Morgens Abschied nahmen, so machten sie uns gewöhnlich das Anerbieten, uns einen Wegweiser mitzugeben. Diese allgemein eingeführte Gastfreundschaft erstreckt sich sogar so weit, daß ein Reisender, oder wie sie zu sagen pflegen, ein Fremder nicht leicht wegen eines Vergehens bestraft wird, 'gleichviel übrigens, ob er es aus Vorsatz oder Unverschämtheit begangen hat. Wenn man in eine Stadt, sey sie groß oder klein, oder auch nur in das unbedeutendste Dorf kommt, so lassen die Einwohner, sobald sie den Fremden erblicken, sogleich Alles stehen und liegen, um demselben entgegen zu eilen; sie drücken ihm freundlich die Hand, und wiederholen oft das Wort Semo, d. h. Willkommen! Sogar Kinder, welche kaum lallen können, beeifern sich, so sehr sie auch Anfangs bei Erblickung eines weißen Gesichtes erschrecken, den Fremden als Gast zu behandeln, reichen ihm lächelnd ihre kleinen Händchen dar, und freuen sich herzlich, wenn er sich mit ihnen abgiebt. Die Bullamer begrüßen den in ihr Haus tretenden Fremden mit den Worten: Moi-Es? d. h. seyd ihr gekommen? Wollen sie Jemandem höflich andeuten, daß er ihnen nicht angenehm sey, so sagen sie: Pahei-moo, d. h. ihr 'seyd nicht lange weggewesen (Winterbottom S. 275 ff.).

Diese Gastfreundschaft zeigen alle Neger, wie Douville (I. 127), Mungo-Park (S. 224. 256), Caillié (I. 246. II. 52), Tuckey (S. 108) und andere Reisende seit früherer Zeit bestätigen. Douville wie Tuckey kamen öfter in den Fall, daß ihre gastfreien Wirthe ihnen Mädchen anboten (Douville I. 268. 288).

Die geselligen Unterhaltungen der Africaner bestehen namentlich in Gelagen, Spielen und Tänzen. Sie sind allesammt große Freunde freundschaftlicher Gespräche und Unterhaltungen *), daher denn die Neger einen großen Theil des Tages damit auf den öffentlichen Plätzen zubringen (Hutton S. 144). Dabei wird fleißig Palmwein getrunken. Wenn um Akra Nachmittags der Palmwein herbei-

*) Die Redseligkeit der Kaffern. Döhne S. 35.

gebracht wird, gehen sie allesammt, nebst ihren Sclaven, als Brüdern und Mitgesellen, auf den Markt, jeder setzt sich auf einen Stuhl, und nun trinken und schwatzen sie, bis der Durst gelöscht ist, und sie trunken werden. Dann beginnt ein eigentliches Saufgelage; jeder läßt sich seine Calebasse, die ein bis zwei Maas hält, ganz oder halb füllen, setzt sie an den Mund, und stürzt ein Drittheil des Getränkes hinab, während das Uebrige am Barte herabläuft, so daß der Boden von Palmwein schwimmt. Die Unterhaltung wird überaus laut und lebhaft, dreht sich aber meist um unzüchtige Dinge, obschon die Frauen dabei sind, die bald in denselben Ton mit einstimmen (Bosman S. 231 f.).

Die Mandingos lieben ähnliche Zusammenkünfte; die ganze Nachbarschaft eines Ortes kommt bei gutem Wetter Abends zusammen, die Frauen bringen Nahrungsmittel herbei, müssen sich aber dann wieder entfernen. Die Männer schwatzen und unterhalten sich auf Kosten der Abwesenden. Endlich holen die Frauen die Geschirre wieder ab (Caillié II. 41). Die Bambaras versammeln sich Abends im öffentlichen Gebäude des Ortes, rauchen hier ihre Pfeife, und schwatzen (Caillié I. 452).

Nächstdem verkürzen sie sich die Zeit durch allerlei Spiele. Um Akra herrscht vorzüglich das Boßspiel, welches gewöhnlich nur zwei Personen zusammen spielen. Sie werfen drei Schnecken wie Würfel in die Höhe, und wenn sämmtliche Schnecken des einen Spielers im Fallen auf die Oeffnung des Schneckenhauses zu liegen kommen, so hat er die ausgesetzte Summe gewonnen. Man hat Beispiele, daß einer seine ganzen Habseligkeiten, und endlich gar seinen eigenen Leib und seine Freiheit verspielt hat (Isert S. 190).

Die Timmanier und Bullamer haben das Bambusspiel, K'yungenpoo; es besteht darin, daß sie ein Viereck auf den Boden zeichnen, und auf dessen Mittelpunct, auf den Ecken und mitten auf jeder Seite ein Loch machen. Durch den Mittelpunct werden zwei Linien gezogen, die einander durchschneiden, und nicht nur durch die Seitenlöcher, sondern auch darüber hinaus gehen. An jedem Ende dieser Linien wird ein Loch, oder, wie sie es nennen, eine Stadt gemacht, so daß sich die Anzahl sämmtlicher Städte auf dreizehn beläuft. Jeder Spieler hat eilf Stück Bambus, welche sich dadurch unterscheiden, daß die einen länger sind, als die anderen. Wenn nun das Spiel angeht, steckt der eine Spieler ein Bambus in eine der Eckstädte, und da die Züge abwechseln, so thut der Gegner dasselbe auf der gegenüber befindlichen Ecke. Hierauf wird das erste Bambus in eine der Seitenstädte fortgerückt, damit man im Stande ist, in die erste noch andere Bambus zu thun. Beim nächsten Zuge kann es nun der Spieler in den Mittelpunct oder in eine Eckstadt stecken. Man kann die Bambus rückwärts und vorwärts fortrücken, je nachdem man es für gut findet, nur müssen sie allemal in der nächsten Stadt, welche

sie unterwegs antreffen, einkehren, ehe sie weiter gehen. Ist der eine Spieler in einer Stadt am Ende einer Linie, oder im Mittelpuncte, und der andere in einer mittleren, oder auf der Seite befindlichen Stadt, und hat die unmittelbar hinter derselben liegende nicht besetzt, so kann sein Gegner über die unbesetzte Stadt wegspringen, und eben so wie auf dem Damenbrete, schlagen. Beide Partheien können von ihren elf Bambus so viele auf das Spiel bringen, als ihnen beliebt, aber selten werden sie mit mehr als vier oder fünf auf einmal durchkommen, und auch diese können nur in die Eckstadt gebracht werden, die jeder zu Anfang des Spieles inne hatte. (Winterbottom S. 155). Ein ähnliches Spiel fand Caillié (II. 63) bei den Mandingos, und Tuckey (S. 163) am Zaire.

Das Palmnußspiel (K'ynugee-bel) der Timmanier und Bullamer ist künstlicher, und dazu gehört ein besonderes Bret, welches zwei Fuß lang ist, an beiden Enden spitzig zuläuft, und der Bequemlichkeit halber auf einem Postamente ruht. In dem Brete sind vierzehn runde, flache Löcher, auf jeder Seite sechs einander gegenüber, ebenfalls Städte genannt. Die beiden, an jedem Ende angebrachten Löcher dienen zur Aufbewahrung der gewonnenen Marken, jeder Spieler bekommt deren 24; es sind Palmnüsse. Vier legt er in jede Stadt derjenigen Seite, die vor ihm steht. Das Spiel beruht darauf, daß alle diese Palmnüsse von der Linken zur Rechten auf dem ganzen Brete herumgehen müssen, jedoch so, daß die ganze in jeder Stadt enthaltene Anzahl derselben herausgenommen, und eine nach der anderen, so weit als sie reichen, in die nächstfolgenden Städte rechter Hand vertheilt werden müssen. Wenn nun die letzte Palmnuß in eine der Städte fällt, welche dem Feinde gehören, und worin nur eine oder zwei Marken enthalten sind, so werden sie herausgenommen, und in das Depot gethan; wenn aber deren bereits drei in einer Stadt vorhanden sind, so dürfen sie, da das Hinzukommen der vierten Nuß einen ganzen Satz ausmachen würde, schlechterdings nicht herausgenommen werden, sondern müssen darin bleiben, ohne daß sie dem einen oder dem anderen Spieler zu Gute kommen. Gesetzt nun, es wären in der Stadt, die am Weitesten linker Hand liegt, acht Palmnüsse, so kann sie der Spieler herausnehmen, seine Stadt leer lassen, und in jede der Städte, welche rechter Hand auf einander folgen, eine Marke legen, wenn auch wirklich schon Marken darin sind; und wenn von jenen acht Palmnüssen ein Paar übrig bleiben, so werden sie einzeln in die drei ersten Städte des Gegners vertheilt. Wenn in der Stadt, in welche die letzte Palmnuß gethan wird, nur eine oder zwei Marken sind, so nimmt er nicht nur diese, sondern auch jene heraus, die er in der ersten und zweiten Stadt findet, wenn anders die Anzahl derselben mit Inbegriff dessen, was er hinzusetzt, in jeder Stadt nicht über drei beträgt. Hierbei kommt es jedoch lediglich auf die letzte Palmnuß an. Auf diese Art fährt

man nun so lange fort, bis der eine Spieler so viele Marken gewonnen hat, als er Anfangs hatte, und dadurch wird das Spiel zu seinem Vortheile entschieden. Jung und Alt, Männer und Frauen, sind eifrige Liebhaber dieses Spieles, und es versammelt sich, wo es gespielt wird, stets ein großer Kreis Zuschauer, die mit Rath bei der Hand sind, und ihre Theilnahme lebhaft an den Tag legen (Winterbottom S. 157).

Eine andere, noch weit mehr beliebte Belustigung besteht im Tanze, bei den Hottentotten, wie bei den Kaffern und den Negern.

Wenn den Hottentotten etwas Angenehmes begegnet, so wird ein Tanz begonnen, der dann oft eine ganze Nacht hindurch währt. Männer und Weiber bilden dann einen weiten Kreis, und hocken auf den Fersen. Die Musik besteht in einem Topfe und einer Art Geige, die wir weiter unten kennen lernen, die Weiber klatschen in die Hände, und der ganze Kreis singt. So wie diese Musik begonnen, springt eine Frau in die Höhe, daß alle ihre Ringe klappern, worauf sofort, wie auf eine erfolgte Einladung, sich auch ein Mann erhebt. Nun stellt sich eines dem anderen gegenüber; die Frau hat ihre Augen auf die Füße gerichtet, sie stimmt in den Gesang der übrigen Weiber ein, klatscht ebenfalls in die Hände, und bewegt zugleich alle ihre Glieder, wobei ihre Ringe und Kettchen stark klappern. Eben so ist der Mann in steter Bewegung, obschon er so wenig, wie die Frau, sich von der Stelle bewegt. Es tanzen höchstens zwei Paare auf einmal, und der Tanz jedes Paares dauert etwa eine Stunde; die Tänzer setzen sich dann, und alsbald treten andere an ihre Stelle (Kolbe S. 530).
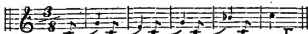
Der Tanz der Kaffern ist wieder anders. Es schaart sich eine beliebige Anzahl Männer, gewöhnlich ganz entkleidet, in gerader Linie dicht zusammen, wobei jeder seinen rechten, aufwärts gerichteten Arm, eine Streitkolbe in der Hand, mit dem linken Arme seines Nebenmannes verkettet. Dicht hinter den Männern steht eine Linie Frauen, deren Arme jedoch nicht verkettet sind. Die Männer springen anhaltend und ohne alle Veränderung mit gleichen Füßen in die Höhe, während man an den Frauen eine sich beinahe an dem ganzen Körper äußernde, krampfhafte Bewegung wahrnimmt, welche vorzüglich in Vor- und Zurückbeugung der Achseln und einer damit in Verbindung stehenden Kopfbewegung besteht. Dabei machen diese von Zeit zu Zeit, indem sie nach einer halben Wendung sich einander in einem sehr langsamen Schritte folgen, einen Gang um die Linie der Männer, und nehmen dann ihre erste Stellung wieder ein; bei diesem Allen wissen sie sich, vorzüglich durch Niederschlagung der Augen, ein sehr sittsames Ansehen zu geben. Zugleich wird von den tanzenden Männern und Frauen gesungen, der Gesang besteht jedoch nur in beständiger Wiederholung einzelner harmonieloser Töne ohne alle

Sprachausdrücke. Der Tanz wird so lange fortgesetzt, bis der Schweiß aus dem Körper hervorbricht, und gänzliche Ermüdung erfolgt; hier und da treten Tanzende ab, und andere an ihre Stelle, bis endlich die Ermüdung die ganze Gesellschaft zwingt, den Tanz aufzugeben (Alberti S. 129).

Der Tanz der **Betjuanen** ist diesem ähnlich, nur daß die beiden Tänzer an den Flügeln der Männerreihe einen zierlichen Kopfputz führen, der von einem Kranze aufrechtstehender Stachelschweinskiele gebildet wird, die sich elastisch hin- und herbewegen (Lichtenstein II. 519).

Einen eigenthümlichen Tanz bemerkte derselbe Reisende bei den **Koranen**. Einer der Männer stand in der Mitte, auf zwei Stäbe gelehnt, die er gegen seine Schultern gestemmt und mit dem Arme umfaßt hatte, und an welchen er sich zugleich, nach dem Tacte mit den Füßen stampfend, bald links, bald rechts etwas herabgleiten ließ. Acht bis zehn Frauen hockten in sitzender Stellung ebenfalls nach dem Tacte in einem engen Kreise um ihn herum, mit zusammengehaltenen und gegen ihn aufgehobenen Händen. Alle heulten aus Leibeskräften, auch die außer dem Kreise sitzenden Männer, von welchen noch einige den Gesang auf kleinen, sehr dumpf und hohl klingenden Trommeln begleiteten. Diese Trommeln bestanden aus einem einfachen, sonst auch zur Aufbewahrung der Milch bestimmten und aus einem dicken Aloestamme verfertigten Gefäße, über welches eine gar gemachte Schafhaut gespannt war. Der Tänzer drehte sich während des Geheuls immer auf seinen krückenähnlichen Stützen mit vorgestrecktem Kopfe herum, und neigte sich bald gegen die eine, bald gegen die andere der Frauen, die sich dann bereiteten, ihn in den Armen zu empfangen, bis er sich endlich einer, nachdem er lange gewählt zu haben schien, sich ganz in den Schooß sinken ließ, und mit ihr auf die Erde fiel. Schnell rafften sich dann beide, ohne daß die anderen deshalb aufhörten, weiter fortzuhocken, auf, und nahmen ihre Plätze wieder ein, oder ließen sich von frischen Tänzern ablösen.

Ihr Gesang würde sich in unserem Notensysteme **ungefähr** so ausnehmen:



Nur darf man bei dieser Figur nicht vergessen, daß weder Terz, noch Quinte, noch kleine Septime rein sind, sondern immer zwischen diesem reinen Intervalle und dem zunächst nach unten liegenden halben Tone schweben, und zwar immer näher dahin, je größer das Intervall wird, so daß man lange zweifelt, ob man in Dur oder Moll modulirt hört, und sich weder für das Eine, noch für das

Andere entscheiden kann. Es war jene Nacht eben Vollmond (Lichtenstein II. 549).

Die Tänze der Matschappi in Lattaku beschreibt Campbell (I. 84). Fünfzehn Männer tanzten im Kreise, jeder hielt und bließ ein Rohr. Sie hüpften gleich einem Frosche, aber im Tacte, im Kreise herum. Der König leitete den Tanz, indem er hüpfte und wie die Anderen das Rohr bließ; er unterschied sich von den Anderen bloß durch eine lange Ruthe, die er hielt, und die sein Haupt weit überragte. Von jungen Leuten nahm nur der Königssohn Antheil. Manche Frauen schlüpften aus der Masse der Zuschauer näher heran, und hüpften, fantastisch singend und in die Hände klatschend, um die Tänzer herum. Anlaß zum Tanze waren die erfrischenden und fruchtbaren Regen, die gefallen waren.

Ein anderer Tanz in Neu-Lattaku war anders angeordnet. Es standen zwölf Weiber in einer Reihe unter einem Mimosabaume, die nach dem Tacte in die Hände klatschten und sangen. Eine etwa gleiche Anzahl Männer stand in zwei Reihen vor ihnen, und machte mit den Händen langsame, antike Bewegungen, wobei sich jeder den Ausdruck der Einfältigkeit gab. Die Weiber brachen, sich wendend, aus ihrer Reihe vor, wendeten sich zu den Männern, und traten wieder ein, ähnliche Bewegungen mit Händen und Füßen machend, und gleichermaßen ein albernes Ansehen annehmend. Eine Frau zeichnete sich durch ihre Bemalung aus. Sie war gleich den anderen mit rothem Ocher beschmiert, aber ihre Augen waren rundum zollbreit orangefarben bemalt, eben so ihre Schenkel. Zu Zeiten erhoben sie die Hände über den Kopf, als wollten sie eine Bedeckung abnehmen, dann traten sie hinten aus, als wollten sie Jemand hindern, sich an sie zu drücken, dann vorwärts, als wollten sie Bänder um die Arme wickeln. Ferner schien es, als wollten sie einen Gegenstand in den Boden treten. Dann machten sie die Bewegung eines Menschen, der bei einem ekelhaften Gegenstande vorübergeht, den er mit den Kleidern zu berühren, vermeiden will. Als es dunkelte, änderte sich die Scene. Die Weiber rannten zu Zeiten aus der Reihe und auf die Männer, gleich einem Stiere, mit dem Kopfe los. Wurde auf diese Art ein Mann überraunt, so entstand allgemeines Gelächter (Campbell I. 110 ff.).

Die Neger sind leidenschaftliche Liebhaber des Tanzes. In Akra tanzt jedes Geschlecht für sich auf öffentlichen Plätzen. Sie führen öfters allegorisch-pantomimische Ballete auf, die nicht ohne Geschmack sind. In der Zeit, wo die Männer von Akra im Kriege gegen die von Augna waren, tanzten die Weiber täglich Fetisch, wobei sie Schlachten darstellten, mit hölzernen Säbeln fochten, in die am Strande stehenden Kähne stiegen, das Rudern vorstellten, und sich in die See warfen. Dann mauerten sie; alles Darstellungen der Beschäftigungen ihrer abwesenden Männer. Beim Tanze wird jede

Muskel des Körpers in lebhafte Bewegung gesetzt (Isert Guinea S. 189) *).

Die Bewohner der Sierra-Leona-Küste bringen die Mondscheinnächte meist mit Tänzen und Gesängen hin. Die Männer zeigen dabei ihre Stärke, und strengen sich sehr an. Die Weiber affectiren eine gewisse Sprödigkeit. Bald schließen alle zusammen einen Kreis, und tanzen in die Runde, indem sie unisono singen, und in die Hände klatschen; bald trippelt eine oder mehrere zugleich in die Mitte der Tanzenden, thut einige Schritte, und kehrt sodann wieder auf ihren vorigen Platz zurück. Bei den Bullamern am Scherbro giebt es öffentliche Tänzerinnen und reisende Tanzmeister, welche letztere in einer ganz auffallenden und lächerlichen Weise bekleidet sind; auf dem Kopfe tragen sie eine Art Mütze von Bambusrohr, die einem Wäschkorbe ähnlich und mit Federn geschmückt ist. Um den Leib sind sie mit einem Weiberrocke aus Gras bekleidet, an den Beinen haben sie eine Menge eiserner Ringe, die bei jeder Bewegung gewaltig klappern. Sobald der Tanzmeister an einen Ort kommt, versammeln sich sämmtliche junge Frauenzimmer, schließen einen Kreis, und nehmen den Meister in die Mitte. Er macht nun allerlei Bewegungen, die sehr ermüden, aber trotz der größten Sonnenhitze eifrig fortgesetzt werden. Bisweilen singt er mit kreischender Stimme dazu, dann fallen die Weiber in vollem Chor ein, und klatschen mit den Händen den Tact (Winterbottom S. 147 ff.). Die Tänze der heidnischen Neger sind übrigens bei Weitem fröhlicher und heiterer, als die der muhamedanischen, denen durch den Koran auch die Spiele verboten sind (Caillié I. 397).

Die Tänze der Joloffen sind sehr unzüchtig (Caillié I. 373), werden aber bei Weitem übertroffen von denen der Neger um Loanda, deren Detail hier mitzutheilen, nicht passend seyn würde. Sie werden von außerordentlich unzüchtigen und lüderlichen Gesängen begleitet. (Douville I. 55. 56. 283).

Der Tanz der Hottentotten war die Aeußerung der reinen Lust und Freude, die sich in gleicher Weise auch bei den Negern kund giebt. Demnächst entspringt der Tanz aus dem Bestreben, sich zu zeigen und sehen zu lassen, wie die Wettkämpfe und Ringspiele, die ebenfalls bei den Negern des Innern vorkommen. Die Mandingoneger bestreichen ihre Glieder mit Fett, die Zuschauer bilden einen Kreis, worin die Kämpfer kauern, dann auf allen Vieren sich nahen,

*) Songa wardance. In the wardance the performer with a sword looks about from side to side as if exspecting the enemy; at last he sees them flourishes his sword half a dozen times towards the quarter, in which they are supposed to appear; advances; his eyes glowing fire; returns triumphant; while the spectators are clapping their hands and striking their breasts in turns; he then squatted down. Tuckey narrative 207.

und nun mit einander ringen. Dazu wird die Trommel geschlagen, die die Bewegungen regelt. Endlich folgt ein Tanz, der ebenfalls von der Trommel geleitet wird (Mungo-Park S. 48).

Der Verkehr

der sämmtlichen africanischen Völker beruht auf der Freude am Besitze, und wird, da wo europäischer Einfluß nicht zerstörend eingewirkt hat, durch Gastfreundschaft, Treue und Redlichkeit unterstützt. Die Kaffern z. B. sind immer geneigt, mehr Vieh zu besitzen, als sie eigentlich bedürfen; sie sind deßhalb, bei aller Freigebigkeit gegen den Gast, sparsam und haushälterisch mit dem, was sie besitzen, und um diesen Besitz zu mehren, stets zum Handel bereit; allein außer dem Besitze scheint auch der Wechsel des Besitzes, die Erneuung desselben, ihnen besondere Freude zu machen, und so kommt es, daß sie stets zum Handel geneigt sind, und daß ihnen Alles feil ist, wenn ihnen ein vortheilhafter Handel angeboten wird. Wir sahen oben (Th. I. S. 336), wie die auf der niedrigsten Stufe stehenden Bosjesmänner den Besitz fliehen, und bemerkten öfter, daß die vorgeschrittenen Culturstände stets durch gemehrten Besitz sich auszeichnen, ja daß der Besitz überhaupt der Anfang aller Cultur sey.

Dem Kaffer ist Alles feil. Er verkauft seine Tochter dem Schwiegersohne um den möglichst höchsten Preis, ohne dabei auf deren Neigung die mindeste Rücksicht zu nehmen, und vergißt den Ehebruch seiner Frau, wenn ihm die erlittene Beleidigung einige Kühe einbringt. Wie bei den Nordamericanern die Wampumschnüre, bei den Lappländern die Käse, so vertreten bei den Kaffern die Wurfspieße die gangbare Münze, und sie waren das einzige Geld, bis namentlich durch europäische Ankömmlinge Kupfer, Messing und Glascorallen gleichen Werth erhielten, und alle einfachen und gemischten Metalle, vorzüglich diejenigen, deren Farbe roth oder gelb ist, angenehm wurden. Der Werth dieser Dinge war jedoch durch entstandenen Ueberfluß merklich gefallen, und nur die Wurfspieße erhalten den ihrigen, weil deren Verfertigung wegen Mangel an Werkzeugen mühsam und beschwerlich ist, und deren bei der Jagd und anderen Gelegenheiten immer verloren gehen, und neue angefertigt werden müssen. Knöpfe, womit die Frauen ihre Mäntel zu verzieren pflegen, werden sehr geschätzt; doch müssen dieselben von dauerhafter Art und ganz aus Metall verfertigt seyn; solche, welche mit Holz unterlegt sind, und Oehre von Darmsaiten haben, finden keinen Beifall, da die Kaffern auf Dauerhaftigkeit bei allen ihren Sachen sehen. Glatte Knöpfe haben vor solchen, deren Oberfläche getrieben oder gestochen ist, den Vorzug, letztere nennen sie aussätzig. Auf Treue und Glauben wird im Handel streng gehalten (Alberti S. 111 ff.)

Der Diebstahl wird bei den Kaffern als ein schweres Verbrechen betrachtet. Wer einen Dieb auf frischer That ertappt, kann denselben tödten. Wer, des Diebstahls angeklagt, seine Unschuld nicht beweisen kann, dem wird Hab und Gut genommen. Den Dieb, welchen Jemand mit gestohlenem Gute unterwegs antrifft, kann er tödten, die gestohlenen Sachen aber werden dem rechtmäßigen Besitzer eingeliefert. Der Diebshehler und Helfer wird gleich dem Diebe selbst bestraft; eben so wird der bestraft, der sich weigert, einem Diebe nachzusetzen (Döhne S. 19).

Eine interessante Schilderung des betjuanischen Handelsverkehrs theilt Lichtenstein (Th. II, S. 503) mit. „Es ward von der Reisegesellschaft ein förmlicher Markt eröffnet, und einer der wohlverschlossenen Wagen zum Kaufladen umgeschaffen. Kaum waren ein Paar kupferne Ringe mit fingerlangen Stückchen Tabak bezahlt, als Alles nach dem Wagen drängte, und die Hände voll Ringe, Halsschnuren, Ohrgehänge u. s. w. emporhielt, um diese Kostbarkeiten gegen Tabak loszuwerden. Andere liefen schnell nach Hause, und holten Hassagaien, Löffel, Messer und anderen Hausrath herbei, der mit Freuden für ein Paar Zoll africanischen Rollentabaks hingegeben ward. Der Verkäufer konnte sich ihrer dringenden Erbietungen kaum erwehren, und indessen er mit dem einen im Handel war, drängte sich ein anderer dazwischen, seine Waare als die beste anpreisend, und an dem ausgestreckten Zeigefinger weisend, daß er sie um ein kürzeres Stück geben wolle, als jener. Alle schienen zu fürchten, unser Vorrath möchte bald zu Ende und sie dann leer ausgehen. Dabei zeigte sichs bald, daß sie von einem ordentlichen Handelsvertrage keine Vorstellung hatten; denn, wenn man ihnen für einen Ring ein Stück Tabak von der Länge gab, die sie gefordert hatten, waren sie damit nicht zufrieden, sondern verlangten ein größeres, das dann, wenn man es ihnen bewilligte, oft wieder nicht zureichte. Viele nahmen auch die Bezahlung, und zogen sich mit der Waare aus dem Gedränge, so daß der Verkäufer sich gezwungen sah, gleich zuzugreifen, und nicht eher loszulassen, als bis auch der Käufer sein Aequivalent fahren ließ. Bald ergriff der Handelsgeist die ganze versammelte Menge, und während bei dem Wagen Kleinigkeiten umgesetzt wurden, kauften einige unserer Colonisten sich Rindvieh ein, das sie jedoch theuer bezahlen mußten, denn den Besitzern war es nicht für Tabak feil, sondern sie verlangten Stabeisen, Nägel, seidene und leinene Tücher, europäische Kleidungsstücke u. s. w. Eine Säge und eine Feile erregten ihre größte Bewunderung und den lebhaftesten Wunsch nach ihrem Besitze. Nicht geringer als ihr Vieh hielten sie ihre Kleidungsstücke im Preise, und es hatte viele Schwierigkeiten, einen der künstlich genähten Mäntel, auf welchen ich vorzüglich mein Augenmerk gerichtet hatte, einzuhandeln. Ich bot Corallen, Nägel und Tücher, aber Alles war vergebens; ein Mantel werde nur gegen

lebendiges Rindvieh verkauft, hieß es. Ich gab also einem unserer Hottentotten den Auftrag, zwei Ochsen, die gefordert waren, für mich zu erstehen, und erhielt nun den Mantel von einem der alten Räthe des Königs für weniger, als ich vorher schon geboten hatte. Desto wohlfeiler waren Elefantenzähne, und ich bekam deren mehrere von zwölf bis sechszehn Pfund, jeden für ein Stück Rollentabak, das der Länge des Zahnes gleich war. Es fanden sich heute auch schon viele Weiber ein, deren Zahl immer zunahm, und gegen Abend sich so mehrte, daß sie die der Männer bei Weitem übertraf. Sie brachten ebenfalls manche Kleinigkeiten zum Tausch gegen Tabak, den sie, wie die Männer, sogleich etwas rösteten, und zerrieben rauchten" (Lichtenstein II. 503 ff.).

Hier sehen wir den Handel noch auf den Anfangsstufen, da nicht sowohl das fortgesetzte Bedürfniß, sey dieß nun ein wirklich nothwendiges, für die Erhaltung des Lebens erforderliches, also Nahrung und Kleidung unmittelbar betreffend, oder ein Bedürfniß des Luxus ist, das durch eigene Mittel nicht zu befriedigen ist, mithin um jeden Preis aus der Ferne herbeigeschafft werden muß, und das, immer wiederkehrend, ein bleibendes wird. Anstatt des bei den Südafricanern vorübergehenden Tauschverkehrs finden wir bei den eigentlichen Negervölkern im Westen und Innern von Africa einen seit uralter Zeit förmlich organisirten Handel, der ursprünglich nicht minder auf Treue und Redlichkeit gegründet war, wie bei den Kaffern; durch den Einfluß der Europäer sind jedoch, nach dem Zeugnisse achtbarer Berichterstatter, die Neger betrügerisch geworden, während die, entfernt vom europäischen Verkehre, im Innern hausenden Neger bei Weitem besser und ehrlicher sind (Winterbottom S. 268). Isert (Beschr. v. Guinea S. 186) versichert, daß vor Ankunft der Europäer der Diebstahl bei den Negern ganz unbekannt gewesen sey. Allein schon zu Bosmanns Zeit, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts (Bosman Guinea S. 147), war die alte Ehrlichkeit nicht mehr zu finden, und Hutton schildert die Aschantis, namentlich die Dienerschaft, die ihn umgab, als arge Diebe, die schon den Gebrauch der Nachschlüssel kannten (Hutton S. 86).

Der Handelsverkehr der Neger ist zuvörderst an gewisse Orte gebunden, wohin Straßen führen, die, wo sie Gewässer kreuzen, durch Brücken fortgesetzt sind. Der innere Verkehr betrifft Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse; der Handel mit den mahomedanischen Nachbarn und den Europäern hat namentlich Salz, Gold, Gummi, Eisenbein und Sclaven zum Gegenstande. Das Salz ist, wie wir oben (S. 235) sahen, ein Erzeugniß der Küsten, von wo es nach dem Innern gebracht und als ein kostbares Gewürz betrachtet wird. In Balaya ist das Salz ein vorzüglicher Handelsartikel, der gegen Kleiderstoffe ausgetauscht wird (Caillié I. 363. Müllers Fetu S. 252). Eben so ist in Congo, namentlich auf dem Markte von Embomma,

das Salz der vornehmste Handelsgegenstand, der gegen Palmnüsse, Palmöl, Getraide, Pfeffer, Matten und Segel eingetauscht wird (Tuckey S. 119).

Nächst dem Salze ist das Gold einer der wichtigsten Gegenstände des Handels (s. o. S. 111), das die Westafricaner seit früher Zeit mit dem Osten in Berührung brachte. Bei den Aschantis muß Goldstaub zum Theil die Stelle der Münze vertreten (Hutton S. 303); der Goldhandel von Akra war ehedem sehr bedeutend, aber schon zu Iserts Zeit (1783 bis 1787) sehr in Verfall, seitdem die Neger von Akim beschränkt und ihre Goldgräber vielleicht meist erschlagen worden waren. Die schwere Unze Gold wurde dort mit sechzehn, in Copenhagen mit zwanzig Thalern bezahlt. Die Neger hatten ihre Waagen, kannten den Werth des Goldes genau, und verstanden es auch zu verfälschen (s. Iserts Guinea S. 105 u. oben S. 115. Müllers Fetu S. 263 ff.).

Von großer Bedeutung ist ferner der Gummihandel am Senegal. Früher wurde das Gummi lediglich aus Arabien, über Aegypten, bezogen, das für die europäischen Manufacturen von so großer Bedeutung ist. Das erste africanische Gummi entdeckten die Holländer, und die Engländer machten im Jahre 1734 Versuche, die Eingebornen zur Einsammlung desselben zu bewegen *) (Allg. Historie der Reisen Th. III. S. 118). Den Franzosen aber gebührt der Ruhm, diesen Handel eigentlich begründet zu haben. In Bordeaux und Nantes machte man Versuche mit dem Senegalgummi, und es wird seit 1783 in größeren Massen eingeführt. Die Einsammlung des Gummi, so wie der ganze Gewinn, der aus dem Verkaufe desselben erwächst, ist Sache der Mauren; die Neger verrichten nur Sclavendienste dabei **).

Der Elfenbeinhandel dagegen, der schon seit uralter Zeit besteht, wird vorzüglich durch die Neger selbst betrieben. Die Jagd lernten wir schon oben (S. 225) kennen. Die Jäger führen selten das Elfenbein selbst nach der Küste; sie verkaufen es reisenden Handelsleuten, welche jährlich von der Küste mit Waffen und Munition kommen, um diese kostbare Waare einzutauschen. Einige dieser Kaufleute handeln öfters in einem Jahre vier bis fünf Eselsladungen Elfenbein ein; auch kommt mit den Sclavencaravanen viel Elfenbein aus dem Innern nach der Küste. Die Zähne, welche man nördlich

---

*) Valentini im Museum museorum S. 390 kennt schon das Gummi Senegae, dem man jedoch damals das arabische vorzog.

**) Ueber den Gummibaum s. Lajaillé S. 13 u. 22, am Ausführlichsten Golbery fragment d'un voyage en Afrique I. 195—282. Die Einsammlung Caillié voyage à Temboctou I. 196. 133 ff. Hutton S. 23. Jetzt wird das Gummi von St.-Louis nach Havre-de-Grace geschafft. Die Ausfuhr überhaupt beträgt jährlich 1,800.000 Pfund, wovon 1,200,000 Pfund auf Frankreich kommen. 1822 erhielt Bordeaux 990,000 Pfund.

vom Aequator findet, wiegen selten mehr als achtzig bis hundert Pfund (Mungo-Park S. 363 ff.).

In Guinea bezahlt man Elephantenzähne nach ihrem Gewichte, ihrer Größe und ihrer Schönheit, und zu einem bestimmten Preise (Isert Guinea S. 104). Ein vorzüglicher Eisenbeinhandel wurde sonst an der Küste östlich vom Cap Palmas getrieben, die daher auch die Zahn- oder Elfenbeinküste genannt wurde.

Der wichtigste Handel der Negervölker ist der Sclavenhandel, der ebenfalls in die frühesten Zeiten hinaufreicht (Herodot III. 114). Sclaven sind der Hauptartikel des Handels. Im Alterthume war die Ausfuhr nach Osten gerichtet, und noch jetzt blüht dieser Handelszweig. Alljährlich finden in Sennaar förmliche Sclavenjagden Statt, welche die türkischen Befehlshaber anstellen. Einer der Hauptsitze dieses Handels ist die Stadt Schendy in Sennaar (16° 41′ 26″ n. Br.), wo aus Abyssinien, Sagdeh, Sennaar, Dinka, Kordofan, Darfur, Fertet, an welchem letzteren Orte die Eltern ihre Kinder für Nahrungsmittel weggeben, Sclaven zu finden sind. Man verkauft in Schendy jährlich an 4000 Sclaven, deren Werth sich nach ihrem Alter richtet; die Mädchen von 11 bis 15 Jahren, Sedassy genannt, sind die gesuchtesten, und gelten 18 bis 30 spanische Piaster; die, welche das fünfzehnte Jahr überschritten haben, gelten nur 8 bis 12 spanische Piaster. Alt nennt man die von 20 und 30 Jahren; sie haben wenig Werth, wenn sie die Küche nicht zu besorgen verstehen. Sclaven, welche die Blattern gehabt haben, sind werthvoller, weil in Darfur der fünfte Theil denselben erliegt. Männliche Sclaven haben 30 Procent weniger Werth, als weibliche. Am Gesuchtesten sind die Abyssinierinnen, da man sie für die klügsten hält. Die Nubas sind gut, die von Kordofan und Darfur weniger gelehrig. Die Sclavenhändler handeln in ihrem eigenen Vortheile, wenn sie ihre Sclaven gut behandeln, und die Sclaven nennen ihn daher Vater. Sie glauben, daß ihr endliches Loos ist, von den Weißen gefressen zu werden. So wie ein Türke einen Sclaven kauft, läßt er ihn beschneiden, dann giebt er ihm einen Namen. Die Sclaven gehen von einem Markte zum andern, und werden oft acht- bis zehnmal verkauft, ehe sie eine feste Stellung erhalten. Auf diesen Zügen überlassen sich beide Geschlechter ohne Scham und Scheu allen Ausschweifungen, und es kommt keine Sclavin unberührt nach Cairo. Alle Sclavinnen werden auf Probe gekauft, da man nicht vorher wissen kann, ob sie in der Nacht schnarcht, mit den Zähnen knirscht, oder sonst eine Untugend an sich hat. In Aegypten hat man 40,000 schwarze Sclaven. In Tahtah bei Syout werden die Eunuchen gemacht; die Copten verstümmeln jährlich 100 bis 150 Knaben von acht bis zehn Jahren, und erhalten für ihre Mühe für jeden vier bis fünf spanische Piaster. Ein Sclave, der 25 Piaster kostet, steigt auf 100, wenn er entmannt ist (Cailliaud III. 115 ff.).

Der Sclavenhandel im Westen war seit dem 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts noch bedeutender. Portugiesen, Holländer, Franzosen, Engländer, Dänen, hatten in Senegambien, Guinea und Congo förmliche Sclavenmärkte, wohin die schwarzen Sclavenhändler ihre Waare brachten, und von wo aus sie in die americanischen Colonieen gesendet wurden. Die schwarzen Sclavenhändler, Slatis, ziehen auf den Märkten in Innerafrica umher, und kaufen hier ihre Vorräthe; Krieg und Hungersnoth machen auch Freie zu Sclaven, und wo diese eintreten, füllt sich der Markt vorzüglich. Diejenigen Sclaven, welche aus diesen Ursachen ihre Freiheit verloren haben, werden meistens nach der Küste zum Verkaufe nach America abgeführt, da sie in der Nähe ihrer Heimath steten Anreiz zur Flucht haben. Die Kriege liefern die meisten Sclaven, und dieß sind dann fast durchgängig geborne Sclaven. Der freie Negerkrieger ist gut bewaffnet und ohne Gepäck, daher auch, im Falle daß er besiegt wird, besser im Stande, sich durch die Flucht zu retten. Wird er ja gefangen, so lösen ihn seine Freunde aus. Die Krieger aber, die dem Sclavenstande angehören, führen, außer ihren Waffen, auch das Gepäck ihrer Herrn, und sind an der Flucht gehindert. Gefangen, löst sie Niemand aus. Um sie sicher unterzubringen, werden sie in die Ferne geschleppt. Eine tief eingewurzelte Vorstellung, daß die Weißen Neger kaufen, um sie zu schlachten, oder sie wieder an Andere zu verkaufen, welche sie nachher essen, läßt die Sclaven natürlich eine Reise nach der Küste mit vielem Schrecken betrachten, und zwar in dem Grade, daß die Slatis gezwungen sind, sie stets in Eisen zu halten, und sie sehr genau zu bewachen, damit sie nicht weglaufen. Sie werden gewöhnlich dergestalt gefesselt, daß man den rechten Fuß des Einen, und den linken des Anderen in das nämliche Paar Eisen schmiedet. Wenn sie die Eisen mit einem Stricke aufheben, können sie sehr langsam gehen. Vier Sclaven werden gleichfalls bei den Hälsen an einem starken Stricke von geflochtenen Lederriemen zusammengebunden, und in der Nacht wird ihren Händen noch ein Paar Fesseln angelegt, und ihnen öfters eine leichte, eiserne Kette um den Hals geschlungen *). Diejenigen aber, welche Mißvergnügen blicken lassen, werden noch auf andere Art festgehalten. Es wird ein dickes, drei Fuß langes Stück Holz zugehauen, und an einer Seite eine glatte Kerbe hineingeschnitten. Der Knöchel des Sclaven wird in den glatten Einschnitt durch einen starken, eisernen Reif geschmiedet, der den Knöchel umschließt (Mungo-Park S. 374). Andere Sclaven, namentlich in Congo, werden mit dem Halse in eine hölzerne, sechs Fuß lange Gabel gesteckt, welche mit einem eisernen Bolzen geschlossen ist. Die Hände bindet man den Sclaven

*) Vergl. die Abbildung kriegsgefangener Neger auf ägyptischen Monumenten, z. B. **Rossellini monumenti storici tav. LXXXV.**

fest auf den Rücken, so daß sie ihm oft noch mehrere Tage nach seiner Freilassung wie abgestorben und ganz fühllos sind. Der Eigenthümer führt den Sclaven am Ende der Gabel, so daß dieser ihm nicht auf den Leib kann, und er im Stande ist, den Sclaven sofort zu Boden zu ziehen. Der Eigenthümer geht nun sicher voraus; Nachts bindet er die Gabel an einen Baum, wovon sich der Sclave natürlich nicht losmachen kann (Degrandpré voyage en Afr. II. 49).

Die Sclaven, welche keine Widersetzlichkeit zeigen, werden milder behandelt; man gönnt ihnen Ruhe im Schatten der Bäume, und veranlaßt sie zu Spielen und Gesängen. Nur Abends werden ihre Eisen untersucht, sie in Hütten gesperrt und scharf bewacht. Selten gelingt es einem, sich zu befreien. So kommen sie auf die europäischen Sclavenmärkte (Mungo-Park S. 374).

Die Fidaer haben die Gewohnheit, ihre Sclaven, ehe sie dieselben den Weißen zeigen, trefflich herauszuputzen, als wenn sie zum Tanze sollten gehen. Die Weiber bekommen wohl fünf Leibgürtel um, einen über den anderen. Allen männlichen Sclaven, selbst fünfjährigen Kindern, werden die Hände auf den Rücken gebunden (Isert Guinea S. 127). Die schwarzen Sclavenhändler bringen oft 30 bis 40 Sclaven auf einmal zum Verkaufe, wenn sie wissen, daß auf dem europäischen Markte hinlängliche und gute Waaren vorhanden sind. Der Preis für einen erwachsenen, jungen Mann, denn hier werden die Männer, wie im Osten die weiblichen Sclavinnen, vorgezogen, war um 1783 bis 1787 160 Thaler dänisch, für ein fehlerfreies Mädchen 128 Thaler. Auf jeden Sclaven kommen noch sechs Thaler Unkosten. Die Waaren für einen Sclaven waren damals:

5 Flinten zu 6 Thlr.	30	Thlr.
80 Pfund Schießpulver	40	"
2 Stangen Eisen zu 3 Thlr.	6	"
1 Anker Brantwein	16	"
4 Dutzend kleine Messer	4	"
2 Zinnbecken	2	"
1 Stück geblümten Cattun zu 24 Ellen	10	"
1 " Schellos (indische Waare)	10	"
1 " Bajuttenpauts (desgl.)	10	"
½ " gestreiften Taffent (desgl.)	10	"
1 " ostindische Tücher zu 10 bis	12	"
1 Messingbecken	4	"
3 Stangen Kupfer zu 1 Thlr.	3	"
2 " Blei zu 1 Thlr.	2	"
An die Wache	1	"
	160	Thlr.

Für ein Weib gab man:

5 Flinten zu 6 Thlr.	30	Thlr.
60 Pfund Schießpulver	30	=
1 Flaschenkeller mit 9 Flaschen Brantwein	12	=
4 Dutzend kleine Messer	4	=
Verschiedene Arten Glascorallen	12	=
2 Messingkessel	8	=
1 Stück Reganepauts (ostindische Waare)	10	=
1 = Nicones (desgl.)	10	=
1 = Half=Say	10	=
Boß und an die Wache	2	=
	128	Thlr.

Bei den Zahlungen müssen allemal Flinten, Schießpulver und Messer ausgegeben werden, sonst wollen die schwarzen Kaufleute, die oft sehr wohlhabend sind, nicht auf den Handel eingehen. Die Aschantis nahmen oft nur Gewehre und Pulver. Ist der Neger ganz fehlerfrei, so wird der Preis ohne Widerrede bezahlt; für Gebrechen werden Abzüge gemacht, z. B. für einen Zahn 2 Thaler; Wunden am Bein, Mangel eines Auges, Fingers u. s. w. bringen größere Abzüge. Das Maß eines Mannes ist 4 Fuß 4 Zoll, das einer Frau 4 Fuß. Haben sie dieses Maß, so gelten sie für Mann oder Frau, wenn sie auch erst zwölf Jahre alt sind. Der Zoll, der an diesem Maaße fehlt, wird mit acht Thalern in Abzug gebracht. Die Neger sind im Handel außerordentlich schwierig, in den Vorrathshäusern möchten sie gern Alles haben, was sie sehen; sie sitzen daher oft stundenlang, ehe sie sich für etwas entschließen können. Obschon kein Neger weder rechnen noch schreiben gelernt hat, so lassen sie sich doch nie betrügen; sie rechneten in der dänischen Colonie Christiansburg und Friedensburg nach Cabes, d. h. zwei Reichsthalern. Für Unterabtheilungen rechneten sie nach Schlangenköpfen (Cypraea moneta, Boß), deren zwanzig einen Dreier oder Schilling machen. Die Boß benutzt er als Rechenpfenniqe. Sieben Thaler drückt er dann durch zwei große und einen sehr kleinen Schlangenkopf aus (Isert Guinea S. 100 ff.).

Die kleinen Kinder haben unstreitig das traurigste Loos. Hat eine Sclavin ein säugendes Kind, so wird dieß dem Käufer verheimlicht. Hat der europäische Kaufmann dem schwarzen Händler die Waaren überliefert, so bringen sie das Kind und fragen, ob sie es wegwerfen oder der Mutter wieder liefern sollen. „Wenn ein französischer Capitain Sclaven bei uns kauft (sagt Römer Nachr. v. Guinea S. 207), so wird ihm gleichfalls nicht erlaubt, die Kinder zu sehen, denn sonst will er eine solche Sclavin nicht annehmen; der Factor verhält sich also gegen den Capitain eben so, wie die Neger gegen ihn gethan haben. Wenn er die Sclaven abliefert, und die Schiffs=

bedienten dieselben an der Seekante in Empfang nehmen sollen, so erhält jede Mutter ihr Kind auf den Rücken. Ich habe aber gesehen, daß die meisten Franzosen das Kind der Mutter entrissen, es an die Strandbreite geworfen, die Mutter ins Fahrzeug gestoßen, und mit ihr und anderen unter Segel gegangen sind. Ich habe dergleichen Verfahren bei den englischen Officiers niemals wahrgenommen. Die Franzosen sagen, wie es auch wahr ist, daß eine Sclavin mit ihrem Kinde dreimal so viel Platz einnimmt, als ein Mannssclave. Wir Dänen haben nachdem dergleichen Kinder an unsere Compagniesclavinnen, so vor die eingekauften Sclaven Essen kochen, vertheilt, um sie zu erziehen; ich habe aber keine gesehen, so groß geworden wären. Ich habe an anderen Orten dergleichen ausgeworfene Kinder liegen sehen, und man ließ sie als wie junge Katzen liegen, bis etwan die Wölfe des Nachts ihrer habhaft wurden."

Dieser Handelsverkehr aus dem Innern nach der Küste wird im Westen meist durch die Mandingoneger betrieben. Sie reisen viel, selbst in der Jahreszeit des Regens; da sie aber ihr Gepäck auf dem Kopfe fortbringen müssen, so bringen sie nur wenig fort, und kommen nur langsam vorwärts. Ihr Handel ist mithin nicht sehr einträglich. Ihre Kleider sind mit Amuletten und Grigris bedeckt. Sie sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie müssen ihre Lebensmittel kaufen, und ihr Nachtquartier, so wie die Erlaubniß, durch die Ortschaften zu ziehen, bezahlen. Sie haben stets einen kleinen Topf mit Pflanzenbutter bei sich im Gürtel, womit sie sich Abends nach der Abwaschung den Kopf und einen Theil des Leibes einsalben. Kehren sie von ihren Reisen zurück, so überlassen sie sich dem Müßiggange, essen viel, und leben von ihren Sclaven, die den Ackerbau besorgen müssen (Caillié II. 39). Die Mandingos reisen stets in Gesellschaften. Caillié (II. 68) traf deren eine von 45 bis 50 Männern, deren jeder seine Last auf dem Kopfe trug, und 35 Frauen, die ebenfalls Bündel schleppten. Acht Anführer leiteten 15 Esel. Die Anführer haben ihre Frauen und Sclaven, welche die Lasten tragen, die Küche besorgen, und deshalb an die Lagerplätze vorausgehen müssen; die Männer folgen nach. Die Lastthiere sind mit Klingeln behängt, welche die Mandingos selbst aus Kupfer und Eisen fertigen. Kommt nun die Caravane an einen Ort, so holen die Frauen Wasser, und bereiten aus Korn die Mahlzeit; dann wärmen sie in großen Gefäßen Wasser für das Bad der Männer. Zuletzt stampfen sie das Korn für die Abendmahlzeit. Die Sclaven müssen Brennholz suchen. Die freien Neger setzen sich einstweilen hin und ruhen aus, dann gehen sie mit einer Calabasse durchs Dorf, worin sie Colatnüsse holen, welche sie gegen Kauris eintauschen, wofür sie dann Getraide kaufen. Die Frauen spinnen, wenn die Arbeit besorgt ist, Baumwolle, die sie gegen Colatnüsse eintauschen, die sie von den Männern erhalten haben. Das Gespinst wird in Jenne gegen Kauris um-

gesetzt, wofür sie sich Glasperlen und Salz kaufen. Unterwegs müssen sie auch die Kleider der Männer waschen. Die Männer untersuchen, wenn sie sich ausgeruht, das Gepäck der Esel, namentlich die Ballen mit Colatnüssen, welche auf der Reise heruntergefallen sind; sie packen die Früchte in frische Blätter, dann gehen sie durch den Ort, um die daselbst gefertigten Zeuche zu kaufen, und den Durchgangszoll zu berichtigen, der gewöhnlich für jede Last zwanzig Colatnüsse, d. i. 200 Kauris, oder zwanzig französische Sous beträgt. Ist die Caravane sehr zahlreich, so geht einer voraus, um Quartier zu machen. Wenn die Caravane nachkommt, die sich unterwegs oft ansehnlich vergrößert, so weiset er ihr dann ihren Aufenthaltsort an. Die zuerst Angekommenen kehren oft wieder um, um den Nachfolgenden die Lasten tragen zu helfen (Caillié II. 68).

Außer den Mandingos durchziehen auch mahomedanische Kaufleute das Land; man nennt sie Saracolets. Man findet sie in allen Theilen der Negerländer, Mandingos, Bambaras, Fulahs, Dhialonkes, Kahaga, Bondu, u. s. w. Sie sind sämmtlich Mahomedaner, und sprechen unter sich eine Sprache, die die übrigen Neger nicht verstehen. Sie kommen fast nie in ihre Heimath, und haben den Ruf, sehr reich, aber auch sehr diebisch zu seyn (Caillié II. 52).

Auch die Fulahs, die aus dem Innern an die Küste von Sierra-Leona kommen, reisen in kleinen Gesellschaften, deren jede ihren eigenen Führer hat, der den Marsch regulirt, den Transport der Waaren besorgt, die unterwegs vorfallenden Streitigkeiten schlichtet, und nicht selten mit Stockschlägen straft. Haben sie das Ziel ihrer Reise erreicht, so bauen sie sich von Baumzweigen kleine Hütten, die groß genug sind, sie gegen die Sonnenhitze zu schützen. Der Anführer rechnet darauf, daß ihn der europäische Factor beherberge, und er ist zufrieden, wenn er nur ein kleines, mit einer Thüre oder Matte verschließbares Zimmerchen erhält. Bevor der Handel beginnt, giebt der Factor dem Anführer sein Bunyar, oder Geschenk, das aus Colatnuß, Malagettapfeffer, Tabak, Reis oder Palmöl besteht. Die beiden ersten Artikel sind die wichtigsten. Kommt der Handel nicht zu Stande, so wird das Bunyar zurückgegeben; haben die Kaufleute aber von den Colatnüssen gegessen, so ist dieß ein Zeichen, daß sie nicht Willens sind, abzureisen. Nach Annahme des Geschenks hält der Anführer allemal eine lange Rede, worin er die Schwierigkeiten der Reise und die Mühseligkeiten derselben bis auf den kleinsten Umstand schildert. Die Unterhandlung geschieht durch Dolmetscher, wenn sich auch die Partheien verstehen. Der Einkauf des Reises nimmt wenig Zeit weg, da gewöhnlich eine gleiche Quantität Salz dafür gegeben wird, das in runde Massen zu 50 Pfund gepackt ist; aber wegen jedes Elefantenzahnes wird ein neuer Palawer oder Verhandlung gehalten, worin immer wieder dieselben Förmlichkeiten vorkommen, welche zu Anfange Statt fanden. Sie sitzen oft einen ganzen

Tag auf einer Stelle, um eine Kleinigkeit mehr zu bekommen, da ihnen jede Idee vom Werthe der Zeit abgeht. Ist der Handel ganz abgeschlossen, so daß sie ihre Zahlung erhalten haben, so erwarten sie vor ihrer Abreise noch ein zweites Geschenk, das nach Verhältniß der Waaren, welche sie mitgebracht haben, mehr oder weniger ansehnlich ist. Entspricht der Werth dieses Geschenkes ihrer Erwartung, so preißen sie auf dem Rückwege überall das Lob des Factors gegen Jedermann, dem sie begegnen. Die Lasten, welche sie fortschleppen, sind erstaunenswürdig. Die Waaren packen sie in Körbe, die 7 Fuß lang sind und, 150 — 200 Pfund Gewicht haben. Die Waaren tragen sie auf den Schultern, so daß sie 4 bis 5 Fuß über den Kopf hervorragend im Gleichgewichte liegen. Auf ein hervorragendes Ende der Ladung ist ein Zweig gesteckt, und an das andere ein Strick, beides nimmt der Lastträger in die eine Hand, in der andern hat er einen gabelförmigen Stock, worauf er, wenn er will, die Ladung ausruhen läßt. Knaben von elf bis zwölf Jahren schleppen oft die schwersten Lasten fort. Die Fulaher bringen Sclaven, Elefantenzähne, Reis, Seife und Rinder, wogegen sie Salz, Korn, Pulver, Flinten, Tabak, Glascorallen ausführen (Winterbottom S. 222 ff., dazu Caillié I. 255).

Durch diesen Verkehr haben sich Straßen gebildet, und über die Flüsse Brücken, die aus Holzpfählen bestehen, welche durch Baumzweige verbunden sind (Caillié I. 324), wo nicht gerade eine Fuhrt vorhanden. Eben so finden sich an den größeren Orten regelmäßige Märkte. An der Guineaküste wird ein- auch zweimal wöchentlich Markt gehalten, wo oft viele Menschen zusammen strömen. Der Markt von Kankan ist mit europäischen Waaren sehr wohl versehen, welche die Mandingo-Kaufleute dorthin bringen. Man findet dort Flinten, Schießpulver, Feuersteine, bunte Indienne. blaue und weiße Guineas, Ambra, Corallen, Glaswaaren, weiße Linnen aus Wassulo, inländische Töpfe, Reis, Korn, Ignamen, Coffabi, Geflügel, Schöpse, Ochsen, Pferde, Brennholz; letzteres verkaufen die Sclaven, um sich Salz anzuschaffen, welches der theuerste Handelsartikel ist. Gold ist sehr geschätzt, und wird auf inländischen Waagen mit schwarzen Fruchtkörnern sorgsam abgewogen. Die Kaufleute verbergen ihr Gold in den Grigris, gewöhnlich verwahrt man dasselbe in einem Federkiele. Die Grigris mit Gold sind mit Leder überzogen, und werden mit einem Faden um den Hals oder Arm gebunden (Caillié I. 391). Der Markt wird wöchentlich dreimal gehalten. Die Kaufleute kommen von da bis Sierra-Leona, Kakondi, an den Gambia und Senegal, und selbst bis Jenne. Die Frauen von Kankan verkaufen ihren Reis und anderes Getraide in Burrah gegen Gold. Die Männer holen im Kissi Sclaven, deren einer 25 Pfund Pulver, eine schlechte Flinte, und einige Ellen rosa Seide kostet. Kankan hat viel Handelsverkehr mit der Nachbarschaft (Caillié I. 414). Den Markt von

Tangrera fand Caillié (II. 91) sehr wohl versehen mit allen Arten von Lebensmitteln, Reis, Ignamen, Getraide, Milch, thierischer und Pflanzenbutter, Salz, Töpfen, Schnupftabak, Stoffen, Colatnüssen, getrockneten Fischen, Calebassen, Fleisch, Geflügel, Schafen, Rindern und dergl., auch europäischen Waaren, wie Glascorallen, Schießpulver, Feuersteinen. Auf dem Markte sitzen Frauen mit kleinen, flachen, irdenen Tellern, auf denen sie Brotkuchen verkaufen, die in Butter geschmort sind, die man Momis nennt, und die mit Kauris bezahlt werden. In den Ecken der Straßen hatten sich auch Bettler und Kranke eingefunden, die um Almosen baten (Caillié II. 91). Weit ausgebildeter ist dieß Alles auf dem Markte der mahomedanischen Stadt Jenne, wo viele europäische Waaren gefunden werden (Caillié II. 199 ff.). In Comniassie fand Hutton (S. 300) einen sehr wohl versehenen Markt, wo man Rind- und Schaffleisch, wilde Schweine, Rothwild, Affenfleisch, Hühner, Hautabgänge verkaufte, wie auch Ignamen, türkisches Korn, Zuckerrohr, Reis, Gewürze, Pflanzenbutter, Orangen, Papagayen, Ananas und Bananen; Salz, Salzfische, getrocknete Fische, geräucherte und getrocknete Schnecken, Eier, Palmwein, Rum, Pfeifen, Perlen, Spiegel, Sandalen, Seide, Baumwollenstoffe, Schießpulver, kleine Kopfkissen, weißes und blaues Baumwollengarn, Calabassen u. s. w. Ein schöner Ochse kostet in Comassie 6 Pfund Sterling, ein Schöps 18 Frank, eine Henne 30 Sous.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war ein berühmter Markt in der Stadt Xavier, im Königreiche Juda (Whydah in Guinea), der aller sieben Tage abgehalten wurde, und wo immer 5 bis 6000 Kaufleute zusammenkamen. Der Markt wird in der größten Regelmäßigkeit abgehalten, und es fällt keine Unordnung vor. Die verschiedenen Kaufleute und die verschiedenen Waaren sind von einander getrennt, jeder hat seine besondere Abtheilung, und keinem Kaufmanne ist gestattet, in einer fremden seinen Sitz aufzuschlagen. Die Käufer können handeln, so viel sie wollen, aber es muß ohne Lärm und ohne Betrug geschehen. Um die Ordnung aufrecht zu erhalten, geht ein Beamter mit vier bewaffneten Dienern auf dem Markte umher, vernimmt die Klagen der Käufer und Verkäufer, spricht kurz und bündig die Entscheidung, und verkauft ohne Weiteres die Diebe und Friedensstörer als Sclaven. Außerdem geht ein anderer, Conagongla umher, der die Schnüre Goldes untersucht, deren jede vierzig Stück halten muß; die Schnüre, an welchen auch nur ein Stück fehlt, nimmt er zum Vortheile des Königs in Beschlag. Die königlichen Frauen der dritten Classe verkaufen mancherlei Waaren, besonders kleine Binsenkörbchen, die sehr fein gearbeitet sind. Man darf wohl die Waare berühren, aber bei Todesstrafe oder Verlust der Freiheit keine der Verkäuferinnen. Der Umkreis des Marktes ist durch kleine Hütten begränzt, wo die Garköche das Fleisch der Ochsen, Schafe, Schweine und Hunde verkaufen. Auf diesem Markte

findet man als Waare: Männer, Weiber, Kinder, Ochsen, Schafe, Böcke, Hunde, Hühner, Affen und andere Thiere; alle Arten europäischer Stoffe, Indienne, Seidenwaaren, Gewürze, Porzellan, Goldstaub, Goldbarren, Goldschmuck, Silber, Kupfer, Eisen, Elfenbein u. s. w. Die Sachen werden oft zwei bis drei hundert Meilen herbeigeschafft. Als Münze gelten die Schnüre mit Goldstückchen. Es ist Sitte, die Waare erst zu bezahlen und dann sie in Empfang zu nehmen. Credit ist unbekannt. Die Männer verkaufen die Sclaven; der übrige Handel ist in den Händen der Weiber, und wird mit außerordentlicher Aufmerksamkeit besorgt. Der König bezieht von den Waaren eine ansehnliche Abgabe. Der Einnehmer, der sich Unterschleife zu Schulden kommen läßt, wird mit seiner Familie in die Sclaverei verkauft (Desmarchais voyage en Guinée. Par. 1730 II. 202—209).

Wir lernten bisher den Handel nur als Tausch kennen. So lange ein unmittelbarer, persönlicher Verkehr beim Austausche der gegenseitigen Bedürfnisse Statt findet, bedarf es auch keines anderweiten Auskunftsmittels, auch findet dann noch kein allgemein gültiger Werth der Gegenstände Statt. Der Nordsibirier braucht Eisenklingen, und giebt Felle der Ottern, Hermeline, Zobel dagegen, bald mehr, bald weniger, wie eben sein Vorrath oder seine Bedürfnisse es an die Hand geben. Bei einem Verkehre aber, wo, wie bei den Kaffern, der Einzelne nicht Alles das selbst producirt, was er braucht, wo sich schon Gliederung der Gesellschaft in Handwerke findet, wird das Bedürfniß, das immer wieder kehrt, auch einen feststehenden Werth haben, den man nach Dingen berechnet, die immer gebraucht werden, aber auch immer zu haben sind. So rechnet der Kaffer nach Hassagaien (Alberti S. 112), und in neuester Zeit nach den Messingringen, woraus sein Gürtel gemacht ist. Er besteht aus lauter glattgehämmerten, schön abgerundeten Ringen von ⅛ Zoll Durchmesser, die an einen Riemen gereihet sind. Drei bis vierhundert Ringe machen einen Gürtel, und zwei Gürtel kosten eine Kuh (Döhne S. 38). In Embomma am Zaire fand Tuckey (S. 119) kleine Matten aus gespaltenen Bambusblättern, 18 Zoll ins Gevierte, von denen zwanzig den Werth eines Vogels hatten. Dieselben Matten kommen auch in Loanda vor, und werden dort vintecienco genannt, weil eine 25 Pfd. Reis kostet*). Die Völker des Innern von Südafrica, die Matschappis, Marutzis u. s. w., haben als Münze Glascorallen (Campbell I. 246). Sehr allgemein an der westafricanischen Küste in Loanda, wie in Guinea und Oberbambara, sind die Kauris,

*) Der Güte des Herrn D. Tams in Altona verdanke ich zwei solcher niedlichen Matten (Nr. 1781. 1782.), die derselbe in Cabenda erwarb. Sie haben einen breiten Rand von Franzen. Sie sind gewissermaßen eine Art Papiergeld.

oder die Cypraea moneta, deren Stelle jedoch auch zuweilen eine Oliva vertreten muß. Die Kauris aber, die auch namentlich auf den malediviſchen Inseln in unzähliger Menge vorkommen, und auf den indischen Märkten als Geld gebraucht werden, werden von den Frauen gefischt, und gehen in ganzen Schiffsladungen nach Bengalen und Siam (s. Oken Naturgeschichte. Zool. II. 466). Die Kauris sind gangbare Scheidemünze in Uita, Dagwumba, Gamau, Kong und Akkra (Hutton S. 304). In Oberbambara kann man ohne Kauris nichts kaufen; die Einwohner erhalten diese Muscheln von den europäischen Kaufleuten der Westküste Afrikas und den Mauren an der Küste des mittelländischen Meeres. Eine Henne kostet 24 Kauris (Caillié II. 78). Die regelmäßige Bildung dieser Muschelschalen und der Umstand, daß sie an gewissen Seeküsten so überaus zahlreich vorkommen, so daß der Vorrath nicht zu erschöpfen ist, während sie an anderen Stellen gänz fehlen, giebt ihnen gewissermaßen eine Stellung, die der des Metalles ähnlich ist. Das Gold ist ja im Grunde genommen, abgesehen von seiner Nutzbarkeit zu Geräthen, auch besonders dadurch zu dem hohen Werthe gelangt, auf welchem es steht, daß es an gewissen Puncten der Erde massenhaft vorkam, während es auf anderen fehlt. Außerdem aber ist auch wohl zu berücksichtigen, daß die Schönheit, mit Dauerhaftigkeit verbunden, geeignet ist, einem Naturproducte allgemeinen Werth zu verleihen, ein Umstand, der den Perlen und Edelsteinen jenen allgemeinen Werth gegeben hat. Die vorübergehende Schönheit wird keinen Anspruch darauf begründen können. Die schönsten Schmetterlinge und Blumen werden sich nie der allgemeinen Anerkennung freuen, obschon sie Jedermann sucht, wie denn die Chinesen aus der Mongolei fortwährend schöne Schmetterlinge beziehen, womit ihre Damen sich schmücken, und wie der Blumenhandel in den größern Städten Europas eine sehr ansehnliche Geldsumme fortwährend in Umlauf erhält. Dagegen traten die holländischen Tulpenzwiebeln in die Reihe des Geldes, und zwar lediglich deshalb, weil sie eine wiederkehrende, nicht eine vorübergehende Schönheit verbürgten. Das Gold ist das schönste der Metalle, dessen leuchtende Farbe nie ein Rost zerstört. Außerdem ist aber auch die Kleinheit der Kauris Ursache ihrer allgemeineren Verbreitung. Die Cypraea tigris ist unstreitig schöner, wir haben schönere Murexarten, allein theils sind sie bei Weitem größer, theils minder fest, theils erscheinen sie nicht in Massen. Ich möchte wohl glauben, daß die Kauris bei weitem früher als Geld dienten, als die eigentlichen Metalle, ja daß sie zum Theil Muster für die Form des Metallgeldes gegeben haben. Die etruskischen Münzen wenigstens haben eine länglich gezogene, plattgedrückte Eiform, die der Gestalt der Cypraea moneta überaus nahe kommt.

Die Aschantis haben zur Bestimmung des Werthes den Goldstaub (Hutton S. 303); an der Sierra-Leona-Küste hat man im

Handel mit den Negern ein eingebildetes Markzeichen, die Barre, gebildet, welches freilich in den verschiedenen Gegenden sehr schwankend ist (Winterbottom S. 225).

Das öffentliche Leben

der Africaner zeigt uns im Vergleiche mit den Americanern den Fortschritt, der eine Folge des erweiterten Besitzes bei beschränktem Gebiete ist. Die Kaffern leben hordenweise beisammen, wie die Mongolen, und stehen wie jene unter Oberhäuptern, deren Macht nach Außen sich nach der Stärke ihrer Unterthanen richtet. Bisweilen ist eine Horde in zwei oder drei kleinere getheilt, welche sich an verschiedenen Orten niedergelassen haben. Für solche Horden ernennt das Oberhaupt besondere Unterbefehlshaber. Das Oberhaupt betrachtet das Gebiet als sein Eigenthum. Jedes Oberhaupt der Kaffern ernennt eine unbestimmte Anzahl Beamten, je nachdem deren in Hinsicht auf die Menge seiner Unterthanen mehr oder weniger erfordert werden. Zu Beamten wählt er meist ältere, erfahrene und wohlhabende Personen. Sie bilden den Rath des Oberhauptes, welches nicht leicht einen Beschluß faßt, ohne vorher deren Meinung angehört zu haben. Die Beamten verbreiten die Befehle des Herrn, rufen die wehrhafte Mannschaft zum Kriege zusammen, führen sie gegen den Feind, vollziehen die Strafen, und verrichten alle, das öffentliche Wesen betreffenden, Geschäfte. Das Oberhaupt oder der König ist der unumschränkte Herr, er giebt Gesetze oder vernichtet dieselben. Sollte er jedoch Ungerechtigkeiten begehen, und alte Gerechtsame antasten, so bringen die Rathsleute im Namen des Volkes Gegenvorstellungen ein, und wagen wohl auch kräftigeren Widerstand. Das Oberhaupt hat das Recht über Leben und Tod, und ein gerechtes Todesurtheil sieht man mit Zufriedenheit erfüllen. Einen tyrannischen Häuptling verlassen seine Unterthanen, und ziehen einer anderen Horde zu, wie dieß auch bei den Kalmyken der Fall ist*). Geringere Hordenführer werden durch den mächtigsten Häuptling mehrerer Horden ihrer Würde entsetzt, wenn sie sich Missethaten zu Schulden kommen lassen, und eine andere Person wird mit ihrer Würde bekleidet. Das Oberhaupt wird bei Zusammenkünften dadurch begrüßt, daß man den Namen desselben ausspricht. Kommt ein Oberhaupt zu einer Horde, wenn auch zu einer fremden, so geben ihm die Bewohner ein Stück Vieh, welches sein Gefolge schlachtet, und das von Allen gemeinsam verzehrt wird. Das Oberhaupt ist sicher, daß ihm nichts entwendet wird. Das Oberhaupt bekommt gewisse Abgaben, Feldfrüchte zur Zeit der Ernte, so wie Rinder, welche zur bestimmten Zeit entrichtet werden.

*) Ein Beispiel bei Alberti S. 132. Man verließ einen Häuptling, der sich zum alleinigen Erben aller seiner Unterthanen erklärt hatte.

Von den Brautgeschenken erhält das Oberhaupt einige Stücke Vieh; von jedem Stücke Vieh, was in der Horde geschlachtet, und von jedem Elenn, was erlegt wird, gehört ihm das Bruststück. Alle Elefantenzähne, Tigerfelle und Kranichschwanzfedern gehören gesetzmäßig dem Oberhaupte. Mit Tigerfellen beschenkt dasselbe seine Lieblingsbeamten. Aus den Elefantenzähnen werden Armringe gemacht, welche der König seinen Günstlingen schenkt, und deren absichtliche Zerbrechung Verlust der Habe und des Lebens nach sich zieht. Wenn man nach einem Gefechte dergleichen bei einem Getödteten findet, so werden dieselben aufbewahrt, und nach dem Frieden an dessen Oberhaupt abgeliefert. Nachlässigkeit oder Verweigerung der Abgaben wird bestraft.

Alle Söhne eines Oberhauptes sind Erben der Würde desselben. Die Jünglinge, welche mit einem der Söhne desselben gleichzeitig beschnitten werden, gehören zu dessen zukünftiger Horde, und sind bestimmt, wenn sich derselbe verheirathet, und die väterliche Wohnung verläßt, den Stamm derselben auszumachen.

Abkömmlinge einer alten und mächtigen Oberhauptfamilie behaupten vor Andern den Rang, welcher sich auch auf die weiblichen Sprossen einer solchen Familie, und von diesen sodann weiter auf deren Söhne fortpflanzt. Wenn daher die eine Frau eines Oberhauptes aus einer alten Oberhauptfamilie abstammt, und die andere zwar auch in einer solchen, aber weniger alten Familie geboren ist, so haben die Söhne der erstern den Rang vor denen der leztern, obgleich alle einen gemeinschaftlichen Vater haben. Auf diesen angeborenen und von der Mutter herrührenden Rang gründet sich das Erbrecht der höchsten Oberherrschaft. Schon bei Lebzeiten eines Oberhauptes sind dessen Viehheerden in so viele Theile eingetheilt, als dasselbe Frauen hat; jede dieser Viehabtheilungen trägt ein unterschiedenes Merkzeichen. Die leiblichen Söhne einer Oberhauptfrau erben nach dem Tode des Vaters diejenige Abtheilung von dessen Unterthanen und Vieh, welche auf erwähnte Art für sie bestimmt worden ist, mit ihrer Mutter selbst zu gleichen Theilen; sie alle sind die gebornen Oberhäupter ihres erbschaftlichen Antheiles von der väterlichen Horde, aber der älteste Sohn von der durch ihre eigene Abkunft vornehmsten Frau des gemeinschaftlichen Vaters hat den Rang vor allen seinen leiblichen und Stiefbrüdern, welche seiner höchsten Oberherrschaft unterworfen sind. Hieraus erklärt sich die Menge der Oberhäupter, welche man bei den Kaffern findet, so wie die unter denselben bestehende Verschiedenheit des Ranges. Stirbt das Oberhaupt während der Unmündigkeit seiner Söhne, so tritt einstweilen eine vormundschaftliche Regierung ein, welche unter dem Beistande der Beamten, auch wohl mit Zuziehung eines Bruders oder anderen nahen Verwandten des Verstorbenen, durch die vornehmste der hinterlassenen Witwen versehen wird, bis dahin, daß sie deren ältester Sohn

selbst übernehmen kann. Die Erziehung und Unterweisung der unmündig hinterlassenen Söhne eines Oberhauptes ist den Beamten, welche zu den Abtheilungen ihrer Mütter gehören, und auch wohl gleichfalls mit Zuziehung eines Oheims oder andern nahen Verwandten, unter dessen Leitung, anbefohlen. Die Mutter eines Oberhauptes behält lebenslänglich auf die Regierung von dessen Horde einigen Einfluß; der Sohn bedient sich bei wichtigen Vorfällen des mütterlichen Raths, und faßt keinen Beschluß, ohne vorher das Gutheißen seiner Mutter gewonnen zu haben (Alberti S. 130 — 139).

Das ganze Volk der Kaffern oder Amarosa stand ehedem unter einem einzigen Könige. Dann trennte sich unter Uhinza das Volk in zwei Abtheilungen im Jahre 1819. Von da an bestanden zwei Königreiche, das der Amachachabe und der Amagkaleka, die von einander unabhängig blieben, aber allgemach in eine Menge kleiner Stämme zersplittert wurden, von denen jeder sein selbständiges Oberhaupt hat, das aber unter der Botmäßigkeit des Königs steht. Diese Oberherrschaft der Könige besteht vornehmlich in der Befugniß, Krieg oder Frieden zu beschließen, und die Streitigkeiten zwischen den zum Reiche gehörigen Oberhäuptern oder Fürsten zu entscheiden. Im Uebrigen regiert jeder Fürst seine Horde uneingeschränkt. Von den Söhnen der Fürsten kann nur einer die Würde des Vaters erben; die übrigen erhalten Abtheilungen, und bilden den geheimen Rath; sie haben nur Stimme in den Angelegenheiten ihrer Abtheilung, die Entscheidung bleibt den Fürsten (Döhne S. 13 ff., vergl. damit Lichtenstein I. 474).

Die Betjuanen, die den Ackerbau noch ernsthafter betreiben als die Kaffern, haben eine noch strengere Monarchie, da es ihnen schon schwerer wird, den Herrscher zu verlassen, der sie zu sehr bedrückt (Lichtenstein II. 537, dazu Campbell I. 242).

Bei den Negern finden wir in Bezug auf das öffentliche Leben eine Reihe Erscheinungen, welche uns über die Entstehung ihrer Staaten, ihrer Königreiche, die Gewalt ihrer Herrscher die belehrendsten Beispiele liefern. Ackerbau und Handel sind hier die Grundlage des Staates. Wir versuchten oben (S. 5) nachzuweisen, wie das Hirtenleben sich aus dem Jägerleben entwickelte. Wir sahen, wie bei den Kaffern neben dem Hirtenleben der Ackerbau getrieben wird, und wie eben daher bei den Betjuanen der Verband der Mitglieder der Gemeinde um so enger geworden; bei den Negern tritt der Ackerbau ins Gleichgewicht mit der Viehzucht, und die Menschen werden dadurch noch mehr zusammen gehalten; die Wohnsitze werden fest und bleibend. Daher finden wir hier geschützte und bewehrte Städte, welche die Mittelpuncte des Verkehrs nach Außen, der Herrschaft nach Innen, die Heerde der Cultur werden. Hier fußen die Herrscher, von hier aus greifen sie ihre Feinde an, hierher bringen sie ihre Beute an Menschen, Vieh und andern Habseligkeiten. In diesen Städten

bildeten sich nun alle Verhältnisse und Zustände aus, zu denen wir die Elemente bei den Jägern fanden, das Königthum, die Theilung des Volkes in Stände, Adel, Freie und Knechte, und was aus dieser Theilung hervorgeht, in Bezug auf Verwaltung und Ausbildung des Staates. Betrachten wir nun die Erscheinungen, die im Staatswesen der Neger vorkommen, so finden wir in Sierra-Leona, und namentlich im Lande der Susuer, eine sehr einfache Entstehungsart von Ortschaften, die freilich eben nur da möglich ist, wo schon aus der Familie größere, feste Vereinigungen hervorgegangen sind.

In Sierra-Leona, namentlich im Lande der Susuer, kommt es oft vor, daß ein Mann, der sich etwas zusammengespart hat, einige Sclaven kauft, und mit Beihülfe derselben ein Dorf baut. Von dem Ertrage ihrer Arbeiten kauft er nun wieder einige Sclaven, und dieß geht so fort, bis er endlich ein mächtiger Häuptling wird. Wenn nun die freien Leute sehen, daß die Anzahl seiner Sclaven zunimmt, begeben sie sich in seinen Schutz, und lassen sich in seinem Dorfe nieder, so daß er immer mehr an Macht und an Ansehen gewinnt. Es bedarf zur Entstehung und dem Gedeihen solcher Ortschaften weiter nichts, als daß der Anbau der Reisfelder des Herrn glücklich von Statten gehe, oder daß der Handel mit den Europäern die Anzahl der Sclaven desselben vermehrt, und ihm Macht und Einfluß verschafft. Wenn dieß der Fall ist, so bewerben sich mehrere freie Leute um seinen Schutz, und lassen sich in seinem Gebiete nieder. Auf solche Art sind in Sierra-Leona seit Menschengedenken die ansehnlichsten Städte und Dörfer entstanden. Hat aber ein solcher Häuptling einen Dummkopf oder Verschwender zum Nachfolger, der die Leute unter allerlei Vorwand als Sclaven verkauft, dann entweichen ihm die freien Leute, und seine Stadt wird eine Beute desjenigen Nachbarfürsten, der Lust und Macht zu dieser Erwerbung hat (Winterbottom S. 166 ff.).

Hat aber der Häuptling Glück in seinem Unternehmen und Verstand in seiner Handlungsweise, so besteht seine Stadt blühend fort. In den einzelnen Städten ist oft ein Häuptling, der wohl nicht allemal aus der Familie des Stifters abstammt. Als Stadtvorstand fand man meist ältere Leute, die durch ihren Verstand und Kenntnisse der Landessitten sich auszeichneten. Er schlichtet die Streitigkeiten der Einwohner, und verwendet sich für sie, wenn die sämmtlichen Häuptlinge zusammen kommen. Alle Einwohner des Ortes leisten ihm bei jeder Gelegenheit unbedingten Gehorsam, und beachten seinen Ausspruch wie ein Orakel. Der ganze Ort nennt solch einen Greis seinen Vater (Winterbottom S. 166). So ist es auch bei den Mandingonegern (Mungo-Park S. 282) und in Congo, wo die Häuptlinge durch das Tragen eines Stockes oder Zebraschwanzes sich auszeichnen (Douville I. 68 und I. 127. 156. 158). Diese Häuptlinge werden im Lande Arim durch die Häuptlinge der andern Städte

gewählt, und müssen dann ihre Collegen bewirthen. Man nannte sie Caboceros in Guinea (Bosman S. 165), Sobos in Congo (Douville I. 158), beides portugiesische Titel. Diese Häuptlinge, Chefs, Heatman, Ceboceros oder Sobos stehen also der Gemeinde oder dem Volke selbst vor.

Neben ihnen findet sich nun auch ein Adel, d. h. eine auf kriegerische Tapferkeit und dadurch erworbenen Reichthum gegründete Aristokratie, die wir schon bei den Americanern fanden (s. o. Th. II. 124). Wenn in Guinea ein Neger durch Erbschaft oder Handel ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, und in die Zahl der Edeln eintreten wollte, so kaufte er sich acht der größten Elefantenzähne, ließ Hörner davon machen, und übte nun seine Leute ein, Lieder darauf zu spielen. So wie sie einige Fertigkeit darin erlangt, ließ er es allen seinen Freunden und Nachbarn melden, daß er gesonnen sey, die Hörner öffentlich zu probiren. Jene stellen sich nun willig ein, er selbst holt seine Sclaven und Frauen im beßten Schmucke herbei, leiht dazu auch Gold und Corallen zusammen, und beschenkt seine guten Freunde mit mancherlei Dingen. Nach Beendigung dieses Mahles hat er das Recht, auf seinen Hörnern nach eigenem Belieben zu spielen. Nächstdem muß ein Mann, der sich zu Ansehen bringen will, sich einen, und darauf einen zweiten Schild fertigen lassen. Die erste Nacht geht er mit seinen Leuten gewaffnet über die Straße, um zu zeigen, daß er in Kriegszeiten die größte Gefahr nicht scheuen will, und tapfer für die Seinigen fechten werde. Den andern Tag bringt er mit seinen Leuten in Kriegsübungen, besonders mit Schießen, zu. Darauf folgt mehrere Tage hindurch Tanz und Gelag, wobei alle Schätze, die sie besitzen, an den Tag gelegt werden. Dabei wird er jedoch von seinen Freunden beschenkt. Nun hat er das Recht, zwei Schilde vor sich her tragen zu lassen (Bosman Guinea S. 167).

Bei den Aschantis stehen vier Männer an der Spitze der Aristokratie, die im Vereine mit den Häuptlingen das Gegengewicht des königlichen Willens bilden, und in den äußern, wie in den innern Angelegenheiten großen Einfluß haben (Hutton S. 288).

Demnächst finden wir auch bei den Negern eine Einrichtung, die den Gesellschaften oder Banden der Americaner entspricht (s. o. Th. II. S. 126). Bei den **Bullamern** am Scherbro ist eine geheime Verbindung, **Purro** genannt, die vornehmlich politische Zwecke verfolgt. Sie besteht nur aus Männern, und die Mitglieder müssen sich durch Eide verbindlich machen, die Geheimnisse des Bundes Niemanden zu Verrathen, und ihren Obern unbedingten und schleunigen Gehorsam zu leisten. Man nimmt Knaben von sieben bis acht Jahren auf. Der Eintretende legt seinen Namen ab, und nimmt einen andern an. Der Vorsteher heißt der oberste Purra-Mann. Die Zusammenkünfte werden Nachts und im Geheim an entlegenen Orten gehalten. Wenn sich das Purra in eine Stadt oder in ein Dorf

begiebt, welches allemal des Nachts geschieht, so verkündigt es den Einwohnern seine Ankunft durch entsetzliches Geheul und Geschrei. Alle, welche nicht zu dieser Verbindung gehören, flüchten dann eiligst in ihre Wohnungen, denn jeder, der sich auf der Straße betreten läßt, und nur Miene macht, etwas erlauschen zu wollen, würde auf der Stelle das Leben verlieren. Um die weibliche Neugier im Zaume zu halten, müssen die Weiber in den Wohnungen bleiben, und so lange in die Hände klatschen, als sich das Purra im Orte befindet. Die Gesellschaft hat die Aufgabe, Verbrechen, namentlich Diebstahl und Zauberei zu bestrafen, demnächst auch den Ungehorsam seiner eigenen Mitglieder. Der Verbrecher wird so schnell und so ganz in der Stille mit dem Tode bestraft, daß Niemand erfährt, wer es gethan hat; die Furcht vor der Gesellschaft geht so weit, daß Niemand wagt, auch nur darnach zu fragen. Wenn zwei benachbarte Völker im Kriege mit einander begriffen sind, und man denselben zu beendigen wünscht, so droht man ihnen mit der Rache des Purra, wofern sie die Feindseligkeiten nicht einstellen wollen. Dasselbe geschieht, wenn zwei Familien in offne Fehde mit einander gerathen sind. Niemand wird in diese Gesellschaft aufgenommen, bis sich zuvörderst einige seiner Freunde, die bereits dazu gehören, durch einen Eid verbindlich gemacht haben, ihn auf der Stelle zu tödten, wofern er die ihm anvertrauten Geheimnisse verrathen, oder während der Aufnahme zurücktreten werde. In jedem Landstriche, wo sich die Gesellschaft aufhält, hat sie ihren eigenen Wald, wo diejenigen, welche dem Bunde beitreten wollen, so lange verweilen müssen, bis die Aufnahme wirklich erfolgt ist. Kommt ein Nichteingeweiheter in solch einen Wald, so würde er ohne Weiteres getödtet werden, und spurlos verschwinden (Winterbottom S. 180 f.).

Bei den Susuern ist eine ähnliche Anstalt, Semo genannt, deren Mitglieder in großem Ansehen stehen. Die jungen Leute werden durch Einritzungen in den Unterleib bezeichnet und geweiht; man unterrichtet sie in einer Sprache, die nur den Mitgliedern des Semo bekannt ist; die Aufzunehmenden müssen fürchterliche Eidschwüre ablegen, wodurch sie sich anheischig machen, von den anvertrauten Geheimnissen Niemanden das Geringste zu entdecken. Dann müssen sich die jungen Leute ein ganzes Jahr in den Wäldern aufhalten, wo es ihnen verstattet seyn soll, jeden Eintretenden zu tödten, der die Sprache des Semo nicht versteht. Der Häuptling einer Susuer-Stadt, der zufällig in einen Semowald gerieth, wurde an einen Baum gebunden, und ihm das Versprechen abgepreßt, einen Stier und Wein zu schenken; obschon nun das Geschenk durch einen seiner in den Semo eingeweiheten Freunde herbeigeschafft wurde, so mußte er doch die ganze Prüfungszeit aushalten. Man unterhält die abentheuerlichsten Gerüchte über den Semo, z. B. daß es Sitte sey, den Einzuweihenden die Kehle abzuschneiden, sie eine Zeit lang für todt liegen

zu lassen, und sie dann wieder zu beleben. Während die Adspiranten im Walde verweilen, leben sie von dem, was ihnen ihre Verwandten an hierzu bestimmten Orten hinsetzen, oder was sie vermittels einer Collecte zusammen bringen. Wenn die Zeit ihrer Einkerkerung zu Ende ist, so gehen sie von einem Orte zum andern, tanzen und betteln, und dann verheirathen sie sich meist vortheilhaft, da sie durch ihre Einweihung in den Semo ein gewisses Ansehen erlangt haben (Winterbottom S. 183 ff.). Die Knaben, welche in den Semo aufgenommen sind, führen sieben bis acht Jahre lang ein herumschweifendes Leben, und ernähren sich vom Betteln; sie wohnen in kleinen, aus Baumzweigen erbauten Hütten, und sind um die Hüften nur mit einigen Palmblättern bekleidet, die ihnen bis auf die Hälfte der Schenkel reichen. Caillié sah sie am Rio-Nunnez oft umherschweifen, wie sie zwei Calebassen mit Palmwein an die beiden Enden eines Stockes gehängt hatten, den sie über die Schulter gelegt trugen. Sie gingen mit außerordentlicher Schnelligkeit, gleich als wollten sie nicht gesehen werden. Wenn der Semo Jemanden im Walde begegnet, der das Losungswort nicht kennt, so peitschet er denselben mit Ruthen, und läßt sich dann ein Lösegeld zahlen. Fällt ein unbeschnittenes Kind in ihre Hände, so verrichten sie diese Operation an demselben, und behalten es zur Einweihung. Die Frauen, die ihnen in die Hände fallen, werden unbarmherzig gegeißelt, und zuweilen sogar getödtet. Wollen die Eltern die Knaben aus dem Walde zurückziehen, und in die Gesellschaft einführen, so bereiten sie einen schönen Schurz, den sie mit Kupferschnüren säumen und ihren Kindern schicken, und mit einem Geschenke an Tabak für den Vorsteher, den Semo, nach welchem eben die Gesellschaft benannt ist. Nur bei dieser Gelegenheit ist es Jedermann gestattet, den Semo zu sehen. Er bleibt sonst stets in den Wäldern verborgen; er ist mit einem Pelican oder anderem Thierfelle bekleidet, und trägt auf dem Kopfe eine Perücke aus Blättern, und von hier aus giebt er der ganzen Gemeinde Gesetze. Am Vorabende der Feierlichkeit aber zeigt der Semo durch Geheul an, daß er sichtbar wird. Am Festtage selbst kommt er mit Geheul heran, und die jungen Leute blasen auf Ochsenhörnern. Sie sind mit einer Peitsche bewaffnet. Bei ihnen versammeln sich auch die alten Eingeweiheten in ihrem beßten Schmucke, und ziehen mit Musik dem Zuge voran. Nachdem man den Vorsteher oder Semo begrüßt hat, macht man ein kleines Geschenk, und dann führt man denselben in das Dorf. Die Musik wird von eintönigen Gesängen und zahlreichen Flintenschüssen begleitet. Die Frauen kommen singend herbei, und jede trägt eine Calebasse mit Reis, die sie unter Tänzen und freudigem Ausrufe als Opfer dem Semo hinlegt. Diese Feste sind sehr fröhlich, man trinkt viel Palmwein und Rum, tödtet Ochsen und Schöpfe, und hält Gelage, die mehrere Tage dauern. Endlich kehren alle Knaben, deren Eltern sie nicht durch Geschenke aus-

gelöset haben, mit dem Semo in den Wald zurück, und setzen ihr früheres Leben darin fort. Indessen kommen sie, wenn sie so weit herangewachsen sind, daß sie ihren Eltern behülflich seyn können, bei dem Herannahen der Regenzeit zu diesen zurück, und helfen ihnen in der Ernte. Dann aber kehren sie zu dem Semo zurück, der sie bei der Bearbeitung seiner Ländereien anwendet. Sind die Eingeweiheten in den Schoos ihrer Familie wieder eingetreten, so pflanzen sie einen Baum, oder auch nur einen einfachen Pfahl vor ihrer Thüre auf, an welchem ein kleines, gewöhnlich weißes Stück Zeuch befestigt ist. Den Baum oder Pfahl erhalten sie von dem Semo. Dieser Baum heißt auch Semo, und wird nun ihre Schutzgottheit, vor der sie große Ehrfurcht haben. Will man Jemanden vom Eintritte in einen Ort abhalten, so darf man nur einen solchen Semo aufpflanzen. Man schwört auch bei diesem Pfahle, und hüthet sich sehr, solch einen Eid zu brechen. An den Pfahl richtet man Bitten und Gebete, und opfert ihm Reis, Honig oder Palmwein, schießt auch ihm zu Ehren die Flinten ab. Wird ein Familienglied krank, so ist dieß Folge der Rache dieses Semo, und man beeilt sich, Schulden zu zahlen, Gestohlenes zu ersetzen, und andere Entschädigungen darzubringen (Caillié I. 227).

Der Semo oder Vorsteher genießt ein allgemeines Ansehen; wenn sich ein Krieg entspinnt, so meldet man ihm dieß, und er zieht sich zurück; wenn sich Partheien in seiner Nachbarschaft streiten, so müssen ihm beide Geschenke bringen. Wer ihm Geschenke bringt, muß ihm den Rücken zukehren, und das Gesicht mit den Händen bedecken. Der Semo nimmt die Geschenke an, spricht ein langes Gebet, und wirft ein wenig Erde auf den Gebenden (Caillié I. 234).

Gleich den Lappländern, Americanern und Eskimos waren auch bei den Negern diese Häuptlinge und Gesellschaften ursprünglich die einzige Obrigkeit, und bei den Mandingos im Innern fand Mungo-Park noch dieselbe Verfassung. Jeder Ort hatte seinen Mansa, und die Mansas zusammen beriethen und entschieden die Angelegenheiten der Nation (Mungo-Park S. 282). Eine solche Verfassung wird bestehen, so lange kein feindlicher Nachbar störend eingreift. Entsteht ein Krieg, so wird ein oberster Anführer nöthig, der dann, wenn der Krieg beendigt ist, in der Treue seiner Kriegsgenossen die Mittel für die Fortdauer seiner Oberbefehlshaberschaft hat. Namentlich aber bilden sich Königreiche dadurch, daß ein Kriegsheld mit einem Heere fremde Stämme überfällt und unterjocht, seinen Sitz bei ihnen einnimmt, und mit Hülfe seines Heeres seine Herrschaft erhält. Auf diese Art scheint auch bei den meisten Negervölkern das Königthum entstanden zu sein. Bei anderen ging es aus den Anführern hervor, die sich das Volk aus den Tapfersten gegen fremde Angriffe wählte. So war der König von Tamba nicht durch Erbe, sondern wegen seiner Tapferkeit durch den Willen des Volkes zu seiner Würde ge

langt (Douville II. 72). Daher läßt sich erklären, warum nicht in allen Negerstaaten die Königswürde erblich ist. Bei den Bullamern und Timmaniern bleibt zwar die Krone bei einer und derselben Familie, aber die Oberhäupter der Ortschaften, von welchen die Wahl abhängt, haben vollkommene Freiheit, einen Abkömmling dieser Familie, wenn er auch nur weitläufig mit ihr verwandt ist, zur Herrschaft zu erheben (Winterbottom S. 166). Bei den Aschantis ist der Nachfolger des Königs zunächst sein Bruder, der Schwestersohn, der Sohn, der erste Vasalle oder Sclave. Bei den Fantis folgt der erste Sclave, während der Königssohn nur das Eigenthum seiner Mutter erbt, das oft sehr bedeutend ist. Die Schwestern des Königs von Aschanti können sich verheirathen, mit wem sie wollen, wenn es nur ein recht starker und ansehnlicher Mann ist, der eine kräftige Nachkommenschaft verbürgt (Bowdich S. 343 f.). Auch in Congo ist die Nachfolge so, wie bei den Aschantis (Tuckey S. 159). In Cabinda, Malemba, Sogne, Mayomba und Sanct Katharine ist dagegen der Thron erblich; es sind Lehen des Königs von Loango, dessen Thron nicht auf Erbfolge, sondern auf Wahl beruht. Jeder in den genannten Königreichen geborene Prinz hat Anspruch auf den Thron von Loango, und kann gewählt werden. Wenn die Wahl erfolgt, senden die Könige von Cabinda, Malemba und die übrigen Lehnträger einen Tribut nach Loango, der in einigen Frauen besteht, und der beim Tode des Königs abermals gesendet wird (Degrandpré I. 163 ff.). Diese Verfassung beruht also wohl ebenfalls auf Eroberung. Loango war der Sitz des erobernden ersten Herrschers, und die genannten Königreiche waren seinen Anführern zur Belohnung ihrer Beihülfe gegeben. Dadurch, daß er Loango zu dem Hauptsitze erhob, und den Familien seiner Genossen gleichen Rang und gleichen Anspruch auf die Nachfolge des höchsten Thrones gab, sicherte er seiner Schöpfung eine lange Dauer. So wie der König gestorben ist, bildet sich aus den sieben obersten Beamten eine Regentschaft, deren Vorsteher der Nachrichter des Königs ist, der dort Todes-Hauptmann (Capitaine-mort) genannt wird. Diese Regentschaft hat eine unbegränzte Gewalt, so lange, bis sie einen König ernannt hat, was sie so lange als möglich hinausschiebt, da sie wohl weiß, es werde der neue König sie alsbald von ihrer Stelle entfernen, und diese mit seinen Geschöpfen besetzen. Gemeiniglich wählen sie einen sehr alten Prinzen von schwachem Charakter. Sie sind übrigens zu bestechen, und es kommt oft vor, daß der erwählte König seine letzten Habseligkeiten hingab, um den Thron zu erlangen. So wie die Wahl erfolgt ist, zeigt man dieses den Häuptlingen an, und diese verbreiten die Nachricht weiter, welche überall die lebhaftesten Aeußerungen der Freude hervorbringt. Dann sendet man Abgeordnete an den Neuerwählten, der niemals seine Würde ausschlägt. Er bezeichnet seinen Regierungsantritt oft mit einer grausamen Handlung,

die er unter dem Namen gerechter Strafe vollführt. Die, welche Ursache haben, ihn zu fürchten, ziehen sich auf ihre ländlichen Besitzungen zurück, und rüsten sich. Es beginnt nun ein kleiner Krieg, der oft durch Hinterlist beendigt wird. Die Prinzen selbst nehmen niemals persönlichen Antheil an der Wahl. Der Neuerwählte sorgt nun für die Frauen und Kinder seines Vorgängers, welche bis dahin von der Regentschaft ernährt wurden. Die Neffen des Verstorbenen treten in die Reihe der geborenen Prinzen, seine leiblichen Söhne aber kommen unter das gewöhnliche Volk, nachdem ihr Vater ihnen gewöhnlich ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hat (Degrandpré I. 177 ff.).

Die Regierung besorgt der König mit seinen Beamten; der König ist unumschränkter Herr, der seine Beamten nach Belieben ein- und absetzt, willkührlich über Leben und Freiheit aller seiner Unterthanen verfügt, ausgenommen die Prinzessinnen. Indessen ist seine Macht nicht von Bedeutung, wenn er keine Schätze oder mächtige Freunde hat, und es trägt sich wohl zu, daß ihm seine Beamten widersprechen. Es ist vorgekommen, daß wenn der König einen Mafouk oder anderen Beamten abgesetzt hat, dieser seinen ernannten Nachfolger ermorden ließ, und sich weigerte, das Zeichen seiner Würde, die Mütze, herauszugeben. Solche Vorfälle sind weniger in Loango selbst, als bei den Höfen der Unterkönige von Cabinda, Malemba u. s. w. häufig, wie sie denn auch in Guinea öfter vorkommen (Bosman S. 228. Degrandpré I. 182).

Die Beamten des Königs von Loango sind folgende: 1) der Todten-Hauptmann, als erster Minister. Er macht die Befehle des Königs den Beamten und Unterthanen bekannt, was ihm bei den Unterkönigen einiges Ansehen verschafft. Jeder zittert vor seinem Namen, und er handelt oft nach eigner Willkühr, und giebt vor, es geschehe auf königlichen Befehl. Er ist nicht absetzbar, allein der König kann ihn als Sclaven verkaufen, wie jeden seiner Unterthanen, ohne daß er einen anderen Grund als seinen Willen anzugeben braucht. Nur geborene Prinzen dürfen nicht verkauft werden. 2) Der Mambuk, oder der muthmaßliche Thronerbe, also der Neffe des Königs, der oft mächtiger ist, als der König selbst. Er treibt starken Handel, und seine Gewalt hängt von dem Gange seiner Geschäfte ab. 3) Der Mafuk ist kein geborener Prinz, aber er kann dadurch Prinz werden, daß er eine Prinzessin heirathet. Gewöhnlich ist er ein reicher Mann, den der König durch Uebersendung einer Mütze zu seiner Würde erhebt. Er ist Generalintendant des Handels, und hat in dieser Beziehung eine sehr ausgedehnte Gewalt; mit ihm machen die Europäer ihre Geschäfte, und schließen über die Geschenke und Gaben ab*). 4) Der Maquimbe, den Degrandpré als Hafencapitän bezeichnet,

*) Vergl. damit Tuckey S. 366.

und unter dessen Aufsicht der Fischfang und dergl. stehen, sein Gebiet ist die Küste, und die daselbst gepflanzten Bäume gehören ihm. Er hat die Bestrafung der Diebe und die Angelegenheiten der Schwarzen im Verkehre mit den Europäern zu vertreten. 5) Der Monibanze ist der Schatzmeister des Königs und sein erster Steuereinnehmer. 6) Der Monibel ist der Flügeladjutant des Königs, er besorgt die Botschaften, und sein Wort vertritt die Stelle der Urkunden. Solche Adjutanten haben auch die Unterkönige und andere Prinzen. Das Zeichen der Würde des königl. Monibelen ist ein silberners, 16 bis 18 Zoll langes Messer, das 5 bis 6 Zoll breit ist, mit einem runden Knopfe und ohne Schneide. 6) Der König-Soldat; er befehligt die königl. Pagen, und vollzieht die vom Könige befohlenen Todesurtheile, was nicht immer ohne Widerstand geschehen kann. In Malemba und den andern Unterkönigreichen ist der erste Minister, der Macaye, gleich dem Todten-Capitán von Loango (Degrandpré I. 195 ff.). Dieses sind die Beamten von Loango, unter denen die Vorsteher der kleinern Ortschaften stehen.

Die Verfassung der Aschantis ist der von Loango ähnlich. Nur sind hier blos vier Oberbeamte oder Minister, denen die Aristokratie zur Seite steht. Hier, wie bei den Congonegern, ja wie schon bei den Kaffern, ist der König der Eigenthümer alles Landes, und er besitzt dasselbe, sofern es nicht angebaut ist, und kann es verschenken nach Belieben (Desmarchais I. 376. Degrandpré I. 184. Hutton 290). Er ist ferner Herr alles Goldes, wie auch bei den Kaffern der König der Besitzer alles Elfenbeins ist (Lichtenstein I. 447).

Bei den Aschantis erbt der König das Gold jedes Unterthanen vom Höchsten bis zum Niedrigsten, gewöhnlich aber schenkt er das Fetischgold, d. h. Goldklümpchen von einer oder mehreren Unzen, die in Figuren gegossen, oder auch durchbohrt und aufgereihet um Hals und Hände getragen werden, so wie die Kleider dem Nachfolger (Bowdich 344. Hutton S. 289).

Die Könige der Neger zeichnen sich in ihrem Aeußeren vor den übrigen Häuptlingen aus; zunächst ist der König mit einem zahlreichen Gefolge umgeben, und besitzt eine überaus große Anzahl Frauen, denen kein Anderer nahen darf. Die Dembos von Angola nehmen jedes hübsche Mädchen zur Frau, was ihnen eben gefällt. Kommt eine der Frauen des Dembo, so muß Jedermann ihr aus dem Wege gehen. Der Vater eines Mädchens, das der König zur Frau nimmt, tritt in den Rang der Edlen (Douville I. 247 ff.). Der König der Aschantis hat 3333 Weiber, eine Zahl, die stets vollständig erhalten wird; sie werden besonders sorgfältig bewacht (Hutton S. 297). Der König von Widah (Sclavenküste) hatte drei Abtheilungen von Frauen, deren erste die schönsten und jüngsten, die zweite diejenigen umfaßt, welche bereits geboren haben. Die dritte enthält die Dienerinnen. Sämmtliche Classen werden eingesperrt gehalten. Wird ein Mann

bei einer der königlichen Frauen ertappt, so kostet es beiden das Leben. Es werden sofort zwei Gruben im Innern des Serails ausgegraben, 6—7 Fuß lang, 5 Fuß tief und 4 Fuß breit, eine neben der andern. Die Frau wird ganz nackt in die eine Grube gesetzt und daselbst an einen Pfahl gebunden. Der Mann wird ebenfalls nackt an eine eiserne Stange der Länge nach angeschnürt und so auf zwei Gabeln über die Grube gelegt. Dann bringen die Frauen der dritten Classe kleine Holzbündel, und werfen sie auf den Grund der Grube, und zünden diesen an. So wird er bei gelindem Feuer langsam gebraten, bis er todt ist. Dann löst man den Leichnam, der bei dem hier herrschenden Holzmangel nie zu Asche gebrannt wird, läßt denselben in die Grube fallen, und bedeckt ihn mit Erde. Darauf erscheinen 50—60 Frauen der dritten Classe, eine jede mit einem Topfe kochenden Wassers; sie sind schön geschmückt und von den Flintenträgern begleitet, voraus gehen Trommler und Pfeifer. Eine nach der andern schüttet nun den Topf kochenden Wassers, den sie auf dem Kopfe trägt, über die in der Grube sitzende Frau, und zerschlägt denselben mit Gewalt auf dem Kopfe derselben. Nachdem sie alle so gethan, wird die Unglückliche vom Pfahle losgebunden, und der Graben zugefüllt, mag sie todt seyn oder nicht (Desmarchais II. 69 ff.).

Der König der Aschantis läßt seine Frauen durch Eunuchen bewachen. Er hat aber noch eine Anzahl kleiner Knaben, welche seine geweihten Bogen und Pfeile nachtragen, und ihn begleiten, wenn er in das Serail geht. Diese sind privilegirte Diebe, und sie haben die Erlaubniß, alles, was sie stehlen, behalten zu können (Hutton S. 297).

Nächstdem haben die Könige von Bondu, der Aschantis, von Widah ihre besonderen, zum Theile ansehnlichen Gebäude, worin sie mit ihren Familien, die durch die große Anzahl der Frauen sehr zahlreich sind, wohnen. Die Königsburg von Bondu, welche Mungo-Park (S. 62) besuchte, bestand aus einer Menge Hütten, durch welche der Weg labyrinthisch führte, und die mit einem hohen Erdwalle umgeben waren. Das Innere war in mehrere Höfe abgetheilt, Schildwachen mit Musketen waren am Eingange wie im Innern aufgestellt.

Diese **Königsburgen** aber haben für die Geschichte der Cultur eine große Bedeutung, einmal indem sie einen, längere oder kürzere Zeit bestehenden Mittelpunct bilden, in welchem nicht allein Schätze und Kostbarkeiten niedergelegt werden, deren Aufsicht, wie bei den Aschantis, einem besonderen Pfleger anvertraut ist (Hutton S. 298), und sodann indem sie Sammelplätze des Wichtigsten sind, was die ganze Nation erwirbt und erzeugt. Hier sammelt sich alle Erfahrung an, hier werden die kostbarsten, seltensten, wichtigsten Naturproducte zusammengebracht, durch deren fortgesetzte Betrachtung eine Vergleichung, eine Uebersicht entsteht, hier finden sich die Denkmäler vergangener Vorfälle, Ereignisse, die dadurch dem Vergessen entzogen werden; hier kommen die

Mächtigsten, die Klügsten zusammen, und durch den gegenseitigen friedlichen, wie feindseligen Verkehr wird die geistige Thätigkeit erweckt und geübt. An diesen Höfen fanden schon die Europäer des 16ten und 17ten Jahrhunderts die interessantesten Gebilde von Gold, Edelsteinen und sonstigen Naturproducten, die meisten Kenntnisse und die reichste Belehrung.

Dieser Reichthum und Fülle aufgehäufter Schätze gewährt zunächst dem Herrschenden die Mittel, sein Ansehen auch äußerlich zu mehren; so wird der König oder seine Dienerschaft dafür sorgen, daß er auf den ersten Blick als der Mächtigste und Größte erkannt wird. Mungo-Park fand bei dem Könige von Kemmoo (s. S. 107) ebenfalls eine Art Pallast, in dessen innerem Hofe eine mit Leopardenfellen bedeckte Rasenbank von 2 Fuß Höhe errichtet war, auf welcher der König saß. Zur Rechten am Boden befanden sich die Kriegsleute, zur Linken die Weiber und Kinder in bester Ordnung. Der König der Aschantis sitzt auf einem niedrigen Stuhle, dessen Rücklehne mit goldnen Nägeln und andern Zierrathen aus Gold überreich bedeckt ist. Sonnenschirme aus Scharlach mit goldnen Knöpfen, Elefanten und Monden gekrönt, gaben ihm Schatten, und eine zahlreiche Versammlung Edelleute in schönem Schmucke verherrlichten seine Umgebung (Hutton S. 197). Die Könige in Angola zeichnen sich durch Commandostäbe (Douville I. 265), Perücken mit Corallen (Douville II. 24) und das Tragen europäischer Kleider (Douville I. 260) aus. Oppokku, König der Aschantis, ums Jahr 1740, ließ sich bei feierlichen Gelegenheiten den ganzen Leib und die Haare mit Talg einschmieren, und mit einigen Pfunden Goldstaub bestreuen. Er war dabei vom übermäßigsten Hochmuthe beseelt, und sagte einst zu einem Gaste: „Du bist nicht vom Bier trunken worden, sondern durch das Anschauen meines Angesichts, denn solches macht alle Menschen, so es sehen, trunken! Hast du meines Gleichen gesehen? Nein — und Gott im Himmel ist nur etwas weniges größer als ich" (Römer S. 166 ff.).

Bei den öffentlichen Opfern und bei andern Gelegenheiten wird die Macht und Herrlichkeit des Königs anerkannt, wie wir weiter unten sehen werden, namentlich aber auch bei seinem Tode, wo ihm und den Mitgliedern seiner Familie Menschenopfer dargebracht werden. Man giebt ihnen die Sclaven mit, auf daß sie in jener Welt keinen Mangel an Dienern leiden. Schon die älteren Reisenden bemerken, daß auf der Goldküste jeder der Vornehmen dem verstorbenen Könige einen Sclaven schenkt, andere geben ihm, zur künftigen Bereitung der Speise, eine ihrer Weiber, oder auch ein Kind. Die Schlachtopfer werden dann, wenn die Zeit des Begräbnisses kommt, unter irgend einem Vorwande ins Feld geschickt, und hier überfallen und ermordet. Die Leichname schafft man nach der Königsburg, wo sie ausgestellt, und sodann mit der königlichen Leiche beerdigt werden.

Die geliebtesten Weiber des Königs suchen ebenfalls den Tod, um mit in das Grab ihres Gemahls zu kommen. Die Köpfe der Ermordeten kommen nicht mit ins Grab, sondern werden auf Stangen um dasselbe herumgesteckt. Bei solchen Gelegenheiten verkauft man arme und zur Arbeit untüchtige Sclaven, die am Grabe auf die grausamste Art niedergemetzelt werden. In Feiu wurde, außer den Sclaven, auch noch eine Menge anderer Menschen vom Volke hingerichtet, welche die Bestimmung hatten, dem Könige in der andern Welt zu dienen, so daß oft 400—500 Personen abgeschlachtet werden (s. die allgemeine Historie der Reisen IV. 171). Aehnliche Erscheinungen fanden in Whidah Statt, wo mit dem Könige acht seiner liebsten Frauen begraben, und eine unbestimmte Anzahl Männer geköpft werden, deren Leiber und Köpfe beigelegt und mit einer Pyramide von Erde bedeckt werden. Dann werden kleine, irdene Fetische zum Schutze hingestellt. Zuletzt wird der Pallast des verstorbenen Königs niedergerissen bis auf die äußeren Mauern, und dem neuen Könige ein anderer nach seinem Geschmacke erbaut (daselbst S. 370 ff.). Diese Sitte, am Grabe des Königs Menschen zu schlachten, fand sich in neuester Zeit noch bei den Aschantis, wo auch anderen, vornehmen Personen Sclaven geopfert werden (Bowdich S. 376).

Wir lernten bis jetzt die höchsten Classen der Gesellschaft bei den Negern kennen, den König und den Adel; den Kern der Nation bilden die Sclaven, welche, wie Mungo-Park (S. 27) angiebt, drei Viertel der ganzen Bevölkerung ausmachen. Außer dem Könige und dem Adel giebt es allerdings noch freie Männer, die sich vom Ackerbaue, Fischfange oder dem Handel nähren, und sie würden also die Mittelclasse bilden; da man aber bei dem Viertheile, welches die Freien bilden, auch noch den Adel und die Capitäns hinzuzuschlagen hat, so ist die Anzahl der freien Landleute, Fischer und Städter doch überaus gering und kaum von wesentlichem Einflusse auf die Entwickelung des Culturstandes.

Diese Freien, die bei den Congonegern Fumos genannt werden, besitzen Haus und Boden eigenthümlich, dazu zwei oder drei Weiber, und einen oder zwei Sclaven, die für sie arbeiten*); außer ihnen giebt es noch freie Handarbeiter und Fischer, welche kein Grundbesitzthum haben, aber doch freie Leute sind. Diese hängen aber schon mehr von dem Herrscher ab (Tuckey S. 366), womit Bosman in Beziehung auf die Goldküste (S. 164) übereinstimmt.

Die Sclaven also bilden die große Mehrzahl der Negerbevölkerung, die durch die häufigen Kriege, dann durch gerichtliche Urtheile, so wie durch die Laune der Herrscher immerfort vermehrt wird. Es ist dieß das erstemal, daß wir einen eigentlichen Sclavenstand antreffen, denn die kriegsgefangenen Americaner, denen das Leben geschenkt

*) They are in fact the yeomanry of the country. Tuckey S. 366.

wird, werden mehr Mitglieder der Familie, als Knechte, deren Kinder ebenfalls keinen Anspruch auf Freiheit haben. Auch bei den Nomadenhorden Asiens und Südafricas fehlt der eigentliche Sclavenstand, obschon einzelne Knechte vorkommen. Erst hier treffen wir die Erniedrigung des Menschen zum Haus- und Heerdenthiere an, eine Erscheinung, die sich kaum erklären lassen würde, wenn nicht aus der anderweiten Gesellschaftsverfassung der Neger hervorginge, daß sie durch die wiederholten Kriege ihre Gestaltung erhalten hat. In dem Königthume und dem Adel sahen wir schon die Eroberer, in den Sclaven dagegen begegnen uns die Besiegten und Unterjochten*). Der Mittelstand, der nicht zum Adel gehört, entstand entweder aus verarmten Adel oder aus Sclaven, die sich frei gemacht. Ums Jahr 1786 ersah eine Menge Sclaven im Lande der Mandingos ihren Vortheil, setzte sich zu einer Zeit, wo die Einwohner sich überall mit Tänzen und Gelagen belustigten, in Freiheit, und flüchtete in die Stadt Yanghiakurri, im Gebiete der Susuer, die damals mit den Mandingos in Krieg verwickelt waren. Daher nahmen die Susuer jene Sclaven bei sich auf, und diese brachten es durch Bitten und Drohungen dahin, daß sie als freie Leute bei ihnen leben durften, zumal da auch in einigen benachbarten kleinen Orten sich Genossen von ihnen niedergelassen hatten. Selbst als kurz darauf die kriegführenden Völkerschaften Frieden gemacht hatten, blieben die entlaufenen Sclaven in Ruhe in ihren neuen Wohnsitzen. Endlich kam es zu einzelnen Versuchen, die Sclaven wegzufangen, welche dagegen mehrere Mandingos in ihre Gewalt brachten, und dann als Sclaven verkauften. Die Susuer sahen diesen gegenseitigen Anfeindungen so lange ruhig zu, bis sie bei ihren eigenen Sclaven Bewegungen bemerkten. Jetzt machten sie mit den Mandingos gemeinschaftliche Sache, und belagerten mit ihnen im Jahre 1795 die Stadt Yanghiakurri, die sie denn auch nach großen Anstrengungen eroberten, und allen darin befindlichen Leuten die Kehlen abschnitten (Winterbottom S. 204 ff.).

*) Es fehlt uns noch an zahlreichen, charakteristischen Abbildungen von Negerphysiognomien, so daß sich nicht bestimmen läßt, in wie weit Spuren fremder Einwanderung sich aus diesen Kennzeichen nachweisen lassen. Alle Berichterstatter sind darüber einig, daß die Verschiedenheit der Gesichtsbildung unter den Negern nicht geringer als unter den Europäern sey. Der Umstand nun, daß die Kaffern und die mehr südlich wohnenden Africaner ihr Nationalgesicht am Reinsten erhalten haben, scheint wohl die Ansicht zu rechtfertigen, daß seit uralter Zeit ein Andrang activer Stämme von Nordosten her Statt gefunden. Die Abbildungen der abyssinischen, nubischen und übrigen östlichen Neger zeigen die meiste Abweichung von der Kaffernform; wir finden langes, lockiges, oder auch schlichtes Haar, Adlernasen, feine Lippen, geradestehende, schöne Augen, obschon die Hautfarbe unter dem fortgesetzten Einflusse der Sonne ihre tiefe Färbung beibehalten hat. Für das hohe Alterthum dieser Einwanderung fremder, erobernder Stämme sprechen die Darstellungen auf ägyptischen Denkmälern.

Die africanischen Sclaven sind entweder als solche geboren, oder sie werden durch eigene Schuld oder Unglück dazu gemacht. Keiner darf zum Sclaven gemacht werden, der nicht vor Gericht wegen eines Verbrechens zur Sclaverei verdammt ist. Ungehorsam gegen die Obrigkeit, Mord, Ehebruch, Hexerei, Schulden, dieß sind die Ursachen zur Sclaverei. Ein Mißbrauch ist es, wenn tyrannische Könige oder Häuptlinge ihre Unterthanen als Sclaven verkaufen. Auch kommen wohl Fälle vor, daß ein Vater sein Kind für ein Darlehn zum Unterpfande einsetzt, dieß geschieht aber meist in der Hoffnung, daß er im Stande seyn werde, es zur bestimmten Zeit wieder einzulösen (Winterbottom S. 169).

Die Kriegsgefangenen werden seltener erschlagen, in der Regel als Sclaven verkauft, wenn ihre Landsleute sie nicht auslösen wollen. Kriegsgefangene, sowie Verbrecher, werden meist in die Ferne verkauft.

Die Sclaven, welche im Lande bleiben, werden unter das Hausgesinde aufgenommen, und haben hier ein erträgliches Loos. Bei den Mandingos darf ein Herr seinen Sclaven nicht willkührlich tödten oder verkaufen, sondern er muß ihn vor das öffentliche Gericht bringen. Dieß gilt jedoch nur von den ererbten, eingeborenen Sclaven (Mungo-Park S. 28). Die Mandingos, die ganz vom Ertrage der Arbeit ihrer Sclaven leben, behandeln diese gut; ihre Nahrung ist die ihrer Herren, wenn sie auch nicht immer so reichlich ist, ihre Tracht ist ein schlechter Schurz, der so lange getragen wird, bis er stückweis vom Leibe fällt. Wenn keine Aufsicht vorhanden ist, arbeiten sie wenig, aber die Herren haben große Nachsicht gegen sie. Sie bestrafen mit Strenge nur den Diebstahl und die Flucht, und merkt man, daß ein Sclave Lust bezeigt, zu entfliehen, so legt man ihm Eisen an die Füße (Caillié II. 38). Man giebt dem Sclaven ein Stück Feld, das er für sich selbst bearbeiten kann, auch haben sie gemeiniglich um ihre Hütten Mais und Cassave angebaut (Caillié I. 460).

Wir lernten oben den König als den Grundherrn alles Landes kennen, wo ein solcher vorhanden; da aber, wo das Volk nur unter Oberhäuptern oder Ortsvorstehern lebt, sind die Ländereien allgemeines Eigenthum. Das Land ist nicht stark bevölkert, und ganze große Strecken liegen unbenutzt da; daher kann auch ein jeder, wo es ihm beliebt, ein Stück Land an sich nehmen und dasselbe bebauen. So ist es bei den Fulahern (Winterbottom S. 76), so bei den Mandingos; nur ist er bei letzteren gehalten, dem Oberhaupte anzuzeigen, welches Stück er aufnehmen will. Das Oberhaupt übergiebt ihm dann das Land unter der Bedingung, daß es an den Staat zurückfällt, sofern dasselbe nicht in einer bestimmten Zeit in Cultur gesetzt worden ist. (Mungo-Park S. 303). Bei den Congonegern finden dieselben Verhältnisse Statt (Douville I. 179).

Uebrigens ist der Privatbesitz von Ländereien auch darum nicht so nothwendig, weil an der Goldküste, wie in Congo, jede Ortschaft ihren Acker gemeinschaftlich besorgt. Der Acker ruht dann fünf bis sieben Jahre unbebaut. Den gemeinschaftlichen Acker helfen alle Einwohner einer Ortschaft bestellen, und die Ernte wird sodann unter die einzelnen Familien nach der Anzahl ihrer Mitglieder vertheilt. Der Häuptling (headman) verlangt gewöhnlich für seinen Antheil so viel Reis, als dazu erforderlich ist, daß ihm derselbe, wenn er über seinen Kopf geschüttet wird, und er aufrecht steht, bis an den Mund reicht. Eine Menge, die kaum hinreicht, daß er die ihm obliegenden Pflichten der Gastfreundschaft erfüllen kann (Winterbottom S. 75 f.).

Die Neger haben übrigens wenig Besitzthum und Habseligkeiten, und diese Armuth macht sie sehr unabhängig; daher verläßt der Einzelne ohne Schwierigkeit den Ort, wo es ihm nicht wohl geht, und sucht sich anderwärts eine ruhige Stätte (Douville I. 68). Er kann sich, wie wir sahen, gar leicht ein Grundeigenthum erwerben. Bei den Aschantis kann jeder ein Stück Wald ausrotten, um eine Pflanzung anzulegen, ohne daß er dem Könige etwas zu entrichten verbunden ist, aber er muß dem Besitzer der zunächst gelegenen Pflanzung, durch welche sein Weg geht, eine kleine Summe erlegen (Bowdich S. 349).

Bei den Negervölkern erbt der Sohn der Schwester des Verstorbenen; der älteste Sohn in der Familie erbt seiner Mutter Bruder Nachlaß, die älteste Tochter ihrer Mutter Schwester Güter. Des Vaters Bruder und Schwester gehen leer aus. Gesetzt nun, (sagt der Berichterstatter Boßman S. 246), daß dergleichen Erbnehmer nicht wären, so wird das Erbgut zwischen Bruder und Schwester getheilt, und wenn auch diese nicht zugegen, so fällt es auf die nächsten Anverwandten mütterlicher Seite. Allein die Geburtslinien sind so durcheinander verwirrt, daß bis dato kein Europäer sich gründlich daraus vernehmen konnte, glaube auch nicht, daß Jemand von uns dazu gelangen werde, ohngeachtet die Mohren so bewandert und verschlagen darinnen sind, daß sie sich niemals verstoßen. Dennoch entstehen zum öftern große Streitigkeiten wegen Erbschaften, nicht sowohl wegen Unwissenheit der Mohren, als ob sie nicht erkennten, welches die rechtmäßigen Erben seyen, sondern weil diejenigen, so die Gewalt in Händen haben, eine Erbschaft sich anmaßen, die sie mit keinem Rechte behaupten können. Dieselbe Sitte fand Desmarchais auf der Goldküste (I. 376), und Hutton bei den Aschantis (S. 85). Sie herrscht auch in Congo (Douville I. 176. Tuckey S. 161). Der Erbe hat nur für die hinterlassenen Frauen und Kinder zu sorgen. Bei den Kaffern erbt der Sohn vom Vater.

Vorkommende Streitigkeiten werden von der Versammlung der Häuptlinge in dem öffentlichen Gebäude, welches jede Stadt oder Ortschaft besitzt, oder von dem Könige entschieden, nach den Gewohn-

heiten des Landes. Die Bestrafung eines Mörders wird gewöhnlich der Familie des Ermordeten anheimgestellt, dessen nächster Anverwandter das Recht hat, den Verbrecher umzubringen, oder ihn als Sclaven zu verkaufen, oder sich eine Geldbuße von ihm zahlen zu lassen (Winterbottom S. 170). Bei den Felops ist die volle Blutrache im Gebrauch (Mungo-Park S. 19).

Die Gerichtsversammlungen, welche außer den Oberhäuptern auch aus den ältesten, freien Männern bestehen, entscheiden über Mord, Ehebruch, Schulden, Diebstahl u. s. w., und die gewöhnlichsten Strafen sind Sclaverei, seltener der Tod oder Verstümmelung. Die Aschantis bestrafen den verbotenen Umgang mit den Frauen des Königs durch Entmannung, mit andern Frauen durch Geldbußen. Hat bei ihnen ein Mann einen andern seines Standes ermordet, so wird ihm gestattet, sich selbst zu entleiben. Niemand darf die Frau eines Andern als sehr schön rühmen. Die Capitäns dürfen ihre Frauen einer Untreue wegen mit dem Tode bestrafen; ist jedoch ihre Familie zu mächtig, so schneidet er ihr nur die Nase ab, und verheirathet sie an einen seiner Sclaven. Einer Frau, die ein Geheimniß ausplaudert, schneidet man die Oberlippe ab; einer Horcherin wird ein Ohr abgeschnitten, Zauberer werden oft zu Tode gemartert (Hutton 290 ff.).

In Congo bestehen mancherlei seltsame Verbote: man darf im Hause eines Andern nicht erkranken, noch Medicin nehmen (Douville II. 83), man darf nicht auf den Gräbern der Todten das Holz berühren, Jemandem den Tod eines Verwandten anzeigen, einen gefesselten Sclaven in eine Stadt einlassen, den Sclaven die Berührung einer freien Person gestatten, Jemand scharf ansehen, dem man begegnet (Douville II. 90).

Kann nun das Gericht die Schuld oder Unschuld einer angeklagten Person nicht ermitteln, so wird ein Ordale veranstaltet, dergleichen wir schon bei den Mongolen fanden. Der Verbrecher muß entweder ein glühendes Eisen angreifen, oder den entblößeten Arm in einen Kessel voll siedenden Oeles stecken, und einen Schlangenkopf, einen Ring oder sonst etwas herausholen, das man für diesen Zweck hineingethan hat. Wenn er sich verbrennt, so ist man überzeugt, daß er das Verbrechen wirklich begangen hat (Winterbottom S. 172). Andere lassen sich mit einer großen Nadel die Zunge durchstechen, streichen ein glühendes Messer über den Arm und dergl. mehr (Römer S. 74 f.). Die Feuerprobe besteht in Angola darin, daß der Beschuldigte eine glühende Kohle in der Hand halten muß, die seine Unschuld erweiset, wenn sie keine Spur in seiner Hand zurückläßt (Degrandpré I. 53). Die größte Probe jedoch ist das rothe Wasser, das wir bei Betrachtung des religiösen Wesens der Neger werden kennen lernen, wo wir denn bemerken werden, wie die Zauberer bereits einen festeren Fuß in dem Leben dieser Nationen gewinnen, und eine der königlichen entgegen gesetzte Macht sich herauszubilden beginnt.

Das Kriegswesen

der Africaner scheint mehr ausgebildet, als das der asiatischen Hirtenvölker, bei denen der Frieden der herrschende Zustand ist, und der Krieg nur ausnahmsweise Statt findet. Die africanischen Völkerschaften, bei denen neben dem Hirtenstande Ackerbau ein seßhafteres Leben herbeigeführt hat, haben in ihren festen Orten allerdings Haltpuncte der Cultur; allein diese Puncte, wo sich das Besitzthum an Sclaven, Gold, Früchten und andern Gütern gehäuft hat, sind auch ein steter Reiz für die habgierigen Nachbarn, und der Angriff auf dieselben, so wie deren Vertheidigung, wird die Quelle vielfacher Feindschaft und fortgesetzten Krieges, welcher bei den eigentlichen Negern fast ununterbrochen herrscht.

Bei den Kafferstämmen findet ein fortdauernder kleiner Vertheidigungskrieg gegen die räuberischen Buschmänner Statt. Unter ihnen selbst wird der Frieden seltener gestört, und die Ursache zum Krieg ist gemeiniglich Herrschsucht der Oberhäupter, die sich mit Gewalt in den Besitz mehrerer Horden setzen wollen, zumal wenn sie durch ihre Abkunft den Schein der Rechtmäßigkeit für sich gewinnen können. Immer aber geht dem Angriffe eine förmliche Kriegserklärung voraus, und die Unterlassung derselben würde die allgemeinste Misbilligung finden. Der angreifende Theil sendet dann Botschafter ab, welche einen Löwen- oder Tigerschwanz als Wahrzeichen, daß sie wirklich mit Ueberbringung einer Kriegserklärung beauftragt sind, vorzeigen. Zugleich wird die streitbare Mannschaft aufgeboten, sich bei dem kriegslustigen Oberhaupte zu versammeln; hier wird reichlich Vieh für dieselbe geschlachtet, man tanzt und genießt die möglichsten Freuden. Gewöhnlich sind nur die Hordenführer und Beamten von dem Vorhaben unterrichtet, und das gemeine Volk ist verpflichtet, blindlings Folge zu leisten, und jeder würde hart bestraft werden, der die Aufforderung zur Heeresfolge unbeachtet ließ. Nachdem Alles beisammen ist, theilt der Kriegsherr unter die Oberhäupter, Beamten und andere Personen von bewährter Tapferkeit Kranichfedern aus, welche dieselben auf dem Kopfe befestigen, und die das Unterscheidungszeichen der Anführer kleinerer Abtheilungen sind. Diese Anführer müssen im Gefechte stets an der Spitze ihrer Abtheilung stehen, und verwirken ihr Leben, wenn sie feigherzig zurücklaufen. Eben so wird der gemeine Mann mit dem Tode bestraft, wenn er seinen Anführer verläßt. Endlich wird ausgerückt und die nöthige Anzahl Schlachtvieh mitgenommen.

Sobald der Heerhaufe in die Nähe des feindlichen Aufenthaltsortes gekommen ist, werden abermals Botschafter ausgesendet, um die Ankunft zu melden, und die Ursache derselben zu wiederholen. Hat der Feind seine Mannschaft noch nicht vollständig beisammen, so meldet er dieß dem Angreifer, und dieser ist verpflichtet, so lange zu warten, bis der Feind ihm sagen läßt, daß er zum Angriffe bereit sey.

Zum Kampfplatze wählt man eine offene Fläche, auf welcher kein Gebüsch die Aussicht verhindert. Hier nähern sich die streitenden Partheien unter einem weithinschallenden Kriegsgeschrei bis auf 70 oder 80 Schritte. Nun beginnt man Wurfspieße abzuwerfen, auch die vom Feinde abgeschossenen aufzuraffen und sich derselben zu bedienen. Die höchsten Oberhäupter beider Partheien halten sich in der Mitte ihrer Linien auf, die andern Anführer stehen ebenfalls in der Linie ihrer Abtheilung, andere aber hinter dem Treffen, um die gemeinen Krieger besser zu übersehen, und ihr Zurücklaufen verhindern zu können. Allmälig trachtet man dem Feinde näher zu kommen, woraus sich bei hartnäckiger Gegenwehr ein Handgemenge entwickelt, wobei man sich der Streitkolben bedient, bis eine Parthei vom Kampfplatze entweicht. Gewöhnlich läßt man sich jedoch gar nicht auf ein Handgemenge ein, da keiner der beiderseitigen Theile gern sein Leben auf das Spiel stellt. Derjenige nun, der da zuerst meint, es könne wohl zum Aeußersten kommen, wendet sich zuerst zur Flucht. Nun eilt man aber dem fliehenden Feinde auf dem Fuße nach, und ist zuvörderst bemüht, sein Vieh und seine Frauen und Kinder in die Gewalt zu bekommen. Vom Viehe wird sofort eine große Menge geschlachtet. Verhindert die hereinbrechende Nacht die Fortsetzung des Kampfes, so ruft man sich zu, daß man das Gefecht jetzt einstellen und am nächsten Tage fortsetzen wolle. Die Heere ziehen sich einige tausend Schritte von einander zurück, und lagern sich, stellen auch Vorposten aus, obschon ein Ueberfall unter solchen Umständen nicht erlaubt ist. Diese Zwischenzeit wird meist benutzt, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, indem man von beiden Seiten Botschafter absendet, während die niederen Oberhäupter und Beamten bemüht sind, ihren Kriegsherrn zum Frieden zu bewegen, und ihm alle Nachtheile vorzustellen, welche aus dem Kriege erfolgen können. Bleibt der Waffenstillstand ohne Frucht, so muß er durch den angreifenden Theil förmlich aufgekündigt werden. Bei dem Friedensschlusse ist immer die Hauptbedingung, daß der Sieger von dem Ueberwundenen als förmliches Oberhaupt anerkannt und ihm Gehorsam gelobt werde. Dann werden die in Gefangenschaft gerathenen Frauen und Kinder, so wie ein kleiner Theil des eroberten Schlachtviehes zurückgegeben, da die Kaffern sagen: Man muß den Feind nicht durch Hunger tödten. Zuletzt, wenn beide Partheien in ihren Wohnort zurückgekehrt sind, sendet der Besiegte dem Sieger einige Ochsen, zum Zeichen seiner aufrichtigen Gesinnung. Der Sieger bewirthet endlich seine Krieger.

Bei diesen Kriegen ist die Anzahl der Todten nur selten bedeutend, da die Krieger nicht minder besorgt um ihr Leben sind, als die Anführer. Wer ohne Waffen mit der Hand ergriffen zum Gefangenen gemacht wird, darf nicht getödtet werden, und muß nach geschlossenem Frieden ohne Auslösung wieder freigegeben werden. Frauen und Kinder sind nie irgend einer Gefahr ausgesetzt. Feindliche Bot-

schafter dürfen nie beleidigt werden; ist jedoch die gegenseitige Erbitterung so groß, daß man für die Sicherheit derselben fürchtet, so sendet man Frauen als Boten, besonders während eines Waffenstillstandes (Alberti S. 144 bis 156).

Die Krieger der Neger sind anhaltender und grausamer; die Ursache derselben sind theils das Wegstehlen von Sclaven, theils Herrschsucht der Könige. Die gegenseitige Schonung der Kaffern ist hier nicht Sitte, Verwüstung und Mord, Ueberfall und allerlei List wird für erlaubt gehalten. Obschon wüthender Haß und Rache die Neger zum Kriege treiben, so verrathen ihre Kriegsanstalten doch nur Furcht und ängstliche Vorsicht (Degrandpré I. 136).

Mungo-Park (S. 119) berichtet die Veranlassung zu einem Kriege, der Kaarta verwüstete, folgendermaßen. Einige Ochsen, welche einem Gränzdorfe von Bambarra gehörten, wurden von streifenden Mauren gestohlen und dem Oberhaupte einer Stadt in Kaarta verkauft. Die Dorfeinwohner forderten ihr Vieh zurück, und als man ihnen dieß abschlug, klagten sie über dieses Oberhaupt bei ihrem Könige Mansong von Bambarra, der, neidisch über den wachsenden Wohlstand von Kaarta, diese Gelegenheit ergriff, um dem Könige von Kaarta, Daisy, den Krieg zu erklären. Mansong sendete einen Boten an Daisy, und ließ ihm sagen, er werde in der trockenen Jahreszeit mit 9000 Mann nach Kemmoo kommen, um von ihm zu verlangen, daß er seinen Sclaven befehlen möchte, die Häuser zu reinigen und Alles zu seinem Empfange in Bereitschaft zu setzen. Der Gesandte endigte diese beleidigende Aufforderung mit der Ueberreichung von einem Paar eisernen Sandalen, mit der Bemerkung, daß Daisy nie vor den Pfeilen von Bambarra sicher seyn werde, bevor er nicht auf seiner Flucht diese Sandalen durch das Laufen abgenutzt haben werde. Nachdem sich Daisy mit seinen Häuptlingen berathen, ertheilte er eine herausfordernde Antwort, und ließ eine Proclamation auf ein dünnes Bret schreiben, die an einem Baume auf dem öffentlichen Platze befestigt wurde. Eine Anzahl bejahrter Männer mußte dem Volke den Inhalt derselben erklären. Dadurch wurden alle Freunde des Daisy ermahnt, sich sogleich zu ihm zu begeben; denen, die keine Waffen hatten, oder vor dem Kriege sich fürchteten, wurde Erlaubniß ertheilt, in ein benachbartes Reich zu entfliehen, ihnen aber verheißen, daß sie nach beendigtem Kriege zurückkehren dürften, wenn sie sich nur neutral erhalten haben würden. Diese Proclamation wurde allgemein gut aufgenommen, indessen benutzten doch viele Stämme von Kaarta, namentlich die mächtigen Jowers und Kakarus die Erlaubniß, und entflohen nach Ludamar und Kasson. Daher war Daisys Heer nur 4000 Mann stark. Mansong ging nun mit seinem Heere auf Kemmoo los, und Daisy zog sich, ohne eine Schlacht zu wagen, nach der Stadt Joko zurück, wo er drei Tage verweilte, und dann in der Festung Gedingooma, die mit hohen, steinernen Mauern ver-

sehen war, Schutz suchte. Als Daisy Joko verließ, wollten ihm seine Söhne nicht folgen, sagend: „die Sänger würden ihrer Schande spotten, sobald es bekannt würde, daß Daisy und seine Familie von Joko geflüchtet wären, ohne einen Schuß zu thun. Sie wurden daher mit einer Anzahl Reiter zurückgelassen, um Joko zu vertheidigen, nach mehreren Scharmützeln aber geschlagen, und einer von Daisys Söhnen gefangen genommen. Der Rest floh nach Gedingooma, welches Daisy mit Lebensmitteln versorgt hatte, und wo er beschloß, Stand zu halten. Als Mansony fand, daß Daisy entschlossen sey, eine Schlacht zu vermeiden, stellte er einen beträchtlichen Haufen bei Joko auf, um seine Bewegungen zu beobachten, und ließ sein Heer in kleinen Abtheilungen durchs Land streifen und sich der Einwohner bemächtigen, ehe sie entfliehen konnten. So wurde in wenigen Tagen ganz Kaarta verwüstet. Die meisten in der Nacht überfallenen Einwohner wurden eine leichte Beute, und alles, was dem Daisy noch hätte nützlich werden können, wurde verbrannt und vernichtet. Daisy befestigte indessen Gedingooma, welches Mansony vergeblich belagerte, ja er wurde durch die Ausfälle Daisys so beunruhigt, daß er nach manchem vergeblich wiederholten Versuche endlich abziehen mußte. — Bald darauf wurde jedoch Daisy in eine andere Streitigkeit mit Kasson verwickelt, dessen König gestorben war, und dessen beide Söhne um die Nachfolge stritten. Der jüngere, Sambo-Sego, behielt die Oberhand, und trieb seinen ältern Bruder aus dem Lande; dieser floh zu Daisy nach Gedingooma, der sich weigerte, ihn auszuliefern. Sambo-Sego vereinigte sich nun mit einigen geflüchteten und mißvergnügten Kaartanern zu einem Raub- und Verwüstungszuge nach Kaarta, und raubte ihm eine Anzahl Leute, die als Ackerbauer und Hirten in Feldern und Wäldern verweilten. Daisy zog darauf 800 Mann zusammen, und überfiel des Nachts drei Dörfer bei Kooniakary, wo viele seiner entlaufenen Unterthanen verweilten, die er nebst aller waffenfähigen Mannschaft, die er antraf, niedermetzelte*).

In solcher Weise werden die Kriege der Neger begonnen. Wenn ein König aus Neid über das Aufblühen eines Nachbarstaates den Frieden desselben zu stören beabsichtigt, versammelt er seine Hauptleute, eröffnet ihnen sein Vorhaben, bewirthet sie mit starken Getränken, und entflammt ihre Habsucht mit dem Versprechen reichlicher Beute, und nun wird sobald als möglich der nichts ahnende Nachbar, ohne vorausgegangene Kriegserklärung, überfallen (Bosman S. 218). Die Folge dieser Sitte ist ein steter Kriegszustand unter den Negern an der Westküste; daher ist jeder Mann Soldat, wie denn auch jeder, der sich ein Ansehen erwerben will, sich unter den Kriegsadel muß aufnehmen lassen, wie wir oben sahen.

*) S. Hutton S. 307 über die Kriege der Aschantis. Dazu Bosman S. 218 ff. Desmarchais I. 364. Douville I. 9.

Die Bewaffnung der Africaner, der Kaffern wie der Neger, hat eine große Uebereinstimmung. Wir finden zunächst bei beiden Bogen und Pfeil, nebst dem Köcher. Der Bogen ist aus einem sehr harten, lichtbraunen Holze geschnitten, er ist nicht platt, wie der nordamericanische oder sibirische, sondern rund, im Durchmesser von 1¼ bis 1½ Zoll. Das Holz ist nur wenig gekrümmt, 2 Ellen 15 Zoll, die aus Pflanzenstoff oder auch Därmen gedrehte Sehne 2 Ellen 11 Zoll lang. Da wo die Krümmung anhebt, sind mehrfache Bünde aus Pflanzenstoff um das Holz gewunden. Die Sehne ist straff, an der einen Seite fest umschlungen, an der andern mit einem Oehr zum Einhängen. So ist ein Kaffernbogen meiner Sammlung (Nr. 1616) beschaffen, der einem von D. Tams aus Loanda mitgebrachten Negerbogen ganz gleicht, nur daß dieser etwas länger ist (2 Ellen 23 Zoll, die Sehne 2 Ellen 19 Zoll. Nr. 1645 meiner Sammlung).

Die Pfeile der Neger sind bei Weitem stärker im Eisen, als die der Kaffern, obschon Winterbottom S. 212 berichtet, daß die Fulahs kleinere, federlose Pfeile führen. Die Pfeile meiner Sammlung, welche Herr D. Tams aus Loanda mitgebracht hat, sind fünf. Vier davon bestehen aus drei Stücken; 1) einem hohlen Rohrschaft mit 7—9 Absätzen, an welchem sich unten 25 rund zugestutzte Raubvogelfedern dergestalt umschnürt und angebunden befinden, daß sie, ins Profil gesehen, einen ovalen Knopf von 1¾ Z. Länge und 1¼ Z. Durchmesser bilden. Darunter ist noch 1½ Zoll Raum mit der Kerbe, welche den Pfeil auf der Sehne fest hält. In diesen Schaft ist oben ein 5 bis 7 Zoll langes, rundes Holzstäbchen eingelassen, und der Schaft mit Fäden oder Pergament umlegt nnd befestigt. Darauf ist die 4 bis 7 Zoll lange, eiserne Spitze in einer Tülle aufgesteckt, deren Gestalt die VII. Tafel näher angiebt. Diese Pfeile sind bedeutend schwerer und ungeschickter als die der Mongolen, und gehen, wie eigne Versuche mich belehrt haben, durchaus nicht so leicht und sicher, als die sibirischen (Nr. 1647 — 1650). Der fünfte Pfeil (Nr. 1646) ist aus Holz, auf welchem die 6 Zoll lange Spitze unmittelbar aufsitzt. Sie endigt in eine unsern Radiermessern ähnliche kleine Klinge. An den unten gekerbten, 1 Elle 5 Zoll langen Schaften sitzen, wie bei den vorigen, doch nur zehn Federn. Auch dieser Pfeil ist schwerfällig (Taf. VII. 8 — 11).

Die Mandingos gebrauchen Bogen und Pfeile, die sie sehr wohl zu handhaben wissen, und für die Anwendung im Kriege vergiften. Das Gift, was augenblicklich tödten soll, wird vom Kunastrauch, einer Schitesart, bereitet. Man kocht die Blätter mit wenig Wasser, und erhält einen dicken, schwarzen Saft, worin ein baumwollener Faden getaucht wird. Diesen Faden wickeln sie um das Eisen des Pfeiles dergestalt, daß es unmöglich ist, den Pfeil aus der Wunde zu ziehen, wenn er bis zum Eisen eingedrungen ist, ohne daß der Faden mit dem Widerhaken darin zurückbleibt (Mungo-Park S. 328, vergl.

damit Caillié I. 277. W. J. Müller Fetu S. 128. und über das Pfeilgift der Bosjesman Th. I. S. 342., der Americaner Th. II. 17).

Die Hauptwaffe der Kaffern, wie der Neger ist der Wurfspieß oder die Hassagaie, welche aus einem 4 bis 5 Fuß langen, nicht eben starken Stabe von festem Holze besteht, an welchem die Spitze von Eisen sitzt. Die Wurfspieße der Kaffern haben Eisen, deren Länge zwischen 12 und 18 Zoll beträgt. Die ungefähr 1 Zoll breiten, zweischneidigen und spitzig zugeschliffenen Klingen sind verschiedener Art, manche den vordern Theilen einer Degenklinge vollkommen ähnlich, von andern hat nur die Hälfte diese Gestalt, indem das Uebrige in einer glatten, runden Stange besteht, deren Durchmesser etwa drei Linien beträgt, und die auch wohl viereckig oder eingekerbt ist. Seltener sieht man Wurfspießklingen, welche durchaus rund, fünf Linien dick, und eine dreieckig zugeschliffene Spitze haben. Die Verbindung der Klinge mit dem Hefte geschieht, indem man den zugespitzten, hintern Theil der erstern mit geschmolzenem Harze in das letztere einläßt, und dieses sodann da, wo die Einsetzung geschehen, mit einer Sehne umwindet (Alberti S. 146). Döhne (Kafferland S. 36) kennt acht Sorten Wurfspieße, 1) Jatschuntsche, vom Stocke bis zur Spitze 14 Zoll lang und 1 Zoll oder etwas darüber breit; 2) Isigiro, 10 Zoll lang, mit einem 3 Zoll langen, runden Halse hinter der Schneide; 3) Irwana, 8 Zoll lang, ohne Hals; 4) Isaka mit 6 Zoll langer Schneide und 6 Zoll langem, vierkantigen Halse, der ringsum kleine Zähne oder Widerhäkchen hat; 5) Indkontschane, mit 3 Zoll langer Schneide und 2 Haken*); 6) Ingola, mit 5 Zoll langer Schneide und 8 Zoll langem Halse**); 7) Iqoqa, mit 4 Zoll langer Schneide und 6 Zoll langem, bunt ausgezackten Halse; 8) Ingqando, 10 Zoll lang, überall vierkantig, wie ein großer Pfriemen, mit 3 Zoll langem Halse.

Die Hassagaien der Neger gleichen in Bezug auf Länge und Handhabung denen der Kaffern. Die Exemplare meiner Sammlung (sie wurden von Herrn D. Tams aus Loanda mitgebracht) sind folgender Gestalt: Nr. 1651 Wurfspieß aus Ambriz, der Schaft aus hartem, braunem Holze, 2 Ellen 13 Zoll lang, oben ⅝ Zoll dick. Darauf ist mit der Tülle von 5 Zoll Länge die Klinge aufgesteckt, welche in der Mitte einen Grat, übrigens 8 Zoll Länge und 2 Zoll größte Breite hat, und aus ziemlich starkem Eisen besteht.

Nr. 1654 aus Mossamedes, fast ganz aus Eisen, der Stiel 2 Ellen 7½ Zoll lang, ist mit einem Kuhschwanze überzogen, dessen Bü-

*) S. Nr. 1539 meiner Sammlung. Der Stiel ist aus hartem, oben halbzolldickem, lichtbraunem Holze, das ganze Eisen 5¼ Zoll. Der eiserne Hals 3½ Zoll, mit den Widerhaken 2¼ Zoll breit, s. Taf. VII. Fig. 5.

**) S. Nr. 1538 m. S. Die Klinge hat in der Mitte einen Grat, die Stange 2 Ellen 13 Zoll. Zur Spitze gehört eine eigene, jetzt haarlose Lederscheide, mit Riemen zum Anbinden. S. Taf. VII. Fig. 6.

schel in der Mitte sitzt, und beim Abwerfen die Stelle der Federn an den Pfeilen vertritt. Die blattförmige, zweischneidige, in der Mitte sich hebende Klinge, ist 9 Zoll lang und 1½ Zoll breit (ein ganz gleiches Stück wird im Türkenzelte des hiesigen königl. historischen Museums aufbewahrt) s. Taf. VII. Fig. 4. „Die Hand- oder Wurfspieße, Eppian, welche die Fetuischen gegen ihre Feinde gebrauchen, sind oben und unten aus Eisen geschmiedet. Die oberste Spitze geht allgemach scharf zu, und ist etwa einen Finger oder auch zuweilen eine Spanne lang; die unterste Spitze aber ist ganz dünne und etwa einen Arm lang. Solche beide Spitzen werden durch einen runden Stock, welchen sie mit ledernen Riemen, Thür- oder Fischhäuten überkleiden, zusammengefügt.“ Wilh. Joh. Müller, die African. Guineaische Landschaft Fetu (Hamb. 1676 8. S. 131).

Nr. 1653 aus Ambriz, der Schaft aus glattem, hartem, braunem Holze, hat ⅜ Zoll Durchmesser und 2 Ellen 6½ Zoll Länge, das Eisen ist aufgesteckt, die Tülle 3¾ Zoll lang, die Klinge mit breitem Grate, 15¾ Zoll lang und unten 4 Zoll, oben 2 Zoll breit.

Nr. 1652 aus Mossamedes, Schaft aus hartem, dunkelbraunem Holze, 1 Elle 21 Zoll lang, ⅝ Zoll dick und zwar gleichdick von oben bis unten, und sich nicht wie alle vorigen nach unten verjüngend. Die Tülle hat 3⅜ Zoll; die Klinge 20 Zoll, mit ⅝ Zoll breitem Grate, größte Breite 3¼ Zoll. S. Taf. VII. Fig. 3.

Aehnliche Spieße kommen denn auch auf der Ostküste vor (s. Cailliaud III. 31), so daß man sie wohl als die Nationalwaffe der Africaner des Südens bezeichnen kann. Die Kaffern, wie die Neger, sind jedoch nicht besonders geschickte Lanzenschwinger. Bei den Kaffern beträgt die gewöhnliche Weite, welche ein Wurfspieß im Bogenwurfe erreicht, nach Alberti (S. 147) 70 bis 80, nach Döhne (S. 37) 60 bis 100 Schritte; er trifft aber selten wirklich das Ziel, Alberti sah nur einmal einen 103 Schritte werfen. Mehrmals ließ er ein buntes Tuch ausgespannt aufhängen, und bestimmte dasselbe demjenigen, welcher auf 45—50 Schritte treffen würde, zum Preise, allein es geschahen nicht selten mehr als 20 Würfe, bevor das Ziel getroffen wurde. Die Spieße werden nur dann gefährlich, wenn sie dicht fallen, einzeln kann man sie mit einem Stocke pariren, da man sie kommen sieht, oder ihnen ausweichen. Die Kaffern entgehen ihnen auch dadurch, daß sie sich platt auf die Erde werfen, die Bertatneger weichen ihnen durch allerlei tanzartige Sprünge und Beugungen aus; wenn sie einen Spieß abwerfen, knieen sie nieder, decken sich mit dem Schilde, und stoßen beim Abwerfen einen Schrei aus (Cailliaud III. 31). Am Gefährlichsten ist der Wurfspieß in der Hand eines entschlossenen Mannes, der sich desselben zum Stechen bedient, und der sein aus zehn bis zwölf Stück bestehendes Bündel Spieße in der linken Hand hat, während er vorwärts laufend einen nach dem

andern dem Gegner zuwirft, bis er ihn erreicht und mit dem letzten ersticht (Alberti S. 147).

Eine andere ursprünglich africanische und bei allen Urvölkern dieses Welttheils gebräuchliche Waffe ist die kurze Keule. Sie besteht bei den Kaffern und Ostafricanern aus einem 2 bis 2½ Fuß langen, zolldicken Stocke, an dessen Ende sich ein etwa faustdicker Maserauswuchs befindet, der entweder von der Natur gebildet oder ausgeschnitzt ist (Alberti S. 148). Eine der africanischen Keulen meiner Sammlung, Nr. 1604, die Herr D. Tams aus Loanda mitgebracht, ist aus rothbraunem, hartem Holze, 25 Zoll lang und ¾ Zoll dick, sie läuft in einen birnförmigen, 2 Zoll dicken Kolben aus, der der Länge nach zart gerieft ist. Eine andere (Nr. 1605) ist aus lichtbraunem Holze, 23 Zoll lang; der Kolben ist (wie Taf. VII. Fig. 7. zeigt) rund ausgeschnitzt und mit Strichen verziert.

Die Neger der Westküste haben demnächst auch Dolch und Säbel, deren ersterer aus der Hassagaie entstanden zu seyn scheint. Ein Dolch aus Gincha (Nr. 1671 meiner Sammlung) besteht aus einer dünnen Eisenklinge, die in der Mitte sechs Rinnen hat, deren Enden unten in drei Spitzen zusammenlaufen; sie ist 12 Zoll lang und 3 Zoll breit, weder sonderlich scharf, noch sehr spitzig, und sitzt in einem hölzernen Griffe, der 5½ Zoll lang ist, wovon aber 2 Zoll den Knopf bilden, der ganz mit gelben Zwecken bedeckt ist; während der Theil, den die Hand bedeckt, nur an der Vorderseite gleiche gelbe Zweckenknöpfe zeigt. Die Scheide besteht aus lichtbraunem Holze, sie ist unten auf der Vorderseite ebenfalls mit Zwecken beschlagen, oben aber für den Riemen mit einer angeschnitzten Rinne versehen. Man trägt sie auf der Brust (Taf. VIII. Fig. 2).

Ein anderer, aus Mossamedes stammender Dolch ist offenbar aus einer europäischen, zweischneidigen Degenklinge gemacht; er ist 13½ Zoll lang und 1⅞ Zoll breit, von der Dicke der gewöhnlichen Rappierklingen. Der hölzerne Griff ist mit zehn eingelassenen, spiralförmig denselben umgebenden Zinnstreifen verziert, und 4½ Zoll lang. Dazu gehört eine, aus schwarzbehaartem Ziegenfell gefertigte Scheide, in der Art unserer Bajonnetscheiden.

Die Säbel der Neger vergleichen die älteren Reisenden mit denen der Seefahrer. Sie bemerken, daß die Klinge aus schlechtem Eisen, ohne Parirstange, der Griff aber oben mit einem Knopfe versehen sey (W. F. Müller's Fetu S. 129). Bosman (S. 226) sagt: die Säbel sind wie Sicheln gemacht, am Handgriffe sind sie so breit wie eine Hand, am Ende aber schier zweimal so breit, und aufs Höchste 3 Fuß lang, mit etwas gebogener Klinge. Sie sind sehr stark und schwer, aber so stumpf, daß man unterschiedliche Male zuhauen muß, ehe der Kopf eines Menschen vom Rumpfe fällt. Der Handgriff ist von Holz, vorne und hinten mit kleinen, hölzernen Kügelein besetzt, und mit gewisser Haut oder vielen kleinen Schnürlein, in Bocks- oder

anderer Thiere Blut geschwärzt, überzogen; der ganze Zierrath besteht in einem Zopfe Pferdehaare, obschon einige Vornehme goldne Platten daran haben. Den Säbel trägt man in ledernen Scheiden, die an einer Seite fast ganz offen und mit einem Tigerkopfe oder einer werthvollen, rothen Muschel verziert sind. Der Säbel wird an einem Bande an der linken Seite oder auch auf dem Bauche, unter dem Kleide, getragen (W. F. Müllers Fetu S. 129 f.).

Ein aus Gincha stammender Säbel meiner Sammlung (Nr. 1673) hat eine starke Klinge aus gemeinem Eisen, die 15½ Zoll lang ist; sie ist gekrümmt, am Griffe 1¼ Zoll, unten aber 3 Zoll breit, die Schneide ist auf der äußeren Rundung, oben am Griffe ist sie 1½ Zoll lang gezähnt, kann mithin als Säge gebraucht werden. Der Griff ist aus Holz, 6 Zoll lang, dicht mit Messingdrath überwunden; er endigt in einer runden Platte von 3 Zoll Durchmesser und 1 Zoll Dicke, die oben dicht mit gelben Messingzwecken benagelt ist. Zwischen Griff und Klinge findet die Hand in einem ebenfalls mit Messingdrath, doch minder dicht, und der Länge nach umwundenen Knauf einen Haltpunct (s. Taf. VII. Fig. 1.). Die Säbel der Aschantis bestehen aus schlechtem Eisen, sind auch rostig vom Blute, am Griffe aber mit Golde reich verziert (Hutton S. 195). Sie machen oft zwei Klingen parallel neben einander an einen Griff (Bowdich S. 417. Isert S. 30).

Bei den Bertatnegern kommt demnächst auch die Schleuder als Nationalwaffe vor (Cailliaud III. 31).

Bei allen Negern finden wir seit fast 200 Jahren die europäische Flinte, mit der sie schon zu Bosmans Zeit vortrefflich umzugehen wußten (W. F. Müller's Fetu S. 126. Bosman S. 225). Römer, der um 1740 in Guinea war (S. 182), bemerkte, daß die Neger ihre Flinten durch die Auflegung eines Fetisch weihen, damit sie nicht versagen; den ersten Schuß laden sie, wie die Europäer mit Pulver, einer Vorladung und Kugeln; die Patronen tragen sie an einem Bandelier auf der Brust. Sind die Patronen aus den kleinen Büchschen verschossen, und müssen sie den Vorrath, den sie in Calebassen bei sich tragen, angreifen, so nehmen sie gemeiniglich eine ganze Hand voll Schießpulver schütten es in den unreinen Flintenlauf, und setzen ein Paar Kugeln darauf; das Pulver klebt alsdann im Laufe an. Nun rücken sie einander näher auf den Leib, stehen oft kaum zehn Schritt von einander, daß sie sich Haut und Gesicht verbrennen, die Kugeln gehen aber oft gar nicht aus dem Laufe.

Dieß sind die Angriffswaffen der Neger. Zur Vertheidigung haben sie Schild und Helm.

Den Schild fanden wir schon bei den Neuholländern und Nordamericanern. Auch die Kaffern führen denselben. Sie fertigen ihn aus einer Ochsenhaut, indem sie diese, nachdem sie ausgespannt und getrocknet ist, mit gerundeten, glatten Steinen aus der Mitte nach dem

Umfange hin dergestalt stampfend dehnen, daß sie eine längliche, flach-hohle Gestalt erhält. Darauf giebt man ihr durch Beschneiden einen länglichrunden Umfang. Die Höhe eines solchen Schildes beträgt 4½ Fuß, und die Breite reicht eben hin, den Körper zu decken. Endlich wird ein mäßig dicker Stock an der hohlen Seite des Schildes der Länge nach mit Riemen so befestigt, daß er an beiden Enden einige Zoll lang unter demselben hervorragt, um darauf gestützt und zugleich in der Mitte gefaßt und vorgehalten werden zu können. Jeder wehrbare Kaffer muß sich seinen Schild selbst anschaffen. Dann wird er an den Häuptling abgeliefert, der den Vorrath in einer Hütte zusammen hält (Alberti S. 149).

Die Schilde der Neger sind aus Ruthen zusammen geflochten, und bilden ein längliches Viereck von 5 Fuß Länge und 4 Fuß Breite, dessen Ober- und Untertheil ein wenig auswärts gekrümmt ist. In der Mitte ist ein Kreuz von Bretern, das das Ruthengeflecht um so besser zusammenhält, darauf sitzt eine runderhabene, kreuzförmige Handhabe, durch welche der Arm gesteckt wird. Vornehme Neger lassen ihre Schilde mit Ochsen- oder Tigerfellen bekleiden, und das hölzerne Kreuz mit dünnem Eisen- oder Messingblech sauber überziehen. Die Handhabe wird mit roth- oder gelbgefärbten Schnürchen verziert, auch zuweilen Schellen oder Glöckchen angehängt. Diese Schilde halten Säbelhiebe, Spieß- und Pfeilschüsse trefflich ab (W. F. Müllers Fetu S. 132, dazu Bosman S. 227 übereinstimmend).

Den Kopf bedeckt man mit einer Mütze aus dem Felle eines Affen, Tigers oder Wolfes, welches über ein hölzernes Gerüst gezogen ist. In Fetu machte man Sturmhauben aus hartschuppigem Crocodilfelle, die noch mit goldnen Hörnlein, weißen Seepferdzähnen und rothen, kostbaren Muscheln geschmückt waren, woran ein schwarzer, weißer, roth oder blau gefärbter Pferdeschwanz hing. Gemeine Leute bedecken entweder den Kopf gar nicht, oder sie tragen die Kopfhaut eines Tigers, Büffels oder Hirsches, und sehen durch die Augenlöcher des Thieres. Auswendig werden diese Mützen mit geronnenem Blute dick bestrichen (W. J. Müllers Fetu S. 134. Römer Guinea S. 181). Andere tragen das Ohr eines Elefanten oder die Wirbelbeine eines großen Fisches, woran ein schwarz und weiß gebänderter Schwanz eines Falken befestigt ist. Andere haben große Strohhüthe oder Mützen von Matten (Isert S. 29). Die Aschantis tragen noch jetzt Helme aus Leopardenfell, woran die Schweife befestigt waren (Hutton S. 196).

Sie tragen ferner einen **Gürtel** um den Leib, der sehr breit aus starkem Leder drei- und vierfach übereinander genäht ist; man hat auch Gürtel von Crocodilhaut. An dem Gürtel trägt man die Dolche und Schwerter, so wie auch die Patrontasche von Tiger- und anderm Fell, worin sie Pulver, Bleikugeln oder gezacktes Eisen, Bast zur Vor-

ladung und dergl. haben (W. J. Müllers Fetu S. **134**. Jserts Guinea S. 28).

Zur vollen Kriegsrüstung gehört nächstdem die Bemalung. Einige beschmieren das Gesicht mit einem Safte, wodurch es noch schwärzer wird, den Körper malen sie mit Kalk weiß, Kniee und Ellbogen aber roth (Winterbottom S. 204. Jsert S. 45). Demnächst sucht nun ein Jeder sich vor dem Andern auszuzeichnen. So hatte der Neger Putti zu seiner Auszeichnung einen Roßschweif, den er da festmachte, wo ihn das Pferd getragen. Soja nahm einen Hahn, zerriß ihn, beschmierte seinen Körper mit dem Fette, und machte aus den Federn einen Schweif, den er ebenfalls am Hintern befestigte (Römers Guinea S. 181). Die Neger von Akkra behängen sich mit unzähligen Fetischen, um das Knie binden sie eine Menge weichen Grases, dessen lang herunterhängende Enden in Knoten geknüpft und mit heilsamen Glascorallen verziert sind (Jserts Guinea S. 29).

Endlich hat Jeder eine Menge Stricke, ja sogar Ketten bei sich, um die gefangenen Feinde sogleich fesseln zu können (Jsert S. 28. Müllers Fetu S. 135).

Die zahlreiche Garde des Königs von Aschanti hat jedoch ein ziemlich europäisches Ansehen, sie ist durchgehends mit Flinten bewaffnet, und trägt rothe Uniform mit gelbem Aufschlag, ganz nach dem Muster der zu Cape Coast stehenden englischen Infanterie (Hutton S. 190).

Der Anführer hatte ehedem bisweilen einen wechselsweise roth und weiß bemalten Stab, der mit einem Strohbande von besonderer Art umwunden war, und den er in der Schlacht nicht von sich legen durfte (Jsert Guinea S. 30). Zu Fetu ging (ums Jahr 1670) der König niemals zu Felde, an seiner Stelle muß einer seiner Häuptlinge das Volk führen, unter welchem dann die andern Capitäns stehen (W. J. Müllers Fetu S. 136). Auch bei den Aschantis wird der Oberbefehl stets einem Hauptmanne übertragen; sobald er zu solcher Stelle berufen wird, empfängt er aus der Hand des Königs einen goldenen Degen. Der König schlägt ihn damit leicht auf den Kopf, und der Feldherr schwört, daß er den Degen bedeckt mit dem Blute der Feinde zurück bringen werde. Er wird stets von einem Redner begleitet, der alle politischen Angelegenheiten der Expedition zu besorgen hat; dieser muß die Verhandlungen leiten und möglichst starke Entschädigung der Kriegskosten zu erlangen streben (Hutton 334).

Jeder angesehene Mann hat seinen Waffenträger, seinen Sonnenschirm, sein Feldzeichen und seine Trommeln und Hörner. Die Trommeln werden von ausgehöhlten Baumstämmen gemacht und auf der einen Seite mit Schaffell überzogen, während die andere offen bleibt. Die kleineren trägt man an einem Bande am Halse. Die große Trommel aber, die bis 4 Fuß lang und 2½ Fuß im Durchmesser ist, trägt ein Neger horizontal auf dem Kopfe, ein anderer

geht mit den hakenförmigen Trommelklöpfeln hinter ihm her (Isert S. 31, und über die Anfertigung der Trommel in Futah-Diallon, Caillié I. 316). Sie wird mit den Kinnbackenknochen der erschlagenen Feinde behangen (Hutton S. 195).

Das andere musicalische Kriegsinstrument ist das Horn aus Elfenbein, das nicht von oben, sondern von der Seite geblasen wird, und womit die Krieger fast namentlich gerufen werden. Wenn im Gefechte eine Parthei ermattet, so läßt der Oberfeldherr durchs Horn den Namen des entmuthigten Hauptmanns wiederholt anrufen, um seinen Muth anzufeuern (Isert S. 31. Desmarchais I. 349). Diese Elfenbeinhörner sind von verschiedener Größe, alle aber stimmen darin überein, daß das Loch nicht weit von der Spitze an der Seite eingeschnitten ist. Das königl. historische Museum zu Dresden besitzt ein solches ansehnliches Horn aus Elfenbein, welches 1 Elle 18 Zoll lang ist und 5 Zoll im Durchmesser hat, die Spitze ist durch eine 7 Zoll hohe, hockende Figur in der europäischen Tracht des 16. Jahrhunderts gekrönt, außerdem ist eine doppelte Schlangenlinie eingeschnitten, auch unten um den Rand ein kleines Ornament. Das Horn ist überaus schwer.

Soll nun der Kriegszug Statt finden, so kommen die Hauptleute mit ihrem wohlgerüsteten Kriegsvolke zusammen, und die Einzelnen zeigen nun ihre Geschicklichkeit, indem sie allerlei Exercitien durchmachen. Der eine zeigt, wie er mit Schild und Spieß dem Feinde entgegengehen will, der andere wirft den Säbel in die Höhe und aus einer Hand in die andere, schwingt ihn um den Kopf, und zeigt, wie er den andern köpfen will. Eben so wird mit der Flinte allerlei Uebung vorgenommen, bald legt sich einer nieder, um auf den Feind zu lauern, bald kriecht er auf den Knieen fort, um den Feind zu beschleichen (Müllers Fetu S. 135).

Die Kriege bestehen meist in Ueberrumpelungen, daher denn auch die meisten Negerorte entweder mit einem Pfahlzaune oder mit Wällen umgeben sind. Namentlich findet man die Orte von Angola mit einem Pfahlzaune von 12 bis 15 Fuß Höhe umschlossen, wie denn auch noch die öffentlichen Gebäude, die Wohnung des Oberhauptes, und der Ort, wo Pulver und andere Vorräthe verwahrt werden, ganz besonders mit Pfählen umstellt sind (Douville II. 21. 47 ff.).

Das Heer rückt gemeiniglich nur im Marsch zu zweien aus, und bildet, wenn es den Feind antrifft, keine eigentliche Schlachtordnung. Jeder Capitän hat seine Leute fest aneinander geschlossen, und er selbst steckt mitten darunter, weil er da am Sichersten ist. „Sie fallen auch einander (sagt Bosmann S. 222) nicht mit gesammter Macht an, sondern einzeln, Mann für Mann, oder truppweise; ja bisweilen sind die Capitäns, sehend, daß ihre Leute unterliegen, anstatt daß sie ihnen wieder aufhelfen sollten, schon bereit zur Flucht, ehe man noch recht an einander gerathen, dergestalt, daß die tapfersten Kerle, von

den Ihrigen verlassen, gemeiniglich niedergemacht werden, insonderheit wenn sie mehr Volk verloren als ihre Feinde. Sie stehen auch niemals aufrecht im Treffen, sondern laufen ganz krumm und gebückt, damit ihnen die Kugeln über den Kopf weggehen. Andere kriechen zu den Steinen, und wenn sie sich auf einen Flintenschuß einander genähert, feuern sie ab, und rennen dann zu den Ihrigen zurück, um aufs Neue zu laden. „Mit einem Worte," fährt Bosman fort, „sie machen so viele krumme, seltsame Händel mit Beugen, Kriechen und Schreien, daß es einem Affenspiele ähnlicher ist, als einem Treffen." Das Gefecht dauert indessen so lange, bis eine Parthei das Feld räumt, und in zwei bis drei Tagen ist gemeiniglich solch ein Krieg beendigt, nachdem man den Feinden durch Verbrennung der Hütten und Vorräthe möglichsten Schaden gethan hat.

Außerdem haben die Neger von Akra und andere die Sitte, daß von jeder der sich gegenüberstehenden Partheien einer den Hanswurst macht, wie rasend vor dem Feinde tanzt und springt, sein Gewehr abschießt, es kräuselnd in die Höhe wirft, wieder fängt, sich selbst, als wäre er getroffen, auf die Erde hinwirft, wieder aufspringt, und wieder anfängt, wo er es gelassen, den Feind auslacht, daß er nicht besser getroffen und ihn verhöhnt (Isert S. 51). Wenn die Nacht ein Treffen beendigt, und die Feinde einander gegenüber lagern, so singt jede Parthei ihre Kriegslieder, worin der Feind verhöhnt wird. (Isert S. 77).

Dem gefallenen Feinde schneidet man den Kopf ab, zieht einen Faden durch ein Ohr, und hängt sich diese Beute um den Hals. Auch die gefallenen Freunde, die man nicht fortschaffen kann, werden enthauptet, ihre Köpfe aber in einem Sacke nach Hause geschafft, um dort mit den gebührenden Ehren bestattet zu werden (Müllers Fetu S. 136. Isert Guinea S. 72). Die feindlichen Köpfe werden dann sauber entfleischt. Die untere Kinnlade wird an die kleinen Trommeln oder Blasehörner befestigt, das Obertheil aber kommt an die große Trommel. Je mehr nun ein Heerführer solcher Tropäen aufweisen kann, desto höher steigt sein kriegerischer Ruhm (Isert S. 54). Sie sind überzeugt, daß der Geist des Ermordeten von dem Lärm der Trommel einen besondern Schmerz empfinde (Römer S. 112 ff.). Es kommt indessen auch vor, daß Neger die Köpfe ihrer Privatfeinde aufheben. Der Neger Quate in Akkra hatte über 30 Köpfe in seinem Hause. Nachts nahm er sie aus dem Verstecke, klopfte mit einem eisernen Pflöckchen auf die Hirnschalen, und trieb sonst allerhand Spott damit (Römer S. 206).

Isert sah einst in Fida, wie der dasige König dem dortigen dänischen Gouverneur zum Zeichen seines Sieges über die Badagrier sieben Köpfe der Feinde übersendete. Man brachte sie in feierlichem Zuge in drei Messingbecken auf dem Kopfe getragen. Die Boten erzählten dann, daß der Sieg vor sechs Monaten Statt gefunden.

Dann öffneten sie die wie Kronen gestalteten Becken. In zwei Becken lagen in jedem drei Köpfe, im dritten nur ein Kopf und eine rechte Hand, die dem vornehmsten Caboſſier oder Hauptmanne von Badagri gehört hatte. Alle diese Köpfe, die doch sechs Monate alt waren, sahen so frisch aus, als wären sie eben erst abgenommen. Man hatte sie aber mit Stroh geräuchert, wodurch sie ein schwarzes, glänzendes Ansehen bekommen hatten (Isert als Augenzeuge S. 144 f.).

Oppokku, der König von Akra, bewahrte die Köpfe der von ihm besiegten Könige von Akim; er hatte für jeden derselben in seiner Residenz ein Haus bauen lassen. Die Hirnschalen waren mit Gold und Agristeinen besetzt (Römer S. 170).

Wenn einer der Hauptleute nach einer Schlacht auf einen öffentlichen Platz oder in das Gehöfte eines Vornehmen kommt, so wirft er die Köpfe seiner Feinde auf die Erde, und tritt sie mit Füßen, was auch andere herzukommende Leute thun; oder er wirft den Kopf in die Luft, und fängt ihn mit den Händen auf. Dabei werden die Einzelnheiten des Kampfes erzählt, und mit Trommeln und Pfeifen ein großer Lärm verübt (Müllers Fetu S. 140).

Eine noch schändlichere Sitte herrscht in Westafrica, wie es scheint, seit uralter Zeit*). Man entmannt die erlegten Feinde, ja sogar die lebendig Gefangenen auf eine schmachvolle Weise. Die Beriatneger und die Gallas bringen dann ihren Frauen diese schändlichen Tropäen, welche sie als ein Zeichen der Tapferkeit ihrer Männer am Halse und als Schmuck tragen (Cailliaud III. 32).

Nächstdem versichert Antonio Zucchelli, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts als Missionär in Congo am Zaire lebte, daß die heidnischen Neger am Abend nach der Schlacht die Leichen der erschlagenen Feinde auf hölzerne Gabeln legen, braten und verzehren (Zucchelli Reise nach Congo S. 278). Auch Desmarchais (I. 370) fand in Guinea dieselbe Sitte, die theils in glühender Rache, theils in Mangel an anderweitem Vorrathe auch hier ihren Ursprung haben mag (vergl. oben Th. I. S. 244). Die Neger der Goldküste verzehrten die Leichen der Feinde theils gleich roh, theils auch am Feuer gebraten. Ja es scheint, daß in den frühesten Zeiten der portugiesischen Herrschaft dieser Gebrauch noch viel allgemeiner gewesen, daß man die Gefangenen geradezu als Schlachtvieh betrachtet habe. Daher würde sich denn auch die Ursache der unter den Negern der West- wie der Ostküste verbreiteten Meinung erklären lassen, daß die Europäer die Schwarzen als Schlachtvieh verkaufen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Menschenfresserei durch den europäischen Sclavenhandel sehr vermindert worden. Die alten portugiesischen Bericht-

*) Cailliaud verweiset auf die description de l'Egypte vol. II. pl. 12, nach einem Relief des Tempels von Medinet-Abu, die Rosellini (monum. storici tab. 135.) Ramses IV. (1474 vor Chr. Geb.) zuschreibt.

erstatter, wie Merolla erzählen, daß auf dem Markte der Jaggas zu Pombo in Congo das Menschenfleisch gleich dem Ochsen- und Schöpsenfleische verkauft worden sey. Die portugiesischen Kaufleute, die in großer Anzahl hier wohnten, mochten jedoch solches Fleisch nicht haben, und verlangten mehr nach lebendigen Sclaven (s. allgem. Historie der Reisen IV. 709). So geht denn auch jetzt das Bestreben der kriegführenden Neger dahin, den Feind nicht unnützer Weise todt zu schlagen, sondern lieber denselben lebendig zu fangen, um entweder ein möglichst großes Lösegeld zu erpressen, oder ihn an die europäischen Sclavenhändler zu verhandeln.

Die Feldzüge währen, wie schon bemerkt, nur wenige Tage. Kommt es zum Friedensschlusse, so wird eine Ebene an den Gränzen der beiderseitigen Staaten ausgewählt. Jede Parthei stellt sich wie zur Schlacht gerüstet mit ihren Fetischen hier ein. Die Fürsten schwören nun über den Fetischen, daß sie von nun an in Freundschaft mit einander leben und das Vorgefallene vergessen wollen. Man giebt sich gegenseitig Pfänder, die gemeiniglich in den Kindern der Könige, oder wo solche nicht vorhanden, in andern angesehenen Männern bestehen. Eine Auswechselung der Gefangenen oder sonst Entschädigung findet nicht Statt. So wie der Eid geleistet ist, ertönen von allen Seiten Trommeln und Trompeten, man legt die Waffen ab, geht auf einander zu, umarmt sich, ißt und trinkt, singt und tanzt, und überläßt sich der zügellosen Lustigkeit (Desmarchais I. 369. Isert S. 85).

Die Religion

der Africaner zeigt sich im Verhältnisse zu der der Nordländer bei Weitem weniger ausgebildet; am reinsten tritt sie uns wohl bei den Kaffern entgegen, worüber Albertis Bericht vom Jahre 1802 Folgendes meldet (S. 71 ff.).

Bei den Kaffern findet sich schlechterdings kein Begriff von Gott oder einem unsichtbaren Wesen, welchem sie einen mächtigen Einfluß auf sich selbst, so wie auf die Natur überhaupt beilegen. Vierzig Jahre später fand Döhne schon Namen für den Begriff Gott (Kafferland S. 55). Eine Verehrung der Sonne oder eines andern wirklichen oder unsichtbaren Wesens und ein gewisser Dienst desselben findet nicht Statt. Allein — wie bei den Americanern — hat auch hier die Bemerkung, daß der menschliche Wille gewissen glücklichen oder unglücklichen Zufällen nicht entgehen könne, gewisse unbestimmte Begriffe erweckt. So wird z. B. eine Krankheit bisweilen für die Folge der einem Flusse zugefügten Beleidigung gehalten, aus welchem die Horde ihr Wasser nimmt; man glaubt den Fluß dadurch zu versöhnen, daß man die Eingeweide von einem geschlachteten Stück Vieh oder eine Menge Hirse in denselben wirft. — Einst starb ein Kaffer kurz darauf, nachdem derselbe von dem Anker eines gestrandeten Schiffes ein

Stück abgeschlagen; das galt für eine Beleidigung, und seit der Zeit ging kein Kaffer vor dem beleidigten Anker vorbei, ohne denselben zu grüßen, um dadurch den Zorn desselben von sich abzuwenden. Ist ein Elefant mit vieler Mühe endlich getödtet worden, so entschuldigt man sich bei demselben und versichert ihm, daß die Tödtung nicht mit Absicht, sondern nur zufällig geschehen sey. Der Rüssel des getödteten Elefanten wird sorgfältig begraben, denn der Elefant ist ein großer Herr, und der Rüssel seine Hand, womit er schaden kann.

So erblickt der Kaffer also in dem Flusse, in dem Anker und in dem Elefanten ein Wesen, das gleich ihm einen Willen und eine Macht hat, das auch gleich ihm gereizt und versöhnt werden kann.

Der Kaffer ist sich seiner Seele bewußt, aber er glaubt nicht, daß sie ohne den Körper selbständig bestehen und fortleben könne, da er keinen sichtbaren Beweiß vom Gegentheile hat. Er ist überzeugt, daß der Tod die Seele gleich dem Leibe vernichte. Sie mögen daher im gemeinen, ruhigen Leben nichts vom Tode hören. In der Hitze des Gefechts denken sie jedoch nicht an den Tod. Dem Umstande, daß sie zur Bekräftigung einer Behauptung den Namen nicht blos eines noch lebenden, sondern auch eines verstorbenen Oberhauptes anrufen, scheint nur die Ansicht zum Grunde zu liegen, daß die noch lebenden Verwandten desselben zur Bestrafung des falsch Schwörenden wohl geneigt seyn dürften.

Eine seltsame Erscheinung ist der Glaube an die Unreinheit gewisser Personen, namentlich der noch nicht wehrhaft gemachten Kinder, der kranken Frauen, der Person, deren Mann oder Frau gestorben, der beim Sterben eines Menschen Anwesenden, der aus der Schlacht zurückkehrenden Männer und der ganzen Horde, in deren Wohnort der Blitz eingeschlagen. Wir lernten schon oben S. 294 die Mittel kennen, durch welche man sich von dieser Unreinheit zu befreien hat, und durch welche man wieder in den gewohnten Lebensgang einzutreten, befähigt wird.

Der Kaffer ist überzeugt, daß es Menschen giebt, welche im Stande sind, durch geheime Mittel dem Andern allerlei Unglück zu bereiten. Gegen solche Unfälle ist die Thätigkeit der Zauberinnen gerichtet, die gemeiniglich alte Frauen sind.

Glaubt man, daß eine Krankheit durch Zauberei entstanden ist, so holt man eine Zauberfrau, die dem Kranken zunächst einige aus Kuhmist gefertigte Kugeln auf den Unterleib legt, welcher für den Sitz aller innerlichen Krankheiten gilt. Die Zauberin wendet dieselben unter allerlei Gaukeleien fleißig um, und zeigt endlich eine Schildkröte oder Schlange vor, welche die Leiden des Kranken bewirkt habe, und welche ihm durch Zauberei beigebracht worden sey. Bevor sie den Kranken annimmt, läßt sie sich ihren Lohn voraus zahlen, der in einem Stücke Vieh besteht. Mißräth die Cur, oder stirbt der Kranke, so entschuldigt sie sich damit, daß der Mann entweder ohne besondere

Ursache gestorben, oder daß ein Zauberer den Tod veranstaltet, der ihr an Macht weit überlegen sey. In beiden Fällen muß sie die Belohnung zurück geben. Nun aber verlangt man, auch den Zauberer kennen zu lernen. Die ganze Horde versammelt sich, und die Zauberin begiebt sich allein in eine Hütte, wo sie sich schlafen legt, um den bösen Zauberer im Traume zu sehen; während dieser Zeit, etwa eine Stunde lang, singt und tanzt man in die Hände klatschend. Endlich begeben sich die Männer vor die Hütte, in welcher die Zauberin sich befindet, und bitten dieselbe, herauszukommen, was sie Anfangs abschlägt. Nachdem sie aber einige Hassagaien zum Geschenke erhalten hat, färbt sie sich den Umfang des Auges, den Arm und das Bein an der linken Seite weiß, und dieselben Theile an der rechten schwarz, und tritt, nur um die Hüften mit einem Schurze bekleidet, mit den erhaltenen Wurfspießen in der Hand aus der Hütte, worauf sie mit Mänteln bedeckt und vom Volke umzingelt wird; man verlangt nun den Namen des Zauberers, die Frau weigert sich Anfangs, doch endlich wirft sie die Mäntel von sich, läuft im Volkshaufen umher, und bahnt sich durch Vorauswerfen der Hassagaien einen Weg, bezeichnet zuletzt durch einen Schlag mit der Speerstange einen Mann als den Zauberer, dessen sich das Volk sofort bemächtigt. Die Zauberin muß nun auch ihrerseits den Beweiß führen und die Zaubermittel des Zauberers und deren Aufbewahrungsort angeben. Man führt sie also zunächst nach dem von ihr als solchen bezeichneten Orte, wo sie einen Menschenschädel, ein Stück Fleisch, das sie für Menschenfleisch ausgiebt, oder irgend etwas Anderes hervorholt, und somit den Beweiß für ihre Beschuldigung liefert. Hierauf berathschlagt sich das Oberhaupt der Horde mit den Beamten über die Art der Bestrafung des Unglücklichen. Man legt ihn dann auf den Rücken, bindet ihn mit Armen und Beinen an mehrere in den Boden geschlagene Pflöcke, benetzt Augen, Arme, Seiten und Unterleib mit Wasser, und schüttet entweder aus einem Sacke eine Menge schwarzer Ameisen über denselben, oder legt ihm an den Unterleib und die Seiten Steine, die im Feuer glühend gemacht worden. Hat diese Strafe den Tod nicht zur Folge, so wird der Beschuldigte aus der Horde gewiesen. Ist Todesstrafe erkannt, so wird er mit Streitkolben erschlagen. In jedem Falle wird seine Hütte verbrannt, Vieh und anderweite Habe an das Oberhaupt abgeliefert, und den Beamten auch ein Antheil daran zugesprochen. Es geschieht daher oft, daß die Oberhäupter sehr wohlhabende Leute durch eine Zauberin beschuldigen lassen, um sich in den Besitz ihrer Heerde zu setzen. Versichert der Beklagte, daß ein fremder Zauberer ihn in den Verdacht gebracht, und ist die Zauberin mit dieser Versicherung zufrieden, so wird er wohl freigesprochen.

Die Zauberei dehnt sich auch hier über die Naturkräfte aus. Tritt anhaltende Dürre ein, so läßt sich ein Zauberer finden, der es

übernimmt, Regen zu schaffen, wofür er aber mehrere Stücke Vieh bedingt und voraus erhält. Dann wird ein besonderes Stück Vieh geschlachtet, in dessen Blut der Zauberer eine Ruthe taucht, und dasselbe umherspritzt. Darauf geht er abwechselnd mit geheimnißvoller Miene umher, oder begiebt sich allein in eine Hütte und singt, während die ganze Versammlung ebenfalls singt und tanzt. Einen Monat lang wartet man ruhig auf den verheißenen Regen, stellt er sich aber alsdann nicht ein, dann sucht man den Zauberer auf, und schlägt ihn ohne eine Entschuldigung anzunehmen, mit Keulen todt.

Das Alles finden wir nun bei den Negern noch weiter entwickelt, obschon die Reisenden bei mehreren Stämmen, z. B. den Bambaras und den Negern von Wassulo gar keine eigenthümliche Religion, wohl aber Amulette, Zauberei, und große Hochachtung für die Mahomedaner gefunden haben (Caillié II. 82). Doch ist bei allen Negern der Glaube an eine vielgestaltete höhere Macht, an Mittel, deren Gunst zu erwerben, und ihren Zorn abzuwehren, nebst einer seltsamen Zauberei vorhanden. Eine Uebereinstimmung unter den verschiedenen Stämmen findet nicht Statt, vielmehr die größte Mannichfaltigkeit, so daß Bosman (S. 176) versichert, es sey kein Dorf, ja kein Geschlecht anzutreffen, das nicht in einem Stücke der religiösen Ansicht unterschieden wäre. Dazu kommt, daß seit Jahrhunderten die Lehren des Islam, wie des Christenthums auf verschiedene Art wesentlichen Einfluß auf den Glauben der Neger geübt haben*).

Die Neger glauben, daß die Welt von guten und bösen Geistern voll sey. Der Glaube der Guineaneger an einen obersten und großen Gott stammt von den christlichen Besuchern der Küste, wie Bosman (S. 177) und Isert (S. 223) ausdrücklich versichern. Sie sagen aber, daß der Gott für die Weißen partheiisch sey, und sie wie seine eigenen Kinder behandle, aber ein besonderes Vergnügen daran fände, die Schwarzen mit allen nur möglichen Uebeln zu plagen. Sie hätten ihm darum auch nichts zu danken, als den Regen, ohne welchen die Erde auch keine Lebensmittel hervorbringen könnte; doch habe er dabei auch keine Absicht, und die gute Wirkung komme von der Fruchtbarkeit ihres Bodens her. Es ist dieß eine Ansicht, die ihren aus der Fremde zugebrachten Ursprung deutlich offenbart. Es ist der Gott der Weißen, der freilich mächtiger ist, als die zahllosen Götter der Schwarzen, den sie daher eben so fürchten wie seine weißen Kinder, und damit stimmt denn auch ihre Sage von der Welt-

*) Desmarchais voyage en Guinée I. 336. sagt: Une idolatrie mêlée d'une infinité des superstitions, que l'avarice des Marabouts entrétient, est la religion dominante du païs. Il est difficile de donner une idée un peu distincte de leur culte. Dazu Isert 323, der die Menge ihrer Gottheiten und Religionen unzählig nennt. Douville I. 283, der die Zahl der Gottheiten der der Menschen gleichstellt, womit auch Römer S. 40 und Andere übereinstimmen.

schöpfung überein, der zu Folge im Anfange schwarze und weiße Menschen erschaffen wurden, unter denen die Schwarzen den Vorzug hatten. Sie erhielten zweierlei Arten Geschenke, die Schwarzen Gold und die Weißen Kenntniß der Künste und Wissenschaften. Beiden war die Wahl überlassen worden, und die Schwarzen wurden nun zur Strafe ihrer Habsucht die Sclaven der Weißen (Isert S. 324)*). Eine Sage, die gleich der Abiponischen (s. o. Th. II. S. 153) ihren Ursprung in dem Gefühle der Unterwürfigkeit und Schwäche hat, die also auch nicht vor der Bekanntschaft mit den erobernden und unterjochenden, activen Völkern entstanden seyn kann. Das höchste, gute Wesen aber bekümmert sich, nachdem es die Welt erschaffen, nun nicht weiter um dieselbe; daher vergelten die Neger auch Gleiches mit Gleichem, und widmen ihm keinen besonderen Dienst. Er hat seine Macht einer großen Anzahl kleinerer, aber mächtiger Wesen überlassen, welche das Böse bekämpfen, das der Sissa mit seinen bösen Geistern hervorbringt. Da jedoch dieser Oberteufel mit einem Hörnerpaare auf dem Kopfe und einem langen Schwanze abgebildet wird, so möchte auch diese dem guten Gotte entgegengestellte Macht den Negern nicht von Haus aus eigen gewesen, sondern erst nach der Bekanntschaft mit den activen, namentlich christlichen Nationen entstanden seyn. Der Teufel wird weiß gemalt, oft aus Lehm gefertigt und mit Haaren und Federn besetzt. Alte Frauen fertigen von ihm Bilder, und vermiethen sie auf acht oder mehr Tage an solche Personen, welche der Teufel Nachts in der Ruhe stört. So wie er sein eigenes Bild ansichtig wird, eilt er davon (Römer S. 43). Die Neger von Arim hatten alle Jahre ein großes Fest, wobei sehr fröhlich gelebt wurde, und welches am achten Tage damit schloß, daß einer hinter dem andern herläuft, und den Teufel mit Steinen, Holz und Koth wirft und verjagt (Bosman S. 192). Die Neger von Ante stellen sich den Teufel als einen Riesen vor, dessen eine Seite frisch und kräftig, während die andere verfaultes und verdorbenes Fleisch enthalte. Wer diese Seite berührt, muß sofort sterben (Bosman S. 194).

Die übrigen geistigen Wesen aber sind in großer Anzahl vorhanden, und man hat gar eigenthümliche Erzählungen von denselben. Eine Art nennt man in Guinea Putti, sie haben die Aufgabe, die Menschen im Guten zu unterrichten (Römer S. 47). Die Bullamer haben die Aymie, die Timanen die Mamull, die an seltsamen, grausigen Orten, in Felsen und alten Bäumen wohnen, und denen man deshalb vor Antritt einer Reise, vor der Ernte Thiere opfert (Winterbottom S. 285).

*) Dieselbe Sage bei den Aschantis Bowdich S. 356. Hutton 291. Gott hatte eine Calebasse, worin Gold lag, und ein versiegeltes Papier, worin die Weisheit war, den von ihm geschaffenen 3 schwarzen und 3 weißen Paaren zur Wahl hingelegt, wie schon Bosman S. 178 erzählt.

Pomull oder Griffi sind kleine Dämonen, deren jeder Neger einen zu seinem besonderen Schutze hat, den er aber nicht eher anruft, als bis er krank wird. Sie bekommen von jedem Getränke etwas bei Seite gesetzt, und wohnen in und an der Stadt. Man baut für sie kleine, nur 3 bis 4 Schuh hohe Häuschen im Walde und am Wege, und in jede der Hütten wird ein kleiner Termitenhaufen versetzt (Winterbottom S. 286). Die Neger von Congo verehren die Zambi oder Geister, welche im Tode seine Beschützer sind, und die ihm in einem künftigen Leben eine angenehme Stellung verschaffen können, übrigens aber seinen Tod so weit als nur möglich hinausschieben (Douville I. 185).

Außer diesen Geistern aber hält der Neger jedes sichtbare, namentlich körperliche Wesen für fähig, der Sitz eines die Menschen schützenden Geistes zu seyn oder zu werden. Unter den Himmelskörpern ist der Mond derjenige, der ihre Aufmerksamkeit am Meisten auf sich zieht. Im Monde sehen sie einen Mann, der die Trommel schlägt (Bosman S. 179). Der Neumond wird von allen Negern begrüßt. Die Mandingos sagen bei seiner Erscheinung ein kurzes Gebet her, was auch ihre mahomedanischen Nachbarn thun (Mungo-Park 318). Die Guineaneger machen lächerliche Geberden, reden den Mond an, zerren ihre Glieder, als wollten sie Arme und Beine von sich werfen. Endlich nehmen sie einen Feuerbrand, und stellen sich, als wollten sie damit nach dem Monde werfen (Römer S. 84). Sobald die Neger von Fetu den Neumond erblickten, sprangen sie mit zusammen geschlagenen Händen dreimal in die Höhe, und sprachen Dankgebete (W. J. Müllers Fetu S. 47). Eben so ist es bei den Vertatnegern (Cailliaud III. 21).

Sonne und Sterne werden nicht sonderlich beachtet, ausgenommen wenn eine Finsterniß Statt findet (Mungo-Park S. 318).

Die Eyoe-Neger (nordwestliche Gränze von Dahomy) verehren die See, glauben aber, daß ihr Anblick augenblicklichen Tod zur Folge habe (Winterbottom S. 291). Auch die Neger von Akra ehren die See, und bringen ihr Opfer, wenn im August und September der Fischfang nicht ergiebig ist (Bosman S. 186). Eine Spur von Verehrung findet sich in dem Gebrauche, den Mungo-Park (S. 393) am Flusse Nunkolo beobachtete; hier mußte jeder der Reisenden mit einer Hand voll Mehl bewirthet werden, das aber nicht eher gegessen werden durfte, als bis es mit Wasser aus dem Flusse angefeuchtet worden war. Regenbogen, Gewitter und Stürme scheinen keine besonders beachtete Erscheinungen zu seyn, obschon Bosman (S. 143) unter den Negern von Akra den Glauben vorfand, daß der Blitz einen Donnerkeil mit sich führe, dergleichen sie ihm auch wirklich vorzeigten.

Einen körperlichen Gegenstand nun, Stein, Pflanze, Thier, der ihnen von Einfluß auf ihr Geschick scheint, betrachten sie als den Sitz

eines helfenden Geistes. So hat man den berühmten Fetischfelsen im Zaire*). Er besteht aus Massen des ältesten, mit Quarz und Glimmer gemischten Granit, die senkrecht in den Fluß abstürzen, übrigens vollkommen isolirt dastehen; die Landseite dahinter ist eine fruchtbare Ebene. Die Eingeborenen fürchten die dort im Flusse befindlichen Wasserwirbel. Einer der Hügel neben dem Fetischfelsen trägt ein seltsames, thurmartiges Steingebilde, das die Eingeborenen Taddi enzazzi nennen, d. h. leuchtender Stein (Tuckey S. 95 ff.). Den Fetischfelsen selbst betrachten die Neger als den Sitz des Simbi (Seembi) oder des Flußgottes. Er ist mit 43 sehr roh gezeichneten Figuren bedeckt, die aus Sand und Asche gemacht und naß aufgeklebt sind, so daß sie das Ansehen von Sculpturen haben. Ein unterrichteter Priester von Nokki soll sie gefertigt haben. Die Darstellungen zeigen mehrere menschliche und thierische Figuren, unter letzteren Flußpferde, Büffel, Ziegen, Crocodille, Schildkröten. Den Anfang bildet eine Art Hütte, worin ein Mann auf einer Stange sitzt, welche von zwei Knaben über den Köpfen gehalten wird, er erhebt eine Last, während ein anderer neben ihm mit einem Bogen auf ihn zielt. Man bemerkt ferner Männer, welche mit der Hand Gegenstände schwenken, deren nähere Bezeichnung nicht zu ermitteln ist, Jäger mit gespanntem Bogen, Männer, die auf dem Kopfe eine Art Federbusch haben, ein Schiff mit Mast, Tauen und Flagge, demnächst aber eine Menge Zeichen, deren Deutung so lange nicht möglich ist, bis unterrichtete Eingeborene den Schlüssel dazu liefern. Die verschiedenen Figuren scheinen allerdings in gegenseitiger Beziehung zu stehen, und sind wohl kaum etwas anderes als Zeichen der Erinnerung an gewisse Vorfälle, Ereignisse oder Thaten. So viel aus der Zeichnung des Lieutenant Hawkey bei Tuckey (S. 380 ff. Pl. 9) hervorgeht, sind die Figuren überaus roh und ohne Proportion, ohne bestimmte Form und bei Weitem nicht so ausdrucksvoll als die vom Prinzen von Neuwied mitgetheilten americanischen Büffelhautbilder (s. Th. II. S. 191 Taf. XVII.). Außer diesem Fetischfelsen giebt es noch eine große Anzahl Felsen, welche als Sitze höherer Wesen betrachtet werden. Bei N'pal (einem Dorfe, nicht weit von St. Louis) sah Caillié (I. 36 f.) einen Stein, der der einzige in der Gegend ist; er liegt am Wege, ist 8 Zoll breit und etwa 18 Zoll hoch, rostfarben und von vulcanischem Aeußern. Wer an demselben vorbeigeht, zieht einen Faden aus seinem Schurze, und legt ihn als Opfer darauf. Man glaubt, daß, wenn das Dorf von einem feindlichen Anfalle bedroht ist, der Stein zum Zeichen der Gefahr Abends vorher dreimal um das Dorf wandelt. Dann ergreifen alle Krieger ihre Waffen. Man erzählt

*) S. Abbildungen in Tuckey's Reise S. 95, wo Pl. 2 die äußere Ansicht und Pl. 9 die Figuren darstellt, die ich, da sie mehrmals wiederholt sind, nicht mittheile.

auch mehrere Geschichten, um diese Behauptung zu beweisen. Einst wollten die Mauren und die Einwohner von Walo die Umgegend von N'pal plündern; es war in der trocknen Jahreszeit, da erhob sich der Stein in der Nacht, machte seinen Weg um das Dorf, und ließ regnen und blaue Flammen in so großer Menge aus dem Boden brechen, daß die Mauren flohen, die Einwohner aber sie verfolgten, ein großes Blutbad anrichteten, und viele Schwarze von Walo fingen, die sie in die Colonie verkauften. Ein andermal wurden sie von zwei Maurenkönigen überfallen, und mehrere Einwohner in die Sclaverei geführt. Da wurden die beiden Könige krank, und starben unterwegs. Der Stein behielt sein Ansehen, trotzdem daß die geraubten Menschen nicht zurückkamen. Man feierte sonst ein religiöses Fest an dem Steine, zu welchem alle Einwohner kommen mußten. Abends stellte man daselbst Calebassen mit Speise auf, und wenn man sie am andern Morgen geleert fand, glaubte man, der Geist habe die Speise zu sich und das Opfer angenommen; hierauf folgten viele Gebete, nach deren Beendigung auf ein vom Priester gegebenes Zeichen Jedermann die Flucht ergriff. Wer dabei hinfiel, der mußte, wie man glaubte, bald sterben.

Die höchsten Berggipfel, die am Meisten dem Blitze ausgesetzt sind, halten die Neger für Sitze der Geister, und sie bringen ihre Opfer an Reis, Brot, Wein, Oel und dergl. an den Fuß der Berge. Hinaufzusteigen unterstehen sie sich nicht. Einzelne Felsen werden ebenfalls verehrt; man setzt hölzerne Haken oder gekrümmte Stäbe um diese Felsen umher. Die Neger von Korbylehou und an der Küste von Rio de Sueiro da Costa schiffen jährlich nach einem großen Felsen, wo sie opfern und den Gott bitten, den Ocean zu besänftigen, damit sie ihren Fischfang ruhig fortsetzen können. Zu Friedrichsburg stand ein Fetisch, der in einem großen Steine bestand, der mitten in der Ebene lag, mit Erde bedeckt und mit einer Anzahl Stangen umgeben war. Der Fetisch von Cape Corse war der Felsen Tabra oder Tabora, an welchem viele Fischercanots gescheitert waren. Diesem wird nun alljährlich eine Ziege und etwas Rum geopfert. Der Priester genießt erst etwas davon, und schüttet dann das Uebrige unter seltsamen Stellungen und Anrufungen in die See. Darauf bringt er eine Antwort von der Gottheit, welche die glücklichen Tage und Jahreszeiten namhaft macht (nach älteren Reisenden in der allgem. Historie der Reisen IV. 179 f. und Müllers Fetu S. 47).

Nächst den Felsen hält man auch Bäume und Haine für den Sitz von mächtigen Geistern. Am Zaire fand Tuckey (S. 181) auf allen Marktplätzen ficus religiosa als heiligen Baum angepflanzt. Als einige seiner Soldaten die Flinten daran gelehnt und einige Bajonetspitzen die Rinde verletzt hatten, entstand ein gewaltiger Lärm. Den 8. Mai 1598 wurden mehrere Holländer in Murah an der Guineaküste von den Negern ermordet, weil sie einen heiligen Palmbaum

gefällt hatten. Man nimmt von solchen Bäumen Stückchen Rinde, windet sie zusammen und bindet sie als Amulet um Unterleib, Arme und Füße (Villault Relation des costes d'Afrique Par. 1669 S. 267). Bei Fetu sah W. J. Müller (S. 48) einen Baum, der seltsam durcheinander gewachsen und geflochten war, und für ein großes Heiligthum galt. Bei Koojar fand Mungo-Park (S. 50) den heiligen Baum Neema Taba, der mit unzähligen Läppchen behangen ist, welche die Reisenden an die Zweige binden. Kein Mensch geht vorbei, ohne ein Gleiches zu thun. Villault (S. 263) sagt, daß der heilige Baum auf dem Opferplatze mit Strohseilen umwickelt wird, woran sie nachher ihre kleinen Amulete hängen, die sie um Brust und Arme tragen. Die Congoneger hatten einen heiligen Baum, den sie Morrone nennen, und der ihnen einen Pflanzenfilz liefert, dessen sich die Frauen zur Kleidung bedienten, wenn sie schwanger waren. Der Baum ward in die Nähe der Wohnungen gepflanzt, und man opferte ihm Speise und Trank (Merolla viagigio nel Congo S. 94). Vor Gungadi fand Mungo-Park (S. 81) einen Baum, an welchen ein Neger ein weißes Hühnchen mit dem Fuße band, damit die Waldgeister, Wesen mit langen fliegenden Haaren, den Reisenden nicht belästigen. Bosman (S. 186) berichtet, daß um Acra und an andern Orten der Guineaküste fast kein Dorf sey, welches nicht sein nahegelegenes Gehölz hat, worin die Vornehmsten zum Opfern sich einfinden. Niemand darf solch ein Gehölz entheiligen, und Zweige darin abreißen. Bei den Negern von Popo fand Isert in allen Höfen zur Rechten an der Thüre einen großen, mit Wasser gefüllten Topf auf einem 2 bis 3 Fuß hohen, konischen Piedestal von Lehm, das mit kleinen, aufrechtstehenden Topfscherben, die sehr nahe an einander befestigt sind, versehen ist. Auf dem Wasser im Topfe schwimmt allezeit eine heilige Pflanze, die sich darin bald sehr fortpflanzt und den ganzen Topf einnimmt (Es ist die Pistia stratiotes Linn. Iserts Guinea S. 112, dazu Douville I. 186). Bei den Bertatnegern ist der Sitz der Götter der Boabab-Baum, der durch seine seltsamen Formen und colossalen Verhältnisse wohl einen übernatürlichen Eindruck macht. Sie opfern Schafe, und hängen sie an den Stamm, eben so Gefäße mit Wasser. In Kilgu sah Cailliaud einen Boababstamm, in welchen eine Menge Pflöcke geschlagen waren, woran die Frommen ihre Opfergaben aufhingen. Vor demselben war eine Tenne von geschlagenen Thon, wo sie sich hinwarfen und ihre Gebete hersagten (Cailliaud III. 22).

Auch unter den Thieren giebt es nach dem Glauben der Neger mehrere, welche der Sitz göttlicher Wesen oder mächtiger Geister sind; vor Allem aber halten sie manche Schlangen für mächtig und heilig. Im Königreiche Fudah fand Isert eine graue, gelb und braun gefleckte Schlange von der Länge und Stärke eines Mannsarmes als Nationalgottheit. Sie ist ein unschädliches Thier, und Jedermann liebt und ehrt sie. Als Isert einst in einem Garten solch eine Schlange

liegen sah, und sie fangen wollte, trat ein Neger herbei, der, so wie er sie erblickte, forteilte und einen Priester holte. Dieser warf sich sogleich der Länge nach mit dem Gesicht zu Boden, küßte die Erde dreimal, murmelte unverständliche Worte, machte seinen Leibgürtel fest, und hob sie so sanft auf, daß sie nicht einmal erwachte. Dann trug er sie in den Tempel, wo stets Essen und Trinken für diese Schlangen bereit steht. Diese Tempel sind oft sehr ansehnlich, bestehen aus mehreren Zimmern und Höfen, und sind mit den schönsten Bäumen umgeben. Hier wohnen Priesterinnen, welche eine Menge Mädchen in den Tänzen und Gesängen unterrichten, die zu Ehren der Schlangengottheit aufgeführt werden. Die Mädchen sind prächtig angezogen, und tragen wohl ein halbes Dutzend Leibgürtel über einander, so daß sie alle zu sehen sind. An Händen, Füßen und am Halse sind alle Arten Corallen geschmackvoll angebracht, der Busen ist in ein seidenes Tuch festgebunden (Isert S. 140).

So ehren die Neger auch eine Art Schnecken, und als im Jahre 1697 ein Schwein eine solche bei den Whithas gefressen hatte, wurde vom Könige die Vertilgung aller Schweine durch Krieger verordnet, und deren auch eine große Anzahl erlegt (Isert S. 324). Die Aschantis verehren das Crocodill, und opfern demselben Hühner, die sie ihm in das Schilf setzen. Der Priester lockt das Thier mit der Stimme, worauf es erscheint, und seine Beute in Empfang nimmt (Hutton S. 40). Die Neger von Whidah verehren den Schwertfisch, den sie auch niemals vorsätzlich fangen. Ist dies aber geschehen, so schneiden sie das Schwert ab, das sie als einen Fetisch bewahren. Unter den Vögeln verehren sie eine Reiherart.

Unter den Säugethieren werden zunächst Ziegen und Schafe verehrt; man pflegt sie mit Sorgfalt, sucht ihnen das zarteste Futter, und sorgt zärtlich für ihr Leben; denn so lange sie leben, wohnt der Gott in ihnen, der denn auch den Pfleger beschützt (Douville I. 185). Auf der Goldküste ist der Leopard, in Akra der Buschhund der Nationalfetisch. Niemand darf ihn schießen, wenn er auch Kinder und Schafe raubt. Auf Ningo unterhielt man einen Tempel, der alle Abende mit Eßwaaren versehen wurde, welche die gefräßigen Buschhunde sich auch abholten (Isert S. 176. Hutton S. 81). Auch die Erdhaufen der Termiten hält man für Sitze der Geister, denen man Opfer bringt, die man für angenehm hält, wenn die Termiten sie verzehren (Winterbottom S. 285).

Diese Meinung, daß die Geister ihren Sitz in gewissen Thieren aufschlagen, ist wohl auch Ursache, daß die Neger manche Thiere nicht essen. Der eine ißt nicht vom Schaf, von der Kuh, der andere nicht vom Schweine oder der Ziege (Bosman S. 188). Die Einwohner des Fleckens Ursue bei dem dänischen Fort Christiansburg aßen kein Elefantenfleisch. Ein Schütze hatte nun gerade zur Zeit der Hungersnoth einen jungen Elefanten erlegt; er meldete dieß einem Häuptlinge

er vom Golde nichts sehen konnte. Er stand in einem großen, hölzernen Troge mit Wasser (s. auch Desmarchais I. 379). Ein anderer Fetisch, den derselbe Berichterstatter sah, bestand in einer ausgestopften Schlangenhaut ohne Kopf und Schwanz. Er ist mit den Haaren einer Elefantin und Hahnfedern versehen, und gleich einem Halsbande zum Zusammenbinden (Römer S. 74).

Außer den Nationalgottheiten sucht nun aber auch jeder Einzelne sich Fetische zu verschaffen, die ihm denn auch oft zu hohem Preise von den Priestern geliefert werden. Die Congoneger lassen sich Fetische auf die Haut malen (Degrandpré I. 78), sie haben auch noch Hausgötter, Kissy genannt, die namentlich die Nahrungsmittel der Menschen besorgen. Es sind meist kleine, nicht über 6 Zoll hohe, formlose Bildchen, an denen nur der Kopf zu erkennen ist, der eine spitzige Mütze trägt, die mit einer geheiligten Feder geziert ist. Sie sind, gleich den sibirischen Lappengötzen, mit schmutzigem Zeuche bekleidet, und mit rothem Pulver dicht beschmiert. Will nun ein Neger essen, so stellt er seinen Kissy bei sich auf, und läßt seinen Sclaven die Speisen und Getränke vorher kosten. Dann nimmt er den Mund voll, kaut die Speise, und speit sie auf den Kissy, dasselbe macht er mit dem Palmwein. Nun hat er die Ueberzeugung, daß er nicht vergiftet werden kann (Degrandpré I. 49). Solche Idole hat in Guinea jede Familie; sie haben jedes seinen besonderen Namen, wie Quassi, Tuttu, Abboa, Assussu, Effrimum, Setraquu, Emmoni u. s. w. Sie heißen Sumanan, und werden in einem Sesja genannten Korbe aufbewahrt. Der Korb ist rund, mit Leder überzogen, und es hängen viele kleine, von Bast gedrehte Stricke, gelb und roth gefärbt, daran, so wie auch eine Klingel. Inwendig liegen eine Menge Kleinigkeiten, wie rothe, faustgroße Erdklumpen, Baumfrüchte seltsamer Art, Baumbast, Hühnerknochen, Eierschalen, alles mit rother Erde oder mit Blut beschmiert. So wie der Neger früh aufsteht, tritt er ehrerbietig zu seinem Korbe, und bittet den Sumanan, daß er ihm und seiner Familie den Tag über gutes Essen und Trinken bescheeren möge. Die Gunst des Sumanans bewahrt man sich durch gewissenhafte Haltung von Gelübden, daß z. B. einer zeitlebens kein Reh- Ochsen- Schaf- Ziegen- oder Hühnerfleisch, oder Palmwein, Rum und dergl. zu sich nimmt. Zu solchen Gelübden werden schon die zarten Kinder angehalten. Da die Neger nun glauben, daß die Hausgötzen mit verschiedener Gewalt begabt seyen, so kaufen sie oft zu dem ererbten Sumanan noch einen andern, den ihnen die Priester für theures Gold überlassen (Müllers Fetu S. 51 ff.). Der Cabossier Notye Fessing in Fessing besaß eine ganze Sammlung der seltsamsten Fetische, an tausend Stück. Es waren Köpfe von Elefanten, Büffeln, Schafen. Er hatte alles von seinen Vorfahren ererbt und durch eignen Fleiß erworben, konnte aber nicht vom hundertsten Theile den Nutzen sagen. Dennoch hatte er die Sachen sorgfältig verwahrt und während des

Krieges vergraben. Unter diesen Dingen bemerkte Römer einen gemeinen Stein, so groß als ein Hühnerei, und als er dem Cabossier sagte, daß er derlei Steine in der Geschwindigkeit eine große Menge einsammeln könne, erwiederte der Neger: „Hast du nicht gesehen, wie übel die Assianten mit mir umgingen, als sie die Akemisten überwunden, und mich anstatt meiner Nachbarn besuchten? Wären die Dänen nicht meine Freunde gewesen, indem sie für mich sprachen, und mich in ihren Schutz nahmen, wie wäre es mir wohl ergangen?. Ich vermuthete dergleichen Aufführung, da ich hörte, daß mein Freund Ursue (ein akinischer König) getödtet worden, und seine Leute die Flucht genommen. Ich vertraute diese und mehrere andere Sachen bei Nachtzeit der Erde, und war Willens mich nach euerem Fort zu begeben. Wie ich den ersten Schritt über meine Thürschwelle thun wollte, trat ich auf diesen Stein, so daß es mir Schmerz verursachte. Ich dachte: ha, ha, bist du hier! Ich nahm meinen Stein, und er ist nicht von mir gekommen, bis ich wieder zu meinem Flecken kam, und mein Haus erbaut war. Du selber hast gesehen, daß ich mich vier Tage nach einander vertheidigt, um meine Sache einigermaßen wohl zu Ende zu bringen; hast du nicht beobachtet, daß ich diesen Stein in der Hand hielt, der mir, wenn es mir an Worten fehlte, meinen Gegnern zu widersprechen, behülflich war, daß ich mich rettete. Must du nicht selber gestehen, daß Gott und der Fetisch mir denselben zu Hülfe gesandt, und ist es nicht meine Schuldigkeit, dankbar zu seyn?" Römer hatte auch in der That bemerkt, daß er einen Stein in seiner Hand gehalten, und daß ein jeder Neger, wenn er eine wichtige Sache abzumachen hat, stets etwas in seiner Hand hält, das er drückt, oft auch bald in die eine, bald in die andere, bald auch in beide Hände nimmt (Römer Guinea S. 63)*).

Andere Fetische bestehen in hölzernen Pfeilern, die in den Häusern an der Mauer 2 Fuß über der Erde stehen, und roth und weiß gemalt sind, und an deren Spitze eine Feder oder ein Haar mit Bast festgebunden und mit Blut bestrichen ist (Römer S. 61). Solcher Stecken, die oben zum Theil auch einen Widerhaken haben, findet man in einem Hause oft über hundert, ja tausend, und unter diesen einen großen, langen Stock, an welchem allerlei Kram, wie Baumbast, Hühnerknochen, Schaf- und Ziegenköpfe mit Blut gefärbt, Eierschalen und Lappen hängen. Verreiset Jemand aus dem Hause, so werden die Stecken nach der Gegend gerichtet, wohin er geht, und wenn man meint, er werde nun umkehren, so wendet man dieselben wieder um (W. J. Müllers Fetu S. 49).

---

*) In germanischen Gräbern bei Schlieben, wie bei Bautzen und anderwärts hat man mehrfach eiförmige Geschiebe sorgfältig den Gebeinen in den Gefäßen beigelegt gefunden. Vielleicht waren dieß Steine, die zu dem ehemaligen Besitzer dieselbe Beziehung hatten, wie jener Stein des Negers.

Die Fetische, welche man an sich trägt, sind aus allen möglichen Stoffen. Bald ist es ein Stück Leder, auf welches neun Kauris geklebt oder gereihet sind, und das an einem dicken, mit Fetischfarbe bestrichenen Bande um den Hals getragen wird. Vornehme tragen kleine Kürbisschalen, die mit gebrannten Knochen, Federn und dergl. angefüllt sind (Isert S. 181). Der Güte des Herr D. Tams verdanke ich einen Fetisch von Loanda (meine Samml. Nr. 1780.), der aus einer kleinen Schildkrötenschale besteht, mit welcher ein kleines mit Harz gefülltes Antilopenhorn durch einen Bindfaden verbunden ist, an welchem eine Glasperle hängt. Man trägt diese Fetische am Halse, am Arme, am Fuße, und zwar Schlangenköpfe gegen den Biß dieser Thiere, Zähne der Crocodille, Tiger, Löwen, Hyäuen u. s. w. zu gleichem Zwecke. Auch den Hausthieren werden solche Fetische angehängt (Isert S 112).

Bei den Aschantis sind vor allen die Agriessteine geschätzt, welche wir schon oben S. 252 kennen lernten.

Endlich tragen die Neger, vorzüglich die Nachbarn der Muhamedaner Grigris oder geschriebene Amulete in Leder oder Zeuch gewickelt an Hals, Armen und Füßen. Es sind meist Sprüche aus dem Coran (Winterbottom S. 321. Mungo-Park 44. Douville I. 234. Hutton 294).

Dieses sind die Götter und Geister der Neger, deren Dienst durch besondere Personen besorgt wird, die zum Theil großes Ansehen und bedeutenden Einfluß erlangt haben.

Die Fetischmänner oder Priester erlernen ihre Kunst, und nehmen Schüler an, welche ihre Erben werden (Hutton S. 80. Tuckey S. 186). In Schendema hatte man solch einen Fetischmann zum Häuptling des Ortes gemacht. Sclaven, die mit ihren Herren nicht zufrieden waren, liefen zu dem Priester, begaben sich an den Ort, wo sein Fetisch aufbewahrt wurde, und antworteten demselben, wenn er gefragt wurde, was er hier wolle: „Ich will meinen Körper dem Fetisch geben". Der Priester nimmt ihn an, und von nun an ist er Sclave des Fetisches oder eigentlich des Priesters, der auf solche Art, ohne etwas zu bezahlen, in Besitz zahlreicher Sclaven gekommen ist. Gewöhnlich halten diese Priester ihre Sclaven sehr gelinde, um desto mehrere an sich zu locken (Iserts Guinea S. 231).

Solcher bei dem Fetisch wohnender Priester finden sich in jedem Orte; bei den Ahanta ist der vorzüglichste Fetischtempel zu Apremadoo, wo über fünfzig Priester beisammen wohnen. Diese Priesterwürde ist erblich, ebenso wie ihr Eigenthum, auch haben sie noch mancherlei Vorrechte. Von den Opfern gehört die Hälfte ihnen, die andere wird in den Fluß geworfen oder angeblich anderweit vernichtet. Sclaven, die dem Fetisch zulaufen, werden nur dann zurückgegeben, wenn ihr Herr dem Fetisch zwei Unzen Gold und vier Schafe zahlt. Die geheimen Gesellschaften, die wir oben kennen lernten, gehören insofern

hierher, als auch bei ihnen religiöse Weihen Statt finden, und der Semo der Bagos wirklich ein geistliches Oberhaupt ist. So sind auch die Lous der Bambaras (Caillié II. 118) und das Purra der Bullamer.

Außer den männlichen Priestern giebt es nun weibliche Zauberer, die, wie bei dem Schlangentempel in Fuda (s. o. noch Isert S. 140) und wie die Attongagesellschaft der Bullamer ebenfalls in Gesellschaften sich vereinigt haben, und diesen öffentlichen Priestern ist die Pflege der Nationalgötter und die Befragung der Orakel über die öffentlichen Angelegenheiten anvertraut.

Neben ihnen giebt es aber auch zahlreiche, männliche und weibliche, Priester, welche vornämlich die Zauberei betreiben. Sie treiben die gewöhnlichen Geschäfte, und verrichten ihre Dienste gleich den nordischen Zauberern. Viele derselben erlernen ihre Kunst bei einem alten, andere fühlen sich plötzlich vom Geiste ergriffen. Die Fetischweiber ergeben sich meist einem zügellosen Leben. Alle diese Personen beschäftigen sich mit Entdeckung von Diebstählen und anderer Verbrechen, so wie mit der Heilung von Krankheiten. Die Fetischweiber haben gemeiniglich eine genaue Kenntniß der giftigen und heilsamen Kräuter und Rinden (Bowdich S. 359 ff.). Die gewöhnlichste Wahrsagerei ist das Sandwerfen. Der Wahrsager nimmt ein Ziegenfell, bestreut es ganz sachte mit klarem, trockenem Sande und murmelt einige Worte dazu, die auf das Bezug haben, was er zu wissen wünscht. Dann schließt er die Augen, und macht mit den drei vordersten Fingern der rechten Hand allerlei Punkte und Striche in den Sand, die er nachher entziffert. Die Bullamer und Timanier haben das Palmnußwerfen. Sie legen auf ein Ziegenfell eine Menge Palmnüsse in kleinen Haufen von zwei bis fünf, so daß diese ein Viereck bilden. Jede Seite des Vierecks besteht aus drei solchen Haufen, einer aber kommt in die Mitte. Nun schieben sie dieselben auf eine gewisse Manier zusammen, und ersehen aus der gewonnenen Stellung die Zukunft. Man nimmt gewöhnlich Blinde zur Herstellung der Figuren (Winterbottom S. 179 f.). Dieses Nußwerfen fand schon Bosman (S. 185) in Akra, wo auch noch das Bündelwerfen Statt fand. Der Fetischmann nahm ein Bündel von ohngefähr zwanzig langen, schmalen Lederstreifen, worin er aus seiner, mit allerlei Lappalien angefüllten Zaubercalebasse oder Holzschale glück- oder unglückverheißende Gegenstände, Federn, Gebeine, Haare, Lappen steckt, und woraus er den Erfolg weihsagt.

Man sieht öfters vom Fetisch besessene Weiber, welche Convulsionen bekommen, und fast übernatürliche Bewegungen mit ihrem Körper vornehmen. Ihre Augen stehen weit offen, sie schäumen mit kurzem Athem aus dem Munde. Dieser Zustand überrascht sie so plötzlich, daß ein solches Weib, während sie einen Wassertopf oder etwas Anderes auf dem Kopfe trägt, und mit ihren Gefährten spricht, begeistert

wird. Römer sah, wie solche Weiber bei ihren Verdrehungen dennoch den Wassertopf auf dem Kopfe behalten haben; sie legten sich auf den Rücken, wandten sich drei, viermal auf der Erde um, und hielten dennoch mit dem Topfe voll Wasser, ohne einen Tropfen zu verschütten, das Gleichgewicht, obschon der Boden des Topfes rund war. Ist die erste Verzückung vorüber, so legt sich das Weib gemeiniglich auf den Rücken, und macht sehr unanständige Bewegungen. Die in der Nähe verweilenden Neger umstellen aber, sowie solch ein Weib erscheint, dasselbe, und bilden einen Kreis, damit kein Fremder herzutreten und den Fetisch verspotten könne. Die Frau beginnt mit den Worten: Haminse, e ba, das Gute komme über euch. Die Umstehenden antworten: laß es kommen. Darauf verkündet sie die zukünftigen Dinge. Einige Weiber fahren oft mehrere Tage hinter einander mit diesen Gaukeleien fort, und laufen von einem Flecken zum andern (Römer Guinea S. 60).

Die Zauberei ist theils abwehrend, theils wirkend. So haben die Neger, welche eine Reise antreten, folgendes Mittel, das Unglück, was ihnen während derselben begegnen könnte, fern zu halten. Sie murmeln einige Sprüche, und spuken auf einen Stein, den sie vor sich in den Weg werfen, und dem nun alles Unglück somit aufgeladen ist, nachdem die Ceremonie dreimal wiederholt worden (Mungo-Park S. 50). Bei den Aschantis fand Hutton (S. 107) einen Priester, der sich kugelfest gemacht hatte, ein Glaube, der unter allen Negerstämmen angetroffen wird. Die Angolaneger haben auch Wettermacher, gleich den Kaffern, welche Wind und Regen herbeischaffen. Letzteres kommt jedoch selten vor, da der starke Nachtthau denselben reichlich ersetzt. Wind wird gewünscht, wenn die Theuerung der Waaren ihnen die Ankunft fremder Schiffe wünschenswerth macht. Der Priester schließt sich dann in eine Strohhütte, läßt sie erzittern und aus den Fugen der Binsen Rauch hervorgehen, und kehrt dann zu dem gläubig erstaunten Volke zurück. Er bringt nun den Ausspruch der Geister, die bei ihm in der Hütte anwesend waren, empfängt seine Geschenke, und giebt dem, welcher die Frage an ihn gerichtet und die Zauberei veranlaßt, eine Papageienfeder. Vorher hat er jedoch den Zustand der Atmosphäre genau geprüft, um sich durch seinen Ausspruch nicht in Verlegenheit zu bringen (Degrandpré I. 55).

Der Neger vermeint, daß man durch Zauberei seines Gleichen um das Leben bringen könne, ja daß der Tod gemeiniglich durch Zauberei verursacht werde. Stirbt nun ein Neger, so stellen seine Freunde die strengsten Untersuchungen an, um den Thäter ausfindig zu machen. Gemeiniglich wird ihnen derselbe im Traume entdeckt, und dieser Beweis macht jeden andern entbehrlich. Der Mörder hat nun dem Verstorbenen entweder Gift beigebracht, oder in eine Katze, Ratte, oder ein anderes Thier sich verwandelt, und demselben vermittels einer ganz kleinen, kaum bemerkbaren Wunde das Blut ausgesaugt, oder er

hat sich in eine Giftschlange verwandelt, und ihm den tödtlichen Biß heimlich beigebracht. Kranken, von denen man glaubt, daß sie auf solche Art behert sind, sucht man durch Zaubermittel, Formeln, Amulete zu helfen (Winterbottom S. 325).

Ist nun der Verdacht des Mordes auf Jemand gefallen und demselben Erlaubniß geworden, durch Proben seine Unschuld zu beweisen, so findet dieses unter großem Zulaufe der Menge Statt. Die größte Probe ist das Trinken des rothen Wassers. Um das rothe Wasser zu bereiten, nimmt man die Rinde eines Baumes, den die Bullamer Kwon, die Timmaner Okwon, die Susuer Millee nennen. Sie wird in Wasser geweicht, welches dadurch eine purgirende Wirkung erhält. Da es in einigen Fällen tödtlich gewirkt hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Angeschuldigte ganz in der Gewalt der das Mittel bereitenden Personen ist. Indessen wird die ganze Feierlichkeit mit dem Scheine der größten Oeffentlichkeit vollzogen. Der Angeklagte muß sich auf einen 3 Schuh hohen Stuhl setzen, die eine Hand in die Höhe halten, und die andere auf das Dickbein legen. Unten um den Sessel herum werden eine Menge frischer Pisangblätter gestreut. Rings um ihn wird ein Kreis gezogen, den Niemand betreten darf, als der Mann, der das rothe Wasser zubereitet. Die Rinde wird öffentlich zur Schau vorgelegt, um zu zeigen, daß sie ächt ist. Der Fetischmann, der die Ceremonie leitet, wäscht sich zuvor die Hände, dann auch die Rinde, den Mörser und den Stampfer, womit sie zu Pulver gestoßen wird, um die Umstehenden zu überzeugen, daß nichts Unrechtes dazu genommen wird. Wenn er nun die Rinde zu Pulver gestoßen hat, so nimmt er so viel davon, als in eine Kürbisflasche geht, schüttet es in eine große Kupferpfanne mit Wasser, und peitscht diese Masse mit einem Besen so lange durcheinander, bis sie wie Seife schäumt. Dieß geschieht unter allerlei Ceremonieen und Gebeten. Auch wird der Angeklagte mehrmals auf feierliche Art ermahnt, das ihm angeschuldigte Verbrechen zu gestehen. Kurz vorher, ehe er den Trank nimmt, muß er sich den Mund mit Wasser ausspülen und es ausspuken, damit er kein Gegenmittel im Munde verbergen kann. Dann giebt man ihm ein wenig Reis oder ein Stückchen Kolatnuß zu essen, und das ist Alles, was er in den letzten zwölf Stunden vor dem Ordale essen darf, weshalb er denn auch während dieser Zeit sorgfältig bewacht wird. Nun sagt man ihm ein Gebet vor, das er nachsprechen muß, und wodurch er den Wunsch äußert, daß ihn der Fluch treffen möge, wenn er das Verbrechen wirklich begangen habe, und ein falsches Bekenntniß ablege. Hierauf wird ihm das rothe Wasser gereicht, und zwar in einer Kürbisflasche, die ein halbes Nösel enthält, und die er acht, zehn, auch zwölfmal hinter einander eben so geschwind austrinken muß, als sie wieder gefüllt werden kann. Gemeiniglich fängt nun der Trank an als Brechmittel zu wirken, dennoch muß er so lange damit fortfah-

ren, bis er den Reis oder die Kolatnuß von sich giebt, was sich auf den Pisangblättern bald wahrnehmen läßt. Wenn aber kein Erbrechen erfolgt, und die Medicin als Laranz wirkt, so wird der Angeklagte auf der Stelle als schuldig erkannt. Läßt sich vermuthen, daß derselbe nicht Alles, was er zu sich genommen, weggebrochen habe, so wird er zwar entlassen, jedoch mit dem Vorbehalte, ihn nicht eher für unschuldig zu erklären, bis man mit voller Gewißheit überzeugt worden sey, daß der Trank bis zur nämlichen Stunde des folgenden Tages noch nicht gewirkt habe. Erfolgt das Gegentheil, so wird er für schuldig erklärt. Sechszehn Kürbisflaschen sind die stärkste Portion. Bleibt das Wasser bei dem Beschuldigten, so empfindet er ein Schneiden in den Gedärmen, was wohl als Zeichen der Schuld angesehen wird. Man sucht ihm dadurch zu helfen, daß man ihm das Brechen erleichtert, giebt ihm rohe Eier und dergl. (Winterbottom S. 173 ff. Bosman 183).

Außer dem rothen Wasser wird dem Angeschuldigten auch noch gestattet, durch Verschlingen vergifteter Nahrungsmittel vor den Fetischen und unter Anrufung derselben ihre Unschuld zu beweisen. In Fantin muß er ein Stückchen Doomrinde kauen und ein Paar Calebassen kaltes Wasser nachtrinken. Bricht er die Rinde weg, so ist er unschuldig (Hutton S. 84. Römer Guinea S. 74).

Die Bagos (Caillié I. 233) und die Neger von Congo trinken vergiftetes Getränk, das der Unschuldige ohne Schaden von sich bricht (Tuckey 185. Degrandpré I. 52. Desmarchais I. 374. Isert S. 145. W. J. Müllers Fetu S. 84).

Die Götter werden demnächst durch allerlei Opfer und Feste geehrt und gepflegt, die man an den ihnen geheiligten Stellen zu bestimmten Zeiten oder bei außerordentlichen Gelegenheiten vornimmt. Sobald die Susuer etwas Wichtiges vornehmen wollen, schlachten sie einen Ochsen. Der Häuptling des Dorfes schneidet dem Thiere die Kehle ab, stellt eine bis zur Hälfte gefüllte Kürbisflasche nebst einigen Amuleten hin, und bittet die Gottheit um ihren Segen. Alle Umstehenden rühren den Ochsen an, und die, welche denselben mit den Händen nicht erreichen können, bedienen sich langer Stangen. Zum Beschlusse wird der Ochse von den Anwesenden gemeinschaftlich verzehrt (Winterbottom S. 291). Eben so opfern die Congoneger Ziegen, Schweine und andere Thiere (Douville II. 89. W. J. Müllers Fetu S. 73).

Wir sahen schon oben, wie an den Gräbern der großen Negerkönige seit alter Zeit Menschen geopfert werden, und es erscheint uns daher nicht seltsam, daß auch die Gottheit durch solche Opfer geehrt wird. Dieß scheint jedoch nur da Statt zu finden, wo die königliche Gewalt im Vereine mit der Priesterschaft erscheint und durch dieselbe geschützt wird. Diejenigen Negerstaaten, welche aus dem Vereine mehrerer freien Ortschaften bestehen, kennen diese Menschenopfer

nicht, wogegen sie in dem Aschantireiche an der Tagesordnung sind, eine Erscheinung, der wir im Laufe unserer Betrachtung auch noch auf anderen Puncten der Erde und zwar auf höheren Culturstufen begegnen werden.

Die Feste, welche solche Menschenopfer erheischen, sind theils Dankfeste für die Gaben der Gottheit, theils sind es fortgesetzte Todtenfeste, nämlich Feste zur Erinnerung an verstorbene Herrscher.

Zur erstern Art gehört das Yamfest, welches alle Jahre bei den Aschantis zur Zeit der Reife der Yamwurzel, Anfang Septembers, gefeiert wird. Alle Hauptleute und zinsbare Könige sind verpflichtet, dabei zu erscheinen, und nur den Königen von Juta und Dagwumbo ist gestattet, sich dabei durch ihre Caboſſire vertreten zu lassen. Hat ein Hauptmann etwas verbrochen, so wird seine Bestrafung gemeiniglich bis zum Yamsfeste verspart, wobei er oft ganz harmlos und sicher sich einfindet, und stets ungewiß ist, was ihm zur Last gelegt werden möchte. Das Fest gestattet allen Anwesenden die größte Zügellosigkeit, Diebstahl, Liebeshändel, Schläge; kein Verbrechen ist während des Festes strafbar, und beide Geschlechter überlassen sich ihren Leidenschaften. Bowdich giebt folgende Beschreibung des Festes aus eigner Anschauung. Am Freitage, den 5. September, war die Menge, der Glanz und die Mannichfaltigkeit, der von allen Seiten sich Herbeidrängenden eben so überraschend als unterhaltend; unsere Fröhlichkeit wurde aber dadurch gestört, daß die Caboſſiers bei ihrem Einzuge in jedem Viertel der Stadt einen Sclaven opferten. Am Sonnabend Nachmittags empfing der König alle Hauptleute auf dem großen Platze. Das Gedränge war unbeschreiblich groß. Alle Köpfe der Könige und Caboſſiers, deren Königreiche erobert waren, nebst denen der wegen Empörung hingerichteten Oberhäupter wurden durch zwei Schaaren Henker, jede über hundert Mann stark, ausgestellt, die mit einem leidenschaftlichen Tanze vorüberzogen. Sie schlugen mit ihren Messern an die Schädel, in welche Thymianzweige gesteckt waren, um die Geister zu verhindern, daß sie den König beunruhigten. Schießen und Palmweintrinken war die einzige Feierlichkeit, als die Caboſſiers dem Könige vorgestellt wurden; sie wurden genannt und gingen um den ganzen Kreis herum, indem sie jeden Schirm begrüßten. Ihre Musikchöre zogen vor ihnen her, und im Gefolge des Königs von Dwabin zählte man über 40 Trommeln. Später wurden Fackeln angezündet. Das Lärmen, Trommelrühren und Musketenfeuer währte bis 4 Uhr Morgens, wo sich der König nach Hause begab. Am nächsten Morgen ließ der König eine große Menge Rum in verschiedenen Theilen der Stadt in eherne Gefäße gießen, wohin sich die Menge drängte, und wie das Vieh trank. Freie Männer und Sclaven, Weiber und Kinder schlugen, stießen und traten einander, und verschütteten noch mehr, als sie tranken. In weniger als einer Stunde war, die Vornehmsten ausgenommen, kein Mensch mehr nüch-

tern zu sehen. Ihrer viere wälzten sich unter der Last eines Fünften, den sie nach Hause zu tragen schienen. Reihen von Weibern, mit rother Farbe bemalt und Hand in Hand gehend, fielen nieder. Die gemeinsten Handarbeiter und Sclaven schrieen wie wüthend über Staatsangelegenheiten; mißtönende Musik, schmutzige Lieder hörte man überall, Kinder beiderlei Geschlechts lagen besinnungslos am Boden, alle aber trugen ihre beßten Kleider, die voll Schmutz waren. Gegen Abend wurde das Volk wieder nüchtern, die fremden Cabossiers zeigten überall ihr glänzendes Gefolge, und um 5 Uhr wurde eine Procession vom Palaste nach dem südlichen Ende der Stadt und wieder zurück gehalten. Der König und die Großen wurden in Sesseln getragen, und zogen unter unaufhörlichem Schießen vorüber. Das Gedränge war furchtbar. Am Montage wurden Staatsangelegenheiten vorgenommen, und am Dienstage kehrten alle nach Hause. Etwa hundert Personen, meist aufbewahrte Verbrecher, werden bei dieser Feier in verschiedenen Theilen der Stadt geopfert. Zu Bantama wurden verschiedene Sclaven über einer großen ehernen Pfanne geopfert, indem ihr Blut sich mit den verschiedenen frischen und verfaulten Thier- und Pflanzenstoffen vermischte, wodurch ein unüberwindlicher Zauberfetisch hervorgebracht wird. Alle Oberhäupter tödten einige Sclaven, so daß ihr Blut in das Loch fließt, aus welchem die neue Yamswurzel genommen ist. Die, welche nicht vermögend sind, einen Sclaven zu opfern, nehmen den Kopf eines schon geopferten, und legen ihn über das Loch. Etwa zehn Tage nach dieser Feier ißt das königliche Haus zum ersten Male Yams auf dem Marktplatze in Gegenwart des Königs. Am nächsten Tage macht sich der König mit den vornehmsten Hauptleuten vor Sonnenaufgang auf den Weg nach Sarrasoo, um die jährlichen Reinigungen im Flusse Dah vorzunehmen. Fast alle Einwohner, folgen ihm und die Hauptstadt scheint verödet zu seyn. Am folgenden Tage wäscht sich der König im Sumpfe am südöstlichen Theile der Stadt, indem die Hauptleute in den Straßen, die dahin führen, auf beiden Seiten eine Linie bilden. Obschon sein Gefolge ihn begleitet, so wäscht er doch eigenhändig sich selbst, seine Stühle, sein Gold- und Silbergeschirr und was sonst zu seinem Hausrathe gehört. Einige eherne Pfannen werden mit weißem Zeuche bedeckt und verschiedene Fetische darunter gethan. Dabei werden nur ein Schaf und eine Ziege geopfert, aber zwanzig Schafe werden eingetaucht, um Nachmittags im Palaste getödtet zu werden, wo ihr Blut über Stühle und Thürpfosten gegossen wird. Alle Thüren, Fenster und Bogengänge des Palastes werden reichlich mit einer Mischung von Eiern und Palmöl bestrichen, wie auch die Stühle der verschiedenen Stämme und Familien. Nachdem die Feierlichkeit des Waschens vorüber ist, gehen die Oberhäupter vor dem Könige her in den Palast, wo gegen die gewöhnliche Sitte nur die vom ersten Range Erlaubniß haben, einzutreten, um den Zug zu sehen. Des Königs Fe-

tischmänner gehen voran, von Dienern begleitet, welche Becken mit heiligem Wasser tragen, welches sie mit Zweigen reichlich über die Oberhäupter spritzen, von denen die abergläubigsten eilen, etwas auf ihre Köpfe oder auf ihre Zungen zu bekommen. Bei dieser Gelegenheit tragen der König und seine Begleiter alle weiße Kleider. Drei weiße Lämmer werden vor ihm hergeführt und vor seinem Schlafzimmer geopfert. Alle seine Weiber folgen ihm mit einer Leibwache von Bogenschützen. Bei diesem Feste, und zwar während noch alle Cabossiers beisammen sind, wird der königliche Goldschmuck umgeschmolzen und neu gearbeitet.

Bei dieser Feier sehen wir nun deutlich, wie das Opfer und die Bezeigung des Dankes gegen die Gottheit im Grunde doch Nebensache ist, und wie eigentlich das ganze Fest nur dazu dient, um die Macht des Königs in das glänzendste Licht zu stellen. Die Berauschung des ganzen Volkes, der Dienst der Unterkönige und Hauptleute, über deren Haupt das unsichere Geschick schwebt, die Menschenopfer, das Alles erhöht den Glauben an die Macht und Größe des Königs, der als der einzige erscheint, welcher sich nicht beugt. Denselben Zweck, Verherrlichung der königlichen Gewalt, hat ein anderes Fest, womit die Aschantis das neue Jahr und zwar am 1. October beginnen.

Das Adaifest wird durch das Abfallen der gurkenartigen Frucht des Brebretimbaumes bezeichnet, wobei alle Vögel und Thiere in der Nachbarschaft zu gleicher Zeit schreien. Sie glauben ferner, daß aus dieser Frucht verschiedene Arten Pflanzen entstehen. Das Fest wird aller 21 Tage gefeiert und zwar folgender Gestalt.

Die große Trommel, die am Eingange des Palastes geschmückt mit Schädeln und Menschengebeinen steht, wird am vorhergehenden Tage bei Sonnenaufgang mit großer Gewalt als ein Signal geschlagen. Alsbald jauchzen alle Bewohner des Palastes, und das Volk der ganzen Stadt jauchzt ihnen nach. Musik und Schießen beginnen. Am nächsten Morgen geht der König ins Fetischhaus, dem Palaste gegenüber, und opfert einige Schafe. Das Blut dieses Opfers wird über den goldenen Stuhl gegossen, dem man außerordentliche Kräfte zuschreibt, und der als Palladium des Königreichs angesehen wird. Die Cabossiers, von denen Manche zwei und drei Tagereisen weit aus ihrer Stadt herbeikommen, fangen schon vor Sonnenaufgang an, sich in den großen Hof des Palastes zu begeben, um sich ihre Plätze zu sichern. Bowdich drängte sich zwischen 9 und 10 Uhr Morgens mit seinen Begleitern durch die Hofleute und Beamten zum Könige durch, um ihn zu begrüßen, worauf er sich ein wenig verneigte. Wenn die Cabossiers vortraten, um das Nämliche zu thun, so gingen neben und hinter ihnen einige Lieblinge, welche ihre Degen schwenkten, indem sie die Griffe derselben in die Höhe hielten; so wie ein jeder seinen Sitz verließ, spielte sein Musikchor auf. Junge Cabossiers von 5 bis 6

Jahren schritten ebenfalls ganz eitel vor. Darauf verließ der König seinen Sitz, der sogleich umgestürzt wurde, und ging in den Palast. Alle Hörner bließen, wenn er ging und kam. Schwerter, Federn und Elefantenschwänze wurden rasch geschwenkt, und die Trommeln wirbelten. Wenn er sich gesetzt hatte, so überreichten die Dolmetscher, denen ihre goldnen Rohre und Insignien vorgetragen wurden, jedem Oberhaupte ein Schaf, eine Flasche Rum, die auf der Stelle ausgetrunken wurde, und zehn Ackies Gold. Ein zweites Blasen verkündigte die Vertheilung der königlichen Gabe. Fünf bis sechs Männer standen nun auf, und besangen zehn Minuten lang seine Thaten und Titel. Ehe die Sänger ihren harmonischen Gesang begannen, steckten sie etwas zwischen die Zähne. Nachdem noch ein neues Gesetz bekannt gemacht war, erhob sich der König von seinem Sitze, und die Menge brach auf. Die Feierlichkeit fand oft während eines heftigen Regens Statt (Bowdich 373 ff.).

Isert wohnte bei den Fidaern dem großen Gedächtnißfeste des Vaters des Königs von Dahomet bei, wozu alle drei europäischen Gouverneurs eingeladen wurden. Dazu strömten alle Caboßiere und eine Menge gemeiner Neger aus allen Theilen des Reiches in Dahomet zusammen. Die Europäer werden aus der königlichen Küche gespeiset. Für den König, seinen Hofstaat und die Weißen ist eine Art Schaffot errichtet. Die gemeinen Neger stehen unten herum, und die Abgeordneten der Ortschaften, ein jeder an bestimmten Plätzen. Eine Menge europäischer Zeuche, Brantwein, Boß oder Schnüre von Kauris zu zwei Thalern liegen nebst allerhand Eßwaaren auf dem Altan. Der König ruft einen der Caboßire zu sich, der auf allen Vieren gekrochen kommt, um seinen Befehl zu vernehmen, der darin besteht, so und soviel Stränge Boß, Zeuch oder dergl. aufzunehmen und herunter unter seine Landsleute und Ortsgenossen zu werfen. Dieser giebt ihnen einen Wink, sie heben die Hände empor, und fangen Alles auf, ehe es den Boden berührt. Der König wiederholt dieß mit allen übrigen Caboßiern in gleicher Weise. Den Schluß bildet aber das Menschenopfer. Man hat nämlich dreißig bis fünfzig Sclaven, Kriegsgefangene und einheimische Verbrecher, das ganze Jahr hindurch zu diesem Feste aufbewahrt. Fünf bis sechs sitzen hart geschlossen unten am Schaffot, und sehen in der Todeserwartung den Lustbarkeiten der Menge zu. Wenn Alles für diesen Tag Bestimmte vertheilt ist, so werden diese Schlachtopfer herauf vor den König gebracht, der sie noch einmal betrachtet, ob es auch die rechten sind, und sodann Befehl zur Hinrichtung giebt. Diese findet mit dem Beile auf einem Blocke Statt. Während der Zeit steht einer der Minister mit einer Theeschale dabei, fängt darin Blut von den Hingerichteten auf, und reicht sie gefüllt dem Könige dar. Dieser taucht die äußerste Spitze des kleinen Fingers ein, und leckt sie mit der Zunge ab. Die Leichname werden alsdann um das König-

liche Grab geworfen und die Köpfe ringsherum auf Stangen aufgesteckt, worauf die Geschichte des Tages beschließt, die zehn bis vierzehn Mal wiederholt wird. Isert erkennt darin mit Recht den Ueberrest des Gebrauches, die gefangenen Feinde zu erschlagen und zu verzehren. Als man den König fragte, warum er diese barbarische Sitte nicht abstellen wollte, versicherte er, daß es ihm nicht erlaubt sey, einen Gebrauch abzuschaffen, der so alt ist, wie das Königreich, und daß er fürchten müsse, daß seine Unterthanen gegen ihn sich empören würden. Als er einst auf sein Schaffot stieg, redete ihn einer der unten gefesselten Sclaven an: „O wie ist doch dieser König so glücklich, und ach, wie unglücklich bin ich!" Der König fragte, was der Mann gesagt habe, und erwiderte: „Das muß fürwahr kein Dummkopf seyn." Er hob ihn nun auf, ließ seine Fesseln abnehmen, ihm Kleider geben und auf seine Kosten in seine Heimath abreisen. Allein er ließ auch den ersten besten aus dem dichten Haufen herausholen und an die Stelle des Befreiten fesseln (Iserts Guinea S. 147 ff.).

Ein anderes, minder blutiges Erntefest, bei Gelegenheit der Reife der Ignamen, sah Hutton in Akkra bei den Fantihs. Die Einwohner, etwa 5000 Mann, versammeln sich beim Hause des Häuptlings, der die Krone bewahrt, welche im Kriege vor dem ersten Häuptlinge hergetragen wird. Hier trinken sie zuvörderst Rum und Palmwein. Dann ziehen sie bewaffnet vorwärts nach den Salinen. Der Träger der Krone eröffnet den Zug. Darauf folgte der Häuptling Quow, von dessen Hause das Ganze ausging. Vor ihm her wurden die großen Trommeln getragen und ohne Unterlaß geschlagen; dann folgen Quows Soldaten und Sclaven und die andern Soldaten und Sclaven der vornehmsten Personen von Akkra. Bei der Ankunft in den Salinen sprengt Quow dreimal einige Tropfen Wasser auf die Krone, dann schießen zwei Sclaven von Quow ihre Flinten los, und ein Glas Rum wird über die Krone gegossen. Darauf kehren sie ins englische Fort zurück, wo der Träger der Krone zuerst eintritt, begleitet von einer Menge Frauen, die bei seiner Rückkehr sich dem Zuge angeschlossen haben. Die Trommeln warten am Eingange des Forts, werden aber fortwährend gerührt. Nun tanzt Quow vor der Krone, deren Träger ebenfalls mit den tollsten und lächerlichsten Geberden tanzt. Die Edelleute treten dann mit Quow ins Conferenzzimmer des Forts, und begrüßen den Gouverneur, der Kronenträger leert ein Glas Rum, und gießt den Rest auf die Krone, welcher auch der Gouverneur 12 Ellen blauen Cattun schenkt. Nachdem die Edelleute mit Brantwein tractirt worden, kehren alle zu Quow zurück, wo sie den Rest des Tages in wilder Lust und unter Ausschweifungen zubringen. Bei dieser Gelegenheit läßt Quow einen Ochsen tödten, den er unter die Edelleute und den englischen, holländischen und dänischen Gouverneur und die vornehmsten Einwohner von Akkra vertheilt. Quow versicherte, daß, wenn er diese Feierlichkeit vernach-

läßigte, er während der ganzen Jahreszeit keine Ignamen zu essen haben würde (Hutton S. 91).

In Lahode, unweit Christiansburg, wird alle Jahre von den Negern ein großes Fest gefeiert, was ebenfalls mit zahlreichen Opfern begleitet ist. Es gilt dem Chimawong oder Gottesboten, der die Beinamen Bribi (wunderlich oder unbegreiflich,) Adja, (Feuer) und Ursogrando, (Tiger der größten Art) hat. Sein Haus oder Tempel ist rund, mit Stroh gedeckt, hat aber keinen Bodenraum, und ist rings- um mit schönen Bäumen umpflanzt. Nicht weit davon wohnen die Fetischmänner und Fetischfrauen, welche die Reinhaltung des Hauses besorgen, und darauf achten, wenn der Geist des Gottes erscheint, und was er dann sagt. Anfangs August läßt Chimawong durch seine Boten wissen, an welchem Tage er sich einstellen werde, was stets im vollen Monde geschieht. Dieß wird sogleich überall bekannt gemacht, und am Abend vor seiner Ankunft versammeln sich die Schwarzen haufenweise vor seiner Hütte; sie haben dann ihre Gaben, Schafe, Gänse, Hühner, selbst Rinder bei sich, so wie auch ein Jeder Brantwein für das Opfer mitbringt. Gegen 3 Uhr Morgens läßt sich Chimawong zuerst in der Luft durch ein Getöne hören, das dem Fluge der wilden Gänse im Frühjahre sehr ähnlich ist. Er kommt zu seinem Tempel, und Erd und Hütte beben. Die Schwarzen fallen auf ihre Angesichter, und grüßen den Gott, indem sie leise in ihre Hände klopfen; sie bewillkommnen und bitten ihn, daß er ihnen gnädig seyn möge. Sie rufen ihn bei seinem großen oder Ehrennamen: Adja, Bribi u. s. w. Chimawong beginnt sie zu segnen, und hält eine Rede. Erstlich bestraft er diejenigen, welche Böses gethan haben, und rühmt die, welche im vorigen Jahre fromm gelebt haben, und empfiehlt ihnen, so fortzufahren. So wie er einen Abschnitt beendigt, wartet er, ehe er den andern beginnt, eine Weile. Seine ganze Rede währt wohl 1½ Stunde, und er spricht eine altväterische Sprache, meist in Gleichnissen. In gleicher Weise beantwortet er auch die an ihn gerichteten Fragen.

Der Fetischmann, welcher der Thüre zunächst sitzt, nimmt dann von den Schwarzen nach der Reihe ihren Brantwein in Empfang, und hält ihn vor die Thüre, und er wird angenommen, ohne daß Jemand sehen kann, von wem dieß geschieht. Chimawong trinkt aus der Flasche, so daß die Nahestehenden hören können, wie sie geleert wird; wenn sie zurückgegeben wird, erhält jeder mit der Flasche auch einen besondern Segen und Vermahnung. Von den 2 bis 3000 Menschen, die an der Hütte zusammen kommen, haben die meisten eine Flasche Brantwein, und diese alle werden vom Chimawong geleert. Gegen 5 Uhr Morgens begiebt sich Chimawong mit demselben Geräusch wieder hinweg, mit welchem er angekommen war. Er hinterläßt einen begeisterten Fetischmacher, den man in die Hütte setzt und eben so verehrt, wie den Chimawong selbst. Einmal sagte Chima-

wong zu seinen Schwarzen: „Ihr sollt dem Beispiele der Blanken nicht folgen, denn obschon sie das reine Wort Gottes vor sich haben, welches ihr nicht habt, so werden sie doch nach ihrem Tode wegen ihres bösen Lebens verdammt." In ähnlicher Art hat er oft die Neger ermahnt, fromm und tugendhaft zu leben. Einen vornehmen Neger jagte einst Chimawong aus der Versammlung und sagte laut, daß es Alle hören konnten: „Er nehme kein Opfer von ihm an, weil er mit seiner eigenen Tochter unzüchtig gelebt." Der Neger wurde dadurch so entsetzt, daß er sich selbst entleibte. Eine christliche Mulattin, die mehrere Personen vergiftet hatte, wies Chimawong, als sie ihm ihr Opfer brachte, ebenfalls zurück, indem er einen Wind streichen ließ, und zu ihr sprach: „Dein Gedächtniß soll vertilgt werden." — Nach dem Opfer belustigen sich die Neger mit dem Brantwein, den ihnen Chimawong hinterlassen. Sie bekommen dann aller 2 Stunden einen Topf mit Urin, in welchen sie mit größter Begierde ihre Finger tauchen und dann ablecken, weil, wie sie sagen, Chimawong denselben hinterlassen hat. Das Fest dauert drei Tage, und die Trommeln spielen dabei eine wichtige Rolle. Es sind deren drei, und eine jede hat einen alten Mann als ihren besonderen Trommler. Eine der Trommeln wird als ein besonderes Heiligthum angesehen, denn sie wird nur an diesen drei Tagen gerührt, und der, welcher sie an seinem Halse an einem Bande trägt, stellt sich, als wäre er ganz begeistert. Er macht große Klotzaugen, und scheint ganz außer sich und abwesend zu seyn. Man führt ihn vor den, der vor ihm tanzen soll. An jeder Trommel ist ein langer Bart von Bast befestigt, der mit rother Erde überstrichen ist. Diesen Bart ergreift derjenige, der die Ehre haben soll, vor der Trommel zu tanzen, auf welcher ununterbrochen geschlagen wird, er bestreicht sich das Gesicht und den ganzen Körper damit, worauf er, sey er auch noch so alt, einen raschen Tanz beginnt, den alle Umstehenden mitmachen. Dazu ertönt ein Gesang in traurigen Nasentönen und in alterthümlicher Sprache. Nur alte und angesehene Männer dürfen die heilige Trommel am Barte fassen und mit ihr tanzen. Für gemeine oder junge Leute sind zwei andere bestimmt, welche gleichfalls mit einem Barte geschmückt sind. Die größte Trommel hat 4 Fuß. Alle Trommeln werden mit hakenförmigen Knitteln geschlagen und zwar aus Leibeskräften, daß oft das Elefantenohr, womit sie überzogen sind, durchlöchert wird.

Am Abend vor dem ersten Festtage wird das Opfervieh geschlachtet und zwar nicht mit Messern, sondern mit einem scharfen Steine, was wohl ein Zeichen von hohem Alter dieses Festes ist. Das Blut wird zum Fetischmann in die Hütte getragen, dieser sprengt etwas in die Hütte, und schmiert dem Ueberbringer etwas davon auf Brust und Stirne. Das getödtete Vieh bleibt mit Haut und Haar und allem Gedärme und Eingeweide an der Sonne liegen, so daß es schon

am zweiten Tage ganz aufschwillt, und am dritten Tage ohne Mühe und ohne Messer abgezogen werden kann. Dann ist es auch übelriechend und nun erst nach dem Geschmacke der Schwarzen. Ein vornehmer Neger wohnt diesem Feste nur einen Tag bei, und überläßt die Lustbarkeiten des zweiten und dritten Tages den Leuten geringeren Standes und der Jugend. Ist ihm aber im Laufe des Jahres ein besonderes Glück begegnet, so bleibt er wohl auch alle drei Tage. Seltsam ists, daß, wenn sie auch noch so viel getrunken haben, bei dieser Gelegenheit niemals, wie sonst oft geschieht, eine Schlägerei entsteht. Sie legen sich ruhig nieder, schlafen ihren Rausch aus, und fangen dann wieder von vorne an.

Am dritten Abende wird das ganze Fest mit einer Feierlichkeit geschlossen. Vier Schwarze, zwei an jedem Ende, tragen ein langes Stück Holz, worauf ein Neger reitet, der besonders lächerliche Geberden macht. Er besteigt das Holz beim Hause des Caboffier Putti, und reitet so über den heiligen Platz hinweg durch den ganzen Flecken. Alle Knaben und Mädchen folgen ihm unter lautem Geschrei. Dieses geschieht dem Caboffier zu Ehren; vor langer Zeit war der Flecken von Feinden überfallen worden und alle Einwohner waren in Gefangenschaft gerathen. Nur ein Vorfahr des Putti war übrig geblieben, da sich die Feinde an ihn, als den Oberpriester, nicht wagten. Er war sehr reich, und kaufte nun alle Einwohner aus der Gefangenschaft los. Derjenige, der auf dem Balken reitet, stellt sich, als habe er eine Waage in der Hand, auf der er das Geld abwiegt, womit die Gefangenen losgekauft werden sollen. Mit der andern Hand scheint er den Losgekauften in Empfang zu nehmen und hinter sich zu ziehen. Die jungen Leute, welche ihn umgeben, rufen: Kaufe mich zuerst, kaufe mich zuerst (Römer Guinea S. 47).

In ähnlicher Art wird der Fetisch der Fantih bedient, der seinen Sitz in einem von Bergen und Wald dicht umgebenen Thale hat, das zwei Meilen von der Seeküste entfernt liegt. Der Fetisch stellt sich alljährlich dreimal ein; wer außer der Zeit ihn befragen will, muß sich an seine Priester und Priesterinnen wenden. Aller Neumonden muß ihm ein Mensch geopfert werden, und nachdem er denselben angenommen, werden ihm noch ein Paar Thiere gebracht. Wenn der Fetisch ankommt, so entsteht ein Erdbeben mit Wirbelwind, und die hohen Bäume beugen sich. Die Neger versammeln sich, bilden einen Kreis, und fallen auf ihr Angesicht. Seine Sprache ist stammelnd, zitternd und schluckend. Der Mensch oder das Thier, welches geopfert werden soll, wird von fünfzig Priestern und Priesterinnen angeführt, die in einem traurigen Tone singen. Das Opfer wird im Kreise umher geführt, und die Anwesenden stimmen in den Gesang ein. Zuletzt bleiben sie stehen, und die Priester schließen nicht weit vom Gebüsche einen kleinen Kreis um das Opfer, aus welchem es ein Wirbelwind in die Luft entführt. Der Neger Bassi und an-

dere Neger, welche dem Opfer öfter beigewohnt, versichern, daß das Opfer, so wie es von der Erde kommt, wie von einer Wasserhose hinweggebracht würde. Die dabei stehenden Neger aber vernehmen den Wind nicht. Dem Fetisch zu Ehren wird Tag und Nacht ein brennendes Feuer unterhalten. So wie er ankommt, ruft er: Ich grüße Euch Alle; dann ermahnt er die Anwesenden zum Guten, und droht mit Strafen. Er erzählte einst auch folgendes Gleichniß: Ein Trommelschläger wohnte an einem Orte, wo viele schöne Fruchtbäume standen; er machte, wenn er Lust zu essen hatte, eine liebliche Musik unter einem gewissen Baume, welchen eine Schlange bewohnte, die ihm dann allerlei Früchte von demselben herabwarf, wie er sie verlangte. So lebte er einige Jahre sehr vergnügt, und ward dick und fett. Einmal aber erkrankte er, und konnte also die Schlange nicht, wie er gewohnt war, mit seiner Musik vergnügen, und nur mit vieler Beschwerlichkeit aus seiner Wohnung gehen, und die Schlange um ein Paar Früchte bitten. Die Schlange willfahrte jedoch seinem Gesuche keineswegs, obschon er ihr versprach, nach seiner Genesung sich dankbar zu bezeigen. Der kranke Trommelschläger mußte sich also mit einigen, vom Baume unreif abgefallenen Früchten begnügen, und ward alsbald wieder gesund. Nun wollte er sich, wie billig, an der unbarmherzigen Schlange rächen. Er nahm seine Trommel, ging unter den Baum, auf welchem die Schlange verweilte, rufte sie und fragte, ob sie nicht den Kopf herablassen wolle, um die Musik desto besser vernehmen zu können. Die Schlange freute sich, daß ihr Trommelschläger wieder gesund worden, und that, was er von ihr verlangte. Dieser aber hatte anstatt der Trommelstöcke ein Kappmesser bei der Hand, und hieb ihr rasch den Kopf ab. — Damit aber deutete der Fetisch seinen Zuhörern an, daß ihnen, wenn sie lau würden, ein gleiches Schicksal wie der Schlange bevorstehe.

Der Fetisch ist sehr blutdürstig, und verlangt nicht blos Leibeigene, sondern es wurden auch vornehme Fantis auf seinen Befehl getödtet, wie z. B. fünf Oberfeldherrn aus einem angesehenen Geschlechte, aus welchem diese Würdenträger immer gewählt wurden, und welches durch diese Opfer so zusammengeschmolzen, daß nur noch ein Paar kleine Knaben übrig waren, so daß kein Oberfeldherr gewählt werden konnte. Der Fetisch befiehlt dann der Versammlung, den Vornehmen zu tödten, und verlangt bloß das Blut, den Körper können seine Freunde begraben (Römer Guinea S. 65 f.).

Bei den Aquampim-Negern fand Isert an den Wegen im Felde eigenthümliche Altäre, die aus den Stielen der Palmblätter zusammengesetzt waren. Hier bemerkte er alle Arten Lebensmittel, deren die Neger sich bedienen, aufgestellt, so wie auch Kürbisflaschen mit Palmwein. Rund um den Altar stecken sie eine Menge Stäbe, die in der Mitte mit Bast umwunden und mit weißer Farbe bestrichen sind. Isert fand an der Wurzel eines Baumes zwölf Menschenköpfe

aufgestellt, un… …n, halb in die Erde gegraben, einige Flaschen und Töpfe mit … Alles war mit einem weitläufigen Zaune umgeben (Isert S. …245, der darin ein Menschenopfer nicht ohne Grund der hö… Wahrscheinlichkeit erblickt).

Bei allen Völkern, welche die Zeit nach bestimmt benannten Tagen berechnen, finden wir den Glauben an gute und böse Tage. Die Neger der Guineaküste haben zuvörderst ein und zwanzig gute Tage, die mit dem Neumonde anfangen, diesen folgen fünfzehn unglückliche oder böse, dann dreizehn kleine gute Tage und endlich neun ganz böse Tage, worauf es dann mit den ein und zwanzig … Tagen wieder von vorn angeht. Jeder Neger hat alle Woch… Feiertag, den Tag, an welchem er geboren worden. An sol… …ußt er sich mehr als gewöhnlich, bemalt sich Leib und Angesi… …ßer Erde, und schmückt sein Haupt mit größter Sorgfalt (… 71, dazu Hutton S. 153. W. J. Müllers Fetu S. 64).

Den

Culturstand

der africanischen Hirtenvölker ersehen wir namentlich au… …giösen Ansicht, die ein überaus unbestimmtes, wüstes un… …fendes Gepräge an sich trägt, und mit ihren übrigen Ansich… …kommen übereinstimmt. Ein gewisses bewußtloses, unaufmerk… Hinleben, das nur auf augenblicklichen, möglichst reichen Genuß … richtet ist, scheint den Grundzug zu bilden.

Der Kaffer glaubt, daß der Tod das Leben vollkommen beendige, und die Seele wie den Leib vernichte, dennoch aber meinen sie, daß Menschen, die sehr böse lebten, nach dem Tode auf Erden herumspuken und die noch Lebenden des Nachts zu tödten suchen. Sie nennen solche Geister Amagwira, was Döhne (S. 58) durch Hexen übersetzt. Von den Guineanegern glauben die meisten, daß sie nach dem Tode, wenn sie nur fleißig geopfert und die Speisen, deren sich zu enthalten sie gelobt, nicht genossen, an ein bekanntes, tief im Lande gelegenes Wasser gebracht werden, das Bosmanque genannt wird. Dort fragt jeden ein Gott, wie er auf Erden gelebt. Hat er sein Speisegelübde nicht gehalten, so wird er im Wasser ersäuft, und somit für alle Ewigkeit vernichtet. Die aus dem Innern kommenden Neger versichern, daß dort ein gewaltiger Fetisch in einem prächtigen Hause wohne, das, obschon es unbedeckt, doch niemals vom Regen berührt werde. Er wisse alle vergangene und zukünftige Dinge so genau, als wäre er dabei gewesen, könne nach Belieben Wetter machen, Krankheiten heilen und Wunder jeder Art verrichten. Vor ihm müssen alle Verstorbenen erscheinen; die Guten erhalten nun ein friedliches, herrliches Leben, die Bösen aber läßt er durch ein, vor seiner Thüre hängendes Stück Holz, das dazu eigens gefertigt und bestimmt ist, noch einmal und für immer sterben (Bosman S. 189). Andere

meinen, die Neger würden nach ihrem T ... ad der Europäer geschafft und zu weißen Leuten (Bos ... 9 und Römer S. 210). Die Congoneger sind überz ... der Todte, der gute Schutzgeister hat, von dies ... ehme Zukunft gebracht werde. Freilich fürchtet er ... Erde zurückkehren, und in einen elenden Körper krie ... uville I. 183).

Im Allgemeinen für ... ger den Tod zwar nicht, aber er spricht nicht gern ... meidet es, daran zu denken, und kommt also nicht da ... bestimmte Begriffe davon zu bilden. Als Römer eine ..., der, von schwerer Krankheit genesen, ihn besuchte, fra ... Fall er gestorben, wohl sein Nachfolger geworden seyn ... erte er: Gott hat mich mit vielen Jahren auf mein ... die Welt gesandt; meinst du, daß ich es so mache ... anken, welche kommen und gehen? Er wartete auch nic ... nd ging sogleich fort (Römer S. 84).

I ... n der Erde ist ganz naturgemäß. Sie halten sie, wi ... ein sie lehrt, für eine Fläche, deren Gränze kein Aug ..., da sie mit Finsterniß und Wolken überschattet ist. D ... ein großer, salziger Fluß, auf dessen entferntem Ufer ... abandodu, das Land der weißen Leute, liegt. Etwas ent ... on findet man das Land, worin die Menschenfresser von ... röße, die Kumi, wohnen. Es heißt Jong-Sang-Du, das ..., wo die Sclaven verkauft werden. Von allen Ländern in der Welt scheint ihnen das ihrige das beßte, und ihr Volk das glücklichste (Mungo-Park S. 318).

Die Zeit hat für den Neger keinen Werth, er weiß daher nicht, wie alt er ist, und merkt das Alter nur an der Abnahme der Leidenschaften (Douville I. 239). Die Neger der Guineaküste verstehen es gar nicht, nach Jahren, Wochen, Monden zu rechnen. Fragt man nach, wie alt einer sey, so sagt er, damals, als das oder jenes sich ereignete, wurde er geboren. Die Ereignisse eines Jahres werden nach der Reis- oder Maisernte berechnet (Desmarchais II. 201. Iserts Guinea 232). So ist es auch bei den Mandingonegern, welche die Jahre nach den Begebenheiten berechnen, die sich ereigneten; so haben sie z. B. das Jahr des Kaartakrieges, das Jahr der Plünderung von Gadu, das des Farbannakrieges (Mungo-Park S. 321). Die Mandingos theilen das Jahr in zwölf Monde. Die Woche hat sieben Tage, und aller Wochen ist einmal Markt in den Ortschaften. Der Tag wird in vier Theile getheilt, Soyoman, von Sonnenaufgang bis 11 Uhr; Tele, Nachmittag bis 4 Uhr; Uhla, von 4 bis 7 Uhr, und dann Sudo die Nacht (Caillié II. 39. Mungo-Park S. 317) *).

*) Ein ganzes Jahr wird von ihnen in acht Monate ab getheilt. Damit nun in der Berechnung der Jahreszeit kein Irrthum vorfalle, schlagen sie in einen von Bast geflochtenen Strick jedesmal, wenn der Neumond erblickt wird,

[illegible] nge berechnen die Neger nach der Fünfzahl, und da sie nicht [illegible] rechnen sie mit kleinen Kieseln, Flintensteinen, Palmnüssen in [illegible] fünf, oder sie nehmen auch bei kleinen Posten nur ihre fü[illegible] Sie sagen statt sechs, fünf eins, statt sieben, fünf zwei, sta[illegible] drei. Wenn sie mit den Fingern rechnen, so schlagen sie [illegible] Finger der rechten Hand dergestalt ein, daß er dicht auf d[illegible] Fläche der Hand liegt, dann machen sie es mit den andern [illegible] dem Daumen eben so; beträgt die Zahl mehr als fünf, [illegible] sie den kleinen Finger der andern Hand ein, und verfahren [illegible] mit eben so, wie mit der rechten. Steigt die Zahl noch [illegible] appen sie beide Hände zu gleicher Zeit zu, und fangen an, [illegible] zu zählen (Winterbottom S. 230). Eben so ist es [illegible] deren Zahlen also lauten: 1 Enory, 2 Sikaba oder [illegible] a, [illegible] 4 Sibakir, 5 Foutuk, 6 Futuk Enory, 7 Futuk Cutaba, [illegible] ijih, 9 Futuk Sibakir, 10 Sibankonyen (Mungo-Park 9). [illegible] ssen zählen in derselben Weise (Mungo-Park S. 21). [illegible] s haben ein Zahlensystem, welches nach sechs rechnet, z. [illegible] ing, 2 Fidding, 3 Sarra, 4 Nani, 5 Sulo, 6 Seni, 7 Su[illegible] 8 Sulo ma Sarra, 9 Sulo ma Nani, 10 Nuff (Mung[illegible] 395). Die Fulahs und Serrawallis endlich rechnen nach zehn ([illegible] Park S. 69 und 74).

Dieses unausgebildete Zahlensystem und Zeitmaaß und die mangelhaften Mittel, Erfahrungen festzuhalten, sind einerseits Folge des unaufmerksamen und gedankenlosen Hinlebens, andererseits Ursache der großen Unwissenheit der Neger. Seit Jahrtausenden stehen die Negervölker mit den civilisirten Nationen in Berührung, allein ihre Erfahrung hat dadurch nicht gewonnen. Ueber ihre Vergangenheit haben sie keine bestimmten Erinnerungen, die weit hinaufreichten, und alle ihre historische Weisheit beschränkt sich auf einige genealogische Notizen. Die Liste der Könige von Maßow, die Campbell liefert, (I. 179) enthält nur sieben Namen, die der Marutzis dagegen (ebendas. I. 242) deren eilf. Noch dürftiger sieht es mit der Geschichte der Aschantis aus, denen verboten ist, und zwar bei Todesstrafe, vom Tode eines alten Königs zu sprechen und von der Person, die ihm nachfolgen wird (Hutton S. 285. Bowdich S. 305).

Die Neger haben zwar die Sitte, daß sie die Knaben mit in die öffentlichen Versammlungen nehmen und den Verhandlungen beiwohnen lassen, und auf diese Weise erhalten sie das Andenken der abgehandelten Gegenstände. Allein diese Tradition befaßt sich bloß mit Dingen, die sich auf die gangbaren Geschäfte beziehen. Vergangene,

einen Knoten. Acht Knoten bedeuten ein Jahr. Solche Knoten dienen ihnen ebenmäßig zur Berechnung ihres Alters, absonderlich auch des allgemeinen Festes, welches alle Jahre in Fetu und im Monat September gehalten wird (W. J. Müllers Fetu 33).

abgethane, weder augenblicklichen Vortheil, noch Schaden bringende Ereignisse sind ihnen ganz gleichgültig. Campbell (tr. in S. Africa I. 242) bemerkt, daß die südafricanischen Völker, wenn sie eine Reise gemacht haben, gar weiter nichts zu erzählen wissen, als ob und wo sie Glascorallen und Vieh bemerkt haben. Da dieses die einzigen Gegenstände sind, für welche sie sich interessiren, haben sie für das Uebrige weder Sinn noch Auge.

Die Neger von Akra haben eine dunkle Tradition von dem alten Reiche von Benin, und das, was sie sich davon gemerkt, ist überaus charakteristisch, und in vollkommenster Harmonie mit ihrer Gesinnung und ihren herrschenden Leidenschaften. Krieg, der den Negern das wichtig[illegible]niß ist, gab es damals nicht, also wissen sie auch keine Be[illegible] zu erzählen; aber sie haben sich tief eingeprägt, welch[illegible] damals hinsichtlich der fleischlichen Vergehungen Statt fan[illegible]e Jemand eine freigeborene Frau verführt, so mußte er drei [illegible] nach einander dem Beleidigten ein großes Stück Holz auf [illegible]e vor die Thüre tragen, und auf seinen Knieen liege[illegible]zeihung bitten. War die Frau eine Leibeigene, so ge[illegible] einmalige Buße. Unverheiratheten war in diesem Falle [illegible] Sache bestimmt. Gegen Dieberei gab es gar keine Gesetze, da [illegible] Verbrechen gar nicht vorkam, und Lebensmittel im Ueberflusse [illegible]anden waren, so daß der Nothdürftige nur zu bitten brauchte, [illegible]m zur Genüge zu erhalten. Kleinodien und Kostbarkeiten besaß Niemand, außer den Agriessteinen und Amuleten, die nur die tragen durften, welche der König damit auszeichnen wollte. Kleider brauchte man nicht, denn alle gingen ganz nackend. Eisen war seltener als Geld, woraus sie sich Hacken und Kappmesser schmiedeten, wenn sie die Aecker umgraben und das Getraide abschneiden wollten. Damals waren See und Land bei Weitem gesegneter; damals war die Seekante bei Akra mit Wäldern von Cocus- und andern Palmbäumen besetzt. Damals regnete es öfter, und der Boden war nicht so ausgedörrt, das Land war volkreich und mit Dörfern angefüllt. Dieser glückliche Zustand wurde durch einen Streit in Aschante gestört. Zwei vornehme Neger verliebten sich in ein Frauenzimmer aus hohem Stande, und sie kamen überein, daß das Mädchen selbst entscheiden solle, welchen von beiden sie wählen wolle. Ihre Wahl traf den einen, und der andere schien sich auch damit zu beruhigen; allein zur Nachtzeit erschien er, entführte sie gewaltsam in seine Wohnung, und entwich von da mit ihr und seinen Leuten nach Akra nach einer beschwerlichen Reise von sechs Wochen. Der Entführer hieß Aquambre, woher denn die ganze Nation den Namen der Aquamboer erhalten hat. Er wendete sich an den König von Akra, und erbat und erhielt dessen Freundschaft. Sie gingen etwas höher ins Land hinauf, schlugen vier Meilen von der See entfernt ihre Wohnungen auf, und erwuchsen binnen fünfzig Jahren zu einem zahlreichen Volke.

Aquamboe hatte nur einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn wurde, da er bei dem Tode des Vaters noch sehr jung war, an den Hof des Königs von Akra gebracht, um dort seine Bildung zu erhalten. Die Akräer unterrichteten ihn in der Fetischerei, und ließen ihn auch beschneiden. Bevor noch der alte König von Akra starb, kamen die Portugiesen an die Küste, und brachten den Schwarzen Brantwein, Säbel, Pulver und Flinten. Das Reich von Benin fiel von sich selbst, und die Vicekönige, die vorher schon erblich waren, wurden nun selbständig. Der Nachfolger des alten Königs von Akra machte sich durch seine Tyrannei, wozu ihn besonders die Leidenschaft zum Trunke hinriß, sehr verhaßt. Als nun der junge König von Aquamboe zu seinem Volke zurückkehrte, und sie merkten, daß er seine Vorhaut verloren, nannten sie ihn Akotja, den Verstümmelten, und versagten ihm ihre Anerkennung. Nachdem derartiger Zwist lange Zeit zwischen dem Könige und dem Volke von Aquamboe gedauert, mußte ersterer in einer Volksversammlung versprechen, sich seine Vorhaut aus Akra wieder zu holen, oder sie sich sonst von den Akranern verschaffen. Er bat sie oft durch Gesandte, ihm dieses Kleinod zurückzugeben, und einen Fetischmann mitzusenden, der sie an den gehörigen Ort wieder befestigen könne, allein sie entschuldigten sich immer. Zuletzt droheten die Aquamboer, aber die Akräer verachteten alle diese Drohungen. Da die Akräer nun zwanzig Mal so stark wie die Aquamboer waren, wagten letztere keinen Angriff, zumal auch die Bergneger und Adamper zu fürchten waren, welche unter dem Schutze der Akräer standen; sie waren ehedem deren Leibeigene gewesen, mußten ihren Fischfang an der Seekante betreiben, und wurden sodann ins Gebürge versetzt, um dort im fruchtbaren Lande Pflanzungen anzulegen und zu pflegen. Sie hatten sich nun aber so vermehrt, daß sie Millionen zählten. Die Aquamboer trösteten sich damit, daß der König von Akra wegen seiner Tyrannei verhaßt war, und entschlossen sich, die Völker von Agona und Akron in Dienste zu nehmen, welche westlich von Akra wohnten. Sie gaben jeder dieser Völkerschaften ein Kästchen mit Gold, das kaum vier Mann erheben konnten, und das bis nach Beendigung des Krieges in Aquamboe in Verwahrung bleiben sollte. Der König von Akra verachtete alle diese Anstalten, da er tausende von Bogenschützen und Männern mit Hassagalen und Säbeln hatte. Jeder seiner Generale hatte eine Flinte mit zehn Ladungen, und er wußte, daß er zehnmal stärker als die Aquamboer war, und daß diese gar keine Flinten besaßen. Aber die Generale von Akra hatten mit den Aquamboern verabredet, daß sie, sobald die Schlacht begonnen, den Tyrannen nebst Frauen und Kindern ihnen ausliefern wollten, und glaubten, die Aquamboer würden sich damit beruhigen. Die Schlacht begann, der König ward überliefert und ermordet, aber die Aquamboer benutzten dennoch die Unordnung, und richteten unter den Akraern ein großes Blutbad an. Es entkam von

der königl. akraischen Familie nur die Schwester des Königs mit zwei Kindern und einigen Sclaven; sie entrann nach Kleinpopo an der Seekante, und wurde die Stammmutter der dortigen Könige.

Die Akraer, anstatt ihre Thätigkeit gegen die Fortschritte der Aquamboer zu richten, geriethen in Uneinigkeit darüber, wen sie zu ihrem Könige machen sollten, und es fanden sich wohl zwanzig Prätendenten. Die Aquamboer setzten ihre Angriffe fort, und errangen in einem Jahre drei Siege über die Akraer, die unendlich viel Volk verloren, so daß sie nebst den Bergnegern sich den Aquamboern unterwerfen mußten. So wären die Aquamboer Herren eines gewaltigen Gebietes geworden, was zwanzig Meilen lang von Akra bis Rio-Volta- und fünf und zwanzig Meilen breit war.

Jetzt verlangten die Hülfsvölker die Kästchen mit Gold, die bei den Aquamboern in Verwahrung standen. Sie gaben ihnen zwei Kästchen, die statt des Geldes mit gemeinen Steinen beschwert waren. Als nun die Kasten in der Versammlung der Aeltesten von Agona und Akkron geöffnet wurden, ward der Betrug kund. Jetzt beschlossen die von Agona und Akkron, weil sie von den Aquamboern betrogen worden, daß sie und ihre Nachkommen alle Aquamboer, deren sie sich bemächtigen könnten, speißen, d. h. verkaufen und für den Erlös sich vergnügen wollten. Die Aquamboer thaten ein gleiches Gelübde. Anfangs wurden nur diejenigen Feinde, welche innerhalb der fremden Gränzen sich sehen ließen, weggefangen; als aber die Dänen, Engländer und Holländer auf der Küste sich nieder ließen, welche die Sclaven wohl bezahlten, wurde den Feinden eifriger nachgestrebt. Die unternehmenden jungen Leute von Aquamboe, Agona und Akkron zogen heimlich ins Land der Feinde, verbargen sich in den Wegen und Gebüschen, und überfielen die Menschen, die des Weges kamen, banden und knebelten sie, und brachten sie nach den europäischen Forts. Dieser Menschenraub wurde so lebhaft betrieben, daß ein Fort bei Akra monatlich ein Schiff mit fünf bis sechshundert Sclaven befrachten konnte. Von der Zeit, wo die Aquamboer die Akräer überwunden, bis **1734**, regierten fünfzehn Könige (Römer Guinea S. 96 bis 103). Römer, der diese Erzählung aus dem Munde eines alten Negers hatte, bemerkt, daß sie ihre Geschichten niemals in der gehörigen Folge, sondern zu einer Zeit dieses, zur andern jenes vortragen, daß aber überhaupt nur sehr wenige unter ihnen sind, die etwas von der Vergangenheit wissen. Die weiteste Erinnerung reicht etwa zweihundert Jahre hinauf.

Die Erinnerung an die Vorzeit wird am meisten noch durch die Lieder erhalten, die von den öffentlichen Sängern vorgetragen werden. Bei den Fulahs ziehen dergleichen Sänger im Lande umher, und besingen die, von welchen sie bezahlt werden, ihre Feinde aber überhäufen sie mit Spott. In jeder Stadt der Bullamer lebt ein Sänger, Karramukko oder der Meister genannt, der für die Einwoh-

ner Gesänge anfertigt, welche irgend einen merkwürdigen Vorfall zum Gegenstande haben, der sich vor Kurzem zugetragen hat. So lange der Mond scheint, kommen sie fast allnächtlich zusammen, um dergleichen Lieder abzusingen (Winterbottom S. 146). Aehnliche Gesänge haben auch die Bewohner der Goldküste, wenn sie auf dem Wasser fahren. Einer der Männer leitet den Gesang mit der Handtrommel, die aus einer Calebasse besteht. Einer der Rudernden singt ein Paar Verse, an deren Schlusse der Chorus mit einfällt. Diese Liedchen betreffen einen Liebeshandel, das Lob schöner Frauen, die Untugenden benachbarter Oberhäupter, oder sie hecheln darin die Eigenschaften des weiblichen Geschlechts durch (Winterbottom S. 151). Eben so ists am Zaire, wo gar niedliche Liedchen von der Liebe, vom Kriege, von der Jagd, vom Palmwein und einer Menge anderer Gegenstände im Volke gesungen werden (Tuckey S. 373).

Die im Lande umherziehenden Sänger der Mandingoneger, Jelli Kih, singen die Geschichte des Volkes; sie begleiten daher die Kriegsheere ins Feld, und tragen sodann die Ereignisse in Versen vor. Sie werden sehr geehrt und reich belohnt (Mungo-Park S. 325). So wurde der Krieg zwischen den Königen von Futa-Torra und dem Jalloffenkönige Damel der Gegenstand eines Gedichtes, dessen Inhalt Mungo-Park (S. 400) folgendermaßen mittheilt: „Der König von Futa-Torra, vom Eifer für die Ausbreitung seiner Religion entflammt, hatte eine Gesandtschaft an Damel geschickt. Der Gesandte wurde von zweien der vornehmsten Buschrens begleitet, welche jeder ein großes, an der Spitze einer Stange befestigtes Messer trugen. Sobald er bei Damel vorgelassen worden und die Willensmeinung seines Herrn angedeutet hatte, befahl er den Buschrens, die Sinnbilder seiner Sendung vorzulegen. Die beiden Messer wurden demzufolge dem Könige Damel vorgelegt, und der Gesandte sprach: Mit diesem Messer wird Abulkader sich herablassen, dem Damel das Haupt zu scheeren, wenn Damel den mahomedanischen Glauben annehmen will. Mit diesem andern Messer wird Abulkader dem Damel den Hals abschneiden, wenn Damel sich weigert, ihn anzunehmen; ihr habt also die Wahl." Damel antwortete dem Gesandten ganz kalt, daß er gar nichts wählen wolle. Er wünsche weder, daß man ihm den Kopf scheeren, noch den Hals abschneiden möge; und mit dieser Antwort wurde der Gesandte höflich entlassen. Abulkader nahm seine Masregeln demgemäs, und rückte mit einem starken Heere in Damels Land. Die Einwohner der Städte und Dörfer füllten ihre Brunnen aus, vernichteten ihre Lebensmittel, führten ihre Habseligkeiten hinweg, und verließen ihre Wohnungen, als er sich näherte. Durch dieses Mittel wurde er von einem Orte zum andern fortgeführt, bis er drei Tagereisen im Lande der Jalloffen vorgerückt war. Zwar fand er keinen Widerstand, allein sein Heer hatte so viel vom Wassermangel gelitten, daß viele seiner Soldaten auf dem Wege umgekommen waren. Hier-

durch wurde er bewogen, nach einem Waffenplatze in den Wäldern zu ziehen, wo seine Leute, nachdem sie ihren Durst gelöscht hatten, und ganz der Ermattung erlagen, sich zum Schlafen sorglos im Gebüsche umher lagerten. Unter solchen Umständen wurden sie vor Tagesanbruch von Damel angegriffen, und erlitten eine vollständige Niederlage. Viele wurden im Schlafe von den Pferden der Jaloffen zu Tode getreten, andere auf der Flucht erschlagen, und eine noch größere Anzahl zu Gefangenen gemacht. Unter letzteren befand sich Abulkader selbst. Dieser ehrsüchtige oder vielmehr rasende Fürst, welcher nur einen Monat vorher die drohende Botschaft zu Damel geschickt hatte, wurde nun selbst als ein elender Gefangener ihm vorgeführt. Als der königliche Gefangene in Ketten vor Damel niedergestreckt wurde, redete ihn der großmüthige Damel, anstatt seinen Fuß auf dessen Nacken zu setzen und ihn mit dem Spieße zu durchbohren, mit folgenden Worten an:

„Abulkader, antworte mir auf diese Frage: wenn der Zufall des Krieges mich in deine Lage und dich in die meinige versetzt hätte, wie würdest du mich behandelt haben?" — „Ich würde meinen Speer dir ins Herz gestoßen haben," antwortete Abulkader mit Standhaftigkeit, „und ich weiß, daß mich ein ähnliches Schicksal erwartet." — „Nicht also," rief Damel; „zwar ist mein Speer mit dem Blute deiner in der Schlacht gefallenen Unterthanen gefärbt, und ich könnte ihn noch dunkler färben, wenn ich ihn in das deinige tauchte; dieß würde aber weder meine Städte wiederum aufbauen, noch die Tausende, welche in dem Walde fielen, wiederum ins Leben zurückrufen. Ich will dich daher nicht mit kaltem Blute tödten, sondern dich so lange als meinen Sclaven zurückbehalten, bis ich sehe, daß deine Gegenwart in deinem eigenen Reiche der Ruhe deiner Nachbarn nicht mehr gefährlich seyn wird, und dann werde ich überlegen, auf welche Art ich gegen dich zu verfahren habe." Abulkader wurde daher zurückbehalten, und arbeitete drei Monate lang als ein Sclave. Nach Ablauf dieser Zeit gab Damel den Bitten der Einwohner von Futa-Torra nach, und lieferte ihnen ihren König zurück.

In Sego wurde Mungo-Park (S. 224) selbst der Gegenstand eines Liedes, das die Neger sangen, die ihn gastfreundlich aufgenommen hatten. Einer sang: „die Winde heulten, und der Regen fiel herab; — der arme weiße Fremdling kam müd, und matt, und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter, ihm Milch zu bringen, er hat kein Weib, sein Korn zu mahlen." Der Chorus antwortete: „Laßt uns den weißen Mann beklagen; keine Mutter hat er u. s. w."

Außer den Sängern giebt es auch bei den Mandingos Geschichtenerzähler, und Mungo-Park (S. 36) theilt eine solche mit, die er am Gambia vernahm.

„Vor langen Jahren wurden die Leute von Dumasansa sehr von einem Löwen geplagt, welcher alle Nächte einiges von ihrem Viehe

hinwegholte. Da er seine Räubereien fortsetzte, wurden die Leute endlich so erbittert, daß eine Parthei derselben beschloß, das Ungeheuer zu erlegen. Sie suchten daher den gemeinschaftlichen Feind auf, und fanden denselben in einem Dickicht verborgen; sie waren auch so glücklich, ihn sofort durch ihre Schüsse dergestalt zu verwunden, daß er, indem er aus dem Gebüsche auf sie zusprang, aufs Gras hingestreckt wurde, und unfähig war, sich empor zu richten. Das Thier hatte indessen ein solches Ansehen von Stärke, daß Niemand wagte, sich ihm allein zu nahen, und es wurde über die sichersten Mittel berathschlagt, es lebendig zu fangen; ein Umstand, sagte man, der, während er eine unleugbare Probe ihrer Herzhaftigkeit wäre, sehr vortheilhaft seyn würde, da man beschlossen hatte, den Löwen nach der Küste zu bringen und den Europäern zu verkaufen. Während der eine dieß und der andere etwas Anderes vorschlug, brachte ein alter Mann einen Plan zum Vorschein, der darin bestand, das Dach eines Hauses abzudecken, und das durch Holzpflöcke dicht verbundene Bambussparrwerk herbei zu bringen, und über den Löwen zu werfen. Wenn dann der Löwe auf sie springen sollte, während sie sich ihm näherten, so würden sie durch das Lattenwerk geschützt, und könnten durch die Querstäbe den Löwen erschießen. Dieser Vorschlag ward angenommen, das Fachwerk von einer Hütte abgehoben, und die Löwenjäger, die dasselbe trugen, näherten sich herzhaft dem Schlachtfelde. Jeder hatte in der Hand eine Flinte, und half auf der andern Schulter das Gespärre tragen. So näherte man sich dem Feinde. Das Thier hatte aber während dieser Zeit seine Kräfte wieder bekommen, und sein Anblick war so fürchterlich, daß die Jäger, statt weiter zu gehen, es für rathsamer hielten, für ihre eigne Sicherheit zu sorgen, indem sie sich mit dem Dache bedeckten. Unglücklicher Weise war der Löwe zu schnell für sie, denn indem er einen Sprung machte, gerieth der Löwe in das Lattenwerk zu seinen Verfolgern, die er nun mit der größten Gemächlichkeit verzehrte, zum Erstaunen und Verdrusse der Leute von Dumasansa." Diese Geschichte ist in der ganzen Nachbarschaft von Dumasansa bekannt, und wird zum Spotte erzählt. In Dumasansa darf man sie nicht hören lassen, und nichts bringt einen Bewohner dieser Stadt mehr auf, als wenn man ihn ersucht, einen Löwen lebendig zu fangen.

Außer derartigen Ueberlieferungen haben die Neger auch Mährchen, und sie bringen mit deren Erzählung oft ganze Nächte zu. Gemeiniglich lassen sie die Thiere redend auftreten, wobei Leopard und Crocodil ihrer Schlauheit wegen eine eben so bedeutende Rolle spielen, wie bei den abendländischen Völkern Meister Reinecke. Winterbottom theilt folgende zwei Fabeln mit (S. 161).

Ein Elefant und eine Ziege stritten sich einstmals, wer von ihnen beiden am stärksten fressen könne. Um diese Streitfrage zu entscheiden, gingen sie mit einander auf eine Wiese, welche so groß war, wie

die Entfernung von hier bis in das Land der Welßen. Als sie eine Zeit lang gefressen hatten, legte sich die Ziege auf einen Felsen, und fing an, wiederzukäuen. Was machst du da? sprach der Elefant. Je, da verzehre ich den Felsen, antwortete die Ziege, und wenn ich damit fertig bin, werde ich dich verzehren. Der Elefant, welcher über diese unerwartete Drohung erschrak, lief eiligst davon, und hat es seit dieser Zeit nicht wieder gewagt, in eine Stadt zu gehen, worin eine Ziege zu finden ist.

Ein Mann und eine Frau reiseten durch einen Wald, und hatten ihr unartiges, eigensinniges Kind bei sich. Dieses sah einen Kürbis am Wege liegen, den es mit aller Gewalt haben wollte. Der Vater hob ihn auf, und ging seines Weges. Gleich darauf erwachte einer von den Geistern, die man Min nennt, und dem der Kürbis zugehörte, vom Schlafe auf. Er hatte Durst, und sah sich nach seinem Kürbis um, woraus er gewöhnlich zu trinken pflegte. Als er ihn nicht fand, sang er einen Vers, den er ein Paar Mal mit kläglicher Stimme wiederholte: „wo bist du mein Kürbis? warum bist du davon gelaufen, und hast mich so allein gelassen?" Der Kürbis antwortete sogleich in demselben Tone: „ich bin dir nicht davon gelaufen, o Min, sondern man hat mich mit Gewalt fortgeschleppt." Der Mann erschrak über diesen unerhörten Vorfall, warf den Kürbis von sich, und suchte nun nebst Weib und Kind sein Heil in der Flucht. Min ging dem Schalle nach, kam an die Stelle, wo der Kürbis lag, und hob ihn auf. Aeußerst aufgebracht, daß man ihm denselben gestohlen hatte, faßte er den festen Vorsatz, den Verbrecher zu bestrafen, und sang wie zuvor: „wo ist der Bösewicht, der meinen Kürbis stahl? meine Rache soll sein strafbares Haupt treffen." Jetzt klagte sich das Kind an; seine Eltern ließen es fallen, und liefen in voller Todesangst weiter. Min kam gleich darauf an den Ort, wo das Kind lag, brachte es ums Leben, bestand aber noch immer auf seinem Vorhaben, den Dieb ausfindig zu machen. Jetzt klagte sich das Weib an, und ward von ihrem Manne in einem Anfalle von Verzweiflung getödtet. Min, dessen Rache sich immer noch nicht abgekühlt hatte, fand den Leichnam, wiederholte aber seine Frage, und nun war der Mann genöthigt, sich selbst für schuldig zu erklären. Er suchte sich zwar den Nachforschungen seines furchtbaren Feindes zu entziehen, und verkroch sich in das Dickicht; es dauerte aber nicht lange, so entdeckte ihn Min, und brachte ihn seiner Rache zum Opfer.

Solcher Mährchen giebt es auch bei den Betjuanen, und ich theile aus Campbell (tr. in S. Afr. II. 363) deren einige mit.

Die Löwin und der Hase. Eine Löwin hatte sich eine Höhle gemacht, und hatte einige Junge; da kam ein Hase, und lebte mit denselben. Die Löwin bat den Hasen, für ihre Jungen zu sorgen, während sie auf die Jagd ausginge. In ihrer Abwesenheit erwürgte der Hase einen der jungen Löwen, kochte ihn, und aß ihn ganz auf, ei-

nen Hinterlauf ausgenommen, welchen er der Löwin bei ihrer Rückehr darreichte. Als sie nun kam, gab er vor, er habe einen andern Hasen erlegt für seine kleinen Brüderchen, wie er die jungen Löwen nannte, und habe den Hinterlauf für sie selbst aufgehoben.

Als nun die Löwin wieder einmal ausging, erschlug er einen zweiten jungen Löwen, und fuhr damit fort, bis nur noch einer übrig war. Die Löwin pflegte allemal, wenn sie heimkehrte, den Hasen mit den jungen Löwen zur Tränke zu schicken. Da aber nur noch ein Löwenkind übrig war, mußte er dasselbe wieder zurückbringen, um das, was er gethan hatte, vor der Löwin zu verheimlichen. Endlich wagte er es aber doch, auch den letzten, übrigen Löwen zu erschlagen. Als aber die Löwin heimkehrte, schickte sie ihn zu seinem Schrecken aus, seine jungen Brüderchen zu suchen, und zur Fütterung herzuzuholen. Der Hase ging, kam aber allein wieder, und sagte, die jungen Löwen hätten, anstatt ihm zu folgen, ihn gekratzt und fortgetrieben. So wie die Löwin das hörte, rannte sie fort, um ihre Jungen zu holen, der Hase aber, seiner Schuld sich bewußt, verkroch sich in die Gebüsche, und verbarg sich in einem hohlen Mimosenstamme. Da die Löwin ihre Jungen nicht fand, kehrte sie zurück, aber der Hase war davon. Jetzt ahnete sie den Zusammenhang der Sache, und da sie ihn in dem Mimosenstamme fand, fragte sie ihn, ob er die jungen Löwen gesehen hätte. Der Hase verneinte. Als die rückkehrende Löwin diese Antwort erhalten hatte, zog sie sich zurück, und der Hase benutzte die Gelegenheit, auf eine Stelle zu entwischen, wo er sicherer war, er verbarg sich nämlich unter den Flügel eines Straußen. Da aber der Hase nicht wieder heimkehrte, ging die Löwin aus, um ihn zu suchen. Sie fiel in eine Straußenheerde und fragte, ob sie den Hasen gesehen hätten. Sie sagten nein; die Löwin wendete sich aber zu einem Strauße, der allein weidete, und unter dessen Flügel der Hase stak, und richtete dieselbe Frage an ihn. Der Strauß gab dieselbe Antwort; die Löwin aber verlangte, er solle seine Flügel lüften, damit sie sehen könne, was er darunter verborgen habe. Als der Hase solches hörte, erschrak er, schlüpfte unter dem Flügel vor, und floh nach dem großen Flusse hin. Die Löwin rannte nach, und da sie eine Zeit lang etwas am Ufer liegen sah, was ihr wie ein Stein vorkam, so faßte sie es, und wollte es in die Mitte des Flusses werfen — allein sie schleuderte das Ding über den Fluß ans andere Ufer. Dort angelangt, erhob sich der vermeinte Stein, dankte der Löwin für den erwiesenen Dienst, floh davon, und ward nie wieder gesehen.

Der weise und der thörichte Hase. Es gab ehedem eine besondere Art von Hasen, welche sich in den Gebirgen Höhlen auszugraben und darin zu wohnen pflegten. Einer, klüger als die andern, machte sich mehrere Eingänge in seine Wohnung. Ein anderer, der weniger weise war, machte einen schnurgeraden Eingang, der

weder gekrümmt, noch getheilt war. Wie er sich nun einmal in seine Höhle zum Schlafen zurückgezogen hatte, zündete Jemand ein Feuer vor dem Eingange derselben an, so daß der Wind den Rauch hineintrieb, und den Hasen erstickte. Der kluge Hase aber, der verschiedene Ausgänge hatte, entwischte, so wie er merkte, daß Hitze und Rauch in seine Höhle eindrangen. Da der dumme Hase den Rauch und die Hitze fühlte, rief er laut: Bruder, Bruder, komm und hilf mir, denn sonst muß ich ersticken. Der andere hörte aber gar nicht darauf, sondern lachte und bat ihn, zum Spaße auf dem Kopfe zu stehen, und jener starb, während er sich anschickte, dieß zu thun. Als nun der lebendige Hase nochmals in die Höhle des verstorbenen eintrat, zog er ihn bei den Ohren und sagte: Steh auf, meine Schwester, oder soll ich dich auffressen? Aber er fand, daß jener gestorben war. Nach diesem Vorfalle begann der weise Hase, der auf seinem Vorderhaupte Hörner trug, von seiner Klugheit und Vorsicht gegen jegliches Uebel zu schwatzen; während er so prahlte, kam ein Wesen vom Himmel, und riß ihm seine Hörner vom Kopfe. Der Hase lief demselben nach, so weit er konnte. Allein das Wesen, das mit den Hörnern davon floh, rief seinen andern Gefährten zu, daß sie dem Hasen eine Kuh bringen möchten, deren Milch vergiftet war. Wie der Hase eben trinken wollte, wisperte ihm eine freundliche Fliege die Warnung vor dem Gifte zu. Der Hase stellte sich nun, als trinke er, berührte aber die Milch blos mit den Lippen. Endlich bat der Hase, die Kuh wieder wegzuführen, vorgebend, er habe nun genug getrunken. Nun dachte das Wesen auf ein anderes Mittel, den Hasen zu vernichten. Es stellte den Hasen zum Hüthen des Viehes an, und ließ nun heftig regnen, um ihn zu tödten; allein, als der Regen aufhörte, war der Hase am Leben, sein Vieh aber ersoffen. Da gab es ihm denn seine Hörner wieder.

In ähnlicher Weise sind auch die übrigen Geschichten, welche Campbell mittheilt, z. B. vom albernen Löwen und dem klugen Hasen, der den Löwen durch List tödtet, in sein Fell kriecht, und nun König der Thiere wird. Die Kinder unter den Menschenfressern, von grausamen Eltern, finden sich auch anderwärts. Eigenthümlich aber erscheint die Geschichte vom wunderbaren Ochsen, der in einem Krale von drei kleinen Männern das Vieh hüthete, und beim Herannahen einer feindlichen Räuberschaar dasselbe in Sicherheit brachte. Er wurde jedoch mit der andern Heerde weggeführt, und dann geschlachtet und gegessen. Alle aber, die von ihm gegessen hatten, starben. Nun erschienen seine drei rechtmäßigen Herren, und riefen: Wo bist du, warum bringst du unser Vieh nicht zurück? Da kamen alle Stücken des verzehrten Ochsen aus den Leichen der Räuber, krochen in die Haut desselben, und der Ochse begann wieder zu leben, und das gestohlene Vieh zurückzuführen.

Die Musik der Neger ist wie die der Americaner überaus ein-

fach, und dient vornämlich dem Tanze und Gesange zur Unterstützung. Daher ist die Trommel das vorzüglichste Instrument derselben, dessen sie mehrere Arten haben.

Die Trommel haben bereits die Hottentotten. Sie heißt bei ihnen t Koi, und besteht aus einem Flaschenkürbis oder ausgehölten Klotze, über welchem ein wohlzubereitetes Fell gespannt ist (Sparrmann S. 215). Die Trommeln der Neger an der Sierra-Leona-Küste sind sehr mannichfaltig. Einige bestehen aus einem 6 Fuß langen Stamme eines großen Baumes, welcher an beiden Enden mit einem Schaf- oder Ziegenfelle überzogen wird, auf welches man mit einem fast hammerförmig gestalteten Stücke Holz schlägt. Eine andere Art Trommel wird aus einem Baumstamme gefertigt, den man ebenfalls aushölt, aber an beiden Enden mit Holz verschließt, und auf der Seite der Länge nach aufschlitzt. Man schlägt abwechselnd mit zwei Stöcken darauf, sie giebt einen kläglichen Ton von sich, den man in weiter Entfernung hört. — Sie haben ferner eine kleinere, 2 Fuß lange Trommel, die an beiden Enden hohl und mit Fellen bespannt, in der Mitte aber verengt ist, so daß sie fast wie eine Sanduhr aussieht. Sie tragen dieselbe, wenn sie über Land gehen, unter dem linken Arme, und schlagen mit einem Klöppel darauf (Winterbottom S. 150. Bosman S. 171). Dieß geschieht sowohl, um Schlangen und andere Raubthiere zu vertreiben, als auch um sich munter zu erhalten, wie denn die Senegambier zu jeder Arbeit die Trommel schlagen (Caillié I. 350), und die Bambarasfrauen ihre Gesänge damit begleiten (Caillié II. 105). Die Trommeln der Neger von Akra bestehen aus einer sehr großen Calebasse, die mit Schaffell überzogen ist, um den Hals gehängt, und mit der flachen Hand geschlagen wird. Um die Hände hat der Trommler kleine eiserne Ringe und Stäbchen, die beim Schlagen klappern und klingen (Isert Guinea S. 191).

Unter den übrigen musicalischen Instrumenten nehmen die Hörner aus Elefantenzahn, die wir schon oben kennen lernten, die erste Stelle ein. Man hat auch Nachahmungen aus Holz, die ebenfalls von der Seite geblasen werden (Douville I. 231. Bosman S. 170. Winterbottom S. 152. Bowdich 466 ff.).

Darauf folgen die Flöten — Kit — welche die Länge eines mäßigen spanischen Rohres haben. Sie blasen am dicksten Ende, am dünnen haben sie drei Löcher, welche drei Töne hervorbringen. Sie bestehen aus spanischem Rohre (Römer Guinea S. 209. Isert S. 191. Bowdich S. 464).

Endlich finden sich auch Saiteninstrumente, dergleichen bereits die Hottentotten haben. Es heißt t Görra, und ist ein Bogen mit einer feinen Saite, an deren einem Ende eine 1½ Zoll lange, gespaltene Federspuhle festgemacht ist. Aus dieser Spuhle wird die Luft gesaugt, und dadurch das Instrument in eine zitternde Bewegung gesetzt, und ein schnarrender Ton hervorgebracht. Ein anderes Saiten-

instrument der Hottentotten heißt t Guthe, und ist ein dünnes Bretchen, auf welchem drei oder vier Darmsaiten festgeschraubt sind, die mit einer Art Fiedelbogen gespielt werden (Sparrmann S. 214).

Aehnlich der t Gorra ist das Bentwa der Aschantis, ein in Bogengestalt gekrümmter Stab, worüber ein dünnes und gespaltenes Stück Rohr befestigt ist, das der Spielende zwischen den Lippen an einem Ende hält, und mit einem kleinen Stabe schlägt, während er das andere Ende zugleich mit einem dickern Stabe berührt. Auf diesem Instrumente werden nur lebhafte Lieder gespielt (Bowdich S. 466).

Die Geige der Neger besteht aus einem Kürbis, der oben mit Rehhaut überzogen ist, worin zwei große Löcher geschnitten sind. Die Saite ist aus Rindshaar gedreht und so breit wie der Bogen, womit sie gestrichen wird. Es dient diese Violine zum Vortrage lächerlicher Erzählungen, die mit allerlei Fratzen begleitet werden (Bowdich S. 466).

Eine nicht minder seltsame Gestalt hat die Geige der Akraer. Sie besteht aus einem kleinen, zusammengenäheten Kasten von 3 Zoll Breite und 6 Zoll Länge, dessen oberste Seite mit Schaffell überzogen ist. Mitten durch den Kasten steckt der Länge nach ein daumendicker, 1½ Fuß langer Stock in schräger Richtung. Nach seiner Spitze zu sind acht Saiten dergestalt befestigt, daß sie etwa Zoll weit von einander abstehen, über das Leder des Kasten hinweglaufen, und am andern Ende des Stockes aufgespannt sind. In der Mitte auf dem Lederdeckel steht ein Bock, der die Saiten straff anspannt. Die Saiten sind aus den Ranken einer Winde gemacht. Der spielende Neger setzt sich den Kasten auf die Brust, hält mit den Händen den Stock, und spielt mit den Fingern wie auf der Harfe (Isert S. 192).

Endlich haben die Aschantis ein Instrument, was auch Tuckey am Zaire fand (S. 123). Es ist ein flacher Kasten, der an einem Ende offen ist; oben darauf sind zwei platte Stege befestigt, worüber fünf dünne, glatt polirte Stäbe liegen, die mit dem Daumen geschlagen werden (Bowdich S. 467) *).

Die Triangel, Klappern aus Kürbis, die mit Steinchen gefüllt sind, so wie die Schellen verdienen nicht den Namen der Instrumente, obschon sie, wie auch alte Kupferkessel zur Verstärkung der Musik gebraucht werden. Es gilt bei den Negern, den Tact herzustellen; von Melodien ist keine Rede.

Der träge, Anstrengung vermeidende, der Ausdauer ermangelnde Charakter der Neger spricht sich auch in den geringen Spuren plastischer Kunst aus, die wir bei ihnen finden. Wir lernten die trefflich und genau gearbeiteten Waffen, Kleider und Geräthe der Americaner kennen, bei denen wir schön gemalte Büffelroben fanden

*) Vergl. damit Gray et Dochard voyage en Afrique occid. S. 53. und pl. IX. Merolla viaggio nel regno di Congo S. 114 ff.

(s. o. Th. II. S. 191). Das, was ich von Negerarbeiten gesehen habe, zeigt von gar keinem Sinne für Form. Schon Bosman hat hierüber eine interessante Bemerkung: „Wenn wir bauen wollen, sehen wir jederzeit, ob der Ort und dasige Gegend annehmlich sey, ob man schöne Aussichten, schöne Spaziergänge habe, ob es nahe bei einem schönen Wasser gelegen, darauf die Schiffe von einem Orte zum andern fortkommen können, und dergleichen Sachen, die nicht nur zur Lust, sondern auch zur Bequemlichkeit dienen können. Diese (Neger) hingegen, als unweise und ungehobelte Leute, legen ihre Häuser in die unfruchtbarste und unangenehmste Gegend, ohngeachtet sich anmuthige Thäler mit schönen Bäumen, bepflanzte Berge und sehr lustige Flüsse zur Genüge allhier finden lassen; allein dieses alles ist nicht vermögend, ihnen die geringste Lust zu erwecken (Bosman S. 169).

Die geschnitzten Kämme der Neger, welche ich auf Tafel VI. mitgetheilt habe, sind überaus roh und lüderlich gearbeitet, die Stiele der Hassagaien ungleich gerundet und nachlässig geglättet, das Eisen ist ohne Sinn für Gleichmäßigkeit und nachlässig geschmiedet; das Kästchen des Fischers von Annabona, das Elfenbeinhorn im hiesigen königl. historischen Museum, dessen ich oben erwähnte, ist überaus plump und roh geschnitten. Andere Nationen leisten mit geringeren Mitteln bei Weitem mehr, wie denn z. B. die Schnitzarbeiten, welche die Eskimos in Knochen und Zähnen ausführen, weit mehr Formensinn zeigen, obschon die Härte des Stoffes und die Unvollkommenheit der Werkzeuge ihnen größere Schwierigkeiten darbieten. Das Messer und der Löffel auf Tafel VI. zeigen, daß es den Negern durchaus nicht an Auffassungsgabe und der Fähigkeit fehlt, das Betrachtete charakteristisch darzustellen. Eben so sind die Figuren des Fetischfelsens am Zaire nicht ohne Charakter. Allein es fehlt dem Neger die Freude an der Arbeit der Darstellung, die wir bei andern Völkern schon sehr früh finden. So wenig Formensinn sich bei den Negern kund thut, so stark ist ihre Vorliebe für grelle, schreiende Farben, namentlich für das Rothe und Gelbe.

Die Sprachen der Africaner geben ebenfalls Zeugniß von der Culturstufe, welche sie einnehmen. Die Sprache der Hottentotten zeichnet sich in ihrem Klange durch seltsame, schnalzende Töne aus, welche die älteren Schriftsteller (Kolbe S. 355) mit dem Gekaulter der Truthühner vergleichen, die jedoch von den neueren als ein überaus künstliches, euphonistisches System anerkannt worden sind, über welches Döhne (Kafferland S. 50 f.) Auskunft ertheilt.

Die Kaffern haben Declinationen des Substantivs und Adjectivs, die durch Präfixa gebildet werden. Außer dieser Verwandlung vor den Wörtern findet eine andere innerhalb derselben Statt, um den Mißklang zu vermeiden. Es ist ein Hauptgrundsatz, die Consonanten nach ihrer Verwandtschaft anzuwenden. So darf z. B. vor den Lippenbuchstaben nur ein Lippenbuchstabe, vor den Zungenbuchstaben nur ein Zungenbuchstabe stehen. Ein Beispiel: Würde ein Buchstabe

bei der Flexion des Wortes im Ablativ oder im Verbum einen Mißklang oder eine höchst schleppende Aussprache erzeugen, so wird er in den seiner Eigenthümlichkeit nach verwandten Laut verwandelt. Umlambo soll in den Ablativ treten, und würde eigentlich emblambweni geben; weil dieß aber schleppend klingt, wird mb in einen weichen Zischlaut verwandelt, und das Wort emlandscheni gebildet. Soll das Verbum ukupa, herausgeben, ins Passivum gesetzt werden, was gewöhnlich durch ein, zwischen den Endvocal und den Consonant eingeschobenes w geschieht, also ukupwa giebt, so ist dieses schwer auszusprechen; der Kaffer verwandelt daher p in den harten Zischlaut tsch, und hat nun ukutschwa. Für den Europäer ist es unendlich schwer, im Augenblicke des Gesprächs den richtigen Laut zu finden. Kein Kaffer dagegen, selbst das kleinste Kind nicht, wird einen Fehler im Sprechen begehen. Nicht minder schwierig ist der richtige Gebrauch der Partikeln, die zwischen das Verbum und das Verbalpräfixum eingeschoben werden, namentlich im Präteritum und Futur, wo sie doppelt eingeschoben werden, z. B. da-k-an-dateta, ich redete einst, wa-k-an-k-ehambe, du wärest einst gegangen. Am schwierigsten von Allem ist aber der rechte Gebrauch der Tempora in der conjunctivischen Redeweise, und bei den Verben können, sollen, wollen, müssen, u. s. w. in Verbindung sowohl mit andern Verben, als auch mit Substantiven, wie z. B. bendingedingengumtu, oder bendingeandibingumtu, oder bendingedingengamtu d. h. ich hätte nicht mögen Mensch seyn. Umtu ist das Substantiv, bendinge ist: ich hätte mögen; dinge oder andi ist nicht seyn, bi ist das Negativum vom Verbum seyn, und muß bei andi stehen, g an umtu ist Verbum zum Substantiv umtu. Das Wort: dakandandingendihambe oder dakandikendihambe heißt: ich hätte damals müssen gehen. In Construction der Sätze herrscht große Freiheit, wenn man sich nur deutlich ausdrückt. Den activen Satz kann man in einen passiven, den Vordersatz in einen Nachsatz und umgekehrt verwandeln (Döhne S. 50 ff.).

Die Sprachen der Neger der Westküste*) sind nicht minder mannichfaltig, wenn auch nicht so zahlreich, als die der Americaner, allein sie haben auf der einen Seite durch den Verkehr der Nationen unter einander, auf der andern durch den Jahrtausende lang fortgesetzten Umgang mit den Europäern sich bedeutend verändert. Degrandpré fand in den Congosprachen Anklänge des Lateinischen (I. 56), Bowdich (S. 455) in den Sprachen der Guineaneger Aehnlichkeiten mit dem Romanischen. Die Sprachen der Neger sind überhaupt sehr wohllautend. Bemerkenswerth sind die Bemerkungen von Bowdich (S. 455), daß in den Sprachen von Akra und Fanti die meiste Ein-

*) Vergl. damit Adelungs Mithridates Th. III. S. 154, und die daselbst mitgetheilte Literatur, wozu noch die von Tuckey, Bowdich, Caillié und den übrigen seit 1812 in Westafrica reisenden Europäern mitgetheilten Vocabularien kommen.

fachheit gefunden wird. Sie haben sechs Conjunctionen, welche sich auf die zusammengezogenen Imperative des Verbums zurückführen lassen würden. Adverbien, Participien und Präpositionen fehlen. Unter den Hauptwörtern sind viele portugiesische. Das Geschlecht wird nicht besonders angedeutet, und er, sie und es, wird durch ein und dasselbe Pronomen ausgedrückt. Die Fanti drücken den Plural durch das Präfixum en aus. Die Vergleichungsgrade werden durch Verba ausgedrückt. Z. B. er ist reich, er übertrifft ihn an Reichthum, und er übertrifft Alles an Reichthum. Das Verbum ist nur activ. Die Akräer haben das Verbum seyn im Präsens, Perfectum und Futurum, die Fantis nur im Präsens. Die Dolmetscher in den englischen Forts, die ganz geläufig englisch sprechen, verstehen das Verbum seyn nie gehörig anzuwenden, und gebrauchen dafür immer leben, sie mögen nun von belebten oder leblosen Dingen reden, z. B. deine Schlüssel leben in deiner Tasche, anstatt sie sind in deiner Tasche.

Die Aschantis gebrauchen viele und lebhafte Geberden, und sprechen immer im Recitativ; Substantive und Verba werden beständig wiederholt, um der Rede Nachdruck und Deutlichkeit zu geben. Sie wechseln oft den Ton, wenn sie ein Wort aussprechen, das mehr als eine Bedeutung hat. Die Sprache der Neger ist voller Figuren, Hyperbeln und Bilder, wie wir bereits oben in der Erzählung des Krieges gegen Damel sahen. Einer der Könige des Innern, dessen Staaten die Aschantis schon lange mit einem Einfalle bedroht hatten, schickte 40 Krüge Palmöl nach Cumassie, und ließ sagen, er fürchte, sie möchten den Weg nicht finden, und er schicke ihnen Oel, um ihnen zu leuchten. Statt „gute Nacht," sagen die Akraer: „schlafe, bis die Welt wieder erleuchtet ist." Wenn sie ihren Feind verwünschen, sagen sie: möge doch ihr Versteckwinkel unser Spielzeug seyn. Von einem Betrüger sprechen sie: er steckte uns unsere Hinterköpfe in den Mund. Der Aschantikönig sagte einst zu Bowdich, als dieser sich über einen Menschen beklagte: Das Pferd kommt aus dem Walde und ist dumm; aber der Mann, der darauf reitet, hat Verstand, und macht nach und nach, daß es thun muß, was er haben will; ihr selbst machtet, daß das Pferd, welches dumm war, sich den andern Tag besser betrug, darum müßt ihr drei einen Mann, der nicht dumm geboren ist, und der nicht aus dem Walde kommt, nach und nach lehren, was ihr als Recht anerkennt, obgleich ich sehe, daß er jetzt Unrecht hat (Bowdich S. 462).

Die Congoneger sind überaus lebhaft in ihrer Unterhaltung, und begleiten ihre Rede mit vielen Zeichen und Geberden. Sie malen mit den Fingen die Zeichen auf den Boden und auf ihren Leib, wenn etwas sie persönlich betrifft. Sie beißen sich z. B. auf den Finger, wenn sie ausdrücken wollen, daß irgend etwas eine Züchtigung zur Folge haben werde. Sie machen auf die Magengegend zwei parallele und eine horizontale Linie auf den Hals, um anzudeuten, daß die

oder jene Handlung die Todesstrafe mit sich bringen werde (Douville II. 87).

Die Geschichte

der africanischen Völkerschaften bietet uns das den passiven Völkern eigenthümliche Bild des stabilen Lebens dar, in welchem jedoch ein, wenn auch sehr langsamer, Fortschritt zu bemerken ist. Die Urwald- und Steppenbewohner, die ohne Namen, ohne persönliches Bewußtseyn, ohne Besitz, ohne Familienleben, wie die Raubthiere umherziehen, zeigten uns die Zustände der Uranfänge, — während die Hottentotten bereits aus dem Jägerleben in das der Hirten übergegangen sind, und bei den Kaffern die Anfänge des Ackerbaues gefunden werden. Die Congo- und Guineavölker haben neben ihren Heerden bereits Feldbau und größere Ortschaften, und feste Plätze bei den Königsburgen, als Mittel- und Haltpuncte eines religiösen und Staatslebens, dessen Anfänge durch die äußersten Ausläufer der aus Osten kommenden, activen Rasse begründet wurden, wozu von Westen her europäische Cultur wenigstens einige Lichtstrahlen geworfen hat. Allein diese Boten einer höheren Cultur kamen zu einzeln, zu sparsam, zu wenig mächtig, als daß sie einen großen, wesentlich umgestaltenden Einfluß auf das passive Element hätten ausüben können. Dazu kommt, daß eben diese activen Einwanderer nicht in der Absicht kamen, sich eine Heimath zu gründen; sie erscheinen hier in demselben Verhältnisse zu der passiven Bevölkerung, welches der Jäger gegen die Thiere des Waldes hat. Er jagt sie, er verbraucht sie, und vernichtet sie dadurch. Der Europäer wie der Maure, fängt sich die Schwarzen ein, um sie als Diener seiner Bedürfnisse und seiner Lüste zu brauchen, oder um sie zu verkaufen. Wo aber der active Mensch den passiven so behandelt, wie der Hirt seine Heerde, wie der Landmann seine Felder, da sehen wir gar herrliche, große und erfreuliche Erscheinungen, wie sie uns die Betrachtung des alten Aegyptens darbieten wird.

Wir sahen schon oben, wie durch Eroberung bei den Negern sich größere Staaten gebildet haben, und welche Mittel vorhanden sind, dieselben zu erhalten; wie das Eigenthum unter dem Schutze des Staates steht, wie die Herrscher mit Gehülfen sich umgeben haben. Wir sahen, wie der Herrscher seinen Thron mit Schrecken umgiebt, um ihn zu sichern, wie der Tod des Königs und der Vornehmen durch Menschenopfer verherrlicht wird. Wir sahen aber auch, wie schon zu Iserts Zeit die Menschenfresserei in eine symbolische Handlung, das Eintauchen des Fingers in das Blut, verwandelt worden war. Dieß aber ist ein unverkennbarer und sorgfältig zu beachtender Fortschritt. Einen weiteren Fortschritt bemerkte Hutton. Die englische Mission, an welcher im Jahre 1817 Bowdich Antheil nahm, sah noch die grausamsten Menschenopfer. Die Mission vom Jahre

1820 konnte keine derartigen Gräuelthaten bemerken. Es hatte seitdem eine Verbesserung Statt gefunden. Der König scheint diese Menschenopfer aufgegeben zu haben, um den Europäern nicht zu mißfallen. Nächstdem haben auch die Mauren, die einen sehr großen Einfluß auf die Neger ausübten, sich ebenfalls gegen die Menschenopfer ausgesprochen, und ihnen gezeigt, daß man anstatt derselben Schafe darbringen könne (Hutton S. 205).

Die Geschichte der Aschantis bietet uns das Bild des Staatslebens der Neger, und zugleich die Uebersicht der dabei vorkommenden Erscheinungen. Diese Geschichte reicht nicht hoch hinauf, und beginnt mit einer Sage von der Einwanderung der Nation aus einem Lande, das näher an der See gelegen war. Sie unterwarfen die westlichen Intas und zwei geringere Völkerschaften, und gründeten so das Aschantireich. Sie nahmen die Sprache und die Cultur der Unterworfenen an. Eine andere Sage meldet, daß die Aschantis, Warsaws, Fantis, Akim, Assins und Aquamboer allesammt Mitglieder eines in zwölf Familien getheilten Volksstammes gewesen. Diese hießen Aquonna, Abrotu, Abbradi, Essonna, Annonna, Yoko, Intschwa, Abadie, Appiadie, Tschwidam, Aguna und Dunima. Noch jetzt halten sich die Mitglieder der genannten Familien für Abkömmlinge einer dieser Familien, und wenn sie sich begegnen, und es ergiebt sich, daß zwei Personen einer und derselben Familie angehören, so begrüßen sie sich als Brüder. Der König der Aschantis gehört zur Familie Aunonna. Die Aquonna, Essonna, Intschwa und Tschwidam sind die Patriarchenfamilien, und führen den Vorsitz über die anderen, die als jüngere Zweige angesehen werden. Die Namen der Familien stammen von den Thieren, deren Genuß sie sich versagt. So enthalten die Aquonna sich des Büffels, Quonna, die Abrutu des Kornhalms, die Abbradie der Pisangfeige, die Annonna der Papagaien, die Essonna der wilden Katze, Esso, Yoko der rothen Erde, womit man den Fußboden bestreut, die Intschwa der Hunde, die Tschwidam der Panther, Etschwi, die Aguna des Palmöls. Ueber diese Etymologie stimmen die Einwohner überein. Bowdich stellt die sehr wahrscheinliche Vermuthung auf, daß die vier ältesten Familien, welche sich der Büffel, wilden Katzen, Panther und Hunde enthalten, an den frühesten Zustand des Menschengeschlechts, den des Jägerlebens, erinnern; die Einführung des Anpflanzens und des Ackerbaues scheint in dem Zeitalter der von ihnen abstammenden Nachkommen durch Kornhalm und Pisangfeigenzweig angedeutet zu seyn; das Entstehen und Fortschreiten der Baukunst, in der rothen Erde, das des Handels, in Palmöl, und die Eingebornen haben die Portugiesen, das erste fremde Handelsvolk, das sie kannten, in diese Familie mit aufgenommen. Diese Sage steht mit den Erscheinungen des wirklichen Lebens in vollkommenem Einklange.

Als einst der Häuptling des Fantivolkes Braffone die Fetisch-

männer des Heiligthums bei Surruro über den Krieg mit den Aschantis befragte, antworteten sie: nichts könne dem Fetisch empfindlicher seyn, als daß die Fantis den friedlichen Verkehr ihrer Nachbarn im Innern mit der Seeseite verhindern wollten, da sie doch früher alle Eine Familie gewesen wären.

Der Anführer der letzten großen Auswanderung, welche das Aschantireich begründete, war Sai-Tutu, der durch andere Partheiführer und Vorzeichen ermuntert, Cumassie gründete, und wegen seiner überlegenen Geistesfähigkeiten mit dem Stuhle oder der Königswürde betraut wurde. Daher ist denn jeder, der in gerader Linie von den Großbeamten des Sai-Tutu abstammt, von jeder Todesstrafe freigesprochen.

Um dieselbe Zeit soll die Monarchie von Dwabin durch Sai-Tutus Schwestersohn Boitinneh gegründet worden seyn. Dwabin soll immer den Vorrang gehabt haben, aber stets mit Aschanti und Cumassie eng verbündet gewesen seyn.

Cumassie war die Hauptstadt des neuen Reiches, die Oberhäupter bauten sich in der Nähe derselben an, waren aber verpflichtet, an den großen Festen in der Hauptstadt zu erscheinen (wie wir schon sahen). Sai-Tutu blieb das Oberhaupt des Krieges, denn die gesetzlichen Angelegenheiten wurden in den Versammlungen gemeinschaftlich mit den Oberhäuptern besorgt. Sai-Tutu schlug die Akims und Assins, und unterwarf sich das Land Tufel, so wie mehrere, kleinere Nachbarstaaten. Er eroberte auch Dankara, dessen König Intim Dakarey ein so bedeutender Sclavenhändler war, daß der holländische General-Gouverneur ihm nicht nur mit Geld, sondern auch mit drei kleinen Kanonen und einigen europäischen Soldaten gegen die Aschantis Beistand leistete. Die Kanonen stehen als Trophäen in Cumassie.

Sai-Tutu erlebte es nicht, daß alle Straßen seiner Hauptstadt fertig gebaut wurden. Er hatte den Atoá, einem Volke zwischen Akim und Assin, den Krieg erklärt. Der Häuptling der Atoás fühlte sich nicht stark genug, eine förmliche Schlacht zu wagen, und schlich sich daher mit seinen geringen Streitkräften durch den Wald, bis er den Nachtrab des Aschantiheeres erreichte, wobei sich auch der König befand. Der ganze Nachtrab wurde erschlagen, der König in seinem Tragsessel erschossen. Da sich dieß nahe bei dem Orte Cormantie und an einem Sonnabende zutrug, so ist der feierliche Schwur der Aschantis „bei Sonnabend und Cormantie". Der Ort wurde aus Rache dem Erdboden gleich gemacht, und von nun an keinen Sonnabend irgend eine bedeutende Unternehmung begonnen. Jetzt, 1720, kam Sai-Tutus Bruder, Sai-Apoku, auf den Thron. Wäre kein Bruder vorhanden gewesen, so würde der Sohn seiner Schwester der Thronerbe gewesen seyn.

Sai-Apoku vollendete den Bau von Cumassie, und leitete einen freundschaftlichen Verkehr mit dem Könige von Dahomey ein, der seitdem nicht fortgesetzt wurde.

Da Sai-Apoku das Königreich Chaman überfiel, floh der König desselben, Abo, nach Kong, wohin ihn das Heer der Aschantis verfolgte. Der König von Kong zwang den Abo, seinen Feinden an der Gränze des Landes entgegen zu treten, damit sie nicht ein neutrales Reich beunruhigten. Als Abo geschlagen war, erkaufte er den Frieden, indem er den verschiedenen Oberhäuptern große Summen Goldes schenkte, und sich zu einem jährlichen Tribut verpflichtete. Apoku unterjochte zunächst Takima, und zwang das Volk zu einer neuen Auswanderung nach Gomawa. Er entzog den Akims den englischen, holländischen und dänischen Sold aus Akra.

Da ein Tribut vom benachbarten Königreiche Dagwumba gefordert wurde, so erfolgte ein Krieg, worin die Aschantis siegten. Der König von Dagwumba war zwar an Volkszahl seinen Feinden überlegen, allein er hatte keine Feuergewehre, weil die Könige in der Nähe der Küste die Ausfuhr der Feuergewehre ins Innere durch strenge Verbote hemmten. Daher schlug er zeitig genug einen Frieden vor, bevor die Feinde übermüthig geworden, und eine zweite Niederlage ihn noch mehr gebeugt hatte. Er verstand sich zu einem geringen Tribut, und gründete damit einen Handelsverkehr, der ihm vielen Vortheil brachte. Sein Ruf als großer Weihsager schützte ihn vor anderen Angriffen. Darauf wurde Inta unterjocht. Jeder unterjochte Staat war der unmittelbaren Pflege eines Häuptlings der Aschantis anvertraut, der für gewöhnlich in der Hauptstadt wohnte, und ihn nur besuchte, wenn er den Tribut des eingebornen Herrschers in Empfang nimmt. Er ist aber gewissermaßen für das Betragen desselben verantwortlich.

1741. Dem Sai-Apoku folgte sein Bruder Sai-Aquissi, der die früher unterjochten Staaten in ihrer Abhängigkeit erhielt. Da der König von Akim die Absicht hatte, mit seinen Nachbarn Krieg anzufangen, mußte er sich bei den Aschantis Erlaubniß holen, die er unter der Bedingung erhielt, daß er die Hälfte der Leute abliefern wollte. Er gewann jedoch wenig oder nichts, und konnte also auch nichts abgeben. Als er nun bald darauf hörte, daß Sai-Aquissi Willens sey, seinen Kopf zu verlangen, und er wußte, daß des Königs Wort für unwiderruflich gelte, berief er seine Räthe, und verlangte, sein Leben der Ruhe seines Volkes zu opfern. Die Räthe bestanden darauf, sein Schicksal zu theilen; so brachte man denn jedem derselben und dem Könige ein Fäßchen Pulver; sie setzten sich darauf, tranken eine Menge Rum, zündeten mit ihren Tabakspfeifen das Pulver an, und sprengten sich so sammt und sonders in die Luft.

1753. Dem Aquissi folgte Sai-Cudscho, der die Aristokratie einschränkte, und seine begünstigten Hauptleute auf die erledig-

ten Stühle setzte, deren er drei bis vier vereinigte, d. h. er gab jedem drei oder vier Erbschaften, und schwur, daß ihr Leben ihm heilig seyn sollte. Die Warsawen und Assins zwang er durch wiederholte Demüthigungen, die Oberherrlichkeit von Aschanti vollständig anzuerkennen. Er überwältigte auch Aquamboe und Aquapim, unterdrückte einige Empörungen in andern Gegenden, und ward als großer Feldherr geachtet.

1785. Sai-Quamina folgte seinem Großvater Sai-Cudscho in einem sehr frühen Alter. Bald nach seiner Thronbesteigung empörten sich die Akimer unter Ofusu, der seit vielen Jahren ihr thätigster Anführer war. Er hatte sich mit mehreren kleineren Staaten verbunden, und schlug die Aschanti mehrere Male. Endlich aber verschaffte die Verrätherei seiner Begleiter dem Aschantifeldherrn Quatschi-Quosie seinen Kopf, mit welchem er nach Cumassie zurückkehrte, da sich das Land schon völlig unterworfen hatte. Der große Ruf des Ofusu machte den Aschantifeldherrn so eitel auf diese That, daß er ein Bild von ihm verfertigen ließ, welches auf seinem Schirme noch 1817 zu sehen war, und vor welchem er mit verhöhnenden und prahlenden Geberden bei feierlichen Gelegenheiten tanzt. Die Akimer sind darüber sehr entrüstet, und haben sich an achtmal erhoben, um ihre alte Unabhängigkeit wieder zu erlangen.

Unter irgend einem Vorwande wurde Banda überfallen; nachdem sich König Obrasie mit seinem Heere tapfer vertheidigt hatte, aber endlich einsah, daß er doch unterliegen werde, wollte er wenigstens seinen Kopf retten, und dadurch sein Volk in dem Grade trösten, als er den Feind dadurch beunruhigte. Er befahl also eine Frau zu opfern, ihren Leib aufzuschneiden, seinen Kopf hineinzustecken, die Oeffnung zu vernähen, und den Leichnam mit dem Kopfe unter dem Haufen der Erschlagenen zu begraben. Dieß wurde durch Bestechung jedoch entdeckt, und der Schädel ist nun auf einer von des Königs großen Trommeln befestigt. Odumata unterjochte dann Suta, nachdem es das Aschantiheer zehn Jahre lang beschäftigt, während welcher Zeit der Feldherr nicht nach Cumassie kommen durfte. Dann unterjochte Odumata Coranza, wobei der größte Theil aus Hülfsvölkern von Gaman bestand. Sai-Quamina erhob den Apoku auf den Stuhl des Assimadu, dessen Diener er gewesen war, d. h. er schloß die Familie desselben von seiner Erbschaft aus. Der dänische Ober-Gouverneur, der die Popoer zu bestrafen trachtete, wendete sich an Sai-Quamina mit der Bitte, ihm 5000 Mann Hülfsvölker zu geben. Während sie auf dem Wege waren, starb der Gouverneur, und sein Nachfolger zahlte 250 Unzen Goldes Kriegskosten an die Aschanti, um des Bündnisses mit ihnen ledig zu werden.

1793. Sai-Quamina war zwölf Monate lang in Dwabin zum Besuche geblieben, taub gegen die Vorstellungen aller Deputationen aus Cumassie, die um seine Rückkehr baten, und ganz ver-

blendet durch die Künste seiner Geliebten Ghawa, der Königstochter von Gwabin, als ihm förmlich verkündigt wurde, daß, wenn er bei der nahe bevorstehenden Feier des Yamsfestes nicht erscheine, er des Thrones beraubt werden würde. Ghawa weigerte sich, ihm nach Cumassie zu folgen, weil sie die Rache seiner leidenschaftlichen und ehrgeizigen Mutter fürchtete, und weil auch ihr Vater sie vermochte, den Quamina festzuhalten, damit er selbst durch dessen Sturz mehr Macht und Freiheit erlangen möge. Als nun Quamina nicht erschien, begab sich Appia-Danqua, der Major Domus des Hofes mit den Oberhauptleuten zu der Mutter des Königs, schilderte ihr die schlechte Aufführung ihres Sohnes, und befahl ihr, als der Tochter des verstorbenen Königs, und der Mutter des gegenwärtigen, dem Quamina Vorstellungen zu machen. Die Mutter, die wahrscheinlich schon den geheimen Berathungen beigewohnt hatte, stellte sich, als beklage sie ihr eigenes Mißgeschick und die Entehrung ihres Sohnes; gestand mit scheinbarer Weigerung, ihre Vorstellungen wären schon verachtet worden, der König habe ihr sogar nach dem Leben getrachtet, und sie bäte, ihren zweiten Sohn, Sai-Apoku, auf den Thron zu erheben, den der ältere verwirkt habe. Dieß wurde genehmigt, und man sandte dem Sai-Quamina einige seiner Weiber und Sclaven, mit dem Gebote, sich in den Wald zu begeben, und sich daselbst anzubauen. Sein Tod erfolgte bald darauf aus Gram, und nun hielt man ihm die größte Leichenfeier, die jemals begangen worden ist. Seine Mutter starb bald nach ihm.

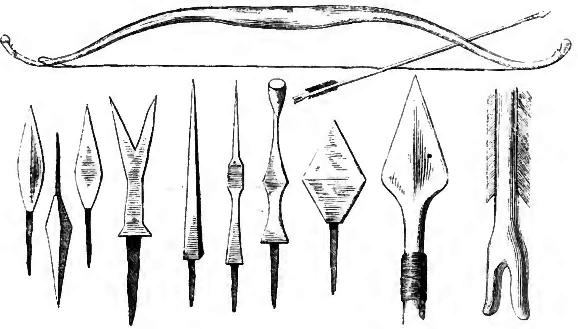
1799. Sai-Apoku lebte nur wenige Wochen, nachdem er auf den Thron erhoben worden war, und ihm folgte sein Bruder Sai-Tutu-Quamina, der als der Begründer der gegenwärtigen Macht von Aschanti zu betrachten ist, und auf der einen Seite durch maurischen, auf der andern durch europäischen Einfluß an dem Fortschritte seines Volkes wesentlichen Antheil hat.

Wie fern nun das Aschantireich mit seinem stehenden Heere in der Nähe christlicher Missionen bestehen, ob die der Sclaverei entrissenen Neger von Liberia zu höherer Cultur gedeihen werden, wie endlich die Neger in den englischen Colonien von Amerika sich entwickeln werden, dieß Alles sind Fragen, auf welche uns die Geschichte der europäischen Colonien zurückführen wird.

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.



Tafel I.



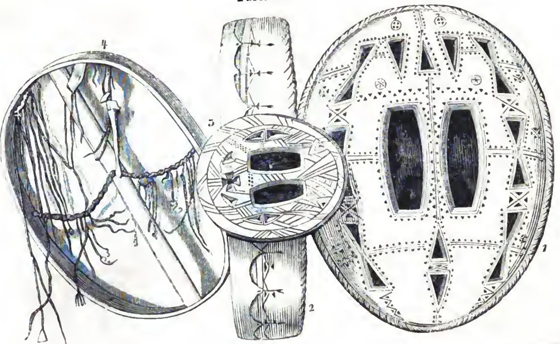


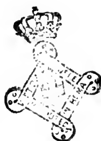
Tafel II.



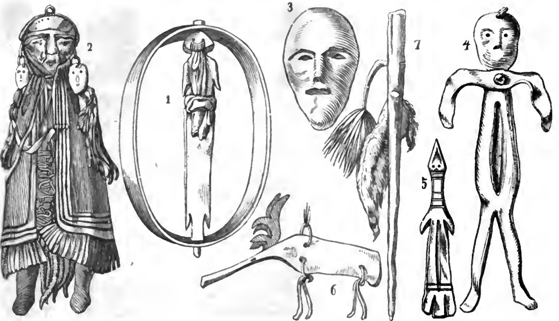


Tafel III.



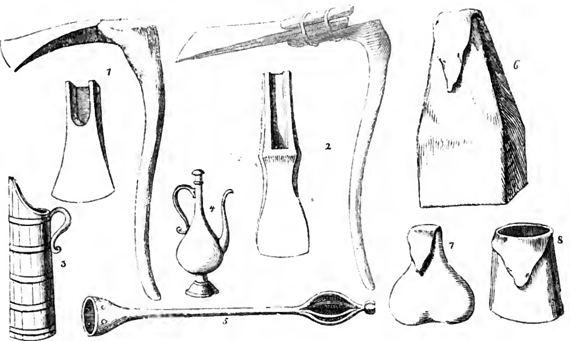


Tafel IV.



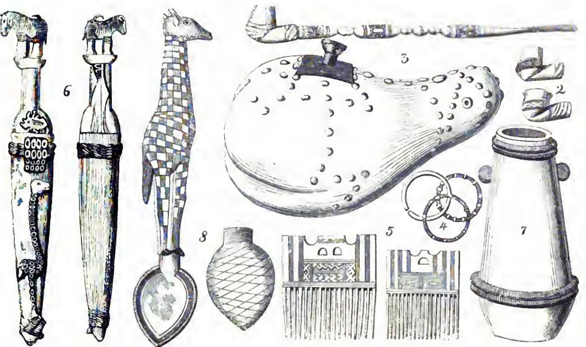


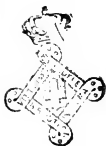
Tafel V.



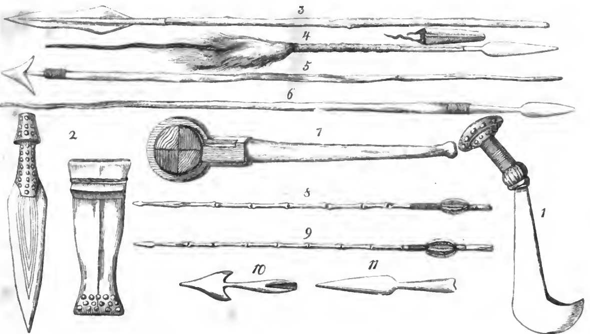


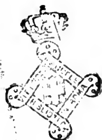
Tafel VI.





Tafel VII.





Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1844.

